

Landesbibliothek Oldenburg


Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg zur Beförderung angenehmer Unterhaltung

Oldenburg, 4.1838 - 8.1842

Jg. 8. 1842

urn:nbn:de:gbv:45:1-4420



Zeittheilungen aus Oldenburg

zur

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

Herausgegeben

von

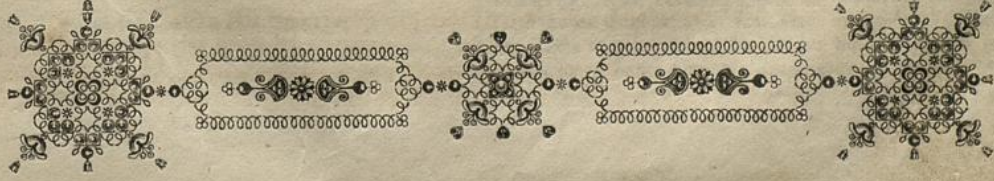
Chr. Fr. Strakerjan.

Achter Jahrgang.

Oldenburg, 1842.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)





Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 1.

Sonnabend, den 1. Januar.

1842.

Des Jahres letztes Wort.

Es tönt ins Ohr mir wunderbar,
Wie, wenns von Oben wär.
Ist es vielleicht das alte Jahr? —
Ruft das so ernst daher? —

Es ruft nochmals mit hebrem Ton
Ein Abschieds-Wort uns zu:
»Gedenk', du bist des Wechsels Sohn;
Der Wechsel haßt die Ruh.

Die Freude ändert er so schnell,
Zerbricht so bald das Glück;
Noch heute ist es um Dich hell,
Doch morgen trüb Dein Blick.

Und mit des Wechsels Raune zieht
Die Hoffnung in die Brust,
Und eilig fort der Glaube flieht,
Giebt ihm der Wechsel Lust.

So zieht der Wechsel stets umher,
Des Schicksals Mächte mit,
Wie, wenn die Welt sein eigen wär,
Mit Hohn und stolzem Schritt.

In seinem Strudel fasset er
Das Kind und auch den Greis,
Führt oft sie willentlos umher,
Wie, wenn sein Herz wär Eis.

So ist des Wechsels stete Spur! —
Doch nein, nicht immer so;
Sie zeigt sich so zuweilen nur,
Sie macht auch oftmals froh.

Denn ist das Herz von Thränen schwer,
Wird mild des Wechsels Blick,
Er sendet dann auch Linderung her,
Und schafft ein neues Glück.

Die Hoffnung, die schon Dir verschwand,
Bringt wieder er zurück,
Führt endlich Dich ins bessere Land,
Und stört nicht da Dein Glück.

Das ist o Mensch, des Wechsels Macht;
Doch fürchte Du sie nicht,
Führt sie auch hin in finstre Nacht,
Sie führt auch an das Licht.

Doch achte sie, Du bist ihr Sohn,
Und höhne niemals sie.
Bist gleich Du heute glücklich schon,
So trau dem Wechsel nie!

Das ist des Jahres letztes Wort,
Es tönt so ernst noch heut,
Und damit eilt es weiter fort
Ins Meer der Ewigkeit! —

Ch. Peterßen.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

Am 12. Aug. 1701, Vormittags, saß Ehren Anton Günther Fabricius, Pastor zu Nassebe, in seiner sogenannten Studierstube, den Kopf in die Hand gestützt am Tische und starrte auf die Bücher hin, die er vor sich aufgeschlagen hatte, um auf seine Predigt zu studiren, aber



er sah kaum die Bücher, vielweniger erkannte er die Buchstaben, denn er war im dumpfen Hinbrüten versunken, und nur mechanisch zog er große Dampfwolken aus der schwarzgerauchten Honigspeise, welche vor ihm auf dem Tische ruhte, und erfüllte die graueräucherte Stube eben nicht mit den feinsten Wohlgerüchen. Da öffnete sich die Thür, und sein Freund, der Holzvogt Ahlhorn, trat ein. »Was zum Henker, Pastor,« rief er, »sitzt Ihr wieder da und kalmausert! Hat's etwa wieder ein Donnerwetter gegeben, von der Alten, weil Ihr gestern Abend eben nicht allzu nüchtern aus dem Krüge heimgekommen seid?«

Das hatte der Jäger wirklich gut getroffen, denn der Pastor sann eben über die Predigt nach, welche ihm seine strenge Ehehälfte kurz vorher gehalten, und so konnte er an seine eigne Predigt nicht kommen. Sie hatte es ihm vorgehalten, daß er durch seine Trunksucht und sein daraus entstandenes unordentliches Leben es dahin gebracht, daß ihm vom Consistorium befohlen war, einen Abjunct anzunehmen, und doch war seine Frau eben Schuld daran, daß er im Krüge sich Trost und Vergessenheit zu suchen gelernt hatte, weil er im Hause keine Freude fand, weil die Besuche des Lieutenants, der es immer gewünscht hatte, wenn er in Amtsgeschäften abwesend gewesen, ihm dasselbe verleideten. Das war freilich vor zehn Jahren gewesen, der Lieutenant war längstens als Capitain zu einer andern Compagnie versetzt, und seine Ehehälfte hatte eben nichts Anziehendes mehr für ähnliche Besucher, aber die Gewohnheit war ihm geblieben, und da er im Krüge oft Gesellschafter fand, die gleich ihm an der Hausfrau litten, so besuchte er denselben häufiger als seine Casse vertragen konnte, und kehrte manchmal im trunkenen Zustande nach Hause zurück. Das war nun auch gestern der Fall gewesen, und sein kranker Kopf zu geistiger Arbeit wenig ausgelegt, als die Vorwürfe seiner Frau seine Gedanken noch mehr in Verwirrung brachten.

»Laßt mich in Ruhe, Holzvogt!« erwiderte er daher dem Eintretenden, »ich muß studiren.«

Der Holzvogt ließ sich nicht so leicht abweisen. »Ey was wollt Ihr heute studiren?« sagte er. »das sehe ich Euch wohl an, daß Ihr dazu nicht aufgelegt seid. Ich komme eben, um Euch nach meinem Hause zu holen, wo ein herrliches Frühstück Eurer wartet. Der Lieutenant und der Fähnrich sind auch da; sie haben einen fremden Officier mitgebracht, und Wein die Fülle, und das nicht vom ordinären. Eine kalte Hirschkeule hatte ich noch stehen und für allerlei Zubehör hat meine Frau auch gesorgt. Laßt Eure Alte zu Hause brummen, und seid lustig mit uns. Sie hat früher sich auch wohl einmal lustig gemacht, ohne daß Ihr mit dabei wart.«

Der Pastor sparte sich anfangs, aber er gab sich doch bald überwinden, denn zu Hause gefiel's ihm so nicht, und die fröhliche Gesellschaft der jungen Officiere zog ihn zu sehr an, besonders aber die Aussicht auf ein gutes Frühstück und Wein, denn zum Frühstück hatte er nur Drei-

bekommen, der ihm schlecht gemundet hatte und das Mittagessen, welches seine Frau ihm vorsehen konnte, hatte gar zu wenig Reiz für ihn, als daß er nicht gern es gewagt hätte, sich den Appetit zu verderben. Wein aber war schon seit langer Zeit ein seltner Genuß für ihn, denn im Krüge gab es nur Bier und Brantwein, und in sein Haus war längstens kein Wein mehr gekommen.

Er warf also nur sein »Summarium« *) über, stülpte die eben nicht zierlich frisirte Perrücke auf, ergriff den, ein gleichschenkeliges Dreieck bildenden Hut und sein langes spanisches Rohr, und wanderte mit dem Holzvogt der Wohnung desselben zu.

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Zweites Abonnementconcert des Herrn Professor Pott.

1) Ouverture zu Schiller's »Jungfrau von Orleans« von Moscheles. Eine der wenigen Werke, die Moscheles für das Orchester geschrieben hat. Er hat sich wohl immer zu dergleichen weniger berufen gefühlt. Mögen nämlich die zwei oder drei bekannt gewordenen größeren Sachen von ihm wohl mehr auf äußere Veranlassung, d. h. wegen seiner Stellung als Orchesterdirector des philharmonischen Vereins in London, als aus einem innern Drange zu solchen Compositionen bei ihm entstanden sein. — Moscheles liebt es, bei seinen Compositionen bestimmte Empfindungen, äußere Zustände, genommene oder sich ihm aufdrängende Bilder sich vorschweben zu lassen, wie dies auch Beethoven und Haydn und selbst Seb. Bach, und andere, vielfach thaten, mehr als wir es jetzt an ihren Werken noch erkennen können: aber zum Theil sind uns auch Nachrichten darüber aufbewahrt, zum Theil tragen selbst ihre Compositionen, was sie bedeuten sollen, mit Worten ausgedrückt, an der Stirn. Dabei ist nun zu bemerken, die Kunst hat es nicht damit zu thun, solche äußere Vorstellungen durch die Musik etwa materiell zu reproduciren, sondern sie muß in ihren Grenzen bleibend, und ihrem Charakter gemäß, das Bild gleichsam in ihrem Spiegel zeigen; sie hat also nur den Reflex des Bildes zu geben. Ubrigens möglichst treu; je treuer desto besser. Aber ein Wischen zu viel, und es wird das werden, was wir materielle Reproduction nannten. Und mit

*) »Summarium« nannte man einen langen, ganz heruntergeklopften Rock, den die Prediger im Anfange des vorigen Jahrhunderts, älter auch noch in der letzten Hälfte desselben trugen, und worunter sie, wenn sie schnell zu Amtsverrichtungen gerufen wurden, ihre Hauskleidung behalten konnten. Die Benennung scheint wohl von einer verborbenen Aussprache des französischen Wortes Simarre herzukommen.

dieser materiellen Nachahmung durch die Musik hat es etwas gar Widerliches, wenn man nicht gerade etwa aufgelegt ist, sich darüber lustig zu machen. So besitzen wir ein großes f. g. Tongemälde, das den Titel führt »die Schlacht bei Leipzig« für Pianoforte von einem ungenannten Ton-dichter, das uns, und manden, denen wir daraus etwas mittheilten, schon oft vielen Spaß gemacht hat. Darin ist sehr ernst und feierlich der ganze Verlauf der Schlacht dargestellt, nebst Beschreibungen. Die Kanonenschüsse werden so dargestellt, daß die rechte Hand über die linke in den Bass springt, und da in einzelnen Schlägen Fortissimo hineinbombardirt. — Wo aber ein Künstler irgend solche äußeren Vorstellungen, wahrhaft künstlerisch behandelt, durch die Musik wiederzugeben vermögte, da hat solches Streben häufig viel edlere Früchte getragen, als sie die bloß technischen Arbeiten in der Regel liefern konnten. — Wenn wir nun von Moscheles sagten, daß er auf diese Weise zu componiren pflege, wie denn solches nicht nur an so manchen seiner vielen Compositionen für das Pianoforte nicht unbedeutlich wahrzunehmen ist, sondern wie wir diese unstre Vermuthung auch aus dem Munde eines seiner besten Freunde einst ganz zufällig als richtig bestätigen hörten, so müssen wir aber eingestehen, daß uns bis dahin von ihm nichts vorgekommen ist, wo er nicht durchaus ächt künstlerisch zu Werke gegangen wäre. Betrachten wir von solchem Standpunkte aus diese Overture, so wollen wir hier aber nur factisch berichten: sie fängt mit einem Andante an, hirtinmäßig, und bald schwermüthig, ahnungs-voll, mystisch, dabei immer hirtinmäßig, von ganz eigenthümlicher Wirkung. Im Allegro Kampf und Sieg, ein Triumphmarsch. Am Schlusse wieder wie zu Anfang das Andante, hirtinmäßig, und bald trübe und sehnsuchts-voll, sentimental. Um ein Urtheil abgeben zu können, müßten wir wünschen, sie nicht nur einmal gehört zu haben. Doch das wollen wir sagen, daß uns wenigstens dies erste Mal der Schluß auf jeden Fall nicht befriedigt hat. Es ist kein eigentliches Ende da. Es kommt Einem vor, als ob etwas fehlte, als ob das Ganze nicht ganz wäre. Die Ausführung war, bis auf einiges Störende in den Blasinstrumenten, besonders der Flöte, lobenswerth; vornehmlich sind die Geigen zu rühmen. Die Blechinstrumente waren aber wieder, wie gewöhnlich, viel zu stark. — 2) Contrabaß-Variationen von A. Müller, vorgetr. von Herrn Weindl. 3) Waldhorn-Variationen von Ferling, vorgetr. von Herrn Schröder. Beide Compositionen sind in ästhetischer Hinsicht, wie alle derartigen Sachen für Instrumente, die sich nun einmal zu Solovorträgen in derselben Weise und Form, wie solche von andern Instrumenten, die sich zu dergleichen qualificiren, gehalten zu werden pflegen, und denen jene es ganz sinnlos nachzumachen bemüht sind, durchaus nicht eignen, zum Wenigsten äqual Null. Es hat sogar etwas Komisches, den Contrabaß zärtlich und süß werden, und das Waldhorn Säge und Figuren machen zu hören, daß man meint, es wolle Ei-

nem weiß machen, daß es eine Art von Violine sei, was ihm aber immer schlecht gelingen wird. Zum Studium freilich mögen solche Sachen ihr Gutes haben, obgleich wir aber auch hier noch der Meinung sind: Man schreibe und studire lieber solche Sachen, die im Charakter des Instruments liegen. Die können immer schwer genug geübt werden. Also etwa bloße Etüden. Will ein Contrabaßist u. s. w. aber dem Publicum zeigen, daß er was kann, so wär's auch, solche Etüden dazu zu wählen, immer noch mehr in seinem Interesse, wo man nämlich nur sein Spiel zu bewundern haben würde, als wenn er mit an sich schön-sein-wollenden Compositionen auftritt, die aber nichts weniger sind, als dieses, und wo er überdies, eben wegen der Tendenz solcher Compositionen, meistens nicht einmal Gelegenheit haben wird zu zeigen, daß er dem Charakter seines Instruments gemäß zu spielen versteht, was denn doch die Hauptsache ist. An Herrn Weindl's Spiel müssen wir rügen, daß er nicht immer ganz rein griff, und zwar sonderbarerweise gerade, wie es uns schien, in den weniger schwierigen Lagen. Manches Schwierigere gelang ihm gut. Wahrscheinlich daß bei jenen Stellen Mangel an Aufmerksamkeit, oder gerade hier zum Ausbruch kommende Befangenheit dieses Mißglücken veranlaßte. Sein weicher voller Ton ist sehr zu loben. An Herrn Schröder's Spiel erfreute uns die Reckheit und gesunde Frische. Auch seiner Bravour wollen wir anerkennend Erwähnung thun. — 4) Violin-Concert von David, vorgetr. von Herrn Kammer-musicus Franzen. Unstre Erwartung, daß dieses Concert etwas sonderlich Gutes sein werde (Herr Dr. Bensch wird uns deßhalb mit dem lang verbrauchten Namen »Davidsbündler« beehren) traf vollkommen ein. Wir müssen es Herrn Franzen Dank wissen, daß er uns immer nur die guten Sachen eines Spohr, Moliere und nun David gebracht hat. Herrn Franzen's Spiel war im Technischen, wie immer, durchaus brav und sicher. Sein springender Bogen ist sogar ausgezeichnet. Sein Vortrag, namentlich der vielen Gesangstellen, ließ indessen zu wünschen übrig. Herr Franzen traut sich nicht Einfluß genug auf die Stimmung seiner Zuhörer zu, wie denn einem ächten Künstler das Bewußtsein, den beabsichtigten Eindruck machen zu können, niemals fehlen darf. Herr Franzen ist immer eilig, als suchte er nur möglichst bald fertig zu werden. Am besten gelang ihm noch in dieser Hinsicht das Reckische, Capriccioso im Rondo. — 5) Symphonie von Beethoven, N^o 2, D-dur wurde gut ausgeführt, und wirkte um so mehr, als wir sie hier seit längerer Zeit nicht gehört haben. Sie ist klar und eingänglich. Dergleichen dient denn immer Allen zur besondern Freude.

Still! heißt nicht immer: Schweig!

Eine Scene vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris.

Der Gerichtssaal ist mit vorgeladenen Personen ganz angefüllt; die Bonnen, welche aus den Fenstern die Teppiche gelüftet haben, scherzen mit den Kutschern, die keine Laternen angezündet hatten, und die Ruhesörer schreien mit den Bürgern um die Wette, die das Unglück hatten, das Nehren vor ihrem Hause zu vergessen. —

Der Präsident. Still!

Pfäglich stürzte ein dicker Mann vor die Schranken und ruft: »Nun, gut! wir wollen doch sehen was gespielt wird.«

D. Pr. Still doch!

Der dicke Mann. Nun wohl, beim besten Knaster! Kommen wir zur Sache! Wie viel müssen Sie haben? Drei Franken oder sechs Livres zehn Sous? Sprechen Sie, man wird dann seine armen Taschen umwühlen. (Allgemeines Gelächter.)

D. Pr. Noch einmal, mein Herr, ich fordere Stille.

D. b. M. (mit der größten Kalblütigkeit.) Und Sie haben ein Recht dazu. (Anhaltendes Gelächter.) Ich bin zu Ihren Befehlen, ich achte die Obrigkeit. (Neues Gelächter.)

D. Pr. (mit Strenge.) Mein Herr, Sie reden von Achtung, und gehorchen doch nicht meinen Anordnungen. Wenn Sie denn so eilig sind, wohlun, was haben Sie gethan, das Sie hierher führt?

D. b. M. Ich habe einem Vorübergehenden abgekochte Kalbsfüße auf den Kopf geworfen. (Allgemeines Gelächter.)

D. Pr. Wie heißen Sie?

D. b. M. Still!

D. Pr. Was sagen Sie?

D. b. M. Still, Herr Präsident, alle Wetter! Still!

D. Pr. Wissen Sie wohl, daß ich Ihr Benehmen ... mich still schweigen zu heißen? mich?

D. b. M. Durchaus nicht!

D. Pr. Nun wohl, dann antworten Sie sogleich! Wie heißen Sie?

D. b. M. (mit harter Stimme.) Still, Herr Präsident, wenn's Ihnen gefällig ist, ein für allemal Still! (Lange und lärmende Heiterkeit.)

Als der Präsident den dicken Mann will abführen lassen, hüllt ein Zeuge die Sachlage auf. Der Vorgeladene heißt Johann Ludwig Still, und ist Garloch in der Rue St. Jacques; darum spricht er, wenn man »still« ruft, und darum ruft er »still« wenn man ihn um seinen Namen fragt.

Herr Still wird unter anhaltendem Lachen zu einer Geldbuße von sechs Franken verurtheilt, und ruft mit lauter Stimme: »Hab' ich's Euch nicht gesagt, daß es ungefähr so kommen werde.« (Gelächter.)

D. Pr. Still!

D. b. M. Was ist gefällig? (Andauerndes Gelächter; Herr Still entfernt sich.)

Tagesbericht.

Oldenburg. Innig betrübt eröffnen wir diese neue Rubrik des beginnenden Jahrganges der Mittheilungen mit der Nachricht von dem in der Nacht vom 28. zum 29. Dec. plötzlich erfolgten Tode des Hrn. Dr. Pfeiffer, Lehrers an der Cäcilienchule hieselbst. Hier schildern zu wollen, was seine tieferschütterte Wittwe, die Schule, der er vorstand, die große Zahl seiner Freunde, die Welt und namentlich die Wissenschaften an ihm verloren, würde es jetzt an Zeit und hier an Raum gebrechen, aber wir werden zu einer anderen Zeit wieder darauf zurückkommen. Das können wir aber doch nicht unerwähnt lassen, daß er unsere Leser oft mit geistreichen kleinen Aufsätzen erfreut hat, und daß sie nach seinen uns ertheilten Zusicherungen und seinem Eifer für das bessere Gedeihen dieser Blätter noch manche Unterhaltung und Belehrung von ihm hätten erwarten dürfen. Und so ist auch für sie sein Tod ein herber Verlust.

Barel. Hier hat im Novbr. Hr. Monhaupt ein Theater eröffnet, nachdem er vorher in Jever gespielt hatte. Das »gemeinnützige Unterhaltungsblatt für die Herrschaft Barel, Beiblatt zu der Wochenchrift der Gemeinnützigen,« ein Blatt, welches zwar vorzüglich nur locale Gegenstände bespricht, jedoch es wohl verdient, auch außerhalb der Herrschaft Barel von denen gelesen zu werden, die sich für vaterländische Zustände interessieren, giebt seitdem regelmäßig einen kurzen Theaterbericht. Nach diesem fehlt es dem Repertoire des Hrn. Monhaupt nicht an Mannichfaltigkeit. Es ist nemlich bereits gegeben: Der Fabrikant. — Johannes Guttenberg. — Der alte Student. — Sängler und Schneider. — Trübsale einer Postwagenreise. — Nummer 777. — Feshlich. — Die Geschwister oder der Brandstifter. — Catharina Howard. — Die gefährliche Tante. — Mirandolina. — Bekentnisse. — Der Dachdecker. — Der Ball zu Ellersbrunn. — Die Benefizvorstellung. — Ein Aitel vom großen Boose. — Casanova. — Leonore. Die Theatertage sind Sonntag, Montag, Mittwochen und Freitag.

In Glesfleth giebt Hr. Lundt dramatische Vorstellungen; über seine Leistungen ist uns noch keine Nachricht zugegangen.

Kirchennachricht.

Vom 24. bis 30. Dec. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Georg Wilhelm Hermann Quensing und Sophie Wilhelmine Menges. Ahrend Kruse und Gesche Margarethe Schütte.

2. Getauft: Dittmann Pophanken. Just Carl Paul Wiltiam Jerndorff. Helene Margarethe Schulz. Helene Hermine Charlotte Ruhlmann. Johann Gerhard Küpfer, Johann Schellstedt. Anton Herrman Andreas Busch.

3. Beerdigt: Anna Bohlen geb. Kortfang 77 J. Anna Catharine Margarethe Serbes 2 J. 3 M. Anna Vogel 44 J. Wäble Margarethe Poppe 25 J. 2 M. Berend Wempe 42 J. 11 M. Dittmann Pophanken 8 L. Anna Margarethe Dorothee Hermine Meyer 1 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 2. Jan.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Niebour.

Morm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

M i t t h e i l u n g e n

aus

O l d e n b u r g .

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 2.

Sonnabend, den 8. Januar.

1842.

Zum neuen Jahre.

Ihr Freunde all', zum neuen Jahre
Empfanget meinen Herzengruß;
Der große Herr der Welten wahre
Euch bis zur letzten Stunde Schluß;
Er schenke euch, ihr wackern Streiter,
Den Seelenfrieden zum Begleiter,
Das ist die Rüstung wunderbar,
Die schützt Belin und Blut und Marf.
Getreu muß an der Seite sitzen
Das Schwert von diamant'nem Stahl,
Das fliegelfunkelnd fann zerblitzen
Im Nu der Feinde ganze Zahl,
Vor dem ein Drachenhaupt ergrauet,
Ein Schwert, das froh die Luft durchsauet,
Sich röhrend mit der Hyder Blut:
Dies Schwert, es heiße — der Mannes muth.
Der Schild, hellfrohend wie die Sonne,
An dem ein Riesenspeer zerschellt,
Den an die Brust ihr drückt mit Wonne,
Bedrohet euch die Feindeswelt,
Der euch wie Zaubrerwaffe schirmet,
Wenn Noth und Tod euch rings umstürmet,
Der decke euch, der hehre Schild! —
Er heiße: der Liebe süßes Bild.
Laßt jubelnd in die Lüfte wallen
Triumph verkündendes Panier,
Vor dem die Feindes-Banner fallen
Hin in der Knechte Staubrevier;
Darinnen steh' mit Flammenzügen:
'Wißt du des Glückes Tempel baun,
'Muß freudig deinem Gott vertraun!

Sehn so gerüstet wir zum Streite,
Victoria muß unser sein,
Und ob sich tausendfach erneute
Der Hyder Haupt in wildem Drau'n,
Betreuend kühlich dem Gesichte,
Der Liebe Bild vor unserm Blicke,
Von Mannesmuth erfüllt die Brust,
Erringen wir des Himmels Lust.

Dörffler.

Zum Andenken.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres wurde unserer Cäcilien-Schule plötzlich und unerwartet einer ihrer Hauptlehrer, Herr Dr. Wilhelm Pfeiffer, durch den Tod entzogen. Gesund und wohl hatte er am Mittwoch vor Weihnachten seine Lehrstunden geschlossen, und schon acht Tage darauf sollte er seine ganze Laufbahn geendet haben. Vom Schläge gerührt starb er am Dienstag den 28. December d. J. Abends zwischen 11 und 12 Uhr, noch nicht 32 Jahr alt.

Er wurde geboren zu Eutin den 5. Mai 1810, der Sohn des verst. Hauptpastors daselbst. Seine Schulbildung empfing er größtentheils in seiner Vaterstadt, unter der Leitung des noch lebenden Hofraths, Director Dr. König, welcher, in früherer Zeit Gymnasiallehrer in Oldenburg, auch noch unter seinen Oldenburger Schülern in dankbarem Andenken fortlebt. Nachdem er dann auch noch ein Jahr lang das Gymnasium in Lübeck besucht hatte, ging er zur Universität nach Leipzig. Seine Ab-



neigung gegen alle sogenannten Brotsstudien, die sich in ihm schon früh aussprach, ließ ihn ohne bestimmte gefaßten Entschluß, welcher Berufsart er sich widmen wolle, dahin abgehn. Jedoch war seine Hauptneigung auf deutsche Literatur gerichtet und das vorherrschende Talent in ihm das Lehrtalent. Als Solchen sich sehr wohl erkennend unterließ er es nicht, auf seine gut benutzte Vorbildung durch das klassische Alterthum auch fortzubauen: wie er Philologie studierte, so hat er seine Studien hierin auch ausgewiesen, als er später, um zu promoviren, auf der Universität zu Göttingen, vor welcher er auch noch die Bonner Universität bezogen hatte, seine *symbolae catullianae* schrieb. Seiner Hauptneigung indes doch treu bleibend, tauchte er sich vorzugsweise in die Klassiker unserer Literatur ein, studierte vornämlich die deutschen Dichter und gab auch seinem eigenen Drange, sich auf diesem Felde nicht bloß kritisch, sondern auch productiv, zu versuchen, sehr bald nach. Es soll hier nicht der Ort sein, ihn von dieser Seite zu beurtheilen; Einsender dieses fühlt sich dazu auch nicht im Stande. Im Interesse seiner Oldenburger Mitbürger sei daher hier nur noch gesagt, daß er sehr bald, nachdem er von der Universität zurückgekehrt war, eine Anstellung als Lehrer an einer Privatanstalt zu Utona annahm, von wo er nach fünf Jahren von Ihrer Königl. Hoh. der Frau Großherzogin an die Cäcilienstube hieselbst berufen wurde.

Der Ruf, der ihm als gutem Lehrer, insbesondere der weiblichen Jugend, voranging, hatte ihm diese Anstellung verschafft, und diesen Ruf hat er auch unter uns bewahrt. Es ist nur zu bedauern, daß es ihm nicht vergönnt sein sollte, in seiner Stellung sich noch fester zu setzen, als in der kurzen Zeit von 2 1/2 Jahren möglich war; das Urtheil, welches Alle, die ihm näher standen und ihn besser kannten, von ihm hegen, würde dann noch allgemeiner und entschiedener sein können. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, ihn genauer zu beobachten, hat auch Gelegenheit genug gefunden, zu sehen, mit wie viel Geist und Ernst er den Beruf, der ihm am Herzen lag, umfaßte. Seinerseits arbeitete er immerwährend an der Lösung der Aufgabe, welche vor vielen anderen noch ungelöst zu nennen ist: wie und wieweit die Bildung unserer weiblichen Jugend anzulegen sein mag. Er suchte sie sehr hoch zu stellen, auch ihrem Umfang nach. Sein reger und strebsamer Geist hätte in dieser Beziehung vielleicht in mancher Hinsicht noch etwas herunterstimmen müssen, aber gewiß würde derselbe auch zu sehr erfreulichen und guten Resultaten gelangt sein. In der Hauptsache stand er schon jetzt auf dem gewiß richtigen Standpunkte: daß es bei Bildung der weiblichen Jugend hauptsächlich auf die formelle Ausbildung des Denkens abgesehen sein müsse. Was ihn aber als Lehrer überhaupt auf's Nämlichste auszeichnete, war seine Liebe zu den Zöglingen, weshalb auch sie ihn wieder liebten; sie sahen es, daß er es gut mit ihnen meinte — von allen Erfordernissen eines guten Lehrers eines der ersten. Dabei war er sehr anregend, verfuhr mit Geist und

Leben und verstand es, zu interessiren. Um aber noch ein Paar sittliche Eigenschaften hervorzuheben: er war sehr pflichttreu und gerecht. Seine Gerechtigkeitsliebe war es recht eigentlich, die ihn als Lehrer charakterisirte. Sie hing natürlich mit großer Wahrheitsliebe zusammen, ist ja im Grunde mit dieser völlig Eins; die stete Uebung derselben aber — etwas auch für manchen wahrheits- und gerechtigkeitsliebenden Lehrer nicht immer Leichtes — wurde dem Dr. Pfeiffer dadurch erleichtert, daß er scharf genug sah, um die jungen Geister stets gehörig zu unterscheiden, Anlage und Fleiß für die Beurtheilung immer gebührend auseinander zu halten und überhaupt so angelegt war, daß er sehr verschiedene Naturen zu verstehen und zu behandeln wußte. Von jenem eiteln Unterschiede aber, bei welchem von Gerechtigkeit nicht mehr die Rede sein kann, war der Berewigte so frei, wie es nur Einer sein kann: Nichts haßte er wol mehr, als Ansehn der Person.

Unsere höhere Töchterstube hat Viel an ihm verloren.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Holzvogts fand der Pastor Manches ganz anders, als er es sonst gewohnt war. Er wurde nicht in die gewöhnliche Wohnstube des Forstmannes geführt, wo er sonst wohl mit diesem und den andern Freunden zusammensaß und beim Dreikarte- oder Bestenbuben-Spiele der Sorgen des Hauses und der bitteren Rescripte des Consistoriums vergaß, sondern in das große Besuchszimmer, wo stattliche Hirschgeweihe an den Wänden prangten, und welches nur gebraucht zu werden pflegte, wenn der Forstmeister zur Forstbesichtigung oder zum Holzverkauf kam. Auch die Gesellschaft war anders, als er sie erwartet hatte. Zwar seine gewöhnlichen Zehgenossen waren da, der Lieutenant de Schmidt und der Fähnrich Port, aber es fiel ihm seltsam auf, daß sie im vollständigen Anzug und gepuht erschienen, von dem blanken Ringfragen bis auf die rothen Strümpfe herab, wie sie sonst nur bei großen Musterungen zu erscheinen pflegten. Besonders aber erstaunte er über den fremden Officier, einen hochgewachsenen Mann von fünf und dreißig Jahren, der in der schönen Uniform der General-Staaten von Holland sich stattlich ausnahm, und den man ihm als den Obersten von Püttlingen nannte. Wäre er indes weniger befangen, oder mit den Sitten und Manieren der Welt mehr bekannt gewesen, als er es war, so hätte er wohl merken können, daß die Officiere und die übrigen Anwesenden und selbst der sonst so ungenirte Holzvogt gegen diesen angeblichen Obersten von Püttlingen viel mehr Höflichkeit und selbst

Devotion zeigten, als ein gewöhnlicher Oberster wohl hätte verlangen dürfen. Es waren nemlich auch noch andere, ihm unbekannt Personen da, von denen ein Herr im braunen mit Gold besetzten Kleide, mit einer ziemlich umfangreichen Lockenperrücke auf dem Kopfe und einem Degen an der Seite, ihm vom Holzvogt als der Consulent Dr. Foltenius aus Hamburg bezeichnet wurde. Besonders aber fiel dem Pastoren ein schönes junges Frauenzimmer auf, welches, als er hereintrat am Fenster saß, ziemlich blaß aussah, und dem Anscheine nach geweint hatte, bald nach seinem Eintritt aber von dem Consulenten, nachdem derselbe einige Worte mit ihr heimlich gewechselt hatte, hinausgeführt wurde.

Es war natürlich daß Ehren Fabricius in dieser ungewöhnlichen Umgebung sich nicht ganz wohl befand und schon zischelte er dem Holzvogt heimlich zu, daß er ihn angeführt habe, daß eine solche Gesellschaft ihm nicht behage, und er wieder gehen wolle, aber der Holzvogt meinte, das wären alle liebe, gute Leute, er werde schon damit bekannt werden, und trank ihm ein Glas alten Mallaga zu, dem der Pastor nicht zu widerstehen vermochte. Dem folgten bald mehrere, die Hirschkeule, der die Andern schon vor des Pastors Ankunft zugesprochen hatten, war etwas trocken und verlangte angefeuchtet zu werden, kurz, der Pastor fühlte sich bald heimlich in der Gesellschaft und bemerkte es gar nicht, daß die andern Herren den Obersten in der Vergessenheit manchmal Ew. Gnaden, auch wohl gnädiger Herr nannten. Endlich als die Gesellschaft recht cordial mit einander geworden, und der Pastor auf eine gewisse Stufe gekommen war, wo man seiner ohnehin nicht starken Ueberlegung glaubte Herr werden zu können, rückte der Lieutenant mit dem Worte hervor: »Hört, Pastor, ich wüßte wohl, wie Ihr zu einem hübschen Thaler Geld kommen, und Euch selbst ein gutes Glas Wein anschaffen könntet, ohne daß Eure Alte Etwas davon erführe.« Dem Ehren Fabricius gefiel der Vorschlag wohl und er ließ sich's nun erzählen, wie das anzufangen sei. »Der Oberst,« sagte der Lieutenant, »sei plötzlich veranlaßt worden auf einige Zeit zu verreisen, gerade als er seine Hochzeit angefaßt gehabt. Da er nun seine Braut als seine Frau habe mitnehmen wollen, und vor seiner Abreise nicht Zeit gehabt, Hochzeit zu machen, so habe er sich entschließen müssen, sie als Braut mitzunehmen, und sich unterwegs mit ihr copuliren zu lassen; und da sie nun eben hier so fröhlich beisammen wären, sei es gerade ein gelegener Augenblick zur Hochzeit, und wenn Ehren Fabricius die Trauung verrichten wolle, werde es dem Obersten auf ein Duzend harter Thaler nicht ankommen.« Obgleich damals es noch nicht so Sitte war, wie sie es später geworden ist, daß man auf der Durchreise in irgend einem beliebigen Ort sich copuliren läßt, und so auf flüchtiger Reise einen Bund schließt der den Beginn eines häuslichen Lebens bezeichnet, und so am schicklichsten im eignen Hause oder öffentlich in der Gemeinde, der man angehört, geknüpft wird, so fand

doch der Pastor das bei einem Krieger »der kein dauernd Quartier hat« eben so auffallend nicht, und sagte freudig: »Warum sollte ich den Herrn Obersten nicht copuliren, wenn seine Papiere in Ordnung sind? Ohne Zweifel hat er die Proclamationsbescheinigungen, die Einwilligungen der Eltern, und was dazu gehört, mitgebracht, und da soll das Paar flugs Mann und Frau sein, so gut, als wenn sein Feldprediger oder irgend ein Pfarrer in seiner Heimath die Trauung verrichtet hätte.«

— »Da steckt aber eben der Knoten,« sagte der Lieutenant, »daß sie so schnell haben abreisen müssen, daß er diese Papiere nicht hat austöfen können. Aber was riskirt Ihr denn dabei, wenn Ihr ihn trauet, auch ohne diese Papiere? Er reiset weiter, mit dem Trauschein in der Tasche, Ihr hütet Euch wohl, ihn ins Kirchenbuch einzutragen, und Euer Consistorium in Oldenburg erfährt nicht ein Tüffel davon, während Ihr an den reichlichen Trauungsgebühren Euch bene thut.« Das wollte dem Pastoren aber doch so recht nicht einleuchten; er meinte, »das Consistorium erfähre es am Ende doch, und dann könne es ihm ganz seinen Dienst kosten. Habe er doch erst vor sechs Wochen auf Verlangen des Consistorii, welches meine, daß er wegen seiner Schwachheit (»Schwächen, habe es wohl gemeint,« murmelte der Lieutenant dazwischen) seinen Dienst nicht wahrnehmen könne, den Candidaten Maes aus Delmenhorst zum Adjuncten annehmen müssen, dem er seinen Tisch nach Hauses Vermögen, Stube, Licht und Feuerung, wie auch Wäsche und benötigte Aufwartung und überdem jährlich fünfzig Reichsthaler zugesichert habe. Käme nun die Geschichte heraus, daß er einen Fremden copulirt habe, der die erforderlichen Papiere nicht beigebracht, so sei er verloren. Die Herren in Oldenburg wären ihm nicht so grün; hätten sie ihn doch schon gar, weil er einmal auf einer Hochzeit einen Haarbeutel gehabt und ein wenig gestucht, in den Priester-Gehorsam*) gesteckt, wo er acht Tage habe brummen müssen. Es sei nur gut, daß schon Einer vor ihm darin gewesen, sonst hätte, noch wohl gar das Loch nach ihm den Namen bekommen. Kurz, so gern er auch die Duzend harter Thaler hätte, die Trauung wage er doch nicht vorzunehmen.«

(Fortsetzung folgt.)

*) »Priester-Gehorsam« hieß ein, in einem Ausbau der alten Lambertuskirche zu Oldenburg angebrachtes Gefängniß, worin Geistliche wegen disciplinar-Vergehen zum Arrest verwiesen wurden. Etwas Aehnliches ist noch die »ehrbare Haft,« wozu der bischöfliche Official katholische Geistliche verurtheilen kann.

Der Großherzoglich-Oldenburgische Residenzkalender für 1842

ist erschienen und hat vor seinem Vorgänger für 1840 den großen Vorzug, daß die Namen der Einwohner Oldenburgs alphabetisch geordnet und daher die Wohnungen derselben viel leichter aufzufinden sind. Ohne einzelne Unrichtigkeiten und Mängel läßt sich ein solches Verzeichniß der Wohnungen, in welchem oft schon während des Drucks Veränderungen vorkommen, nun einmal nicht aufstellen und es ist daher für diesen Residenzkalender schon Lob genug, daß er der Unrichtigkeiten so wenig als möglich hat. Das Publicum selbst kann jedoch dahin am besten mitwirken, denselben immer vollkommener zu machen, wenn es 1) ihn recht häufig kauft und dadurch die Verlagshandlung in der guten Laune erhält, fürs nächste Jahr eine neue Ausgabe zu veranstalten; 2) alle Unrichtigkeiten, die bemerkt werden sollten, so wie alle Veränderungen, die eintreten möchten, sich bemerkt, und der Verlagshandlung anzeigt. Wird so das ganze Publicum Mitarbeiter am Residenzkalender, so kann demselben die lebhafteste Theilnahme des Publicums auch für die Zukunft nicht fehlen.

Die Eleganz des Drucks und die Schönheit des Papiers, sowohl des weißen als des farbigen, werden diesem Residenzkalender den Zutritt in manches Zimmer verschaffen, wohin andere Kalender nicht kommen dürfen, und wollen Damen ihn mit einem gestickten Bande versehen, so bietet er ihnen zum Beweise ihrer Kunst einen angemessenen Raum dar.

Tagesbericht.

Oldenburg. Am 29. Dec. v. J. gab der Musiklehrer Hr. Schüller eine musikalische Abendunterhaltung. Er selbst trug »Oberons Zauberhorn,« eine große Phantasie von Hummel, und Variationen von Hünten, Czerni und C. M. v. Weber auf dem Pianoforte vor. Eine junge Sängerin, Caroline Brandt, trat mit der Sopran-Arie aus »Zemire und Hor: Rose wie bist du reizend und mild,« und der Sopran-Arie aus »Tancred: Süß verhalten in meiner Seele!« zum erstenmale öffentlich auf. Sie berechtigt zu schönen Hoffnungen, indes ist zu rathen, daß sie nicht zu sehr angestrengt werde, damit die Stimme Zeit behalte sich gehörig zu entwickeln und das Organ, die erforderliche Kraft zu gewinnen.

Varrel. Der December v. J. brachte zwei ungewöhnliche Sterbefälle, welche viel und mancherlei Gerede verur-

sachten. Am 1. Dec. wurde im Holze bei Varrel schon ein seit einigen Tagen vermisteter Tischlergeselle erhängt gefunden. Er hatte sich dazu der Leine von einer Säge bedient, und neben ihm fand man ein Messer und eine Flasche mit Scheidewasser (Salpetersäure). Er hatte also die Wahl zwischen Strick, Messer und Gift sich vorbehalten, und sich zu Gunsten des Stricks entschieden.

Am 16. Dec. fand ein Einwohner zu Dangastermoor den Leichnam eines Arbeiters aus derselben Dorfschaft in seine Scheunthür eingeklemmt, so daß der Oberkörper mit der Hälfte der Oberschenkel sich innerhalb der Scheune, die andere Hälfte des Oberschenkels nebst den Beinen aber sich außerhalb befand. Der Verstorbene, dem Trunk ergeben, war am Abend vorher berauscht aus Varrel gegangen, hatte unterwegs bei schlechtem Wetter seine Mütze und seinen Sack mit etwas Brod verloren, und wahrscheinlich aus Furcht vor seiner Frau sich nicht nach Hause getraut, sondern in der Scheune ein Obdach gesucht. Da er die Thür verschlossen gefunden, hatte er einige Dielen von dem untern Klospe, woran sie befestigt gewesen, abgebogen und sich so durchgezwängt. Je weiter er aber kam, je stärker übten die noch an dem s. g. Schwerdt und dem obern Klospe befestigten Dielen ihre Federkraft und klemmten ihn ein, wobei die Lage mit dem Gesichte unterwärts, verbunden mit dem trunkenen Zustande, nach dem Urtheile der Aerzte einen apoplectischen Tod herbeiführte. Eine Absicht zu Stehlen läßt sich nicht voraussetzen, da die Scheune Nichts enthielt als Feuerung und Futter.

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 7. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: Amalie Leonore Ottilie de Bries, Wilhelm Gustav Ferdinand Untraut, Anna Elise Harms, Margarethe Wilhelmine Helene Wohlen, Carl Heinrich Ludwig Wiggers (unehel.) Christine Elise Marie Rosentreter (unehel.) Metta Amalie Friederike Harms (unehel.) Helene Sophie Winter (unehel.)

3. Beerdigt: Gesche Harms Wittwe zu Nadorff 73 J. 2 M. Heinrich Friedrich Kropp, Schneidergesell aus Gutin, 23 J. Eine todtgeborene Tochter des Joh. Friedr. Christian von Varrel zu Dhmstede.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 9. Jan.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Morn. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 6 und 7 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Straderjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

№ 3.

Sonnabend, den 15. Januar.

1842.

An Klopstocks Gruft.

Fern kam ich her an meinem Stabe,
Damit ich, wo Du schläfst, seh,
Und stehe nun an Deinem Grabe.
So feiernd still, so ernst und weh.

Und mich auch überkommt Dein Friede,
Der Deine Ruhestatt umweht,
Und dünke mich des Lebens müde,
Wär' auch schon gerne abgemäht.

Nach einem Leben, wie das Deine,
Wie ist wohl da die Ruhe süß,
Wie Deinem schlummernden Gebeine
Der sel'ge Gardentag, gewiß.

Und hätt' ich nicht der Tugend Saaten
In meinem Gärtchen noch zu sä'n,
Ich stürb' in Deiner Linde Schatten,
Um bei und mit Dir aufzustehn.

Wann fähit' ich selbst in Tempelhallen,
Was hier so deutfam mich umlingt,
Was des Gemüthes stürmisch Wallen
Zur heitern Ruh des Christen bringt.

Es wollen sich die Hände falten,
Und beugen will's mich säh'r hinab;
Ich kann, ich will mich nicht mehr halten,
Hier sink' ich, Klopstock, an Dein Grab.

O König, ein Geländer hält mich,
Mir Fürcht gebietend, von Dir fern;
O Dichtermajestät, hier beugt sich
Ein Bruder vor dem Ordensherrn.

Laß mich nicht unbegabet gehen,
Ach gib mir mit ein Dentemein;
Der Friedensgeister, die hier wehen,
Laß Einen bleibend mit mir sein.

Daß mein Gemüth zur Ruhe komme,
Daß ich, in Glaub' und Liebe treu,
Wie Du, der stille, feste, fromme,
Der heitre Erdenpilger sei.

Th. Drißke.

Die letzten Stunden des Dr. Pfeiffer.

Unser verstorbener Freund hatte der Anhänger so viele, es achteten und liebten ihn so viele tüchtige und würdige Männer, die wohl mehr Beruf haben dürften, einen Beitrag zu des Hingeschiedenen Nekrolog zu liefern, als ich; denn meine Freundschaft mit dem Dr. Pfeiffer war nur von drei Tagen. — Aber weil wir einander so schnell lieb gewannen; weil ich der gewesen, der die letzten Stunden vor seinem Tode in traulichem und ernstem Gespräch mit ihm verlebte, so will ich nicht anstehen, der großen Zahl von Pfeiffers Freunden den Verkauf dieser Stunden treu darzulegen. — Hat doch bei geliebten Todten für die Hinterbliebenen jeder Augenblick sein herzlichstes Interesse. Am Morgen des zweiten Weihnachtstages hatte ich die Absicht, dem Dr. Pfeiffer einen Besuch zu machen, weil ich mehrere seiner Schriften und Aufsätze gelesen hatte und mich als junger Literat für ihn interessirte. — Wir



begegneten uns auf der Straße, und gingen mit einander nach dem v. Harten'schen Stubbe. Im Laufe des Gespräches fanden wir zu unserer Freude, daß wir alte Schulkameraden seien, indem Pfeiffer, als geborner Cutiner, das Lübecker Gymnasium besucht hatte. — Wir verabredeten uns, nächstens einen Abend mit einander zu verleben, und setzten den Dienstag, den 28. December, dazu fest. — Pfeiffer wollte mich und unseren beiderseitigen Freund, den Candidaten E—dt, um drei Uhr nach dem Lindenhofe abholen. Dies geschah. — Wir gingen hinaus, Pfeiffer ließ sich dort Kaffee geben und wir setzten uns zu einigen schon früher gekommenen Gästen. — Diese gingen bald darauf fort und es blieben Pfeiffer, die Candidaten E—dt und v. d. L., der Lehrer R. und ich beisammen sitzen. — Das Gespräch fiel bald auf ernste Gegenstände und zwar zuerst auf unsere individuellen Ansichten, was wohl nach dem Tode, aus uns werden möge. — Pfeiffer bestritt die Ansicht, daß wir schon vor diesem Leben existirt haben, weil wir dann die Erinnerung daran haben müßten. Er meinte, wir würden allerdings nach diesem Leben in ein anderes übergehen. Da wir nun einen Fortschritt annehmen dürften, eine höhere Glückseligkeit aber ohne Erinnerung an den vorherigen Zustand nicht möglich sei (?), so würden wir die Erinnerung an dieses Leben in ein künftiges mit hinübernehmen. — Er vertheidigte ferner die Meinung, daß wir Alle einst zur Vollkommenheit gelangen würden, und wies die Ansicht von einem ewigen Fortstreben, ewigen Näherkommen ohne das Ziel, die Vollendung, je zu erreichen, weil denn ein undenkbarer Zustand der Ruhe und Unthätigkeit eintreten würde — als einem zu trostlosen Glauben eifrig zurück.

Es ließen sich, indem ich dieses erzähle, recht hübsche Winke einstreuen, daß Pfeiffer schon im Vorgefühle seines nahen Todes über dieses Thema gesprochen, — leider kann ich als wahrer Berichterstatter dem nicht beistimmen. Pfeiffer disputirte ruhig und gelassen und Nichts deutete auf etwas Ungewöhnliches in seinem Wesen hin.

Wie es in der Regel geht, ein Jeder von uns blieb in seiner Meinung und das Gespräch über diesen Gegenstand brach nach und nach ab. — Es entspann sich bald darauf ein neuer Kampf; es war vom Reime die Rede, und Pfeiffer bestritt meine Meinung, daß man dahin streben müsse, nur reine Reime anzuwenden, und selbst den Reim eines Vokales auf einen Diphthong zu vermeiden. Pfeiffer berief sich auf die bekannte Stelle in Göthe's Gesprächen mit Eckermann, führte die Gedichte des Schmide von Lübeck an, welche nach seiner Behauptung durch die große Correctheit der Sprache matt geworden seien, und wollte uns Lieder von Göthe und Heine nachweisen, welche eben durch die leichte Unregelmäßigkeit bei allgemeiner Harmonie ihren eigenthümlichen Reiz erhielten. Er glaubte also den unreinen Reim nicht nur erlaubt, sondern erklärte, daß er ihn selbst zuweilen dem reinen vorziehe. — Er bat mich zugleich, ihn am nächsten

Morgen zu besuchen, wo er mir dann die oben angeführten Werke als Belege vorlegen wollte.

Nachdem wir uns auch über das Reim-Kapitel eine Zeit lang mit demselben geringen Erfolge, wie über das vorige Thema besprochen, und ein Jeder von uns die Sprachorgane durch eine Flasche Bier aufgefrischt hatte, kamen wir auf das liebe Vaterland zu reden, und da behauptete denn Pfeiffer, daß Deutschland's Glück in seiner Zerstückelung beruhe. — Das brachte mich denn auf's Neue in's Geschirr. Pfeiffer stützte seine Behauptung darauf, daß er sagte: Deutschland sei von der Natur, durch seine Lage, durch die Geistesrichtung seiner Kinder u. s. w. darauf hingewiesen, geistig die Welt vorwärts zu bringen, zu streben und zu schaffen; nicht aber seinen Ruhm auf Politik zu bauen; als politisches Ganzes werde und könne Deutschland nie Bedeutung erlangen. In der Zerstückelung liege die Anregung zu geistigem Fortstreben, zu intellectueller Entwicklung, und somit gehe gerade hierin Deutschland seinen richtigen Gang. — Auch dieses Gespräch mußte ohne Resultat wieder aufgegeben werden. Wir hatten aber gesehen, daß wir schon in den drei Fragen, die wir diesen Nachmittag in Anregung brachten, Stoff zu langem Iden-Austausch gefunden hatten, und somit war der Grund zu dauernder Freundschaft bereits für uns gelegt.

Abends, zwischen sechs und sieben Uhr, kehrten wir zur Stadt zurück. Es regnete stark. Bei der Gelegenheit wurden mehrere sogenannte schlechte Wisse vorgebracht, wobei der Himmel alle das Wasser nähme; man gab vor, dort oben feierten sie auch das Weihnachtsfest. — Anfangs stimmte Pfeiffer mit ein. Hernach meinte er jedoch, wir sollten den Himmel nicht herausfordern, und lieber schweigen. — Ahnungshaschende Gemüther sehen auch hierin ein Vorgefühl des nahen Todes.

Wir gingen, in der Stadt angelangt, in den stark besuchten Saal der Wittwe Mohrmann, wo wir eine ziemlich große Anzahl unserer Bekannten fanden. — Pfeiffer äußerte Hunger; wir verzehrten ein Beefsteak mit einander. — Er ließ sich darauf eine Flasche Bier bringen, von der er jedoch nur die Hälfte trank. — Wir sprachen außer manchen Neckereien mit einigen Bekannten, noch über das Rheintied Becker's. — Ich that, als ob ich Pfeiffer's Broschüre dagegen nicht kenne. — In seinen Aufseerungen erklärte er sich nicht so wohl gegen Becker und das Lied selbst, sondern gegen die Begeisterung, welche er durchaus für eine künstliche hielt. — Er sagte, ein wahrer Enthusiasmus sei nie für das Lied gewesen, die Regierungen hätten sich alle Mühe gegeben, einen solchen zu machen, hervorzurufen, und deshalb das Lied in allen ihnen zugänglichen Blättern abdrucken lassen. — In die Herzen der Deutschen sei es jedoch nie eingegangen, wie sich denn auch keine genügende Volksmelodie dazu gefunden, wie sich nicht einmal einer der großen, lebenden Componisten damit befaßt habe. — Die Marcellaise z. B. sei ein Volkslied

in Wort und Melodie — das Rheinlied von Nikolaus Becker werde bald vergessen und verloren sein.

Wir saßen unter solchen Gesprächen bis neun und ein Viertel Uhr. Da brach Pfeiffer auf, erneuerte seinen Wunsch, daß ich am folgenden Morgen zu ihm kommen möge, und ging. — So weit bin ich Augenzeuge.

Wie ich höre, hat er am Abende noch im Hause sein Tagebuch geschrieben, mit seiner Frau Mehreres gesprochen, und sich dann zur Ruhe gelegt. — Nach wenigen Stunden findet seine Frau, durch eine heftige Bewegung, die er machte, aufgeschreckt, ihn todt im Bette.

Es ist wahr, der Tod ist mit erschreckender Hast in das Trauerhaus getreten. Aber es ist auch dagegen nicht zu leugnen, des Dr. Pfeiffer Tod war schön; und ich beneide ihn darum.

So frisch und fröhlich schwelgte er in Wissenschaft und Kunst; ein liebes Weib blühte ihm zur Seite; — er war redlich und brav, und geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten. Da kam der Tod, brach die Blume seines Geistes vom Stiele, und versetzte sie in ein anderes, schöneres Gefilde. — Wahrlich, er ist nicht zu bedauern; er nicht, wohl aber sein armes, ein und zwanzigjähriges, Weib. — Ich habe sie gesehen und ihren Schmerz. — Es giebt ein Leid, das so groß sein kann, daß wir bei seinem Anblick unser eigenes Herz zerrissen und zerfleischt fühlen, ist das Leid für uns auch mehr oder weniger ein fremdes. — So ging es mir.

Und als die Nachricht durch Oldenburg geflogen war: »Dr. Pfeiffer ist todt!« — da sah man auf den Stirnen seiner zahlreichen Freunde die graue Gestalt des starren Schreckens sitzen. Ein gebrochener Laut des Entsetzens schien die Stadt zu durchschauern. Mir fielen unwillkürlich Schiller's Worte ein; es war mir

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt. —
Da niagt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nächstiges Getöse
Verstummt — — — —

Der Verstorbene wurde am Montag den 3. Januar 1842 auf dem Kirchhofe zur Sternburg beigesetzt. — Wir alle fühlten, er, den wir verloren hatten, war einer von den Köpfen, welche weit über die Menge hervorragten. Sie kämpfen und ringen; sie streifen die Schladen des Vorurtheils und jugendlicher Täuschungen von Stunde zu Stunde mehr ab, und ihr Weg durch das Leben ist der leuchtende, sprühende, angestaunte des feurigen Meteors. — Ach! die Hoffnungen all auf dieses aufsteigende Meteor hat der Tod gefnickt!

Paul Wilken.

M u s i k.

Drittes Abonnementconcert des Herrn Prof. Pott.

1) Ouverture »Fingals höhle« von Mendelssohn. Man erinnere sich, was wir in unserer letzten Recension bei Gelegenheit der Ouverture von Moscheles andeuteten. Sodann auch, was man in Reisebeschreibungen über die Fingalshöhle, diesen ungeheuren Dom auf Meereswellen, den der kahle unbewohnte Felsen Staffa bildet, gelesen hat. — Etwas Würdigeres, um unsern Satz, daß eine ächt künstlerische Darstellung einer vorschwebenden an sich nicht musicalischen Idee durch die Musik in der Regel die edelsten Früchte gegeben habe, darzutun, wüßten wir nicht zum Beispiel zu geben, als eben diese Ouverture. Diese Poesie, diese traumhafte Andacht, dies geheimnißvolle geisterhafte Walten und Wesen, dies Flüstern beweglicher Meereswellen, märchenartig, zauberreich —: wo giebt es etwas Schöneres! — Der andern Concertouverturen Mendelssohns übrigens hier nicht zu gedenken. — Ueber die Vortrefflichkeit der Arbeit in dieser Ouverture wollen wir keine Worte verlieren. Man kennt seine Weise schon! — 2) Violinconcert von Lipinsky (his moll?) vorgebracht vom Herrn Prof. Pott. Er spielte, nach seiner Weise, zuerst das Adagio, und dann den ersten Satz, und ließ das Rondo weg. Das ist in der Regel weniger wohlgethan, als heute zufällig. Heute ließ es sich schon so ziemlich gut an. Und doch wieder eben heute nicht wohlgethan: Wir hätten gern das Rondo noch gehört. Herr Prof. Pott spielte eben heute so vortrefflich, so voll Seele und richtigen Gefühls, so durchaus ohne irgend einen Anklang nur von Ueberschwänglichkeit, Süßlichkeit, Maniertheit oder anderweitiger moderner oder individueller Abgeschmacktheit und Effecthascherei, daß wir ihm vor allen den vielen Virtuosen, die wir so gelegentlich hörten, unbedingt, so viel er nämlich auf unsre Empfindung zu wirken vermochte, was ja doch die Hauptsache ist, die Palme glauben zu erkennen müssen. — 3) Arie aus dem Freischütz, gesungen von Herrn Weitgah. Wo man so wenig Gesang hört, wie hier, da müßte, sollte man glauben, dergleichen immer recht willkommen sein. Dennoch ist unser Publicum hier sehr tadelsüchtig, und gegen einen Sänger immer ungerechter, als irgend anderswo. Das kommt, jeder hat selbst eine Stimme, die er für besser hält u. s. w. Und auf die Stimme, meinen sie, kommt es allein an. Flöten! Wer die Kunst versteht, zu singen, das ist der Sänger! Freilich Stimme muß auch da sein. — Hr. Weitgah ist in guter Schule gebildet, und singt gewiß noch immer recht viel Uebungen, wie man wohl hören kann. Auch ist seine Stimme nicht ohne Klang, obgleich sie nicht zu den brillanteren Tenorstimmen gehört. Sein Vortrag war nicht frei genug. Wir sind der Meinung,

daß, wenn es die Aufführung ist, der Dirigent sich nach Sänger, nicht der Sänger nach dem Dirigenten zu richten haben. Wir würden Herrn Weitgäß gern öfter in diesen Concerten hören. — 4) Fantasie für das Violoncell von Kummer, vorgetragen von Herrn R. M. Grosse. Herr Grosse hat an Deutlichkeit und Sauberkeit im Spiel in neuerer Zeit viel gewonnen. Nur noch ernsthafter und strenger auf diesem Wege vorwärts! Sein Gesang war seelenvoll und ungekünstelt. Ueber die Composition müssen wir den Stab brechen. Die herzerreißende Scene aus dem Robert »Gnade, Gnade!« ein für die Violine von Molière componirtes capricieuses Rondothema, das sich für Violoncell gar nicht passen will, Detra-vengejammer, nichts sagende Arpeggien, übel angebrachte Recitative, alles in der beliebten Fantasieform zu einem geschmacklosen Brei zusammengerührt — das kann uns nicht reizen. — 5) Symphonie N. 5 (C-moll) von Spohr. Darüber nun mögen wir uns hier so kurz nicht fassen. Die Aufführung war durchaus gut. %

Kunstanzeige.

Man erlaubt sich, das Publicum auf die am 29. Jan. stattfindende Aufführung der Oper Don Juan von Mozart im Concert aufmerksam zu machen. Dazu haben die Damen Madame Schmidt (Elvira), Fräulein Helfrich (Berline) und die Herren Häser (Don Juan) und Heine (Comithur) ihre gefällige Mitwirkung zugesagt. Die Einnahme ist für das Herrmansdenkmal bestimmt.

Literatur.

Im Verlage der Schulzeschen Buchhandlung ist so eben erschienen:

Die neue Multiplikation

oder

Anweisung, die unmittelbare Berechnung des Productes aus zwei- bis achteifriger Factoren nach einer einfachen, von der bisher gebräuchlichen ganz verschiedenen Methode auszuführen.

Für Freunde der Arithmetik, für alle Classen von Rechnern, namentlich aber zur Einführung in Gymnasien und Bürgerschulen, zum Druck befördert. Preis geh. 6 gr.

Diese Anweisung — ein Verfahren mittheilend, die Producte aller Factoren unter 10 Millionen, z. B. 1357789×4256278 , 23567×3256 , 2356×9326 u. s. w. so zu finden, daß man nicht nöthig hat, die einzelnen Partial-Producte aufzusuchen, unter einander zu schreiben und dann erst zu addiren, und zwar auf eine so leichte und einfache Weise, daß auch Ungeübte in kurzer Zeit eine Fertigkeit darin erlangen werden — möchte wohl

geeignet sein, von allen denen, die einig Interesse für die Wissenschaft hegen; mehr noch von denen, deren Beruf eine vielfache Anwendung der Multiplikation erfordert — da dies Verfahren den Gebrauch aller Multiplikations-Tafeln ganz entbehrlich macht — am meisten jedoch von Lehrern zur Einführung in ihre Schulen beachtet zu werden, da wohl keine Uebung mehr geeignet ist, junge Leute gewandter im Zahlenrechnen zu machen, als diese Methode der Multiplikation.

Zur Erleichterung der Einführung des kleinen Werkchens in Schulen wird die Verlags-Handlung bei Abnahme in Partien den so geringen Preis noch ermäßigen.

Zu der anliegenden Karte des Großherzogthums Oldenburg.

Die Verlags-Handlung, welche so gern sich den Abonnenten der Mittheilungen gefällig zeigt, hat der gegenwärtigen Nummer die bei Flemming in Glogau erschienene Karte des Großherzogthums Oldenburg unentgeltlich beigegeben. Diese sehr deutliche und zierliche Karte gewährt auf Einem Blatte die schnelle Uebersicht des ganzen Großherzogthums, nemlich

I. des Herzogth.	Oldenburg v. 98,30 Q.-M. m. 216,544 Einw.
II. des Fürstenth.	Lübeck " 8 " " 19,972 "
III. des Fürstenth.	Birkenfeld " 6,75 " " 28,660 "
	zusammen v. 102,95 Q.-M. m. 265,176 Einw.

so wie der enclavirten Herrschaft Kniphausen von 0,82 Q.-M. mit 3,106 Einw.

Wir haben auf dem Kärtchen keine einzige Unrichtigkeit bemerkt, weder in der Rechtschreibung der Namen noch in der Lage der Dörfer und können sie auch den Nicht-Abonnenten empfehlen, welche sie in der Verlags-Handlung erhalten können.

Kirchennachricht.

Vom 8. bis 14. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Carl Rudolph Ferdinand Busch. Hermann Heinrich August Hotes. Johanne Dorothee Friederike Wittje. Wäbke Margarethe Helene Ahlers.
3. Beerdigt: Anna Helene Wilhelmine v. Harten, geb. Hullmann 20 J. 6 M. Johann Gerhard Martin Stühmann 10 M. Johanne Henriette Elisabeth Pleitner 22 J. 9 M. Derelben vor der Taufe verstorbene unehel. Tochter 16 T.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 16. Jan.

Früh (Auf. 8½ Uhr) Herr Candidat Busse.
Vorm. (Auf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 4.

Sonnabend, den 22. Januar.

1842.

Räthsel.

Kennst du das Bild? — Kein Auge hat's gesehen,
Doch hat es oft dein Herz schon reich beglückt;
Im Zauberlichte die Gestalten stehen,
Mit Wunderfarben sonderbar geschmückt!

Kennst du das Bild, vor dem schon Helben lebten
Und tief bekümmert schwache Seelen floh'n?
Die Schreckgestalten ewig sie umschweben
Der hochgebildeten Vernunft zum Hohn.

Kennst du das Bild, vor dem mit Angst und Bittern
Der Bösewicht im dunklen Kerker ringt?
Er scheint die nahe Hölle schon zu wittern
Und Web'-Geheul ihm in die Ohren klingt.

Kennst du das Bild, das wannend einst erhalten
Ein ganzes Volk, ein heilig Wunderbild?
Es kann das Leben sonderbar gestalten
Wenn seine Farben Herzensführer sind.

Kennst du das Bild? — Es zeugt für dauernd Streben,
Wenn keine Hülle einst in Staub zerfällt.
Es kann den Schein der Mächtigkeit dir geben
Des Lebens, über dieser Sinnenwelt.

Hermanns Denkmal.

Der Gedanke, einem Helden ein ehrendes Denkmal zu errichten, nachdem bereits die Fortdauer seines Namens durch 18 Jahrhunderte bis auf unsere Zeit herab demselben

die Unsterblichkeit gesichert hat, erscheint dem ersten oberflächlichen Blicke so befremdlich, daß es uns nicht wundern darf, ihn vielfach mißverstanden zu sehen. Als vor wenigen Jahren der Künstler, der das Bild in stiller Andacht empfangen hatte, den Gedanken, es auszuführen auf Kosten des deutschen Volks, hinausgesendet hatte in die verschiedenen Gauen des Vaterlandes, da fand sich auch in unserer Mitte ein deutscher Mann, der ihn verstanden wählte, weil er ihn selbst verstand. Es war ein Mann, dessen anerkannt deutsche Gesinnung ihm vor Andern das Rechte gab, in solcher Sache voranzugehen; — aber sein Wort hat nur geringe Früchte getragen und Oldenburg entbehrt zur Zeit noch der Ehre, unter den Städten genannt zu werden, welche zu jenem Nationalwerk einen angemessenen Beitrag von ihrem Ueberflusse gegeben haben. — Damals, wie heute, sahen die Menschen in dem Dunkel, in welchem für uns die Geschichte der Vorzeit unseres Volks liegt, die Gestalt Hermanns des Cheruskers nicht in scharf gezeichneten Umrissen, sie betrachteten ihn deshalb als einen der Mythe angehörigen Helden, schrieben das Unternehmen, ein Denkmal Hermanns zu errichten, der Mode des Tages zu und gaben damit nur zu erkennen, daß sich der Gedanke ihnen nicht erschlossen habe, aus welchem jenes Unternehmen entsprungen ist.

Da in diesen Tagen aufs Neue ein Versuch gemacht werden soll, die Theilnahme Oldenburg's für dieses Denkmal zu gewinnen, so sehe hier ein Wort zum Verständniß jenes Gedankens.

Sieben hundert und fünfzig Jahre lang hatte Rom die Welt geknechtet. Griechenlands Mufen waren verstummt, des Brennus Schwert, die Flammen Numan-



ti'a's hatten die Völker von Gallien und Spanien, die Fluthen des Meeres hatten England nicht schützen können gegen die Ketten Roms. Doppelt schwer lastete auf den überwindenen Völkern das Joch der ländergerigen Stadt, da diese selbst abgefallen war von der alten reinen Sitte, und mit dem Schwerte ihrer Legionen zugleich das Verderben eines entarteten Geschlechts einherzog. Vom Gipfel seiner Macht sandte Rom seine Legionen auch in die Wälder Germanien's. Hier, vor dem Heerde eines jugendlichen Volks, das fern von der Bühne der Weltkämpfe bisher eigene slichte und gerechte Sitte gepflegt hatte, erhob sich dieses Volk zum ersten Male.

Drei blutige Schlachttage in Teutoburgs Wäldern rächten die Schmach der Welt. Von jenen Tagen an war nicht mehr die Frage, ob Deutschland die Fesseln Rom's tragen, sondern ob Deutschland oder Rom das Geschick der kommenden Zeiten entscheiden sollte, und die Antwort fiel für Deutschland. Von jenen Tagen an steht aufrecht des deutschen Volkes Name; seine Sprache, welche die Verkünderin des Edelsten geworden ist, was des Menschen Brust umfaßt; seine Sitte, welche rein und treu das Heiligthum der Brust über den wechselnden Formen des Lebens aufrecht erhält. Und der Held jener Tage war Hermann, der Cherusker. Er war es, in dessen Seele die Zukunft seines Volkes aufging; um ihn sammelten sich die zerstreuten Stämme; sein Geist, sein Muth, seine Vaterlandsliebe leuchtete ihnen voran im Sturme der Schlacht.

Die Hermannschlacht war der Anfang des Bewußtseins der Deutschen, daß Rom nicht unüberwindlich sei. Von da an haben sie sich nicht selten gegen Rom gewendet und reinigend und verjüngend wirkte diese Wendung auf ganz Europa. Das ist die europäische Bedeutung jener Schlacht. — Daß das wälsche Element vom deutschen Boden verbannt, das deutsche Blut von romanischer Beimischung reingehalten wurde, daß wir manchen mein-deutschen Bestrebungen zum Troß Germanen geblieben sind — und Biederkeit, Grabheit, Rechtlichkeit und ernstes Gutmeinen als hochgeachtete Kleinode durch die Stürme der Zeiten gerettet haben; das ist die volksthümlich-deutsche Bedeutung der Hermannschlacht.

Wären wir mehr gewohnt, als wir es wirklich sind, die Geschichte Deutschlands mit der Absicht zu betrachten, aus den Bildern der Vergangenheit für die Zukunft Gewinn zu ziehen, und sie als Warnungszeichen hinzustellen, es würde nicht so oft gelungen sein, die Wurzeln der deutschen Eiche zu benagen und zu unterwühlen. Noch immer wird der Teufel der Zwietracht nicht in allen seinen Metamorphosen erkannt; noch werden confessionelle Zwiste nicht selten böswillig geschärft, commercielle Bestrebungen im Sinne der Einigung des Vaterlandes als eigensüchtig denunciirt, oder gar localer Eifersüchtelei zur Liebe das Bette des Stroms beengt, den wir vorzugsweise den deutschen nennen. Erst wenn ein geläuterter Sinn für's Vaterland alle öffentlichen Handlungen durchdringt, Ein Bewußtseyn,

Ein Glaube an eine große Zukunft unseres Vaterlands alle Deutsche befeelt, — erst dann würden wir eines sinnlichen Zeichens dieser Gesinnung nicht bedürfen, — und auch dann müßten wir ein Denkmal solchen Glaubens errichten als Mahnung des künftigen Geschlechts, wenn es auf Abwege sollte gerathen wollen.

Betrachtungen ähnlicher Art weckten in dem Bildhauer Ernst von Bandel, als er vor etwa 5 Jahren von der Grotenburg den Teutoburger Wald überschauete, den Gedanken, ein riesiges Standbild auf dem Gipfel des Gebirges zu errichten, in dessen Schluchten Hermann den Varus schlug. Dem großen vielgliedrigen Volkskörper Seele und organisches Leben und freie Bewegung zu geben, ist von jeher die Sache großer Persönlichkeiten gewesen; deshalb konnte die Idee der Einheit und Unabhängigkeit des deutschen Volkes nicht besser verkörpert werden, als durch Darstellung eines für Einheit und Unabhängigkeit thätig gewesenen Volkshelden. Und wem hätte mehr diese Ehre gebührt, als Hermann? Etwa Karl dem Großen, den die blutig unterjochten Stämme der Sachsen und Friesen »den Schlachter« nannten? Oder Wittekind, dem Besiegten? Oder Friedrich, dem Rothbart, dem Feudalkaiser, an dessen Namen sich die Schärfung des verderblichen Zwists der Welfen und Gibellinen knüpfte? Oder Luthern etwa, zu dessen Sendung es gehörte, eine nothwendige aber immerhin beklagenswerthe Spaltung der Deutschen hervorzurufen? Friedrich dem Einzigen etwa, der deutsche Sprache geringschätzte und seine glänzendsten Thaten im Kriege gegen Deutschlands Kaiser verrichtete. Oder Blüchern, der selbst von seinen Schöpfungen sagen mußte, daß die Diplomaten mit ihren Federmessern ihnen die besten Fittige abgeschnitten hätten?

War es aber nöthig, die Idee der Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands zu versinnlichen, und war Hermann der Mann, dem die Geschichte diese Rolle gleichsam zutheilte, so darf ein Zweifel an unserer Empfänglichkeit für den Gedanken, dem Ernst von Bandel Gestalt geben will, kaum aufkommen. Wir würden mit solchem Zweifel denen Recht geben, welche an der Sendung unseres Volks, dem Zeugnisse der Jahrhunderte zum Troß, noch heute zweifeln. Nur einer Leichtfertigkeit aber, welche Grauen bei Jedem erregen muß, der Deutschlands Wohl im Herzen — wenn auch nicht immer auf der Zunge — trägt, kann jenes Lächeln zugeschrieben werden, mit dem mitunter Bandel's Idee aufgenommen ist. Wenn aber Etlliche unter uns sich finden sollten, die da meinen, es sei der Blick und das drohend gehobene Schwert des Standbildes nicht nach der südwestlichen Grenze zu richten gewesen, so wollen wir diesen nur entgegenen, daß unserer Nationalität bis jetzt nur der südwestliche Nachbar gefährlich geworden sey, und daß, wenn es einst nöthig werden sollte, der Integrität der nordöstlichen Grenze einen Wächter aufzustellen, wir unser Eherstein beitragen wollen,

wenn sie Heinrich dem Finkler, der die Magyaren schlug, ein Denkmal setzen wollen.

Wir sind überzeugt, daß es keine künstliche Schöpfung eines auf Bestellung gefertigten Enthusiasmus gewesen ist, was seit kurzem für die Aufrechthaltung von Deutschlands Nationalität und Einheit im ganzem Volke sich regt. Die Ideen von einer politischen Einheit sind beschwichtigt und man hat auf die Einheit im deutschen Bewußtseyn verwiesen, die auch unter den jetzigen Formen möglich ist. Nun diese Idee verkörpert werden soll, ziemt es sich aber auch, daß wir Zeugniß davon ablegen, daß solches Bewußtseyn in uns lebt, und das Juste Milieu darf am wenigsten diesem Zwecke seine Beisteuer entziehen.

Sollte einmal wieder — was Gott verhüte! — eine Schlacht um Deutschlands Unabhängigkeit auf deutschem Boden geschlagen werden, so würde der Aufblick zum Standbilde Hermann's, welches als Wahrzeichen deutscher Ehre und Freiheit zu betrachten, unsere Kinder sich gewöhnen werden, wahrlich die deutschen Heerschaaren nicht wenig begeistern; aber vorwurfsvoll und niederschlagend würde das Grundgewölbe ohne die Statue von der Grotenburg den Deutschen zurufen: »Hier stehe ich, ein Denkmal Eurer Zerrissenheit; Ihr verdient nicht unabhängig zu seyn, da Ihr nicht dankbar zu seyn wußtet.«

Die Veranlassung vorstehender Besprechung ist folgende. — An die hiesige Liedertafel erging vor einiger Zeit eine Aufforderung, nach dem Beispiele der Liedertafeln von Hannover und Hildesheim ein Concert zu geben, mit dessen Ertrage das Denkmal Hermann's, für dessen Vollendung es an Geldmitteln fehlt, gefördert werden könne. Die Liedertafel glaubte ein ergiebiges Resultat mit eigenen Kräften nicht erlangen zu können, es nahmen sich jedoch einzelne Mitglieder derselben des Vorschlags eifrig an, und nachdem ihnen die Mitwirkung von Künstlern und Dilettanten zugesichert war, wählten sie zur Ausführung das beliebteste Werk eines deutschen Meisters, den Don Juan von Mozart. Dieser wird nun hoffentlich am 29 Januar so gut ausgeführt werden, wie es bei den Kräften möglich ist, welche sich hier zu einem Unternehmen dieser Art vereinigen lassen, und es wird dabei niemanden einfallen, durch die erhöhten Preise sich zu unbilligen Erwartungen berechtigt zu halten. Wir wünschen nur die im Concert zu sehen, welche den Zweck gleich uns im Auge haben, dem es für diesmal gilt, und welche eine Ehre für Oldenburg darin sehen, in Verfolgung dieses Zweckes andern deutschen Städten nicht nachzusehen.

R.

Vaterländische Literatur.

Dem Wunsche des verstorbenen Freundes Dr. Pfeiffers zufolge erlaube ich mir, sein letztes Werk, Goethe und Klopstock, mit einigen Worten in diesen Blättern anzuzeigen. Das Buch enthält nicht gerade eine regelrechte Parallele, in welcher diese beiden Helden unserer Literatur systematisch neben einander gestellt und nach allen Seiten hin erschöpfend gewürdigt werden, sondern vielmehr nur Beiträge zur Würdigung dieser Männer, die theils aus Dr. Pfeiffers eignen, in aphoristischen Sätzen ausgesprochenen Ansichten und Urtheilen, theils aus charakteristischen Zügen aus dem Leben und den Schriften jener Männer, aus dem Urtheile anderer Dichter und Schriftsteller über sie, und aus ungedruckten Briefen, Mittheilungen und Notizen bestehen. War es nun nicht die Absicht des Verfassers uns ein Bild jener Männer in Lebensgröße zu geben, so sind doch die einzelnen Züge die er uns von ihnen darbietet, wenn auch zum größten Theile nicht neu, doch in der Zusammenstellung interessant, und meistens charakteristisch; und selbst in seine kleinen Digressionen, wo er von Curtin, von Bosh, Claudius, und andern Personen und Gegenständen, die nicht gerade zum Zwecke gehören, berichtet, wird man ihm gerne folgen, sich wohl unterhalten, sich vielfältig angeregt und belehrt finden. Den eigentlichen Haupttheil des Buches machen die ersten fünfzig Seiten aus, die in kurzen Aphorismen meistens Antithesen, die beiden Dichter zu charakterisiren suchen. Hier finden sich eine Menge trefflicher Gedanken, wie blizende Diamanten und schillernde Perlen ausgestreut. Viele dieser Sätze enthalten in epigrammatischer Kürze eben so viel Wig und Scharfsinn, als sie wahr und treffend sind. Hier einige Proben:

Klopstock küßt den Himmel mit den reinsten Lippen; Goethe's Braut ist die ewige junge Erde. — Goethe vergöttlicht den sinnlichen Trieb; Klopstock die Abstraction. — Goethe's Dichtungen sind die ersten schönen Blüthen eines modernen Materialismus; Klopstock's die letzten mächtigen Schülfe einer überlebten Metaphysik. — Klopstock war seiner Muse mit allen Ceremonien angehaftet; Goethe lebte mit den Pieriden in wilder poetischer Ehe. — Klopstock gleicht einem ehrwürdigen Tempel mit hieratischer Schrift; Goethe einer heitern sonnigen Halle mit demotischen Buchstaben. — Goethe's Helden haben alle etwas von kleinen Sultanen; Klopstock's Helden sind kleine Abrahame. — Goethe's Frauen lieben lachend; Klopstock's weinend. — Klopstock's poetischer Boden ist utopisch; Goethe's pantopisch. — Klopstock fragte bei der Kritik seiner Werke die Orthodorie um Rath mit secundärer Stimme der Aesthetik; Goethe ließ sich, ohne irgend eine Appellation an die symbolischen Bücher, bloß durch die ästhetische Dogmatik leiten. — Klopstock ist größtentheils potenziert worden durch Schiller;

Goethe wird schwerlich je quadriert, gewiß nicht in Einem Individuum. — Goethe zieht durch die Seele wie klares belebendes Morgenlicht; Klopstock wie ein verglühendes Abendroth, das die Seele weich stimmt. — Klopstock's Häuslichkeit zeigt ein poetisch herzliches Familienleben; Goethe's derartige Beziehungen sind salbeartig (von dem salve auf der Schwelle. —)

Dies ist nur eine kleine Probe; solcher geistreichen Gedanken giebt es noch viel mehr, die es tief bedauern lassen, daß Pfeiffer so früh uns entrückt wurde. Gewiß unsere Literatur würde nach solchen Blüten viel schöne reife Früchte von ihm erhalten haben. —

Der übrige Theil des Werks besteht aus folgenden zum Theil sehr interessanten Beilagen: Briefwechsel zwischen Goethe und Klopstock. — Aus dem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Herausgeber. — Briefe aus Dttensen. — Stimmen über Goethe und Klopstock aus der ersten Zeit ihres Ruhms. — Klopstock's Orthographie. — Klopstock's Schreiben an den Minister Roland.

Greverus.

Der verwandelte Schnee.

Eine Parabel.

Sanft und leise senkte sich der Schnee in wolligen Flocken auf die ruhende Erde herab und wob ihr einen blendenden Schleier. Die keimende Saat des Aekers und die Gräser und Kräuter der Wiese schlummerten sanft unter der weichen, wärmenden Decke, und träumten vom Frühlinge, von Blüten und Perhengelage. So verging ihnen schnell der Winter.

Da kam die Frühlingssonne mit ihren lauen Strahlen, und verwandelte den Schnee in Dunstflügelchen, wie kleine Perlen; die stiegen auf zur Sonne, dem Quell des Lichts und der Wärme, aber die Sonne konnten sie nicht erreichen. Sie versammelten sich zu einer Wolke, die schwebte lustig in den höhern Regionen der Luft.

Als die Wolke so dahinschwabte, getragen von den fitigen des Windes, vergolbet von den Strahlen der Morgen- sonne und in Purpur gekleidet vom Abendroth, da wurde sie stolz und als sie auf die Erde hinablickte, und sah, wie die Saat auf dem Acker lustig emporstob und die Wiese üppig grünte und blühte, da sprach sie: »Ich will hinabsteigen auf die Erde, und meine Heimath besuchen. Aber nicht leise will ich hinabsinken, wie der Schnee oder der Thau, sondern als ein Regen will ich hinabströmen, damit man in der Heimath meine Kraft bewundere und meine Stärke.«

So machte die Wolke sich auf, der Blitz leuchtete vor ihr her, und der rollende Donner verkündigte ihre Ankunft. Sie ergoß sich in schweren Regentropfen, aber als die Trop-

fen die Region der Kälte und des Frostes durchheilen wollten, erstarrten sie zu Eise und als Hagel prasselten sie auf die erschrockene Erde herab. Da zerknickten sie die hoffnungsvollen Halme auf dem Acker, und zerrissen die üppigen Kräuter und Blumen auf der Wiese, und lagerten sich darauf schwer und fast, wie ein Leigentuch.

Die Sonne aber zertheilte die Wolken und schoß glühende Strahlen hinab, die schmolzen den Hagel. Allein sie zogen ihn nicht wieder empor zum Himmel; in Thränen der Reue zerfloß er, und schlich von Acker und Wiese hinab in den unscheinbaren Bach. Der Bach aber trug ihn in den Fluß, der Fluß in den Strom und der Strom in den Ocean; dort erkannte Niemand ihn mehr, Niemand wußte ihn zu nennen, er ward begraben im Meere der Vergessenheit.

R. S.

Theater-Anzeige.

Wir erfahren mit Vergnügen, daß Herr Berninger zu seiner Benefiz-Vorstellung, welche am Montag d. 24. Jan. sein wird, eines der besten Pfandschen Stücke: Die Jäger gewählt hat. Wenn damit dem Publikum nun auch etwas Neues nicht dargeboten wird, so darf es dagegen um so sicherer darauf rechnen, etwas Gutes zu sehen — was bei unsern dramatischen Neuigkeiten leider so selten der Fall ist. Und daß den Theaterfreunden die Darstellung des wackeren Oberförsters durch Herrn Berninger einen vorzüglichen Genuß garantire, wird Keinem zweifelhaft sein, welcher diese Charakterzeichnung und den Künstler, dessen Persönlichkeit und Talent diese Aufgabe im reichlichen Maaß auszufüllen berufen sind, zu würdigen weiß.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Carl Wilhelm Heinrich Volkhausen. Moriz Christoph Friedrich Bodeker. Anna Helene Willers. Hinrich Kröger. Georgine Catharine Margarethe Dhlhof. Anna Helene Wilken. Anna Margarethe Neunaber.
3. Beerdigt: Margarethe Elisabeth Dreyer 55 J. Anna Margarethe Sofine Schies 78 J. 5 M. Christian Friedrich Zuckerbecker 52 J. 1 M. Gesche Margarethe Mehrens 33 J. Anna Margarethe Boshöfchel 41 J. 1 M. Hermann Senen 37 J. 11 M. Hinrich Friedrich Hillgen 9 M. Erine Rowolt 86 J. 10 M. Thalko Ahlers 67 J. Altmann Hellwege 76 J. 2 M. Anna Grape 54 J. Helene Ahlers 55 J. Altmann Dieck 80 J. 6 M. Ein vor der Taufe verst. Sohn des Arbeiters Kieselhorst 8 J. Ein vor der Taufe verst. unehel. Sohn der Brunken 5 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 16. Jan.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat von der Lippe.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claußen.

Mitttheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 5.

Sonabend, den 29. Januar.

1842.

Elf sien Möge*).

Mien Kind, du kannst mie't driest togloven,
Dat: »Elf sien Möge« is 'n wahret Woort;
Süh, Friederik kann to Hus nich blieden,
Kloofscheten dat is sien Pleiseer,
He moot in't Feld un moot probeeren,
Wo wiet he noch woll slüchten kann;
Man heet he in de Bahn ins smäten,
Un heet he wunnen enen Schott,
Denn falt em glicke man all' to Göten,
Un denkt, he weer en littjen Gott.
Harm freut sic, wenn by Uhtschuwahlen
Sien Nam' up jeden Bedel freit,
Un denkt: se doht di mächtig ehren,
Man du büst oock der Ehren werth.
Glaus lacht mal recht, wenn up der Dahlen
Na'n Döschken väle Sacke staht,
Ja, wer so recht heet sien Bergnöden,
To gahn mit'n Ploogsteert in de Hand,
Geiht nich van siener Dellern Stehe,
Un sahtet nich den Rohypenn an,
Kunn he oock rick as Rothschild weren,
Wenn he Solwater plögen wull.
So'n Schipper aver denkt woll saken,
Wenn uth de Bucht en Stormwind welht,
Wenn d' Masten kraakt, de Seits gahst sloiten,
Un d' Kräfers avert Schipp herfallt;
Laat Andre up de See rumbrieden,
Hew' ic' bit man erst överstahn!
E is beeter doch an Land to blieden
Un 's Avends na den Kroog to gahn.
Man averst is he binnen kamen
Un is sien Bäckert man half drög,
Köpt he all glicke, of he kann timmeern,
Un hört sich um, wat d' Frachten doot.

*) Horat. carm. I. od. I. frei nachgebildet.

Dat Lebbiggahn will em nich smeden,
Na Geldverdeen seicht sien Sinn
Un Mennichehn erkeut up Ehrden
Doch Nicks, as by een good Glas Wien
Sick up den Kanapee to räfseln,
Of up de Straat herumtoflahn,
Eigarr'n to smöten, un to jopen
In't Water oder in den Wind.
Jann denkt: swat kunn' wol Wojers gäben,
As Trummeln un Trumpettenklang,
As up d' Parade 'rumtotreihen
Mit'n Sabel un'n bunten Rock,
Un denn de Derens antolachen
Dat d' Dhlsche maakt 'n bös Gesicht.
So'n Jäger trett döer Moor un Heide,
Em raakt nich Käll, nich rusig Wehr,
Statt adreen Afend he kunn' sitten
Mit siener Beesten in den Arm,
Wenn in den Snee he 'n Hosen spöret,
Of d' Hund vör'n Koppel Höner seicht.
Doch Mennichehn sitt döer d' Böker
Un simuleert woll Dag un Nacht,
Un heet 'e em man erst Professor,
Zuscht he nich mit 'n General.
Un mie, mien Kind, ic' wull't man seggen,
Mie moakt vör Allem man Pleiseer,
Wenn ic' die Döntjes kann vertellen,
Un singen mal' een litjet Leed.
Wenn wie den nett by 'nander sittet
Un't Für, un ic' vertell die watt,
Of sing' en Leed, un du spreest fründel!
»Dat was förwahr een sienet Leed,«
Un nu vertell mie noch een Döntjen;
So seicht't in mennig Boock nich in,
As du vertellst, un singen kannst du
So fein as nimm's nich in de Stadt.
Denn kummt' mie 't vör as wahr ic' Kaiser,
Ic' tuschld' nich mit den Grotherzog!



Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Auf einen Wink des Lieutenants trat der Consulent mit dem Glase in der Hand hinzu, und indem er mit dem Pastoren anstieß, um so ins Gespräch hineinzukommen, sagte er: »Ich sehe wohl, man muß dem ehrwürdigen Herrn reinen Wein einschenken.«

»Freilich, den liebt er besonders,« fiel der Lieutenant ein.

»Der Herr Oberst hier,« fuhr der Consulent fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, »ist ein Herr von Püttingen, aber er ist auch mehr als das: es ist der hoch- und wohlgeborne Herr Reichsgraf Edzard Eberhard Wilhelm, Graf zu Ostfriesland, Krüdingen und Püttingen. Nachdem nun Seine Hochreichsgräflichen Gnaden sich gemüßigt gesehen, in hochwichtigen und geheimen Affairen eine Reise nach Bremen und so fürder ins Reich zu unternehmen, so haben Hochdieselben es Hochdero statu und dem zu bewahrenden wichtigen Geheimnisse angemessen befunden, ein strenges Incognito zu beobachten, und mit Beibehaltung ihrer hohen Qualität als wohlbestallter Obrister eines Regiments zu Fuß in Diensten ihrer Hochmögenden der Herren General-Staaten von Holland, sich begnügen von der Hochderselben angestammte Herrschaft Püttingen den Namen zu führen. Einmalen nun aber hochgedachte, ihre Hochreichsgräflichen Gnaden zu meiner eheliblichen Schwester, der viel ehr- und tugendfamen Jungfrau, Jungfrau Sophia Maria Foltenius, meines seligen Vaters, des Herrn Doctoris Friedrich Foltenii, weiland Hochgräflichen Raths zu Oldenburg jüngster Jungfrau Tochter eine keusche eheliche Liebe und Zuneigung gefasset, und solche sich durch priesterliche Copulation antrauen zu lassen bereits gnädig entschlossen gewesen und nur Hochdero schleunige und plötzliche Abreise die solenne Vollziehung dieses priesterlichen Ehewerkes verhindert hat, als haben hochgedachte, ihre hochreichsgräfliche Gnaden, da hochdieselben wegen eines, hochdero Wagen plötzlich zugestoßenen Accidens hieselbst in Hast de etwas zu verziehen sich gezwungen gesehen, es rathsam befunden, diesen Verzug zu benutzen, und die wohlberedete Ehe durch priesterliche Einsegnung solemnificiren zu lassen, so daß hiernach dem ehrwürdigen Herrn Pastori Fabricio die hohe Ehre zu Theil werden wird, mehrgedachtes hochreichsgräfliches Ehebündniß zu knüpfen.«

Der Pastor, der bisher stumm und starr den langgestreckten Perioden zugehört hatte, schöpfte Athem, trat zum Tische, füllte ein Glas, seinen Muth anzufressen, und wiederholte nun dem Consulenten die Zweifel, die er schon dem Ansinnen des Lieutenants entgegengesetzt hatte.

Der Consulent aber erwiderte ruhig: »Der ehrwürdige Herr würde vollkommen Recht haben, wenn Ihm angefon-

nen würde, ohne Einsicht der Proclamationsbescheinigungen und des elterlichen Consenses ein Paar zu trauen, wovon der Bräutigam dem Unterthanenstande angehörte; ganz ein Anderes ist es aber bei einem Reichsgrafen, welcher qua persona illustris von allen dergleichen formalibus, wie die öffentliche Proclamation eine ist, reichsherkömmlich erमित und ausgenommen ist, und was den elterlichen Consens anlangt, so wird der Herr Pastor sich durch eigenen Anblick vergewissern mögen, daß der hier vor Ihm stehende gnädige Herr Reichsgraf von Ostfriesland und so weiter, die Jahre der Majorennität bereits erreicht hat, wie denn auch wirklich hochderselbe am 28. Augusti Anno 1666 das Licht der Welt erblicket hat, und daß die Jungfrau Braut eine elterlose Waise sei, wird der Herr Pastor daraus wissen, daß der weil. Vater derselben, Herr Rath Foltenius bereits vor mehreren Jahren als Wittwer verstorben, wie solches zum Ueberflus gegenwärtiger Herr Lieutenant de Schmidt ihm bezeugen kann, demnach es genüget, daß ich als ihr ältester Bruder und nunmehr Haupt der Familie den Consensum ertheile.«

Der Herr Pastor schöpfte abermals Athem, als der Consulent einhielt und machte noch einige Einwendungen, die aber immer schwächer wurden, besonders als einer der Begleiter des Grafen einen Beutel hervorjog und auf einem Nebentische zwölf blanke Thaler hinzählte, deren Silberklang die Blicke des bedrängten Ehren Fabricius wider seinen Willen dahinzog. Als nun endlich der Consulent weiltätig ausführte, der Herr Graf, als Mitglied der regierenden Familie eines benachbarten Landes werde ihn gegen alle nachtheilige Folgen schützen können, bat er nur noch, ihm darüber eine Bescheinigung auszustellen, und erzeugte dann sich zur Trauung bereit.

Nun wurde nach seinem Hause gesandt, das sogenannte »Handbuch« und den Ornat zu holen, und während dieser Zeit das Zimmer einigermaßen für die feierliche Handlung zugerichtet. Der Pastor hat nur noch zu entschuldigen, daß er so unvorbereitet eine gehörige Traureden nicht halten könne, allein der Graf hat ihn ausdrücklich, sich blos an das Trauungsformular zu halten und solches so viel thunlich abzukürzen, da die dringende Eile seines Geschäfts ihn wünschen lasse, allen Aufenthalt zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermanus-Denkmal

könnte wirklich die Idee der Einheit und Unabhängigkeit Deutschland's versinnlichen? Ein Lächeln über solches Unternehmen entsände nur aus einer Grauen erregenden Leichtfertigkeit? Nein Herr R.! Es kann wenigstens aus einer unbefangenen Lectüre des Tacitus entstehen und mit erddeutscher Gesinnung wohl bestehen.

Nur wenn man, mit Hilfe der Phantasie, das hin-

weg- und das hinzuthut, den Helden zu dem Endzwecke zurecht macht, und so in die Phantasie des Volks hineinspielt, was Klopstock's hoch idealisierter Hermanns-Schlacht noch nicht gelingen wollte — nur so ist es möglich, daß jenes Standbild bei denen, welchen die That nicht zu fern zu liegen scheint, die beabsichtigte Wirkung hervorbringe.

Aber die wahre Geschichte weiß von keiner Sammlung der zerstreuten Stämme um Hermann im Sinne der Einheit und Unabhängigkeit von ganz Deutschland. Sie kennt nur Bündnisse einzelner Völker in jener Zeit: das Suevische des Ariovistus, das Marcomannische des Marbod, das Cherusische des Arminius; und diese Bündnisse waren locker genug — man lief herüber und hinüber — und fielen sich unter einander an, sobald die Römer den Rücken kehrten, weshalb denn auch Tacitus in seiner Beschreibung von Deutschland (c. 33) ausruft: *Wöchte doch der gegenseitige Haß dieser Völker immer dauern (maeneat, quae-so, duretque gentibus odium sui).*

Gewiß ist nun Hermann der Befreier Deutschlands, und listige Verlockung des Feindes auf einen ungünstigen Kampfplatz auch dem Helden erlaubt; aber wie lange behauptete er die Freiheit? Sechs Jahr! Da kam Germanicus, begrub die Gebeine der erschlagenen Legionen, besiegte Hermann selbst entschieden auf dem *campus Isitdavisus* (bei *Vegeack?*) und drang bis an die Elbe (14—16 p. c.) So stand es also um Deutschland nicht besser als vor der Schlacht im Teutoburger Walde. Von einer Versammlung der zerstreuten Stämme ist nicht viel zu bemerken; unsre eignen Vorfahren, die Teisen und Chauken, unter denen Germanicus, von den Batavern herkommend, landete, wurden hüßlos mitgeschleppt gegen ihre Brüder.

Und als Germanicus vom Kaiser Tiberius, aus Neid auf seine Siege, abgerufen und Deutschland vor der Hand in Ruhe gelassen wurde, da brach ein Krieg aus zwischen Hermann und Marbod, der selbst die Sieger, die Cherusker, so schwächte, daß sie bei einem neuen Einfall der Römer ohnmächtig gewesen sein würden.

Wenn nun diese *Facta* schon sich der Idee des Hermann's-Denkmal's nicht fügen wollen, was werden die Beförderer der Idee zu dem Lode Hermann's sagen? Sie scheinen nemlich nicht zu wissen, daß ihr Held, als Unterdrücker der Freiheit seines eignen Volks, von seinen eignen Verwandten ermordet wurde.

Also dieser Hermann kann die Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands nicht repräsentiren. Auch möchte wohl eher der Aufblick zu Blücher's als zu seinem Standbilde die Deutschen in künftigen Freiheitskriegen begeistern. Aber wen sollen wir an die Stelle setzen? Denn das ist doch offenbar, daß ein mächtiger Drang nach Einheit und Unabhängigkeit die Herzen aller deutschen Volksstämme erfüllt, und sich nun auch in einem Bilde äußerlich zu wachen strebt.

Herr R. findet an den Heroen der deutschen Geschichte, die etwa in Betracht kommen können, etwas auszu-

sehen. Natürlich! Was nicht ist, läßt sich nicht fassen. Wir sind eben so unglücklich, in unserer Geschichte keinen Helden, der allgemeine Geltung hätte, und dem beabsichtigten Zwecke entspräche, zu besitzen.

Darum wäre mein Rath: Antwortet der Liebertafel, die Euch zu einem Concerte für das Hermanns-Denkmal aufgefordert hat, daß sie die Geschichte Hermanns nicht erwogen, und gebt Euer Concert für den Dombau in Eöln. Denn dieser Dom, schon unvollendet ein herrliches Bild, wird dereinst, von der Beisteuer aller deutschen Christen vollendet, wie die Peterskirche vom Peterspfennig, und auf dem linken Rheinufer, an der großen Völker-Strasse (nicht auf der Grotenburg) stehend, ein treffenderes und großartigeres Zeugniß, als das Hermanns-Bild, von der Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands abgeben. Mit der Statue aber wollen wir warten, bis wir den Mann finden, der nicht eben so die Geschichte gegen sich aufruft, wie der freie Rhein, und die neue, true, freie Zeit die Freiheit zum Widerspruch reizt. G ü n t h e r.

Literarische Anzeige.

Man hat uns Deutschen oft, und leider nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß es uns an Nationalgefühl, an durchgreifendem Patriotismus, an derjenigen Begeisterung fehle, die das Leben und das Glück eines Staates ausmachen. Wir sind in zu verschiedene kleine Staaten, von denen jeder sein Privatinteresse wahrnimmt, in zu verschiedene Religionsparteien, von denen jede allein Recht haben will, in zu verschiedene Ansichten und Meinungen in Betreff der Philosophie und der schönen Künste, in Betreff der Politik getheilt, als daß eine ehrenvolle Einheit auf gewöhnlichem Wege zu Stande gebracht werden könnte. Durch gewaltsame Mittel ist hier gar Nichts auszurichten, jede wahre Einheit, jede wahre Freude, jede wahre Herzlichkeit und Liebe kann nie erzwungen, sondern nur in freier Zuneigung gewonnen werden. Rechte Liebe, Treue und Freiheit, wahren Patriotismus einzuhäuschen und alle Pforten des Himmels zu öffnen, vermag Niemand besser als die Mufen, und diese können ihr Ziel nicht schöner erreichen, als wenn sie, in Verbindung mit der Religion die Heroengestalten und Tugenden der Vorzeit uns in lebenskräftigen Bildern ins Gedächtniß zurückführen, und uns aufmuntern und entflammen, nicht blos es ihnen gleich zu thun, sondern sie zu übertreffen. Ein auf diese Weise begeistertes Gemüth blickt stets mit der innigsten Liebe zu Gott auf, vertraut stets dessen allwaltender Vorsehung, dankt allen seinen Führungen, ist zufrieden mit der Gegenwart, geht der Zukunft froh entgegen, und arbeitet mit Freuden daran, das Himmelreich auf Erden zu gründen. Uns Nordländern hier kann zu diesem Ende wohl kaum etwas erwünschter sein, als die vaterländische Geschichte,

womit auch Bremen und Ostfriesland in genauer Beziehung stehen, durch die Harfenklänge und Lichtstrahlen der himmlischen Götinnen verherrlicht zu finden. Dies wird geschehen in dem »Oldenburgischen Ehrentempel,« der als der erste Theil des »Deutschen Ehrentempels« das Werk eröffnen soll. Wir haben schon ein »Walhalla,« in welchem Viele der ruhmwürdigsten Deutschen abgebildet zu betrachten sind, aber wer hat Geld und Zeit genug, um nach Belieben dahin zu reisen? Und dann haben Bilder nur immer eine stumme, eine hieroglyphische Sprache, das lebendige Wort dringt geradezu in Geist und Herz und erhebt uns unmittelbar in die Regionen der Unendlichkeit. Deshalb verdient ein Unternehmen, wie das angezeigte, die Unterstützung jedes Biedermannes. Die ausgezeichnetesten lyrischen deutschen Dichter haben mir ihre Mitwirkung zugesagt, und um dem Publico Gelegenheit zu geben, seine Liebe für das Vaterland, für Religion, für seinen Regenten und die Verfassung an den Tag zu legen, eröffne ich den Weg der Subscription. Der erste Band des angekündigten Werkes wird etwa 20 Bogen, auf seinem schönen Velinpapier gedruckt, austragen, wofür bei der Ablieferung eines Exemplars 1 Rthlr. zu entrichten ist. Der nachherige Ladenpreis wird ein Drittel höher sein.

Dürfte ich an Anregung und Aufmunterung zweifeln, so müßte ich an die Aphrodite denken, die auch, wie alle unsere Gauen und an der Nordküste Deutschlands besetzte Länder aus dem Schaume des Meers entstanden ist, und sie war die Göttin der Liebe — die Liebe aber ist überall theilnehmend, befördernd, begünstigend. Und haben wir nicht die Edda, den Ossian, ja sogar den Shakespeare? Wie dürfte ich also an Theilnahme zweifeln?

Der Verf., der diesmal unter einem angenommenen Namen auftritt, ist der Lesewelt schon lange befreundet, und er wird sicherlich durch dieß Unternehmen in noch nähere Verbindung mit derselben kommen. Zwar haben Schiller und Goethe den hiesigen Gegenden nachgeklagt, sie gäben nicht einmal Stoff zu einem Epigramm, aber ich hoffe sie klagen zu strafen und das gute Publicum, dem zu Liebe ich Alles thue, wird mich nicht im Stich lassen. Jede Buchhandlung wird gern Bestellungen annehmen und besorgen *).

Proben aus dem angekündigten Ehrentempel sollen in den hiesigen Zeitschriften öfters erscheinen.

Der Magus aus Süden.

*) Wenn dieselben der Redaction dieser Blätter postfrei zugehen, wird diese solche gern an den Hrn. Verf. befördern.

An das Publikum.

Am 7. Februar ist das Benefiz unsers würdigen Gekbers, wozu er Fanchon (nicht die neue, sondern die alte neue) jenes beliebte Singspiel, erwählt hat. — Es wird nur dieser Anzeige bedürfen, um das Publikum, das Gekber fortwährend die unzweideutigsten Beweise der Theilnahme und Hochachtung gegeben hat, zur Freude des Beneficiaten, in Thaliens Tempel zu versammeln, in welchem diesmal vielleicht sogar die Logen nicht leer bleiben.

3.

Biersylbige Charade.

Es fließt ein Strom von waldbedeckten Höhen
Zu einem fernen, weltberühmten Meer;
An seinem Ufer reiche Städte stehen,
Und in den Wellen spiegelt sich ein Heer
Von tapfern Bilkern, wie in seinen Gründen
Sich regt der Rixen grünelockte Schaar.
Kannst du den Namen dieses Stromes finden,
So hast du schon mein erstes Sylbenpaar.

Das zweite schmiegt sich an des Mannes Seite
Mit stillen, liebewarmen, treuen Sinn;
Sucht, wie es süße Freuden ihm bereite,
Und nennt sein Lächeln köstlichen Gewinn.
Das Ganze ziert Thaliens Freudenhallen
Als schöne Blüthe aus dem Musenhain;
Gedrängte Schaaren zu dem Tempel wallen,
Sich ihres Jauberduftes zu erfreun.

*+

Auflösung des Räthfels in N^o 4: Traumbild.

Kirchennachricht.

Vom 22. bis 28. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft Justus Maximilian Friedrich Konrich. Hermine Sophie Luise Büling. Catharine Gerhardine Kaiser. Sophie Caroline Charlotte v. Seggern. Gerhard Wellmann. Gerhard Ahlerd Hotes. Carl Friedrich August Spaffen (unehel.)
3. Beerdigt: Catharine Wilhelmine Schütte, geb. Kleen 79 J. 11 M. Catharine Müller, geb. Egbers 54 J. Carl Heinrich Christian Fricke 76 J. 1 M. Hinrich Lüfchen 31 J. Henriette Marie Humme 2 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 30. Jan.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Kirchenrath Röh. 1117
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning. 1118
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen. 1119

Hierbei N^o 8 und 9 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 6.

Sonnabend, den 5. Februar.

1842.

Die Gründung Oldenburgs.

(Aus dem Oldenburgischen Ehrentempel.)

Es brauset der Sturm, es toset das Meer
Und gießt unendliche Wogen
Kings über die Dünen und Flächen daher
Von Wassern ist Alles umzogen.

Den Fischer zwar nimmt sein Naden auf
Sammt Weib und jammernden Kindern,
Doch, wohin er richtet den ängstlichen Lauf,
Nicht weiß er das Unglück zu hindern.

Die Hütte, die ihn so freundlich barg,
Sie ist verschwemmt und zertrümmert.
Wohin nun, o Himmel! D. läg' ich im Sarg,
So seufzet ein Jedes und wimmert.

Doch der die Vögel des Waldes nährt,
Er weiß zu retten, zu helfen,
Er führt auch den Fischer zum gastlichen Heerb,
Bereitet von lieblichen Eßen.

Hier siedelt er sich bequemlich an
Nach altherkömmlicher Sitte;
Das locket noch manchen trefflichen Mann,
Es reiht sich Hütte an Hütte.

Da kommt auch der Welfische Löwe herbei
Und bauet besetzte Thürme,
Damit der Bewohner gesichert sei
Und Mauer und Waffe ihn schirme.

So blühte heran die herrliche Stadt,
Begründet für ewige Zeiten,
Und ob auch das Meer ihr geschadet hat,
Sie weiß nun die Wasser zu leiten.

Sie baut sich von Tage zu Tage empor
Mit freundlichen Schlössern und Häusern,
Und wer sich daselbst die Heimath erkort,
Den nenn' ich vor Allen den Weisern.

M u s i k.

Concert des Herrn Louis Pape im Schauspiel-
hause.

Woher kommt es, daß ein Concert, in welchem ein Mann, von dem man etwas Tüchtiges und Großes, nach bereits gegebenen Proben*), zu erwarten hat, eine neue Symphonie aufführen will, so wenig Anklang im Publicum findet, wohingegen bloße Virtuosen, die von eigentlichen Musikern wohl zu unterscheiden sind, oft so volle Häuser machen? — Die uns gegebene Antwort lautet: Jeder geht seinem Vergnügen nach! Da wäre aber das eben erwähnte Resultat ein übles Zeichen des Geschmacks und der musikalischen Bildung des Publicums. — Und doch, wie viel

*) Vergl. N^o 14 des Jahrgangs 1840 dieser Blätter.



besser ist ein solches Resultat immer noch auch in seiner crassesten Nacktheit, als die in heutiger Zeit so grassirende so zu nennende musicalische Heuchelei. — Genug, die Subscription zu Herrn Pape's Concert fiel so schlecht aus, daß man, nur um die Kosten decken zu können, sich veranlaßt sah, die Concertsängerin, Madame Schmidt in Bremen, um ihre Mitwirkung bei diesem Concerte zu ersuchen. Es ist sehr anzuerkennen, daß diese geschätzte Sängerin dazu, und zu der in solcher Jahreszeit nicht eben angenehmen Reise, sich im Interesse für die eigentliche Kunst und ihre Producte, und obendrein, wie wir hören, durchaus unentgeltlich, verstand. Nicht weniger aber rühmen wir hier, was Herr Prof. Pott, und auch Herr K. M. Franzen zur Aufmunterung und Würdigung des Hrn. Pape und seiner Arbeiten sich um diesen Künstler und die Kunst verdient haben. Die wiederholte Umfendung des Subscriptionsbogens mit der Nachricht, Madame Schmidt würde in dem Concerte singen, hatte eine zahlreichere Subscription zur Folge. Wir dürfen hoffen, daß Herr Pape ohne Schaden davon gekommen ist.

Das Concert wurde eröffnet mit der Duvertüre zum »Wasserträger« von Cherubini. Das Andante wurde verunstaltet durch etwas vorlaute Wichtigthuerei in den Bässen, beidemal wo die Bässe allein einsetzen. Das Allegro, in einem weniger rapiden Tempo, als wir es sonst hier immer gehört haben, war so von trefflicher Wirkung, und alles deutlich, was in dem Brauselärm sonst verloren geht. Einige geringe Schwankungen sind durchaus auf die Rechnung des für dergleichen musicalische Aufführungen so sehr ungünstigen Locals zu bringen. — Madme. Schmidt sang eine Arie aus *così fan tutte*, und eine Arie aus *Belizario* von Donizetti. Die letztere schien nicht sonderlich anzusprechen, obgleich die Sängerin gerade hier am meisten ihre Kunst zu singen entwickeln konnte, und entwickelte. Und das freut uns. Den Vorzug haben wir vor denen, die alle paar Tage eine Oper hören können, daß uns nicht, wie ihnen, durch Bellini, Donizetti und Conforten der Geschmack geradezu verdorben wird. Selten hörten wir, was uns namentlich in der Mozartschen Arie auffiel, eine so dünne und unsichere Begleitung, schwankend fast in jedem Tacte. Das Local ist zwar, wie schon gesagt, dort ungünstig. Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Dirigenten muß sich doch alles immer ziemlich zusammenhalten. Konnte nun, oder wollte das Orchester den Dirigenten, bei diesen Arien nicht im Auge haben, wir wissen es nicht. Aber es ging bezügl. schlecht zusammen. — Madams Schmidt sang außerdem noch zwei Lieder. Eins von Pape: der Rigeunerknabe, das auf keinen Fall von Bedeutung ist, noch weniger aber ein glücklicher Wurf für den Vortrag; das beste an dem Liede ist seine Einfachheit; es ist sehr schwer zu singen. Sodann das bekannte: *Herein!* von Kücken. Das letzte nun ist ein sehr glücklicher Wurf für eine Sängerin. Die Composition solcher Lieder ist aber

auch mit dem Gedicht schon halb fertig. Kücken weiß überhaupt die Texte zu wählen für den Geschmack der heutigen Zeit. — Ueber Madme. Schmidt als Sängerin zu sprechen, wird diese ausgezeichnete Künstlerin uns später wol einmal bessere Gelegenheit geben. — Hr. Kapellmeister Köhn blies auf der Clarinette ein Concert von Lindpaintner. Seine Bravour zeigte sich als tüchtig, namentlich sein Staccato; sein Vortrag ist geschmackvoll. Wir rathen ihm, sich das ewige tempo rubato abzugewöhnen, und vorsichtig zu sein, daß er es mit einer gewissen ihm eignen Nonchalance nicht zu weit treibe. — Als Zugabe erhielten wir zum Ueberflus ein Adagio und Rondo für die Flöte, von wem? ist uns nicht bekannt geworden; es ist auch unerheblich es zu wissen; vorgeht. von Hrn. Kake mann aus Bremen. Hr. Kake mann gibt etwas auf Sauberkeit und Deutlichkeit, das ist sehr zu loben. Seine höheren Töne waren übrigens meistens zu hoch. Bravour hat er nicht sonderlich viel gezeigt.

Sodann folgte die Symphonie von L. Pape, in A-dur. Sie beginnt Andante maestoso, $\frac{1}{2}$ Tact, Amoll, mit pizz. der Bässe, und einem einfachen Motiv in der Harmonie; zwei Phrasen, jede von 4 Tacten, die in verschiedener Wendung zu einer Fermate auf der Dominante führen. Dann weiter, wie angefangen, etwa 12 Tacte, wo nun die Bässe mit einer runden Figur in den ersten Satz einleiten, Presto, A-dur, $\frac{1}{4}$ Tact. Das erste Thema hier, eine sanft figurirende Weise, p. ist kurz und deutlich; die Bässe, FF. einsetzend, schließen dasselbe bestimmt und herrlich ab, auf der Tonica. Von Neuem anhebend, wendet sich die Melodie nach der Dominante. Eine an sich nicht bedeutende Figur der melodieführenden Geigen wird hier und da imitirt; sie fängt an Interesse zu erregen. Die Modulation, durch eben diese Figur vermittelt, führt durch mehrererlei Harmonien auf chromatisch aufsteigendem, energisch einerschreitenden Basse, und ein sich geltend machendes d, zurück auf die Tonica, wo das erste Thema nochmals, im Basse, auftritt; dazu treten hier Oboen und Fagotts, und etwas Neues in den Geigen, eine hüpfende Figur, die nachher den ganzen Satz hindurch von Zeit zu Zeit vortreffliche Dienste thut. Das vom Bass gefasste Thema fängt bald an zu moduliren, und führt uns nun wirklich auf die Dominante. Hier tritt sodann in den Violoncellis und im Fagott das zweite Thema auf, geradezu aus dem ersten genommen, ein freundlicher herrlicher Gesang, auf den die Geigen antworten; die hüpfende Figur bringt eine Wiederholung dieses Gesangs mit anderer Wendung in der Modulation, doch wird die Dominante nicht verlassen, vielmehr tritt nun das erste Thema nochmals in FF. hier auf, mit neuer Wendung, wo der hüpfende Rhythmus sich geradezu in der Melodie selbst geltend macht, sofort aber durch eine Reprise der so eben hüpfenden Figur in weichen Triolen wieder ausgeglichen wird. Sodann geht es mit Benutzung von allerlei schon vorhandenem zum Schluß des ersten Theils, der wieder-

holt wird. Zu Anfang des zweiten Theils bringt eine Bearbeitung vorhandener Motive eine interessante Modulation bis das erste Thema auf der Tonica wieder erscheint, welches, statt daß es im ersten Satz auf die Dominante brächte, hier über die Unterdominante zum zweiten Thema auf der Tonica führt, wo der Gesang der Violoncelli und Fagotts nun, um eine Quarte höher stehend, und so in den diesen Instrumenten eigenthümlichen schönsten Tönen, noch ungleich wirksamer ist. Nach einer Fermate tritt demnächst ein *Piu lento* ein, das mit dem ersten Thema gleichsam spielend sich beschäftigt, insbesondere in den Clarinetten, wie in süßer Erinnerung, und mit Recht. Die Geigen fahren in diesem Tempo fort, und leiten weiter durch eine weiche Figur sodann das erste Andte, wieder ein. Im tempo primo, Presto, folgt der kräftige Schluß. — Der ganze Satz ist durchaus vortrefflich. — Der zweite Satz, Allegretto oder Andante E-dur, $\frac{3}{4}$ Tact hat gleichfalls eine Einleitung im langsamen Tempo, einige wenige Tacte leise gehauchter Accorde in der Harmonie-musik. Dieses Andante ist nicht so leicht zu verstehen. Wir wollen hier unser Urtheil sparen. Doch müssen wir rühmen, daß es ein herrlicher Gesang ist, so in der besseren Spohr'schen Weise. In einem Satz, zu dem die beiden Violinen eine säuselnde Begleitung *pp.* in Sechszehnteln *legato* haben, erinnert diese Begleitung an die Mendelssohn'sche Idee im Sommernachtsträum. Das soll kein Vorwurf sein. Gerade diese Stelle ist an sich vortrefflich. Hr. Pape ist überall der Mann nicht, der zu dem übergroßen Heer der Nachahler zu zählen ist. Sagen wir es hier nur gleich: An dieser ganzen Symphonie erkennen wir allenthalben die Heranbildung an unseren größten Meistern, namentlich Beethoven; aber so geübt, schafft er durchaus selbstständig. — Das Andante schließt natürlich in E-dur. Hier wird aber kein Absatz gemacht (wir bemerken hier, daß Hr. Pape selbst dirigirte) sondern gleich weiter gegangen zu einem kurzen Presto $\frac{3}{4}$ Tact in A-dur; darauf einige Accorde *Lento*, *FF.*; weiter wieder Presto, kurz, schließend auf E mit der Septime. Nun tritt sofort das Scherzo in A-dur, Allegro, ein. Das ist nun so, daß es jedermann gewinnen muß. Einfach, lieblich, so leicht und froh, nichts hier von den in diesem dritten Satz sonst jetzt so beliebten Sonderbarkeiten, namentlich im Rhythmischen. Wer könnte besonders auch hier an der Begabtheit des Künstlers zweifeln! Es schließt in A. Nun tritt eine Pause ein. Dann folgt das Finale. Das ist nicht recht. Wir hatten am Schlusse des Scherzo in A-dur keine Befriedigung. Wir sehnten uns durchaus nach E-dur zurück, worin das Andante anfing. Wir sind am Schlusse des Scherzo auf der Unterdominante der Tonart, in der wir den Schluß hier erwarten. Wir bitten nun Hrn. Pape, zu überlegen, ob er nicht die Verbindungsfüge zwischen dem zweiten und dritten Satz lieber fortlicße. Wäre es nicht anders, so müßte der Schluß des Andante geändert werden. Dies ist keine

Einsprache grauer Theorie. Wir versichern, daß hinter uns und neben uns von Freunden, denen die Theorie wirklich grau ist, die aber sonst recht wohl wissen oder fühlen, was gut ist oder nicht, nur nicht sagen können, warum? gleichzeitig die Aeußerung erklang: Das ist ein merkwürdiger Schluß! — Das Finale müßten wir sehr rühmen, wenn es nicht hier neben den andern Sätzen stände. Die Bearbeitung des Vorwurfs ist gut, wie man es bei Pape überall nicht anders erwarten kann. Aber es ist hier weniger großartige Erfindung. Das erste Thema ist nicht eben neu. Das zweite ist so, daß wir, wo es uns anderwärts mitgetheilt würde, glauben könnten, es sei von Reiffiger, ganz nett und gefällig, aber ohne irgend Schwung und Tiefe oder Bedeutung, wie dergleichen Reiffiger in seinen Arios und Ouverturen, nicht immer (wir wissen Reiffiger zu schätzen!), aber oft gebraucht. Es ist auch ganz in dieser selben Weise. Das dritte Thema, will man das, was wir so nennen, überhaupt für ein solches ansehen, sagt nicht viel; ist aber ein schöner weicher, halbsehnächtiger Gesang in Fis-moll. — Das Facit aber ist: Den Mann, der solch ein Werk schrieb, den müssen wir hochschätzen! Es lebe die Kunst! %

Tagesbericht.

Kastede. Goldne Hochzeiten gehören zwar zu den seltenen Festen, aber äußerst selten ist es, daß eine ganze Gemeinde, ja ein noch größerer Kreis an der Feier innigen Antheil nimmt, wenn ein Paar sie begeht, das nicht den höheren oder gar höchsten Ständen angehört. Eine solche Feier fand am 2. Februar in Kastede Statt, um den Untertanen Seghorn und seine Gattin zu ehren. Am 1. Mai 1841 hatte Seghorn sein Dienstjubiläum mit einer gleichfalls allgemeinen Theilnahme begangen, und sein Landesherren hatte ihn mit dem Ehrenkreuze geschmückt *); schon damals entstand bei seinen zahlreichen Gönnern und Freunden der Entschluß, auch seine goldne Hochzeit zu feiern, wenn er sie erleben sollte.

Dies Glück ward ihm zu Theil. Am Morgen des Festtages brachte eine Deputation der Gesellschaft, die zu dieser Feier sich vereinigt hatte, dem Jubelpaare ihren Glückwunsch dar, dann schmückten Jungfrauen es mit dem goldenen Jubelkranze. Gegen 11 Uhr wurde es zu der feierlichen Wiedereinseignung in der überfüllten Kirche abgeholt, wo ein zu der Feier eigends gedichteter Choral vierstimmig ausgeführt wurde. Nach der Rede und dem feierlichen Einsegnungsact wurde der Gesang *Nr.* 467, 10. 12 abermals vierstimmig gesungen. Gegen 2 Uhr sammelte sich

*) Oldenb. Blätter 1841. *Nr.* 24.

eine Gesellschaft zum Festmahle. Alle Festbeamte (Gratulanten, Brautführer, Festcomité und Tanzdirectoren) waren durch verschiedenartige Blumenbouquets ausgezeichnet, und 83 Personen reiheten sich um die Tische, an welchen das Jubelpaar den Ehrenplatz einnahm, nachdem es von dem Festcomité unter einem Musikfuch empfungen und dahin geführt war. Gesunden, dem Jubelpaar, seiner Familie und den Festbeamten dargebracht, erhöhten die Freude, und ein für das Fest besonders gedichtetes und gedrucktes Lied wurde vertheilt und gesungen.

Um 5 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und zu einem Ball die nöthige Vorbereitung getroffen. Der Theil des Publicums, welcher daran nicht Theil nehmen konnte, wurde mit einem artigen Feuerwerke unterhalten. Eine Polonaise (im zweiten Paare die Jubelbraut) eröffnete den Ball. In den Potpourri, welcher die erste Abtheilung des Balls schloß, wurde durch Einen der Tanzdirectoren und seine Dame der Bräutigam und die etwas widerstrebende Braut geholt, sie mußten sich in die Mitte setzen, die große Ronde umschloß sie, und eine Dame las und überreichte dann einige sinnige Verse *), worauf alle Tanzenden im weiten Kreise das Brautpaar umwalzten, welches darauf wieder an seinen Platz geführt wurde.

Das Jubelpaar verließ gegen 11 Uhr das Fest, welches erst nach 2 Uhr Morgens endete und allgemeine Theilnahme erregt hatte. Die Kinder und Kindeskinde des Jubelpaares empfanden nicht weniger die Liebe und Ehre, welche ihnen mit demselben zu Theil wurden, und auch die Nichttanzenden wurden durch manche schöne Lieder, welche in den Pausen vorgetragen wurden und zum Theil an die vorjährige Jubelfeier erinnerten, anmuthig unterhalten. Eine solche Feier ehrt nicht weniger diejenigen, von welchen sie ausgeht, als die, welche zu ehren sie, bestimmt ist.

Dreißylbige Charade.

Vom Strafgedanken tiefdurchdrungen sucht
Die beiden ersten Sylben jeder Sünde.
Die dritte, heines Fleisches schöne Frucht,
Beut kräft'ge Nahrung dir für Weib und Kinder.

*) Die wir gern mittheilten, wenn der Raum es gestattete.

Hierbei N^o 1 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Reicht dir das Ganze eine harte Hand,
Du kannst es nur mit heißen Thränen essen,
Und Sehnsucht fast dich nach dem Heimatland,
Wo wir der Erde Armut bald vergessen.

Auflösung der Charade in N^o 5: Donauweibchen.

Kirchennachricht.

Vom 29. Jan. bis 4. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Christian Friedrich Wilhelm Alexander Holze und Apollonia Hagen. Hilbert Willers und Anna Bunjes.

2. Getauft Pauline Johanne Helene Wilkens. Johann Gerhard Adolph Hüntemann. Justine Rebecke Mathilde Bernhardsine und Johanne Friederike Elisabeth Dtmanns (Zwillinge). Catharine Margarethe Helms. Carlsten Hermann Schellke. Johanne Catharine Margarethe Schütte (unehel.). Elise Friederike Sofine Wilhelmine Silers (unehel.). Hermann Friedrich August Lilly (unehel.). Caroline Sophie Marie Ellinghausen (unehel.). Im Entbindungshause geboren.

3. Beerdigt: Johann Anton Hinrich Bulling 62 J. 10 W.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 6. Febr.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Kirchenrath Rötth.

Morm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Am Freitag, d. 11. Febr.

Passionspredigt: Herr Pastor Gröning.

Der ungenannte Verfasser des »zur Nachricht für Kunstfreunde« Eingefandten, hat vergessen, daß Einsendungen nicht ausgenommen werden, deren Verfasser dem Herausgeber sich nicht genannt haben, und scheint dem Herausgeber eben so wenig Verstand als Discretion zuzutrauen. Warum sendet er nicht seine »Nachricht« an die Expedition der Anzeigen ein, wohin sie eigentlich gehört, wenn sie ernstlich gemeint ist? Oder darf er sich der etwa auch nicht nennen?

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 7.

Sonnabend, den 12. Februar.

1842.

Elfenreigen.

Stumm ist's im dämmernden Walde,
Der Mond glüht zögernd empor,
Umwebet die Kronen der Eichen,
Der stolzen, titanengleichen
Mit bligendem Silberflor.

Hier Freund, auf düftendem Rasen
Laß uns verträumen die Nacht.
Die lieblichste Märchenblume
Prangt zitternd im Heiligthume
Des Waldes, von Engeln bewacht.

Siehst du's nicht tanzen und leuchten,
Wie schimmernde Blüthen im Hain?
Hörst du das Singen und Klingen,
Das Rauschen der Geisterchwirgen,
Das Flüstern im Mondenschein?

Du siehst, du hörst die Elfen,
Sie leuchten, sie flüstern im Moos.
Sie schlingen den Zauberreigen
Hoch oben in schwankenden Zweigen,
Tief unten im Blumenschloof.

Paris.

Joseph Mendelssohn.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Pastor sich mit Mantel und Krage bekleidet hatte, holte der Consulent die Braut, welche begleitet von der Holzbögtin erschien. Ein Brautkleid anzulegen war ihr nicht möglich gewesen, aber ihr schönes blondes Haar hatte doch die Holzbögtin ihr aufgeflochten, wie die Bräute damals es trugen, und auf demselben prangte die schönste der Brautkronen, welche die Pastorin zu vermieten gehabt, und welche die Holzbögtin unter dem Vorwande hatte holen lassen, daß eine Braut solche zu sehen und den Preis davon zu wissen verlange.

Ehren Fabricius verrichtete die Copulation mit besserem Anstande, als man von dem Zustande, worin er sich befand, hätte erwarten sollen, die schöne Braut zerfloß fast in Thränen, denn das Sonderbare dieser Hochzeitsfeier widerstrebte ihrem Gemüthe, und bange Ahnungen durchzogen ihre Brust. Als aber der Pastor den Segen gesprochen hatte und nun der stattliche Graf sie in die Arme schloß und mit heißem Kusse sie als sein theures Weib begrüßte, da lächelte sie durch Thränen zu ihm empor und schmiegte sich an das Herz des Starcken, von dem sie Schutz gegen alle Leiden hoffte, die, wie sie fürchten mußte, aus diesem wichtigen Schritt ihr entstehen könnten.

Der Consulent schrieb jetzt einen Copulationschein auf, den der Pastor nebst den zu Zeugen erbetenen Officieren unterzeichnete, und als der Pastor an die versprochene Be-



scheinigung des Grafen erinnerte, warf der Consulent flüchtig folgende Zeilen hin, die er, nachdem der Graf sie unterzeichnet hatte, dem Pastoren einhändigte:

»Ich thue hiemit bescheinigen, daß Ich den Herrn Anthon Günther Fabricius Pastor zu Nahstehte ersucht undt begehren, die Copulation bey Meiner eilfertigen Durchreise zu verrichten. Nahstehte den 12. August. Anno 1701«

Edzard Eberhard Wilhelm
Comte d' Ostfriesen.

Kaum war das geschehen, so kam ein schöner, schwerbepackter Reisewagen, bespannt mit vier starken Rappen vor des Holzvogts Wohnung; ein anderer, weniger schön und weniger bepachter folgte demselben.

Nach einem kurzen Abschied an die Officiere und den Holzvogt hob der Graf seine schöne Frau, die kaum Zeit gehabt hatte, die Brautkrone gegen die Reiskappe zu vertauschen, in den ersten Wagen, ein Jäger in reicher Livree warf den Schlag zu, und bestieg dann den hohen Bock; ein Ruf des bärtigen Kutschers trieb die Pferde an und fort rollte der Wagen dem Wege nach Oldenburg zu. Der Consulent nebst den andern Fremden bestieg den zweiten Wagen, der dann dem ersten folgte. Der Lieutenant und der Fähnrich schauten ihnen noch eine Weile nach, der Holzvogt blickte verstohlen in die Hand, die der Graf ihm gedrückt und freute sich der vier blanken Ducaten darin, dann gingen sie zusammen ins Haus, wo der Pastor noch immer stand, die ihm eingehändigte Bescheinigung las und darin nicht finden konnte, was der Consulent ihm versprochen hatte. Nachdem er jedoch sich noch einmal gestärkt hatte aus einer der Flaschen, nachdem er sich vergewissert hatte, daß die zwölf blanken Thaler richtig in seiner Tasche waren, überließ er die Zukunft dem Schicksale und wanderte seinem Hause zu, entschlossen, statt des versäumten Mittagessens eine Mittagsruhe einzunehmen, wornach ihm mehr verlangte als nach jenem.

Graf Edzard Ferdinand, der jüngste Bruder des ersten Fürsten von Ostfriesland hatte eine Bildung erhalten, wie sie in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in seinem Vaterlande und unter seinen Standesgenossen noch eben nicht häufig war. Er hatte in Wreda und Lübdingen studirt, und Reisen im südlichen Deutschland, in Italien, Frankreich, England und den Niederlanden gemacht. Ob als Student zu Lübdingen, oder auf einer jener Reisen, wie wissen es nicht anzugeben, hatte er die Gräfin Anna Dorothee von Krüchingen und Püttingen kennen gelernt, und es war zwischen ihnen eine gegenseitige Zuneigung entstanden, deren Andenken ihn in die Heimath begleitet hatte. Nachdem er daher seinen Antheil an dem väterlichen Nachlaß ausgemittelt und seinen kleinen Hof auf dem sogenannten

»Fräuchenhose« (deren jetzigem Amthause) zu Norden eingerichtet hatte, warb er um ihre Hand, und am 22. Juli 1663 feierte er zu Norden seine Vermählung mit ihr. Vielleicht hatte ihre Schönheit ihn besiegt, vielleicht hatte die feine französische Bildung der jungen Gräfin ihn für sie eingenommen, Sanftmuth und Nachgiebigkeit war nicht eben das Erbtheil ihrer Familie. Sie hatte zwei Brüder gehabt, Johann Ludwig und Ernst Casimir, welche so unverträglich waren, daß in demselben Jahre, in welchem sie sich mit dem Grafen von Ostfriesland vermählte, es zu einem förmlichen Duell zwischen ihnen kam. Der jüngere Bruder fiel von der Kugel des älteren getroffen, und dieser wurde wahnsinnig; er starb 1681 zu Mex. Durch seinen Tod kam die ihm gehörige Herrschaft Püttingen an seine Schwester, die Gräfin von Ostfriesland, die sich von da an Gräfin zu Ostfriesland, Krüchingen und Püttingen schrieb.

Graf Edzard Ferdinand, nach seinem Wohnsitze gewöhnlich der Graf von Norden genannt, lebte nicht lange mit ihr verbunden. Nachdem sie ihm zwei Söhne geboren, den ersten am 28. Aug. 1666 und den zweiten am 31. Dec. 1667, starb er am 1. Jan. 1668 im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters, wie er denn fast seit seiner Vermählung gekränkelt hatte. Daß diese kurze Ehe eine glückliche gewesen, läßt sich kaum vermuten, denn in seinem am 20. Nov. 1667 errichteten Testamente setzte er nicht seine Wittve zur Vormünderin seiner Kinder ein, des schon gebornen und desjenigen, dessen Geburt er kaum zu erleben hoffte, sondern die Generalstaaten von Holland und die Landstände von Ostfriesland.

(Fortsetzung folgt.)

E u t i n.

Ein Freund unsers zu früh geschiedenen Dr. Pfeiffer, der Hr. Prof. Greverus, hat bereits in *N* 4 dieser Blätter eine kurze Anzeige des letzten Werks des Berewigten: »Goethe und Klopstock« mitgetheilt, und darin auch auf das hingewiesen, was darin über Eutin gesagt ist. Wir glauben jedoch, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein werde, wenn wir aus den, diesem Werke beigegebenen »Briefen aus Ottenfen« noch besonders Dasjenige ausheben, was Pfeiffer von seiner Vaterstadt Eutin erzählt. Unser vereinigter Freund würde das nicht mißbilligen, wenn er es sähe: hat er doch selbst durch Mittheilung »aus einem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstocks an ihn,« bereits unsern Lesern einen Vorgenuß des Buchs verschafft, ehe dasselbe erschienen war, und wir hoffen, daß diese Bruchstücke unsere Leser nur um so begieriger auf das Ganze machen

werden, welches solcher interessanten Schilderungen und Notizen noch sehr viele enthält.

Ja, ich habe nach zehn Jahren den Rauch der Heimath wieder begrüßt. Traun, ein seltenes Pflüchchen, dieses Cutin! So bescheiden klein und dabei so classisch giebt's keinen zweiten Ort auf den drittehalb Millionen Quadratmeilen unsers Erdbodens. Das »Gesicht am Piräus« ist eine beliebte Aufgabe für die deutsche Prima; das »Gesicht am Ukeley« würde ich einmal meiner Prima aufgeben, wenn ich Rector von Cutin wäre. »Pyramiden der Willenskraft,« wie Sokrates und Epaminondas würden nicht auftauchen, auch kein Aristides und Miltiades, kein Phocion und Demosthenes, die konnten nur in freier Hellenenluft gedeihen, aber Männer würden heraufbeschworen werden, die mit den Großen des Alterthums Arm in Arm, wie liebe Schüler mit ihren verehrten Lehrern, im akademischen Haine Elysium's auf und ab wandeln. Keiner der namhaften Männer Cutin's, ein einziger ausgenommen, möchte nicht auf dieser Grasbank hier gesessen und stiller Naturandacht voll auf die wüste Fläche dieses zweiten Herthases hingeschaut haben. Sieselbeck heißt die Ehre, die man dem Fremden in Cutin erweist. Nach Sieselbeck führte der gastfreundliche Kindt den »Cutinischen Leuen« Johann Heinrich Wosß bei seiner Uebersiedelung von Ditterndorf, und er tröstete sich beim Genuß dieser Schönheiten über »die erbärmliche Wohnung mit der Hühnerseige,« die man für den Rector gut genug befunden hatte. Der eine Mann aber, der nie die grüne Poesie Cutin's besucht hat, war wunderbar genug der nahe Verwandte des größten Propheten derselben, Goethe's Schwager, Johann Georg Schloffer, der seiner Tochter zu Liebe, die hier an Nicolovius *) verheirathet war, nach Cutin zog, unthätig und morös eine Zeitlang lebte, auf keine Weise zu bewegen war, eine der schönen Umgebungen zu besuchen, und erst als er später in Frankfurt in eine Amtsthätigkeit getreten war, wieder sanae mentis wurde. Fischbein, der Freund Goethe's in Italien, derselbe, von dem er singt:

»Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thalburckkreuzer,

*) Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, gestorben am 2. Nov. 1839 zu Berlin als wirklicher geheimer Oberregierungsrath und ehemaliger Director im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, begleitete den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg in den Jahren 1791 und 1792 auf seiner Reise durch Italien, Sicilien und die Schweiz, und folgte dann dem zum Präsidenten in Cutin ernannten Grafen im J. 1795 eben dahin, wo er erst als Secretair, dann als Assessor bei der Rente-Cammer angestellt wurde. Nach zehnjährigem Aufenthalte verließ er Cutin und trat in Königsberg, seinem Geburtsort, in den preussischen Staatsdienst.

Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Auer,
Dichter, fruchtbar aller Deten,
Bald mit Reichen, bald mit Worten *).

saß hier gern unter diesem lispelnden Waldbach, und ließ sich vom Ewigen die wunderbare Landschaft entrollen. Ich sehe den ritterlichen Stolberg **) auf seiner raschen »Atalante« im frischen Morgenwehn durch diese feuchten Steige jagen, wo die überhängenden Zweige kaum einen Platz gewähren wollen. Klopstock stand hier staunend, und weihete dem Unendlichen eine Thräne tiefter Nührung. Herder, Mathisson, Claudius freuten sich dieses Grüns, und vielleicht sieht unter diesem Chaos von eingeschnittenen Namen auch der ihre. Wosß's Name läßt sich erkennen, auch Jacobi's und des freundlichen Halem's glaube ich zu finden, und doch, wer entwirrt mit Sicherheit die verwachsenen Kerbe und Schnitte! Her, ihr Philologen, bringt hier einmal die Sommerferien zu, und macht durch neue Entdeckungen den Meistern Heyne, Schäfer, Bekker u. s. w. Freude und Ehre! das sind auch Palsmpfeste, die die ewige Natur überschrieben hat. Vielleicht ist dieser hundertjährige Buchenstamm eben so classisch, wie sein College im Walde bei Schloß Ettersburg, wo sich ohne großes Kopfzerbrechen an der grauen Rinde die theuren Namen auffinden lassen: Caroline, Carl Friedrich, Falk, Knebel, Wieland, Schiller, Bertuch, Germar, Lynker, Stein, Brühl, Einsiedel, Göchhausen. Jene alte Buche zeichnet sich merklich aus und wurde leicht von Allen zur Verewigung gewählt, hier stehen der herrlichen Stämme zu viele, und das Stammbuch läßt sich unmöglich ganz durchblättern. Wie Viele haben ihre Namen und Impromptus mit vergänglichem Bleifederstrichen an dies grüne Geländer der Angelbrücke geschrieben. Der Menschen mögen Wenige sein, die auf diesem Balcon nicht ihre häuslichen Sorgen, ihre Schulden und ihre Schuld vergaßen. Schätze mich Gott, je mit einem solchen shopkeeper auch nur eine Meile Weges zusammenfahren zu müssen, der hier — ich traue meinen Augen kaum, und doch ist's so — seine verdiente Courstage berechnen konnte! Christian, Christian, es giebt seltsamregelwidrige Seelen, aber gewiß nicht viele!

(Fortsetzung folgt.)

*) Goethe's Werke II., 165.

**) Unmittelbar am Ukeley schrieb Stolberg unter andern den dritten Vers des Liedes: »Es giebt der Pläpchen überall« zc.



War Hermann der Befreier Deutschlands?

Obgleich es sich nicht mehr darum handelt: ob Hermann, der Cherusker eines Nationaldenkmals würdig sei, sondern vielmehr darum: ob Deutschlands Ehre gestatte, daß das jetzt einmal halb vollendete Denkmal unvollendet bleibe, so möchte es doch nicht ohne Interesse sein, auf Veranlassung eines kürzlich in diesen Blättern mitgetheilten Auffasses, an das Urtheil des Tacitus über Hermann zu erinnern.

Derselbe spricht sich am Schlusse des zweiten Buchs seiner Annalen etwa so aus:

»Nach dem Abzuge der Römer und der Niederlage Marobods hatte Hermann, weil er nach der Herrschaft strebte, den Freiheitsinn seiner Landsteute gegen sich, und nachdem er im Waffenkampfe mit abwechselndem Glücke gestritten, fiel er durch die Arglist seiner Verwandten. Er war ohne Zweifel der Befreier Deutschlands (liberator haud dubie Germaniae) und hat nicht, wie andere Könige und Heerführer des römischen Volkes Anfang, sondern das Reich in seiner Blüthe bekämpft, in Schlachten manchmal, im Kriege nie besiegt. Sieben und dreißig Jahr hat er gelebt, zwölf geherrscht. Noch immer wird er bei den fremden Völkern besungen; den Geschichtsbüchern der Griechen, welche nur die Thaten der Ihrigen bewundern ist er unbekannt, auch bei den Römern nicht genug berühmt, die wir nur das Alte erheben, um das Neue uns wenig klümmend.«

Pium desiderium.

Dr. Weill sagt im Telegraphen: »Die Leserkreise, deren Abonnenten sechs Monate später in den bedeutendsten Blättern erst die Artikel lesen, die meistens in den Augenblicken wirken sollten, — sie sind eine wahre Pest Deutschlands, und für's öffentliche Leben außerordentlich abstumpfend. Sie hängen aber innig mit der Apathie Deutschlands für alles Lebendige, Actuelle zusammen. — Man hat sich nun auch gewöhnt, die besten Artikel über die actualsten wichtigsten Dinge mit einer stoischen Gleichgültigkeit zu lesen, die manchmal an gänzliche Unempfindbarkeit des deutschen Volks glauben läßt. — Wie soll es auch anders sein, wenn ich jetzt die Artikel lese, die vor einem Jahre über jenen Kunstgefang, über diesen Dichterstreit,

und endlich über politisch sociale Gegenstände geschrieben worden sind?«

Ja, das ist einmal der Charakter des deutschen Volks, aber ein garstiger Flecken an ihm: Alles, was die Welt bewegt, erfahren wir früh genug; Theil nehmen wir daran ja doch nicht, »wir segnen Fried' und Friedenszeiten« — wenn auch sechs Monate später, nur hübsch gemüthlich, nach Tische, auf dem Sopha, mit der Cigarre im Munde und bei einer Tasse Kaffee. Auch behagt es uns noch, nach Verlauf von so viel Zeit einen viel objectiveren Standpunkt zu haben. Zum Enthusiasmus sind wir ohnehin nicht geeignet. — Aecht deutsch.

Aber Jeder wird mit mir fühlen, daß Jeder, solchen Flecken zu tilgen, das Seinige beizutragen habe. Wir meinen, daß wenigstens die, in deren Macht es steht, Einrichtungen zu treffen, wodurch die Producte der Literatur freich aus der Presse, dem Publikum dargeboten würden, dergleichen zu veranstalten nicht unterlassen dürften.

Die Absicht des Nicht-Unterzeichneten war, darauf aufmerksam zu machen, ob es nicht wohlgethan sei, dem in dem neuen Casino zu errichtenden Lesecabinette eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Kirchennachricht.

Vom 5 bis 11. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hermann Ahlers und Thalle Margarethe Ehlers. Hinrich Ahlers und Thalle Margarethe Heinemann.

2. Getauft: Adolph Conrad Christian Wener. Friedrich Diebrich Wilhelm Wahlstedt. Adalbert Hugo Emil Dunkel. Anna Christiane Friederike Dole. Carl Christian Friedrich Wille. Anna Margarethe Schelling. Johann Dittmann Gerhard Wiemken. Hermann Hinrichs. Albert Hinrich Heinemann.

3. Beerdigt: Anna Elisabeth Wiebling geb. Dierks 85 J. 10 M. Heinrich Hermann Lippens 70 J. Anna Margarethe Schröder geb. Stüwe 72 J. Gesche Margarethe Kaiser geb. Wasing 78 J. 11 M. Christine Helene Henriette Voigt 23. 10 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 13. Febr.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Freitag, d. 18. Febr.

Passionspredigt: Herr Pastor Gröning.

Dem Einsender des »Wucherblumen-Mandat« dient zur Nachricht, was auch am Schluß von N^o 6 dieser Blätter gesagt ist: »Einsendungen, deren Verfasser sich der Redaction nicht genannt hat, werden nicht aufgenommen.« Künftig werden anonyme Einsendungen ohne weitere Berücksichtigung dem Feuer übergeben werden. D. Red.

Hierbei N^o 2 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 8.

Sonnabend, den 19. Februar.

1842.

Bierfach.

Du sollst das Gute um dich her verbreiten;
So sei die Kugel, die nach allen Seiten
Von Kindes Händen wüthig sich läßt leiten.
Du sollst in jeder Lage stehen fest;
So sei der Würfel, der sich wie ins Nest
Auf jeder Seite ruhend niederläßt.

Du sollst das Ziel, das vor dir liegt, erreichen,
So sei die Waise, die nicht ab kann weichen
Nach rechts und links von dem gesteckten Zeichen.
Du sollst dich heben aus dem Staub hervor;
Die Pyramide sei, die hoch zum Sternenhoch
Aus ird'schem Grunde grade strebt empor.

Th. Driste.

Eutin.

(Fortsetzung.)

Der See plätschert ewig mit seinen Wellen und die Buchen erneuern sich, daß Niemand den einzelnen sterbenden Baum vermißt, aber die großen und lieben Menschen, die sich hier freuten und beteten, sind auf immer weggegangen. Fischbein, Halem, Dilshausen ruhen hier auf dem Kirchhofe, Wos in Heideberg, Stolberg starb bei Senabrück, Bredow, der edle Patriot, in Dresden, Carl Maria Weber's Asche, der in Eutin geboren ward, müssen wir gar in England aufsuchen.

F. H. Jacobi, Gerstenberg, F. C. Wolff, der geschmackvolle Uebersetzer Platons, Delbrück, der milde Sokratiker, Hirschfeld, der poetische Gärtner, Hellwag, der sinnige Physiker, Dverbeck, der Kinderfreund, der Capellmeister Schulz, der gute Poet, der fleißige Eschen, Eckard, der Dolmetscher der Zend-Avesta, die edle Agnes Stolberg und die bescheidene Caroline Stille, — wer zählte Alle, die theils in Eutin lebten, theils der Freundschaft und Natur wegen hier länger verweilten?

Ein Rector (?) Stille hat ein anmuthiges Buch über den Ukeley-See geschrieben, das den Leser wunderbar ergreift*). Er tritt als ein Pilger auf, der, wie Andere nach Loretto oder Bethlehem wallfahrten, sich den stillen Ukeley-See erkieset. Hier zog sanfter Friede in sein Herz ein. Was später aus Stille geworden, ob er nach dieser Wallfahrt von seiner Hypochondrie genesen ist, habe ich nie erfahren können, so wenig als Erwas von seinen sonstigen Lebensbezügen.

Im Wirthshause der Siesbecker Biegelei, wo eine reinliche Haucis mir das saftigste Brod und die fetteste Milch aufstichte, fand ich in den blinden Fensterseiben, die, wie die Bäume unten am Wasser, mit Namen und Devisen übersät sind, Worte eingegraben, die ich zu den meinen machen will. Erwarte nur nichts Gewaltiges, das hasse ich. Die eingegrabenen Worte waren:

Ukelei mein,
Ewig dein
Will ich sein!

*) Börne hat dies Büchlein einer Recension gewürdigt, die auch unter seinen sämmtlichen Werken aufgenommen ist.



Damit gute Nacht! Mein Licht ist tief niedergebrannt und mahnt mich an die Ruhe. Fledermäuschen, aber keine, die Pst! Pst! sagen und Boa und Kasavaika tragen, sind in der guten Stadt in außerordentlicher Menge, unaufhörlich gaukeln diese unheimlichen Vögel am Fenster hin. Aus einem Hause gegenüber singt noch eine liebende Cutinerin Wignon's unsterbliche Worte:

Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!

All überall doch, muß ich ausrufen, Liebe und Goethe!

In Cutin selbst mit seinen heitern Gartenanlagen bin ich kaum anders als des Nachts gewesen; die Erinnerungen haben wenig mehr mit den Häusern und dem Steinpflaster zu thun. Das Rectoratgebäude, wohin Woff gesteckt wurde, und dessen Stiege nicht passierbar war, ohne den Nacken zu biegen, ist in ein nettes stattliches Haus verwandelt worden, und wird gegenwärtig von einem der geachteten Beamten bewohnt, nur das nebenbei zur Viehtränke führende schmale Gäßchen ist dasselbe geblieben, und doch auch wieder nicht, denn ich fand dort Nichts von dem aufgeschichteten Dung, der Woffen den Vergleich mit der homerischen Cyclophenhöhle an die Hand gab. Auf dem »Agneswerder« der auch in Matthiffon's Gedichten fortlebt, hab' ich ein selig Stündchen verlebt; bald wird auch dieser Ort kaum mehr kenntlich sein; die berühmten Pappeln, von Woffen's Hand dort gepflanzt, sind gewaltige Recken geworden, und sollen, um ihren gefährlichen Sturz zu vermeiden, ehestens verlichtert werden. Schade, aber doch wohl notwendig. Eine alte Planke des »Agneswerder« ist von oben bis unten mit Ephen übersponnen, ein undurchdringlich dichtes Symbol der Ewigkeit. Den ersten Sproß dieses Ewiggrüns hat Woff gepflanzt*); aber die Seite nach des Rectors Garten hat es verlassen und ist in den Nachbargarten gezogen. Nichts will auf der alten Stelle bleiben! Der »Agneswerder« sah Woff's und Stolberg's Familien in ihren schönsten Lebensstunden. Seltsame Eintracht athmete hier, und Niemand ahnete, daß die Oberkutte von Rom diesen Cutinischen Frieden zu schrecklichem Einsturz miniren könne.

Das Einzige der Woffischen Gedichte, das bei jeder Recitation mich gleich lieblich bewegt, knüpft sich an den »Agneswerder« und eben dies Gedicht wurde in die letzte Ausgabe nicht aufgenommen**). Es ist »an Stolberg« überschrieben. Der edle Graf zappelte schon im Neg der heiligen Kreuzspinne vom Vatikan; aber der Abend ist so

*) Woff erhielt nämlich später das Stolberg'sche Haus, das bis auf den heutigen Tag dem Rectorat verblieben ist. Der aufgedämmte, in den Cutiner See hineinragende untere Theil des Gartens ist der »Agneswerder.«

**) In der allerneuesten Ausgabe von Woff's poetischen Werken in einem Bande befindet sich dies Gedicht. Es steht dort S. 193.

schön, die Fische hüpfen frisch und munter im nahen See, die Luft weht abendlich sanft. Agnes verklärte Gestalt tritt in ihrer ganzen Engelsmilde vor des Dichters Seele; da löst sich Woff's starrs Protestantenherz, und bricht in die Liebesworte aus:

Komm her, du alter lieber Fritz!
Wir wollen hier auf Agnes Sitz
Den alten Bund erneuen!

Aber der Stolberg, der unaussprechlich lebenswürdig; der jeden Nachmittag raschen Fußes auf Woff's Stube kam, um den Fortgang der übersetzten »Aeneis« zu hören, und dann überrascht auszurufen pflegte: »Teufel, wie haben Sie das erreichen können!« — der war doch für immer verloren. Das Festhalten hat Rom zu allen Zeiten verstanden. Beim »Agneswerder« muß ich noch einmal auf Matthiffon zurückkommen. Ich muß wahrhaftig glauben, daß der Dichter der Natur, »der unvergleichliche Landschaftsmaler,« die hohen Pappeln für Linden angesehen hat; spricht er doch in dem Gedicht »der Cutinersee. An Woff's durchaus von den »Linden, die den grünumschilligen Agneswerder beschatten!« Woff hat selbst seinen »Agneswerder« in siebenzehn Strophen besungen*) und erwähnt dreimal seiner Pappeln darin, aber auch keines Blättchens einer Linde.

Graf Stolberg trat im Jahr 1800 zu Münster zur röm.-kath. Kirche über. In demselben Jahre ging ein anderer ausgezeichnete Cutiner der Wissenschaft und seinen Freunden verloren, F. A. Eschen, von dem wir eine gelungene Uebersetzung des Horaz haben**). Der arme Mann stürzte auf einer Schweizerreise unrettbar in einen Abgrund. Ein Epigramm »die beiden unglücklichen Cutiner,« von wem? weiß ich nicht, hat sich traditionell hier erhalten***). Wo Eschen hinabstürzte, ist jetzt für den Wanderer ein warnendes Kreuz errichtet: Graf Stolberg's Name zeigt als warnendes Kreuz in der Literatur an, wohin das Verkennen der Philosophie führt.

(Schluß folgt.)

Duplik in Sachen des Hermanns- Denkmals.

Wie es vor Gericht heißt: Klage und Einrede, Replik und Duplik, so mache ich, mit Verzicht auf alles weitere Verfahren, von der Duplik noch Gebrauch.

Daß nemlich Hermann von seinem Geschichtschreiber

*) Gedichte-Ausgabe in G. B. S. 215.

**) Sie erschien 1800 in zwei Theilen bei Drell in Barch.

***) Pfeiffer theilt es als eine artige kleine Cutinienfeste mit; uns scheint es weder die Erhaltung noch die Mittheilung zu verdienen.

der Befreier Deutschlands genannt wird, und zwar mit dem Zusatz der unzweifelhaften, weil viele Römer seinen Sieg nicht recht gelten lassen wollten, konnte dem nicht unbekannt sein, der aus derselben Stelle den Angriff Hermanns auf die Freiheit seines Volkes angeführt hatte; aber der Schluß des zweiten Buchs der Annalen, wo diese Worte stehen, verweist auf die beiden ersten und die folgenden Bücher, und Befreier kann in keinem anderen als in dem durch das Frühere vorbereiteten und durch die Folge bewährten Sinne verstanden werden.

Nun war Hermann allerdings ein Befreier in der Teutoburger Schlacht, und das »bei der Blüthe« des römischen Reichs, unter dem Kaiser August. Aber ist es denn nicht auch wahr, daß Germanicus die Frucht dieses Siegs so bald wieder vereitelte? Kann Tacitus unter Anderem die Niederlage Hermanns vergessen haben, die er selbst (Annal. II, 17.) so beschreibt: — durch das Stämmen seines Körpers und das Drängen seines Pferdes entkam Arminius, im Gesichte mit seinem Blute überstrichen, damit er nicht erkannt würde. Einige behaupten, er sei von den Chauken, die unter den römischen Hülfstruppen waren, erkannt und durchgelassen. Dieselbe Tapferkeit oder dieselbe Täuschung verschaffte dem Juguomier Rettung, die übrigen wurden hie und da niedergebauen; und sehr viele, welche durch die Weser zu schwimmen suchten, von den auf sie gerichteten Wurfspeisen, oder dem Strome des Wassers, endlich von der Masse der über einander Stürzenden und dem einfallenden Ufer überschüttet; einige, die in schimpflicher Flucht auf die Gipfel der Bäume kletterten und sich in den Zweigen verbargen, wurden von den Bogenschützen zum Scherz gespießt; andere von den umstürzenden Bäumen erschlagen. Groß war dieser Sieg und für uns nicht blutig. Von der fünften Stunde des Tags bis zur Nacht hin waren die Feinde geschlagen; zehntausend Schritte bedeckten sie mit ihren Leichnamen und Waffen. Unter der Beute fanden sich die Ketten, welche sie, als wäre der Ausgang nicht zweifelhaft gewesen, für die Römer mitgebracht hatten.

Nach der Abberufung des Germanicus hat dann Arminius mit den Römern nicht wieder gekämpft; er hat sich mithin nicht für überwunden erklärt, keinen Frieden gemacht, kein Land abgetreten; und von einem solchen Feinde sagen die Römer, er sei im Kriege nicht besiegt.

Die Loblieder aber, welche die Deutschen Hermann zu Ehren sangen, brauchen die ihn grade in dem Sinne, den wir gern unterlegen möchten, als Befreier vorgestellt zu haben? Mich dünkt, die großartige Tapferkeit dieses deutschen Achilles, in der Niederlage wie im Siege, sein glühender Römer-Haß, sein Hinstürmen durch die Gauen der Cherusker zum berebten Aufrufe zu den Waffen — das könnte wohl der Inhalt der spurlos verlorenen Gesänge gewesen sein; und soll ihm als dem Musterbilde deutschen Heldensinnes noch jetzt ein Denkmal gesetzt werden, da ist

man, von der Entfernung der Zeit abgesehen, im vollsten Rechte.

Wenn nun aber, trotz Germanicus, Deutschland doch wieder frei wurde und blieb, so danken wir das dem schnellen Verfall des römischen Kaisertums, von dem die Abberufung des Germanicus schon ein Zeichen ist, der Beschäftigung der Römer auf andern Punkten, und dem geringen Reize, den Deutschland, zumal unter diesen Umständen, für sie hatte. Die große Tapferkeit der Deutschen würde durch die Zerstückelung in mehrere Bündnisse, in so viele Staaten, durch die ewigen Kriege an den Grenzen und im Innern, durch die Hinneigung gar Mancher zum römischen Wesen, gegen die compacte Macht und Kriegskunst der Römer immer wieder vereitelt worden sein. Man betrachte doch nur an einem Beispiele (Tacit. Annal. XI, 16) wie es damals herging: In demselben Jahre, 47 p. C. verlangte das Volk der Cherusker einen König von Rom, weil der Adel durch innere Kriege untergegangen, und nur noch einer vom königlichen Stamme übrig war, der in Rom festgehalten wurde, mit Namen Italicus, der Sohn des Flavius, und Neffe des Arminius. Seine Ankunft war den Deutschen zuerst angenehm, besonders deshalb, weil er, noch in keine Streitigkeiten eingeweiht, gegen alle unparteiisch sein würde. Und schon fing er an seine Macht zu befestigen, als diejenigen, welche durch Factionen in Ansehn gestanden hatten, aus Furcht vor seiner Macht, zu den benachbarten Völkern gehen, und ihn dort als einen römisch Gesinnten verklagen. Von beiden Seiten wird ein Heer geworden, und Italicus bleibt in einem großen Treffen Sieger. Aber nun wird er tyrannisch und deshalb vertrieben. Die Longobarden setzten ihn wieder ein.

So läßt sich die aufgestellte Behauptung Schritt vor Schritt rechtfertigen; es könnten sogar neue Vortheile der Römer über die Deutschen nachgewiesen werden, bis zu der Zeit hin, wo die ersten Anfänge der Völkerwanderung sich bemerkbar lassen. Aber für die Mittheilungen ist es Zeit zu schließen.

Der Schluß indeß lautet, wie der Anfang: Hermann kann unser Streben nach Einheit gegen das Ausland nicht repräsentiren, weil an so etwas damals gar kein Gedanke war; nicht das Streben nach innerer Freiheit, weil er selbst auf die Volksfreiheit einen Anschlag machte. Zwischen der Geschichte und dem Denkmale bleibt ein unauslöschlicher Widerspruch; und in der Phantasie des Volkes lebt Hermann gar nicht. Wie hätte auch, wenn mit dem Hermanns-Denkmal der rechte Punkt getroffen wäre, ein so reges Interesse für den Sötker Dombau aufkommen können!

»Das Denkmal ist aber einmal angefangen; es muß fertig werden; das verlangt die Ehre Deutschlands,« das ist eine andere, bisher noch nicht geltend gemachte Seite der Sache. Das lasse ich für den einzelnen Fall — doch nicht als Grundsatz — gelten und stimme ein. Aus diesem Antriebe wird auch Niemand das Werk im Stich lassen; und der Dombau-Verein nimmt uns ja nicht

so stark in Anspruch, daß wir nicht auch noch zum Hermanns-Denkmal unsern Beitrag geben könnten.

Günther.

Nachricht.

Dem Publicum, das in Betreff der ersten Ausflucht unseres Remmers in den Siben auf den Erfolg neugierig ist, erlauben wir uns mitzutheilen, daß er in Prag nach »Nst und West« vom 3. Jänner bedeutend enthußtasmirt, und so auch in Wien nach dem »Humoristen,« und der »allg. Theaterzeitung« und dem »Wagnerer« vom 24. Jänner, sodann der »allg. Wiener Musik-Zeitung« vom 25. Jänner das entschiedenste Glück gemacht hat. Er wurde nach jeder Nummer mehrmals und stürmisch hervorgerufen, und mußte seine Variationen auf das italienische Schlummerlied à la Paganini da capo spielen. Gegenwärtig ist er in Leipzig.

Tagesbericht.

Barcl. Hr. Monhaupt mit seiner Gesellschaft ist im Begriff uns zu verlassen, und seine Bühne in Brake aufzuschlagen. Im Ganzen hat er sich die Zufriedenheit des Publicums erworben.

Ein Maskenball, der am 13. Febr. im Clublocale gehalten wurde, bot manche hübsche Charaktermaske dar; auch ein Zug aus der »Stimmen von Portici« erschien. Nur das Leben, welches in südlischen Ländern solchen Wilden Bewegung verleiht, wurde etwas vermißt.

Einen Unglücksfall, den ich Ihnen zu melden vergesse, hole ich noch nach, besonders weil über die Todesart des Verunglückten verschiedene Meinungen im Publicum herrschten. Am 5. Jan. wurde nemlich ein Arbeiter auf einem Graben todt gefunden, und man vermuthete, daß er in Folge des Branntweingenußes erfroren sei. Die Untersuchung hat jedoch ergeben, daß er schon am 3. Jan. Abends in einem vollkommenen nüchternen Zustande von Altjähren gegangen, um sich nach Hause zu begeben, zu dem Ende einen Richtpfad über Kämpfe und Haidfelder genommen hatte. Wahrscheinlich war er am Ufer eines Grabens ausgeglitten und hatte durch das Aufschlagen des Hinterkopfs auf das Eis des Grabens eine solche Hirnerschütterung erhalten, daß er davon betäubt worden und in diesem Zustande erfroren war.

Hierbei N^o 3 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,
ausgegeben von der **Schulzischen Buchhandlung.**

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Zweisyhlbige Charade.

Zu sein, was meine erste Sylbe nennt,
Der Mensch, das Thier in heiser Sehnsucht brennt;
Ja selbst der Elemente wüthend Streben
Scheint dieser Sylbe Zauber zu beleben.
Der Candidote greift zum Blutspanier,
Der Löwe schüttelt seines Ketters Thür,
Es stürzt der Towerthurm in Flammengluth,
Reizt den Gefangnen das ersehnte Gut.

Die Zweite legt der Ersten Bügel an,
Und zeichnet ihr des Rechts gemess'ne Bahn,
Schließt Millionen ein in Einen Bund,
Ein künstlich Werk, gebaut zum Friedensgrund.

Das Ganze nennt mit Stolz der Bremer sein,
Doch neidet's ihm der Didenburger nicht;
Er hat im fürstlichmilben Sternenschein
Der Ersten Glück, der Zweiten friedlich Licht. * †.

Auflösung der Charade in N^o 6: Gnadenbrod.

Kirchennachricht.

Vom 12 bis 18. Febr. sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt: Johann Wilhelm Emil Gehring und Sophie Wilhelmine Louise Schröder. Berend Lünig und Anna Margarethe Harting. Bernhard Heinrich Joseph Lütke und Catharine Christine Friederike Pötter, cop. Febr. 7. von dem I. Prediger.

2. Getauft: Hercoline Wilhelmine Georgine Köster. Johanne Hermine Marie Luppens. Johann Heinrich Bernhard Gramberg. Adelinde Johanne Sophia Luise Spwarth. Wilhelm Paul Eduard Meinardus. Johann Diederich Plate. Alert Klockger. Anna Helena Fogemann. Johann Diederich Christian Potting. Johann Hermann Gerhard Neunaber. Anna Catharine Marie Meier (unehel.). Anton Bernhard Carl Theßing (unehel.) Im Entbindungshause geboren.

3. Beerdigt: Anna Dorothea Ahrens, geb. Grovermann 81 J. 3 M. Georg David Wilhelm Bahl 2 J. 5 M. Johann Hinrich Dunekat 23 J. 4 M. Meiner Gerhard Oltmanns 44 J. 4 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 20. Febr.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gräning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Wallboth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Freitag, d. 25. Febr.

Passionspredigt: Herr Candidat Grube.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 9.

Sonnabend, den 26. Februar.

1842.

Ein Räthsel für Bibelfreunde.

Ich bin ein Bild des Segens bitterer Leiden;
Aus herber Frucht quillt dir mein milder Saft.
Ich spende in der Nacht des Tages Freuden,
Erfülle dir das erste Wort der Kraft.
Ich löse Deiner Wunden tiefe Gluthen,
Und schütze vor dem tödtlich heißen Brand.
Vermag zu ebnen wilde Meeresfluthen
Und leite sterbend an das sichere Land.

Sagt die Natur dir meinen Namen nicht
So such' im Buch der Offenbarung Licht.
Dort wird an Blatt und Krug, auf Berg und Zweigen
Sich dir mein Name voll Bedeutung zeigen
Vielleicht erfährst du auch die Heilungskraft
Die Wunder schafft!

1.

Zerrissen von der Blitze Feuergluthen
Entleerte sich der Wolken Riesenschlauch
Und unaufhaltsam quollen dunkle Fluthen
Aus dieser Erde wasserreichem Bauch.
Es deckt' ein Weltenmeer die Höhn der Berge
Und Raub des Todes jedes Leben war,
Doch auf dem Meere schwebt, gleich einem Zwerge
Im Riesenarm, ein Schiff mit frommer Schaar!

Ich lange stand die ungeheure Fluth
Oft wollte sinken ihres Glaubens Muth! —
Da ließ, um fester ihren Muth zu gründen,
Der Herr mein Blatt durch eine Taube finden;
Sie bracht es von dem langen Fluge matt;
Kennst du das Blatt?

2.

Der Wuch'rer droht, der Wittwen Thränen fließen,
Verlieren soll sie ihres Lebens Lust;
Des Vaters Schulden sollen Kinder büßen,
Voll Jammer drückt sie beide an die Brust.

Da naht ein Gottesmann, hört voll Erbarmen
Der Mutter Klage-ton, und fragt sie aus;
Sie schildert ihm das Trauerloos der Armen; —
Sprich, ruft er: Hast du nichts in deinem Haus?
O Herr, nur einen leeren Erdentrog!
Nimm ihn, er ist zur Hülfe dir genug!
Leih von den Nachbarn rechts und links Gefäße
Und gieße gläubig aus des Kruges Rasse
Bezahlt die Schuld, und löse dich vom Fluch!
Kennst du den Krug?

3.

Aus fernen Zeiten tönt ein tiefes Klagen,
Es ringt am Bergesfuß ein Schmerzenssohn.
Auf seinem Herzen lasten schwere Plagen,
Die Wahl ist's zwischen Kreuz und Königsthron.
So schwer ist nicht des Berges ganze Fülle
Als seines Kummers namenlose Last —
Doch auszuharren ist sein fester Wille
Der eine Welt in treuer Lieb' umfaßt.

Er hebt die Augen zu des Berges Höh'n
Und Hülfe kommt auf sein ergebnes Flehn!
Wie mildernd meine Frucht in tiefe Wunden
Sinkt sanfte Kühlung auf die heißen Stunden.
Das Riesenbild des Todes wird zum Zwerg;
Kennst du den Berg?

4.

Die Donner ruh'n, die stolzen Feinde neigen
Sich vor dem Siege der Berechtigteit,
Und nahen tiefgebeugt mit meinen Zweigen,
Den Reichen einer schönen Segenszeit.
Wie wagt das Volk dem Siegesheer entgegen!
Laut jubelnd schallt der Glocken Feierton!
Ein Liebestempel winkt an allen Wegen
Dem narbenvollen Helden süßen Lohn.
Die letzten Thränen tilgt das Wiedersehn!
Wie einst, wenn wir am ew'gen Morgen sehn!



Dort läßt der Dichter nach des Lebens Ringen,
Von selgen Engeln meine Zweige bringen;
Ein Zweiglein auch für dich, so wonnereich! —
Kennst du den Zweig?

* +

Sophie Voltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Seinen ältesten Sohn hatte er Edzard Eberhard Wilhelm genannt, und unter den Taufpächern desselben befanden sich auch der Graf Anton Günther von Oldenburg, die Generalsstaaten von Holland und die Landstände von Ostfriesland. Als nun die letzteren in seinem Testamente auch zu Vormündern desselben und seines, bei Errichtung desselben noch nicht gebornen, jüngeren Bruders Friedrich Ulrich ernannt waren, substituirt die Generalsstaaten den Herrn von Dornum, Gerhard von Closter.

Beide Söhne wurden von ihrer Mutter zu Norden erzogen, die ihnen Nichts abgehen ließ, was von einem jungen Herrn ihres Standes damals gefordert werden konnte. Daß diese Erziehung fast ganz französischer Art war, brachte nicht allein die damalige Zeit mit sich, sondern es war eine Folge der Erziehung, welche die Mutter selbst erhalten hatte. Französische Nonnen impften den jungen Ostfriesen mit der französischen Sprache französische Ansichten und Sitten ein, ein französischer Lehrer setzte sie dabei ab, und kaum waren sie zu Jünglingen herangewachsen, als derselbe sie nach Paris führte, dort die rittermäßigen Studien zu vollenden, ehe sie in den Kriegsdienst übergingen, für welchen beide sich bestimmt hatten, und wozu die Pächerschaft der Generalsstaaten von Holland ihnen die vortrefflichste Gelegenheit eröffnete. So hatten sie, als sie Norden verließen, kaum so viel Deutsch gelernt, daß sie nothdürftig der Dienerschaft Befehle darin zu erteilen vermochten.

Das Brüderpaar war sehr verschiedenen Characters. Edzard schien seines Vaters Neigungen geerbt zu haben, Friedrich Ulrich das in der Familie seiner Mutter einheimische lebhafte und heftige Temperament. Edzard liebte die Studien und die Künste, Friedrich Ulrich ritterliche Uebungen, Pferde und Jagd, und schon als Knabe zeigte er durch sein Betragen jene Eigenschaften, die ihm später den Namen des »tollen Grafen« erwarben. Daher verließ auch Edzard ungern Paris und seine Bücher, um in Kriegsdienste zu treten, aber es gab ja für einen apanagirten Grafen keinen andern Weg zu einer standesmäßigen Stellung im Leben, und er wählte den Dienst bei der Infanterie, weil er glaubte, dabei mehr

Müße für seine Liebhabereien zu behalten. Friedrich Ulrich wandte sich mit Lust und Neigung dem Kriegsdienste zu, und er zog die Cavallerie vor, weil der Dienst derselben mehr seiner Liebe zu ritterlichen Uebungen und dem heißeren Blute entsprach, welches in seinen Adern rollte.

Die Schlacht bei Fleurus, am 14. Jul. 1690 fochten beide Brüder in der holländischen Armee mit, Edzard als Capitain im Regiment Aylva, Friedrich Ulrich als Rittmeister bei des Herzogs Ludwig von Braunschweig Dragonern. Beide wurden verwundet, wenn auch nicht gefährlich, aber Edzard mußte sich nach Wavre bringen lassen, wo er lange so krank lag, daß er an seinem Aufkommen zweifelte und daher seinen letzten Willen aufnehmen ließ. Friedrich Ulrich hatte, als der Oberlieutenant und der Major seines Regiments gefallen waren, das Commando desselben übernommen, es vom Schlachtfelde geführt und auf dem Rückzuge zwar einen Pistolenschuß in den Schenkel bekommen, allein doch das Pferd nicht verlassen, und war für seine Geistesgegenwart und Tapferkeit, wodurch er das Regiment gerettet, zum Obersten desselben ernannt.

(Fortsetzung folgt.)

C u t i n u s.

(Beschluß.)

Den dritten Tag besuchte ich nebst dem reizenden Gremsmühlen, den romantischsten der Cutiner Umgebungen, das classische Malente, wo zu Wos's Zeiten der biedere Weise als Pfarrer und Gastsfreund stand. Wos und Rudolf Boie spazierten meistens am Sonnabend, dem Hauptfeiertag des Schulmanns, denn der Sonntag dräut schon wieder mit dem Montage, nach dem lieben Kirchdörschen hinaus, und Ernestine, »die gute verständige Hausfrau,« pflegte gern zu Wagen mit den Kindern nachzukommen. Wos fungirte in Malente zugleich als Obergärtner, und hat manchen Baum im Pfarrgarten gesetzt und oculirt. Ernestine theilte der jungen Frau Pfarrerin ihre Haushaltungsregeln und kleinen Wirthschaftskünste mit; auch traf man die Uebereinkunft, daß Alles, was die Familie Wos an Feld- und Gartenfrüchten bedurfte, die Malenter für gewöhnlichen Marktpreis lieferten, wogegen die Cutiner ihnen ihre städtischen Bedürfnisse hinausspedirten. So waren von der einen Seite Erbsen, Spargel und Blumenkohl, von der andern Zucker, Thee und Kaffee die lieblichen Begleiter der Willers, in welchen man sich des gegenseitigen Wohlwollens versicherte.

Eine Landpastorei, und wäre sie auch nur ein Viertel so einladend wie Malente, das Original zum ibyllischen »Grünau,« hat für mich stets eine mächtige Attraction.

Poetische Träume! höre ich rufen. Gut, mag die Poesie das Beste thun, wie bei Allem; ich denke, jeder Landpfarrer müßte endlich ein wenig poetisch werden. Ein Landpfarrer ohne alle Poesie und Orthodoxie — Huhu! ich mag den Schauer nicht ausdenken!

Von Malente spaziert sich bequem und anmuthig nach dem »Prinzenholz,« das sich längs den Ufern des schönen Kellersee's hinzieht. Hier steht noch die »Luisenbank,« von Rasen aufgebaut, wo Bosß fleißig hexamerte am »ehrwürdigen Pfarrer von Grünau« und »dem roßigen Mägdlein Luise.« Wie heiligruhig war es im »Prinzenholz,« der Sprech hämmerte hörbar die Buchenstämme hinauf, im nahen Kellersee hörte ich den Hecht nach Beute schießen, und doch war es ein Mittwochsnachmittag. Die Malenter Glocke zitterte eben durch die Blätter mit fünf langsamen Schlägen, und nirgends, dachte ich traurigverwundert, ein Gejauchz aus Knabenkehlen, will nirgends eine Linnenjacke durchs Grün hervorschimmern? Es blieb still.

Du verstehst mich nicht, das glaub' ich wohl. Dit hab' ich Dir in guten Stunden von den Eutiner Turnern erzählt und ihrem guten Turnplatz, den ich mit gutem Zug den Turnplatz aller Turnplätze nennen konnte. Der war aber hier. Unter diesen Buchen standen die Recke und Warren, rechts da lagerte der lange Krake von Schwebebaum, etwas weiter erblickst Du den halbzugewachsenen Springgabeln, und der freie Platz geradeaus, wo nur erst einzelne Partien von Himbeer- und Brombeerblüthen aufwuchern, war unser großer Spielplatz voll freier, naturwüchsiger Luft. Keinen Stein weist Du auf dem ganzen großen Plage finden, die haben wir alle weggesammelt, und vielleicht stugt nach tausend Jahren ein Naturforscher über dieses Phänomen und stellt tiefgelehrte Hypothesen auf, weshalb hier auch nicht ein einziges Kieselsteinchen zu finden sei, während zwei- bis dreihundert Schritte weiter deren in unendlicher Menge liegen. Mittwoch und Sonnabends zogen wir regelmäßig, unsern lieben Lehrer an der Spitze, der, wie so viele Vespere, in Deutschland's großem Jahre Biblia sacra mit dem eben so heiligen Schwerte vertauscht hatte, in diese grünen Lauben ein. Auf dem Hin- und Hermarsche — wir gebrauchten dazu eine ganze Stunde, wurden die schlachtbewährten Lieder gesungen, die man jetzt höchstselten noch hört, als da sind: »Stimme an mit hellem hohem Klang,« »Du Schwert an meiner Linken,« »Heraus, heraus die Klängen,« »Das Leben keimt aus dunklen Todesaatena« und andere von ähnlichem Schrot und Korn. Ach, da waren wir lauter derbe Cherusker, und sahen mit unsern Linnenhöschen, wie Hermann's Helden auf die gelockten Römer, auf die kleinen geschneigelt hamburger und Lübecker Kaufmannsöhnchen herab, die je zuweilen mit lieb Väterchen und Mütterchen nach Eutin kamen, um in der Kutsche nach dem renommirten Ukelei zu fahren, und die Tischbein'sche*) Gallerie zu be-

*) Bei dieser Gelegenheit kann ich den Wunsch nicht unaus-

sehen. Hier und da war auch wohl unter uns ein zärtliches Herrchen, aber es blieb's nicht lange. Man konnte mit dem Wallenstein'schen Jäger sagen:

Der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Steht gewaltig mit Windeseben
Auch den untersten Reiter mit.

Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß manche studirte Philister mit Born auf dies heillose Treiben und diese polnische Wirthschaft herabsahen. Es mag auch manchen verkorpelten Ohren seltsam genug geklungen haben, wenn eine Schaar von dreißig bis vierzig Buben mit weißen Hemdkragen und hängenden Mähnen die Landstraße heraufzog, der Lehrer *) in gleicher Tracht voran, unter Bersten, wie folgender:

Der Teufel soll versinken,
Die Mannlichkeit soll blinken,
Das deutsche Reich besiehn,
Bis Erd' und All vergehn.

Aber das Ganze war doch etwas Schönes. Diese Knabensimmen waren ein Echo der edelsten Hoffnungen des deut-

gesprochen lassen, daß doch endlich Tischbein's Autobiographie in Druck erscheinen möge. Es ist Gewissenssache, diesen theuren Mann, in dem der Maler und Poet wunderbar vereint waren, der Nachwelt zu überliefern — aber uncastriert, in seiner ganzen Originalität. (»Wie er einmal gezwirnt ist, muß man ihn vernähen,« pflegte Hacker von Tischbein zu sagen.) Tischbein war einer der letzten Künstler der alten Schule, die jetzt ausgestorben ist. Manche interessante Tischbein'sche Briefe, ächt künstlerisch aller Orthographie Trotz bietend, sind in neuester Zeit hier und da mitgetheilt worden. Wie mancher Künstler läßt sich heutigen Tages auf Kosten dieses oder jenes Mäcens oder irgend eines getäuschten öffentlichen Instituts nach Rom schaffen, ohne Lust und Geschick, um dort lustig oder wenigstens müßig zu leben, und nach drei oder vier Jahren als derselbe Lump in Deutschland zu existiren. Wie anders unser Tischbein! Von Zürich schreibt er an Merk im Jahr 1782 mit der Bitte, erst geprüft zu werden, eh' ihn ein Wohlthäter reisen lasse, folgendermaßen, (nur die Orthographie ist geändert): »Denn hätte er mich einige Jahre unterhalten, und meine Arbeit gefiele ihm nicht, und er sähe seine Kosten umsonst verschwendet, wahrlich, das möchte ich nicht. Ich wünschte, Sie wären es überzeugt, daß ich nichts verlange, um besser zu leben, sondern bloß, um Bilder zu machen, die über das Schlechte sind. Daß sie es sind, glaube ich, weil Sie wissen, was die hohe Kunst für Freude giebt; aber ich wünschte, daß sie Goethe'n auch davon überzeugten. Der hat auch gewiß Gefühl für die wahre Kunst; aber ob er weiß, wie ich denke? Er könnte glauben, ich begehrte nur Etwas, um mich lustig zu machen oder bequemer zu leben. Darum thue ich es aber gewiß nicht; denn wollte ich das, so müßte ich fortfahren für die unwissenden Leute zu malen; die glauben Wunder was ich bin, und wenn ich sie nur male, so suchen sie mir alle ersinnliche Freude zu machen, die mir aber zum Schmerz wird. Denn wenn ich mich loben höre, oder Jemand mich Maler nennt, so geht mir ein Stich durch das Herz.« So sieht der ächte Künstler.

*) Der frische kernige Mann hieß Riemann.



sehen Vaterlandes! Der gegenwärtige Turnplatz ist ein profaischer Hof, kein Wald, ich will ihn nicht sehen *).

Die wenigen äußerlichen Erinnerungen, auf die ich hier stoße, werden bald verschwunden sein. Die Natur kämpft überall rastlos thätig gegen das Gebild der Menschenhand. Hier und da sitzt noch ein verrosteter Nagel in den Buchenstämmen, an denen wir unsere Rößchen aufhingen; da steht ein halbverwachsener Name, da sind eine Blume und ein Schwert eingegraben. Ich schnitt hier einmal mit möglichstem Kraftaufwand meinen Namen ein, mit dem Turnwahrpruch darunter F. F. F. F. Meine Augen suchten den Baum vergeblich. Eben wollte ich in Träumereien und Wehmuth versinken in Gedanken, wie so mancher der Genossen im vierfachen F. nur das zweite gerettet hat, und mancher auch nur in dem Sinne, wie man von frommen Schafen und Pferden spricht, als plötzlich ein Schuß fiel, und gleich darauf ein herrschaftlicher Jäger aus dem Gebüsch trat, und triumphirend über sein Schießgeld einen Adler emporhielt. Nöchelnd schlug das kräftige Thier ein paarmal noch die glänzenden Flügel zusammen. Unerrotheter Vogel Miner vens! Denn du gebührst ihr und nicht die Gule. Die sichtscheuen Bücherwürmer und alexandrinischen Weisen werden immer seltner, was soll das Symbol der Gule noch? Der Adler gelte, der mit offenen Augen in die Sonne sieht!

Gedankenvoll wandelte ich den Rückweg, und freute mich, daheim einige gute Freunde zu finden, bei dampfender Bowle die Grillen zu verschrecken.

F. A. Eschen's Grabmal.

Die letzte Nummer der Mittheilungen gedenkt unsers Cutiner Landsmannes F. A. Eschen, der im Jahr 1800 auf einer Reise in der Schweiz verunglückte. Ob an der Stelle, wo dies geschah ein warnendes Kreuz errichtet ist, wie dort bemerkt, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln, da Eschen, seinem Führer vorausgehend, in den Spalt eines Gletschers stürzte, wo, im Eise, schwerlich ein bleibendes Denkzeichen befestigt werden konnte. Aber seine Grabstätte, unten im Thale, unweit des 3/4 Lieres von Chamouny entfernten Dorfes Servoz und nahe der Landstraße, bezeichnet ein Denkmal von Marmor, welches an drei Seiten Inschriften trägt. Vorn sind zu lesen

*) Man wünschte, um Zeit zu sparen, den Platz mehr in der Nähe zu haben. Ist man einmal so verständig geworden, der Jugend einen Theil der unnützen Babelweisheit zu erlassen, die man stopft, ohne Lebenskraft zu erzeugen, so wird ein Mittwochs- und Sonnabendnachmittag wieder daran spendirt werden können, im grünen Wald hellenisch froh und frei zu sein.

Name und Geburtsort des Verunglückten, so wie die Umstände seines Todes; rechts folgende Worte:

Le gouvernement Francais
honore les sciences et les arts,
Protege les savans et les artistes,
il accueille avec hospitalité
les étrangers
de toutes les nations,
qui visitent le sol de la république;

und links die Warnung:

Voyageurs,
un guide prudent et robuste
vous est nécessaire
ne vous éloignez pas de lui,
obéissez
aux conseils de l'expérience.
C'est avec un recueillement
mêlé de crainte et de respect,
qu'il faut visiter les lieux,
que la nature a marqués
du sceau de sa majesté et de sa
puissance.

Diese Warnung ist eben so menschenfreundlich und ansprechend, als die Inschrift rechts ächt französisch. Schwerlich hat die große Nation, welche derzeit diesen Theil Savoyens inne hatte, an unserm unglücklichen Landsmann und dessen Schicksal besonderen Antheil genommen. Ob aber mehr die Inschrift an der rechten, oder die an der linken Seite dieselbe veranlaßt hat, ihm den Denkstein zu setzen, das muß wohl unentschieden bleiben. — n.

Auflösung der Charade in N° 8: Freisaa.

Kirchennachricht.

Vom 19 bis 25. Febr. sind in der Dlb. Gem.

1. Copulirt: Philipp Andreas Siesgen und Henriette Catharine Magdalene Viedels. Anton Meyer und Johanne-Henriette Rebecke Maafen.

2. Getauft: Mathilde Louise Mayer. Heinrich Bernhard Carl Meyer. Elise Sophie Henriette Amalie Posten. Hermann Friedrich Wilhelm Gotelüschen. Johann Martin Nicolaus Engelbarth. Johann Friedrich Lehmkühl.

3. Beerdigt: Helene Margarethe Uken, geb. Schürmann 66 J. 11 M. Eleonore Friederike Sus. Christ. Caroline Wunderloch 41 J. 4 M. Veronica Joh. Henr. Christiane Andree 2 J. 10 M. Joh. Wilt. Caroline Dorothee Hille 2 J. 2 M. Johann Helms 20 J. Albert Gustav Theodor Sabahn 21 J. Anna Eilers 77 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 27. Febr.

Früh (Anf. 8 1/2 Uhr) Herr Cand. v. d. Lippe.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Freitag, d. 4. März.

Passionspredigt: Herr Candidat Eckardt.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 10.

Sonnabend, den 5. März.

1842.

Der Rhein.

In der Erde Schooß, dem allkräftigen,
Schlummert das heimlich erzeugte Kind,
Bis durch die Adern, die vielfach geschäftigen
Kraft es zur Freiheit des Lebens gewinnt.
Doch der riesige Gotthard, der heilige,
Suaat zur tüchtigen Wiege nur,
Daß sich das Kraftkind, das muntere, eilige
Hab' an allkräftiger Schweizer Natur.
Klings die Gletscher, die eisgestaltigen
Stimmen zum Wiegefest Lavinienchoral,
Und die donnernden, urgewaltigen
Feiern der Taufe geheiligtes Mahl.
Bald wird dem Knäblein, dem regen, flüchtigen
Drückend die engende Schweiz, und zu klein,
Gern hör's von Deutschland, der Mutter des Tüchtigen,
Wächst im Land dort, und Deutscher sein,
Und — der Quell' entspringt, der unbändige,
Schlägt die eislockigen Puthen um's Ohr,
Die ihn als Wärtter umstehn, der Lebendige
Sucht sich zum Thal ein geöffnetes Thor.
Sanft von Schalmieen geleitet, den schallenden,
Wadet er jauchzend in grünenden Au'n,
Spottet der Herden, der langsam wallenden
Wätsch, und wird müd nicht vom Rennen und Schaun.
Aber die hinkenden Boten, die nagenden,
Kommen; der Hunger spielt arg ihm mit,
Plagt ihn so schwerlich, den jammernd klagenden,
Daß er ein sauer Gesichtchen schnitt.
Sieh'! Frau Bobense reicht dem Jammernden
Milch als Amme die Fülle der Brust,
Läßt den Findling, den fest sich klammernden,
Bapseln in schweigender Trinkerlust.
Kaum aber herzt sie den gierig Schlingenden,
Und setzt ihn als hausbäckigen Burschen ab,

Schlüpft er der spielend mit ihm Ringenden
Lachend davon im lustigen Trab.
Wiederum sucht er die Auen, die sonnigen,
Schleudert von sich die Kinderstuh,
Und im Sturmschritt eilt er dem wonnigen
Deutschland als blühender Jüngling zu.
Hier versperrt dem heiß Verlangenden
Feindlich den Lauf wild drohende Nacht,
Aber den Jüngling, den nimmer bangenden,
Dreht zur Begeiß' rung die Nähe der Schlacht.
Und mit dem Wag'sprung, dem furchtbar gräßlichen,
Nächt er im donnernden Schlachtgebrüll,
Tödtet im Sturz, im unerwarteten,
Storreich den Feind, und hält plöztlich still:
Te deum laudamus! tönt's durch den rauschenden
Sichtbewolkerten Himmelsgrund —
»Amen!« beten die Lippen des Lauschenden,
»Gott gab die Kraft mir!« lobsinget fein Mund.
Freundlich bietet dem Hochgepriesenen
Deutschland nun an das Bürgerrecht,
Wo er die herrlichsten, längst ihm verbiegenes,
Hohen und höchsten Gewächse zecht.
Klastertief schlürft er das Gold, das sonnige,
Das beim Willkommen entgegen ihm lacht,
Wilder umgaukeln ihn, lockende, wonnige,
Doch bleibt er Sieger in jeder Schlacht.
Ehrbar grüßt er die Jungfrau'n, die minnigen,
Die von den Burgen hernieder schaun,
Rühmt selbst im Trinklied die Treue der Sinnigen,
Wählend die rebenbedecktesten Au'n.
Doch mit dem Wunsch im Blick, dem sehnfüchtigen,
Schießt er zu jeglichem Fensterlein,
Wächst' in Deutschland, der Mutter des Tüchtigen,
Gar gern ein tüchtig Töchterchen fein.
Freundlich bot als Werber der rüftiae
Stattliche Main ihm bei Mainz schon die Hand,
Und dem Brautschaar schließen sich lustige
Nachbarn nun an durchs ganze Land.



Hoch tönt ihr Chorus der ebenbürtigen
Bräutlichen Rosel im Rundgesang,
Dem von den Dönen — uralten, ehrwürdigen —
Beistimmt der Glocken heiliger Klang.
Tief auf seuzt der zur Rosel sich sehende, —
Dessen Werbung ganz Deutschland gefällt,
Und der verliebte Jüngling der süßende
Legt gar schlaflose Nachtlager hält.
Ueberall tönen Romanzen, die girrenden,
Aethmend der Liebsten lockenden Gruß,
Und im Laub, dem sich — schüßend — verwirrenden
Küßt man den schwächsten würzigsten Kuß.
Auser sich bringt es den Alles Hörenden,
Dreimal verwünscht er die Stille der Nacht,
Dreimal verwünscht er die selig Schwörenden,
Dreimal den Mond, der zum Zeugen ihn macht.
Da will ein Felssthor dem vorwärts Stürmenden
Plötzlich wehren den rastlosen Lauf,
Doch er sprengt die sich himmelhoch thürmenden
Felsenswände andonnernd auf.
Ungeflüm wie auf Adlersfüßigen
Durchkraft der Exgrimme den Felsgrund,
Denn nach der deutschen Jungfrau der sittigen
Wässert ihm zu sehr der lästerne Mund.
Sieh! da erschaut er die schamhaft Erglühende
Bräutlich geschmückt im Rebentranz,
Und die Jungfrau, die süppig blühende,
Küßt ihm im ebenbürtigsten Glanz.
Trunken umschlingt er die Bärtliche, Bächtige,
Rasch tritt das Brautpaar den Ehestand an,
Und der Jüngling, der deutsche, tüchtige,
Wird nun der tüchtigste deutsche Mann.
Ruhm krönt ferner den Ueberglücklichen,
Kaum hat er Bonn, das gelahrte, erblickt,
Freich commercirt nach Commet dem schicklichen,
Wird ihm der Doctorhut aufgedrückt.
Ganz ist er Deutscher, und preißt das lauhende
Nervige Deutschland mit heiligem Dant,
Bleibt der Hört ihm, der immer wachende,
Ereu die ganze Grenz' entlang.
Orben zieren, die drohend prangenden,
Rings ihm die Wölbung der riesigen Brust;
Könnt ihn nicht haben! ihr Frechverlangenden,
Laßt sie vergehn euch die Weutelust!
Verlangt seine Weine, die herzerfreunden,
Wahrlich ihr trinkt uns die Fässer nicht leer,
Denn seine Berge, die fürchtbar euch dräuenden,
Geben des irdischen Nektars noch mehr.
Silt es dem Rhein, so ist Deutschland das Einige!
Was ganz Europa dem Papsst einst zu Rom,
Das thut jetzt Deutschland, das alleinige,
Baut am Rheine zu Cöln den Dom.

G. Woltke.

Mittheilungen aus Hamburg und Altona von einem Oldenburger*).

Da ich für die Freunde in Oldenburg dann und wann einige Notizen aus dem öffentlichen und literarischen

*) Durch Zufall verspätet.

Leben Hamburgs und Altona's einschicken möchte, so wird sich solche, wenngleich unbedeutende Sendung am besten durch diese Mittheilungen an die Theilnehmer übermachen lassen, wo dann Jeder nach Gefallen sich das Seine herauslesen kann und wird.

Die höchsten Interessen sind für die genannten Städte nächst dem, was den Handel betrifft, wohin wir auch einen großen Theil der Politik rechnen müssen, das gesellschaftliche Leben, Theater, manche für dasselbe wirkende hiesige Autoren, schöngestigte Literatur, Klatschereien und einige denselben gewidmete Blätter u., von welchen hier nach der Reihe das vorgeführt werden soll, was auch dem Auslande wissenschaftlich sein möchte.

Ein kriegerischer Marsch eröffnet den Reigen, denn der Eingang zu diesem neuen Gebäude wird eröffnet, und herein tritt Mars in Schienen. — Keine Furcht! es geht Alles friedlich ab, denn der Gott hat sich zum Dienen verdingen und Vulkan übt Rache für eine alte, Ihnen aus dem Homer bekannte Beleidigung, indem er braufend über den plattgeschlagenen geschmeidigen Knecht dahinfährt und die Deukaleoniden nebst ihren Bedürfnissen und Ueberflüssigkeiten mit sich schleppt.

Die Eisenbahn von Hamburg bis Bergedorf wird bald vollendet sein, und im Sommer befahren werden; es scheint aber, daß man am Berge stehen bleiben und nicht zur Brandenburger Dafenstadt gelangen wird, da die Berliner berechnen haben sollen, daß bei ihnen wenig, und Wenige zu ihnen herauskommen werden. — Solche Bahnen bringen aber den Leuten Reiselust in die Weine, zumal da sie diese so wenig anzustrengen brauchen, wie ihre Sparbüchsen. Repressalien werden gewiß für in Hamburg verpeiste Schellfische, Austern und billigen Wein durch Berliner Rechnungen für Lettwer und Pommersche Erzeugnisse und theure Weine gebraucht, und sowohl in Hamburg beim nachgemachten Champagner, als in Berlin beim Grüneberger saure Gesichter geschnitten werden. — Hamburg und Altona tauschen für Ehenswürdigkeiten, die Mutter Natur geschenkt, Berliner und Potsdamer Kunstschätze ein, und der Gott, dessen Wapen Quecksilber ist, wird die Handelsbewegungen so zu amalgamiren wissen, daß die Profite wenigstens rascher den Suchenden in die Hände gerathen, und an beiden Enden erlangt werden. Dieser Theil Deutschlands kann sich an Regsamkeit und Handelsverbindung gewiß mit jedem Theile Nordamerika's messen, also sicher wird hier wie dort ein guter Erfolg die bequemen und raschen Beförderungsmittel lohnen. Noch mehr kann man sich von der Eisenbahn zwischen Kiel und Altona versprechen, denn Ostsee und Elbe erhalten dadurch eine raschere, gefahrlose Verbindung, und der Staber Zoll wird wenigstens für Ostseefahrer erspart werden. Bis jetzt scheitert das Unternehmen an den Gegenarbeiten Hamburgs und zweier der größten Geldmächte Altona's, was sie aber nicht durch Thaten, sondern durch Theilnahmlosigkeit bewirken.

Kiel und Altona setzen Alles in Bewegung, den Kostenanschlag zu decken, und in letzterer Stadt haben sogar Leute aus dem Mittelstande die Garantie übernommen, jährlich vier Species für eine Actie zu zahlen, wenn das Unternehmen nicht hinreichend Zinsen bringen sollte; daß sie Nichts dabei wagen, ist die allgemeine, gewiß begründete Ansicht. —

Das Theater in Hamburg hat seinen Positiv, Comparativ und Superlativ. Das Positive geht unter der anständigen Leitung von Mühling und Cornet seinen geraden Weg fort, was um so mehr Anerkennung verdient, als das Publicum sehr viel verlangt, ohne dafür eine ebensmäßige Theilnahme zu beweisen; die Besoldungen sollen gleichen Schritt mit den künftlichen Bühnen halten, aber weder der Staat noch dessen Geldfürsten thun ein Uebri- ges, ja wirklich oft nicht einmal ein Nöthiges. Da es mit dem Theaterbesuche und dem Geschmace des Publicums nicht abweichend von andern Städten gleiches Ranges sich verhält, so brauche ich wohl nur die neuesten Cassensstücke vorzuführen, unter welchen »Muttersegen oder die neue Fanchon« von Friedrich solche Epoche macht, daß nicht nur die Hauptbühne, sondern auch die Nebentheater ihre Zuhörer damit schon sehr oft rührten und erheiterten, denn das Stück läßt uns bald lachen, bald weinen, und trägt einen so leichtfertigen französischen Mantel, daß der ehrbare Deutsche bewundert werden muß, wie er sich so leichtfertig finden läßt, die Nuditäten, welche kaum versteckt sind, zu bewundern. »Treue Liebe« von Devrient macht ihr zwar den Rang der Popularität nicht streitig, ist aber doch ziemlich häufig an der Abendordnung. Wollheim's »Don Sebastiana« hat sehr gefallen, obgleich höhere Ansprüche dadurch nicht befriedigt werden.

Der Januar hat uns von Fremden nur Sabine Heinesfetter gebracht, die auch kürzlich wiederholt in Rossini's »Aschenbrödel« ihre Meisterschaft bewährt hat. Durch Gewinnung des Hrn. v. Lehmann, als Komikers, hat die Theaterintendantur einen besondern Zuwachs gesunder Kraft erfahren. Zum neuen Jahre wurden die Vorstellungen durch einen gelungenen Prolog des schätzenswerthen Gerke eingeleitet.

Was nun die Comparative anbelangt, so erhält sich 1) das zweite Theater in der Steinstraße durch Possen und Baudevilles von Kaymund, Hepp, Hermann, Dr. Wollheim etc., und die daran zu übende Lachlust der Zuhörer. 2) Das Theater zu St. Pauli, dessen Vorstand durch die gleichzeitige Uebnahme des sonst unbenutzten Altonaer Theaters vielen Verstand bewies, sorgt für die zweckmäßige Erheiterung seiner Besucher. Vorzüglich lockt eine Parodie »Aline in Bierlanden,« die manche Gegenden Hamburgs dem Auge vorführt, die kleine Welt der großen Vorstadt und Altona's, doch auch die reiche Handelsstadt sendet ihren Tribut, und die Zahlenden werden vom Theater aus durch Omnibus zurückgeführt. Das Stück würde sich jeder Localität anpassen lassen. 3) Das

Theater zu St. Georg liegt uns zu fern, und wir möchten nicht gern noch Hörensagen berichten.

Zum Superlativ rechnen wir nun nicht die eigentliche Bühne, sondern weil sie sich über die andern Menschenkin- der und Schauspieler durch Sprünge etc. bedeutend erheben, die mimischen Darstellungen der Herren Lehmann und die Leistungen der neuen Centauren, die wirklich in ihrer Art Vollkommenes leisten. Vorzüglich gilt das von der unter Tourniaire's Leitung Rosse bändigenden, den neuen Circus-Gymnasticus ehrenden Gesellschaft; doch soll auch Lipp hard im Circus St. Pauli Gutes leisten.

Ueber Theaterautoren, die den Schreibtisch hier festge- stellt haben, möge diesmal nur das Allgemeine aus der vorherigen Zusammensetzung hinreichen. Guckow, der durch neidisches Auftreten gegen jeden, gleichem Ziele zu- strebenden Geist, ja selbst gegen abweichende und außerhalb seiner Sphäre stiegende Erörterungen, über die er mit ver- werfendem Urtheile sein Wissen, und wol noch leichter sein Gewissen abfindet, besonders gegen Alle, die in Religion, Aesthetik und Diätetik nicht seiner Meinung sind, ist seit dem eclatanten Durchfallen seiner »Schule der Reichen« gewiß auf einige Zeit beschwichtigt. Saphir hat ihm den Rest gegeben, und zwar auf aristophanische Weise (wenn gleich nicht in Dialoge gebracht) durch humoristische Kritik. Schuster in Frankfurt hat durch wohlgedrun- gene Selbstvertheidigung diesem Vernichtungskriege das Seinige beigetragen.

Wie gerecht die Hamburger in öffentlicher Beurtheilung sind, haben sie durch die sehr laue Aufnahme von Smidts »Kaufmann und Seefahrer« bewiesen, trotz alles Aufwan- des von Augenverlockungen, wohin das Ablaufen eines Schiffs auf dem Theater, und die Decorationen, welche »den Grasbrok« und »Blankeneke« vorstellen, gehören. Der Liebhaber, Kaufmann Möller aus Bremen ist wahrlich nicht der Einzige, der in diesem Stücke Nichts sagt, oder wenn er redet, eine sehr triviale Sprache führt. Schwerlich wird dies Stück noch die Bühnendirection ir- gend einer andern Stadt in Unkosten setzen.

Bald Einiges über Musik hier zu Lande, und beson- ders über die neue »allgemeine Altonaer Liedertafel« unter der talentvollen Ed. Marxsen's Leitung.

(Schluß folgt.)

M u s i k.

Clara Schumann, geb. Wieck.

Am 25. Febr. gab hieselbst die schon als Kind so be- rühmt gewordene Pianistin Clara Wieck, jetzige Frau Dr. Schumann in Leipzig* (des Redacteurs der »neuen Zeitschrift für Musik«), im Schauspielhause eine Soirée. Das Repertoire bestand in: Variationen über ein Thema



aus l'Eloisire d'amore von Henselt, — »Der treue Krieger« von C. Decker, vortr. von Hrn. Liege, — Etüde von Henselt: »Wenn ich ein Vöglein wär, flög' ich zu dir,« — Notturmo von Chopin, — Klavierstück von Scarlatti, — Declamation, gesprochen von Herrn Moltke, — Fantasie über ein Thema aus »Moses« von Rossini, comp. von Thalberg.

Wenn wir in neuern Zeiten immer von dieser Künstlerin gehört und gelesen haben, sie gerade sei berufen, das Gute, dessen besonders der Klavierspieler, und von allen Virtuosen aber auch dieser, wo nicht allein, doch bei weitem vorherrschend, eine so große Auswahl vorhanden findet, nicht nur überhaupt würdig, sondern auch so zu executiren, daß diese Sachen, die man jetzt, weil sie nämlich, wie sie sagen, »nichts machen,« so selten auf dem Repertoire der Pianisten sieht, auch beim großen Publicum den erwünschten Eingang fänden; sie sei es, die uns die Flachheit des Treibens der neuern Klaviervirtuosität in seiner ganzen Abgeschmacktheit erst recht erkennbar und fühlbar mache; die uns die eigentliche Aufgabe der Virtuosen löse, welche ist, nicht etwa, nur uns die Mittel zu zeigen, die sie haben, sondern im Besitze der Mittel den Zweck, das Schöne schön vorzutragen, zu erreichen im Stande zu sein — so mußte uns freilich dies Repertoire sehr befehlen! Außer der Etüde von Henselt und dem Klavierstück von Scarlatti mußte uns das andere als ihrer unwürdig erscheinen.

Aber selbst bei diesen andern Sachen zeigte die Künstlerin in der Behandlung derselben so viel Anmuth und Grazie, und so sehr das ästhetische Auffassungsvermögen, wodurch sie selbst all das nur zu äusserm Schmuck und wegen beliebter Manier Gesekte, dadurch, daß sie ihm eine geistige Bedeutung gab, zu veredeln mußte, wie viel mehr also dasselbe bethätigen mußte, wenn wirklich zuweilen etwas vorkam, was wol an sich nicht ohne geistige Bedeutung sein mag, — daß Mehrere im Publicum das Verlangen ergriff, nun auch etwas wirklich Gutes von ihr zu hören. Fast nach jeder Nummer hörte man, in den Applaus hineingerufen, die Namen: Beethoven, Bach, Mendelssohn u. s. w. laut werden. Dem wurde aber von Seiten der Künstlerin nicht gewillfahrtet, so wenig als dem Da-capo-Ruf des so überaus vortrefflich executirten Klavierstücks von Scarlatti; und binnen einer Stunde war die ganze Soirée zu Ende. Das heißt doch wirklich Einen bloß lüftern machen!

Die Zugaben wurden mit Dank und Beifall aufgenommen. Das von Herrn Moltke gesprochene Gedicht bezweckte Enthusiasmirung des Publicums für den Kölner Dombau *).

*) Er hat uns erlaubt, es in dieser Nummer dem Publicum mitzutheilen. D. Red.

Tagesbericht.

Dielgönne. Auf seiner Durchreise gab unter Mitwirkung des hiesigen Gesangs- und Orchestervereins der k. Kammermusici Hr. Wedemeyer aus Hannover am 13. Febr. ein Concert auf dem Violoncell im Gasthofs »zum König von Griechenland.« Wie er mit Leichtigkeit und spielender Fertigkeit die schwierigen Partien des Arpeggio in den Variationen über ein Schweizerthema von Merz zu überwinden wußte, so gelang ihm der Ausdruck schmerzlich wehmüthiger Gefühle im Adagio und besonders einer vorgetragenen Elegie von Ernst. Die leisen Flöten-töne, das Zittern und Beben des tiefen vollenbeten C — der Kirchenorgel, das Verschwinden und Sichverlieren des Echo — das Pizzicato der Glocke, das Jodeln des Alphorns, das süße Verschmelzen der Accorde, und das leise Murren und Flüstern in den Modulationen einer Meinhardtschen Fantasie und dem Sehnsuchtswalzer von Mozart bewährten die vorausgegangenen Empfehlungen, und werden dem jungen, bescheidenen, lebenswürdigen Künstler die Anerkennung seiner Anlagen und seines Talents auch bei einem größeren Publicum sichern.

In Barel trug Hr. Wedemeyer am 18. Febr. im Theater mehrere Stücke vor, und erwarb sich auch dort vielen Beifall und Bewunderung seiner Fertigkeit.

Kirchennachricht.

Vom 26. Febr. bis 4. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Carl Friedrich Gerhard Heinrich Janßen. Anna Margarethe Brand. Hermann Maximilian Theodor Kuyckhaber. Johanne Margarethe Catharine Mariane Franziska Schröder. Margarethe Catharine Sofie Farms. Altmann August Hermann Ahlers. Carl Ferdinand Christian Böfeler. Johann Dierich Gerhard Hilmer. Dierich August Behrens.
3. Beerdigt: Johann Wienken 71 J. Johann Dierich Farms 27 J. Auguste Johanne Wilhelmine Beate Freegaardt 1 J. 8 M. Eine todtgeborne Tochter des Johann Dierich Gale im Eversten.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 6. März.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.

Am Freitag, d. 11. März.

Passionspredigt: Herr Candidat v. d. Lippe.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 11.

Sonnabend, den 12. März.

1842.

B i t t e .

Es ruft die Kunst in schmeichelnd-süßen Tönen:
»D, öffne willig Euer Herzens-Thor,
»Laßt Einzug halten frei die Nacht des Schönen,
»Und laßt sanfter Bitte Euer Ohr!
»Auf, kürzt Euch aus des engen Lebens Mühen
»Minutentlang in der Begeist'ring Strom! —
»D süßend Herz, mögk Du den Beutel ziehen;
»Ein Drittelfüß nur für den Kölner Dom!«

»Laßt ab von Politik! Sieht ihr Gewirre
»Nicht frevelnd in der Mufen heilig Reich!
»Verbannt des Sectengeistes dumpf Geschwirre,
»Als Kunstverehrer seid Ihr Alle gleich!
»Hört dies Mal auf, von nächster Noth zu sprechen,
»An der von je der Hobeit Licht verglomm! —
»D Herz, laß Deine Eitelrinde brechen:
»Ein Drittelfüß nur für den Kölner Dom!«

»Schaut! Wie ein Geist auf hoher Andacht Schwingen
»Strebt himmelwärts der Thürme Zwillingsspaar;
»Hin über Bergeshöhen wird er dringen
»Der Riesentempel, wie noch keiner war;
»Ein Wunderbau wird er in Deutschland stehen,
»Beschämend fast das glanzbedeckte Rom. —
»D hört, heißt die Herzen-Schnürdrüß gehen:
»Ein Drittelfüß nur für den Kölner Dom!«

Ja, Zeitgenossen, was die Kunst gesprochen,
Es war von je ein heilig-mahnend Wort;
Auch jetzt werd' ihre Stimme nicht gebrochen,
Sie sind' in jedem Herzen einen Port!

Das staunend noch die späte Nachwelt sage,
Der Väter Geist war groß und kühn und fromm:
So laßt uns zeichnen an dem heutz'gen Tage
Ein Drittelfüß für unsern Kölner Dom. —

Dörffler.

Mittheilungen aus Hamburg und Altona von einem Oldenburger.

(S c h l u ß.)

Da in diesem Jahre hier noch nichts Neues zur Vermehrung der Literatur erschienen ist, und die hiesigen Blätter nächstens die Revue passiren sollen, so melde ich nur, daß »Therese's Briefe,« Nieffers »jüdische Briefe« nebst vielen schiefen Beurtheilungen und Bekrittelungen dieser Kritiken unter den hiesigen Neubauten des Geistes am meisten im Munde und auf den Lesetischen der Hiesigen vorkommen. Sehr auffallend ist uns darin das den Schriften der Dudevant (»George Sand«) geschenkte Lob, da wir die meisten derselben für höchstunfittlich und der Schlange gleich geschmeidig einschmeichelnd halten, wodurch der Giftzahn heimlich eindringen kann.

Hebbel hat in seiner »Jubith« sich als Meister der Sprache und des Dialogs bewiesen, hätte aber doch nicht in unpassender Nachahmung Shakespeare's (der andere Zeiten und rohere Sitten im Leben vor sich hatte) die so leicht von ihm beherrschten Sprachfiguren zu einem so geschrobenen und durch Zoten verunstalteten Spiele mißbrau-



chen sollen, z. B. in »Judiths« Schilderung ihrer Hochzeit und des Brautgemachs, in den Bürgergesprächen u.; ihr Gebet, worin sie sich vor ihren Gedanken zu retten sucht, »ein Untertauchen in Gott, eine andere Art von Selbstmord, wobei sie in den Ewigen hineinspringt, wie Verzweifelte in ein tiefes Wasser« u. In einem andern Gebete ruft sie: »Gott! Mir ist, als müßte ich Dich am Zipfel fassen, wie Einen, der mich auf ewig zu verlassen droht.« Was »Judith« S. 43 mit dem nach einem Anachronismus riechenden Ausrufe will: »die Taube, welche über der Welt schwebt, ein Nest zum Brüten sucht und die erste Seele, die in der Erstarrung erglühend aufging, mußte den Erlösungsgebanken empfangen.« ist gar nicht in dem hier gegebenen Zusammenhange zu begreifen. Nicht leicht wird ein Tyrann sich so seiner Grausamkeit prahlend rühmen, wie »Holofernes« es bei Hebbel thut. Im Juli 1840 ist das Stück in Berlin aufgeführt, wahrscheinlich mit Erfolg, weil solches sonst nicht auf dem Titelblatte bemerkt worden wäre.

Des Fevertschen Schriftsetzers Mendelssohn »Pariser Briefe« haben zur Zeit, als das darin Besprochene noch frischen Ursprungs war, in den Journälen ihre Leser gefunden; ob die Sammlung nöthig war, ist eine Frage.

Viel gelesen, besonders von Damen, werden die Uebersetzungen von der Fr. Bremer Romanen, da aber das Englische hier fast die übrigen fremden Sprachen verdrängt, so findet man in den bessern Bibliotheken Hamburg's, so wie in der ausgezeichneten Auswahl, die das Institut des Commerzraths Lesser in Altona bietet, die frischesten Spenden aus England. »Tower of London,« »Crichton« und »Renner« von Winsworth, James, der Blessington u. a. m. werden viel und gern gelesen. Außer Dumas »Souvenirs de voyage« wüßte ich nicht, daß das hiesige Publicum sich zur Ausfüllung der Mußstunden französische Novitäten angeeignet hätte. Die späteren »Excursions sur les bords du Rhin« bieten uns nicht viel Hervorragendes, sind aber doch durch das Erzählungstalent des Verfassers anziehend. Hier und da werden gelesen: Soulie's »le bananier« und »Marguerite,« Sandeau's »Docteur Herbeau,« Mad. Cottis »le Tasse et la princesse Léonore d'Este,« Mad. Ancelot's »Emerance,« Bazancourt's »Madame de Senneville.«

Es wird viel über den Nutzen des Anschlusses Hamburgs an den preussischen Zollverein hin und hergesprochen; die Wahrheit jedoch ist, daß die Mehrheit mit großer Besorgniß für die Selbstständigkeit des Geschäfts solchen Neuerungen entgegensteht, und sich gewiß aus allen Kräften dagegen stemmen würde.

Die neue Börse bezeichnet die öffentliche Stimme als zu klein gerathen, obgleich sie dem Beschauer nicht so erscheint, und dieser wohl nur die zu große Breite der innern Pfeiler wegwünscht. Daß die nebenstehenden neuen Gebäude das schöne Werk auf dem sonst so passenden Platze

hämisch überragen und fast wie zu jenem gehörend sich ausnehmen, ist ein Fehler, der bei den ersten Bauconcessionen übersehen und von dem Nachsinn des eigenen Baumeisters beider Theile zum Privatvorteile ausgebeutet ist.

Daß von hier aus Colonisationsversuche geschehen und dazu die »Chatams-Inseln« bei Neuholland angekauft sind, ist Ihnen vielleicht schon bekannt, sonst werde ich Näheres mittheilen.

Zu den vielen Vereinen, die die Jetztzeit geschaffen, haben wir jetzt in Hamburg einen gegen die Thierquälerei zu zählen, obgleich auch dort noch nicht alle Menschen die Gott entstammten Rechte besitzen, auch sich ohne Sträuben, und ohne daß sich zu ihren Gunsten Vereine bilden, alle Quälereien gefallen lassen müssen. — Der Mäßigkeits-Verein, der sich gewiß in der Mehrzahl seiner Mitglieder eben so zähe an seine untheilbaren, jedem Andersdenkenden vorzuenthaltenden Rechte anlehnt, wie der Mäßige an den täglich einmal zu nehmenden Schnapps, giebt mitunter einen Bericht über sein, wie er sagt, gutgemeintes Wirken heraus. Im Sinne desselben hat der in Altona wohnende sehr thätige und wirklich wohlthätige Schmidt aus Wideshausen (Gründer und Director des Telegraphen) ein Bild angegeben, das Spekker in 70 Figuren meisterlich ausgeführt hat, die »Brantweinschlange« darstellend, wie sie mit zwei Köpfen die Früchte der Felder und Massen Brennstoß verschlingt, und mit dem dritten Endkopfe das Verderben in alle Welt speit.

Der Senat hat kürzlich die Spaltung der Synagoge und des Tempels in Hamburg geschlichtet, da die alte Ränkesucht und Herrschsucht der zelotischen Kirche dem sinnigen Gottesdienste des Tempels eine neue Auflage des Gebetbuchs nicht als »Israelitisches« hingehen lassen wollte, sondern darüber (1841) den Bannfluch aussprach. Dieser muß in der Synagoge, wo er angeschlagen ist, abgenommen werden. Der weise Beschluß des Senats hat zur Einigkeit und Versöhnung gerathen, und dazu geeignete Schritte angezeigt.

Den Fremden mag vielleicht noch interessiren, daß der schöne Garten des Rainville zu Ottenfen verkauft ist, aber wie früher benutzt werden wird, außer daß für Gartenbewohner dort eine neue Reihe Häuser erbaut wird. Da mir nichts Erzählenswerthes weiter einfällt, so lassen Sie mich nur wissen, ob ich auf die begonnene Weise fortfahren dürfe.

Zuletzt gebe ich in schwachen Worten Ihnen das allgemeine Erschrecken über uners geliebten Dr. Pfeiffers Tod zu erkennen, dem die Mufen für seine ihnen gezollte andächtige, warme Verehrung zu der Seinen wie zu unserm Wohle bei der schneidenden Parze hätten Fürbitte thun müssen. Sie haben es geschehen lassen, daß Einer ihrer Berherrlicher weniger noch die Erde länger zierte!

M u s i k.

Concert des Herrn Molique.

Molique gab hieselbst am 4. d. M. im Schauspielhause ein Concert. Dank Hrn. Kammermusicus Franzen, der uns diesen Genuß verschaffte. Wir glaubten wirklich, wir hätten die Virtuosenconcerte satt. Aber so ist das etwas Anderes! — Was bringt denn Molique Neues, noch nicht Gehörtes? Durchaus nichts. Er verschmäht sogar die heutigestages, wenigstens bei den Namhafteren, so ganz gewöhnlichen, und für irgend Erfolg so durchaus für nöthwendig gehaltenen Effectmittel. Er macht kein Flageolet, kein sul ponticello, kein pizz. mit der linken Hand, nichts dergleichen; sein Spiel ist kein Gewinzel, wie er selbst denn die heutigestages beliebt gewordene Ueberschwenglichkeit im Vortrage, die für Ausdruck gelten soll, bezeichnend so nennt; sein Vortrag ist durchaus frei von allen den jetzt mehr oder weniger zur Mode gewordenen kleinen ekelhaften Manieren; kein ewiges tempo rubato, kaum mal hie und da ein ritard. stört den ruhigen Fortgang des deutlichsten Tactes. Aber so wie er den Bogen ansetzt, ist es Musik, und wirklich Musik. Mögen die der Behandlung der Violine Kundigeren sagen: er ist auch als Techniker größer als alle die andern, — uns ist dies das Wichtigste. Und diesetwegen ist es, daß er nämlich auch uns als der König der Geiger erschienen ist. Daneben sind die andern, im Reiche der Kunst, wie die Hoffschranzen. Sie suchen sich einzuschmeicheln. Dieser herrscht.

Molique spielte bei uns, wie wol in neuerer Zeit allenthalben, nur eigne Compositionen. — Und was kann er Besseres thun? — Wo sind Compositionen für die Violine, die besser wären, als die Molique's? — Zuerst das fünfte Concert. Der erste Satz ist großartig, aber mehr ernst und kalt, als daß er, wenigstens zum ersten Male gehört, so recht enthusiastischen könnte, obwohl vortrefflich, besonders auch in der Arbeit. Das Andante ist ausgezeichnet schön. Das Rondo lieblich, und voll zarten Humors, wie denn in Rondo'schen Molique insbesondere der Meister ist. Das Hauptmotiv in diesem Rondo, mit seinem Pralltriller, — würde man nachzählen, wie oft es vorkommt, man würde, ich weiß nicht wie weit, zählen müssen! Aber wem ist es zu viel geworden? In der Cadenz tänzelt er sobann ganz allerliebft damit. Nach der Cadenz, zu einer Bravourstelle der Principalfstimme, läuft es dann noch wieder durch alle Instrumente. Davon konnte man nun freilich bei dem sehr kräftigen, vollen, großen Ton des Herrn Molique geradezu fast nichts hören. — Außerdem spielte der Concertgeber noch eine Fantasie über Thematata aus der »Norma,« und seine »Deutsche Lieder.« Können wir die Intention, dergleichen und in dieser Form zu componiren, hier wie überall,

nicht eben überhaupt und kurzweg verwerfen, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß wir statt dieser beiden Piecen lieber noch eins von seinen andern Concerten gehört hätten. Die ganze Behandlung des Vortrags ist übrigens auch bei diesen beiden Sachen durchaus so, daß man allenthalben den wahren Meister erkennt. Die Ursache des wenigen großen Werths der Oestreichischen Lieder ist übrigens gewiß die, daß diese Lieder nichts Besonderes, Eigenthümliches an sich haben. Es sind eben ganz gewöhnliche Walzermelodien. Etwas Nationelles, oder überhaupt etwas an sich Würdiges ist nicht daran. Bei uns hört man sie im Munde der Harfenistinnen, auf Tanzböden u. s. w.

Als Zugaben wurden gegeben: eine Ouvertüre von Aloys Schmidt, und die zu »Jessonda« von Spohr; Variationen für Contrabaß von Müller, auf das Thema: »An Alexis send' ich dich,« vorgetr. von Herrn Kammermusicus Laue; Variationen für Fagott von Jacobi, vorgetr. von Herrn Kapellmusicus Schmitt. Herrn Schmitt hat seine Reise durch Holland wesentlich weiter gebracht. Sein Ton und Vortrag sind künstlerisch und edel. Herrn Laue's Variationen zu würdigen liegt außer unsrer Sphäre. %

Hr. Prof. Greverus und sein Recensent in den deutschen Jahrbüchern.

Die Leser der »Mittheilungen« erinnern sich vielleicht noch eines »Nothwehr« betitelten Aufsatzes (in N^o 52 der Mitth. v. J. 1841), in welchem Hr. Prof. Greverus seine Meinungsverschiedenheit von einem Recensenten seiner Programme über Euripides auszusprechen für notwendig hielt. Jener Recensent in den deutschen Jahrb. hatte zwar seinen Namen »Dr. Wartsch« unterzeichnet, allein Hr. Prof. Greverus glaubte Gründe zu haben, diesen Namen für einen falschen und angenommenen zu halten. Gewiß hätte es nun die Gerechtigkeit erfordert, sich hiervon erst durch eine Anfrage bei der Redaction der »Jahrbücher« die nöthige Uebersetzung zu verschaffen, ehe man, wie Hr. Prof. Gr. in jenem Aufsatze that, den Recensenten als einen Pseudonymus brandmarkte, der »gedeckt durch unsichtbar machenden Plutonischen Helm, guten Namen meuchlings zur Unterwelt senden wolle.« Es war dies um so mehr die Pflicht des Hrn. Prof. Gr., als er selbst am besten wissen mußte, auf wen das Publicum der Mittheilungen seine, gegen jene vorausgesetzte Pseudonymität ausgesprochenen Verunglimpfungen beziehen würde. Es war Pflicht, ehe man auf einen Collegen den Verdacht eines unedlen literarischen Verfahrens warf, wenigstens irgend einen Schritt zu thun, durch welchen

man sich über den Grund oder Ungrund der eignen Vermuthung so leicht aufklären konnte.

Hr. Prof. Greverus hat einen solchen Schritt nicht gethan, und so blieb mir denn, da ein großer Theil des Publicums jenen Auffatz des Hrn. Prof. Greverus als gegen mich gerichtet ansah, nichts andres übrig, als mich selbst mit der Bitte an die Redaction der »Jahrbücher« zu wenden, mir den Wohnort des von Hrn. Prof. Greverus für eine Fiction gehaltenen Dr. Bartsch anzuzeigen. Die durch Krankheit des Redacteurs verspätete, erst heute eingetroffene Antwort, lautet wörtlich wie folgt:

»Herzlich gern geb' ich die gewünschte Auskunft über den Hrn. Dr. Bartsch, den Recensenten der »Programme des Hrn. Prof. Greverus. Dieser Dr. Bartsch existirt wirklich als praktischer Philolog und Lehrer in Breslau, und begreife ich nicht, wie Hr. Prof. Greverus dazu kommt, denselben für einen Pseudonymus zu halten. Der Name ist ja außerdem sehr gewöhnlich. So ist gleich ein zweiter Bartsch, ein Freund von mir, ebenfalls Philolog und Theolog, Irrenhauspastor zu »Schwerin« ic.

(gez.) Arnold Ruge.

Hr. Prof. Greverus, dem, wie ich überzeugt bin, längst selbst seine Uebersetzung leid thut, wird gewiß begreifen, daß ich ihm den öffentlichen Nachweis derselben nicht ersparen konnte.

Oldenburg, d. 7. März 1842.

Prof. Dr. Adolf Stahr.

Verichtigung.

Die in der Anzeige der Aufführung von Guckow's Patkul in N^o 9 der Hum. Blätter befindliche Bemerkung: »daß Hr. Mostke die Titelrolle des Stückes — einem Andern »überlassen« habe,« beruhte auf der, wie ich so eben durch Zuschrift des Hrn. Häfer erfahre, irrthümlichen Voraussetzung, daß bei einer Benefizvorstellung der Benefiziat das Recht habe, sich seine Rolle zu wählen.
Ad. Stahr.

Anekdoten-Alter.

In Gherardi's Theatre italien, welches 1697 erschien, erzählt ein aus Brasilien zurückkehrender Reisender »Merretina« in dem Stücke: Les intrigues d'Arlequin aux Champs elysées die bekannte Münchhausfabe, daß jemand einen Kohlkopf gesehen, unter welchem sich 2000 Menschen gegen den Regen schützen konnten. Darauf versetzt »Arlequin:« Man habe einen Kessel gesehen, an welchem, als er ausgebeffert werden sollte, 24 Kupferschmiede hämmerten, ohne daß einer etwas von dem Andern hörte, damit der Kohlkopf darin gekocht werden konnte. — Diese Anekdote, welche man sehr oft als neu aufgetischt, ist also mindestens 140 Jahr alt.

Am Niagara.

(Nach Mrs. Sigourney.)

Strom' ewig hin in deinem Prachtgewand
Des Schreckens und der Schönheit. Deine Stirn
Hat mit dem Regenbogen Gott geschmückt,
Und deine Füße hält der Wolkenmantel.
Und deiner Donnerstimme giebt er Macht,
Von ihm zu reden ewig — heißt die Lippen
Des Menschen schweigen, auf den Felsenaltar
Weisbrauch zu streuen, ehrfurchtsvollen Ruhm's.

Hedwig Hülle geb. Hoffmeyer.

Kirchennachricht.

Vom 6. bis 11. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Bernhard Gerhard Ludwig und Johann Friedrich August Behrens (Swillinge). Heinrich Schwarding. Johann Hermann Güttemann. Johann Otto Heinrich August Helms. Anna Elise Sophia Westersolt.
3. Beerdigt: Johann Heinrich Siegel 23 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 13. März.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Vrecht.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Am Freitag, d. 18. März.
Passionspredigt: Herr Candidat Busse.

Hierbei N^o 6 und 7 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulze'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerman.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 12.

Sonnabend, den 19. März.

1842.

Anno Domini 18..

Steig' auf, mein Vieh, auf mit den Jubelklängen,
Die dort am deutschen Rheinstrom donnergleich
Sich kühn hervor aus Brust und Seele drängen,
Hoch über Wolken zu des Lichtes Reich.
Welch' jauchzend Leben giebt's am heil'gen Strome?
Was reißt das Volk im frohen Rausch von hinnen?
D, hebt die Augen zu dem schönsten Dome!
Seht! der Vollendung Kranz schwebt ob den Sinnen!

Die Thürme, hoch den freien Keiser küßend,
Erheben sich, gleichwie ein großer Geist,
Der aufwärts strebend, eine Welt umschließend,
Mit Donnerwort sie mit sich vorwärts reißt.
Da stehen sie, ein Zeichen deutscher Stärke,
Ein hehr's Bild vereinter deutscher Kraft.
D, beugt das Knie vor Euerm schönsten Werke,
Ihr beugt's nur Gott, der es durch Euch geschafft.

Kein Fürst, kein König ist's, der sich gegründet
Zu seinem Ruhm dies hehre Monument.
Es ist ein Volk, zu Schutz und Kreuz verbündet,
Ein Volk, das sich mit Stolz das Deutsche nennt.
Was vor Jahrhunderten einst war begonnen,
Was lang' geschlafen in unsel'ger Zeit —
Das hat es kühn dem Tode abgewonnen,
Und hingestellt für eine Ewigkeit.

Und ewig auch wie dieses Tempels Säulen,
Wird dieses Volk im Mund der Nachwelt leben.
Hier werden späte Enkel sinnend weilen,
An diesem Anblick kräftigen ihr Streben;
Sie werden stehen an des Tempels Stufen,
Den Blick empor zu seinen Sinnen heben,
Und aus der Tiefe ihres Busens rufen:
Wie die Vollender dieses Werks zu leben.

Bereint zu stehn, zusammen stets zu halten,
So weit ein deutscher Klang zum Himmel wallt,
In Einigkeit zu Gott die Hände falten,
Ob Papst, ob Luther im Gebet erschallt.
Solch einem Volk, das frei von innerm Haber
In jeder Noth sich froh die Hände beut,
Dem fließt gesundes Blut in jeder Ader,
Und es steht fest im Sturmeswehn der Zeit.

Ein schöner Traum! O, Jammer! ich erwache;
Ich blicke um mich, doch die Gegenwart
Sieht diesem Bilde nicht, noch lebt der Drache
Der Zwietracht, der im Staube wühlt und scharrt.
Uneinigkeit und ein getrenntes Streben,
Verschied'ne Kämpfe um verschied'nen Lohn —
Sie hemmen ein gemeinsam deutsches Leben;
Sie trifft des Auslands bitterer Spott und Hohn.

Mein Vaterland, dein Boden ist zerplittert,
Drum kannst du stark nur sein durch Einigkeit.
Sieh' die Geschichte! du standst unerschüttert,
War nur dein ganzer Arm zum Kampf bereit.
Mit einem Stumpf kann selbst kein Riese kämpfen;
Nur mit der Keule in der starken Hand
Kann man den Uebermuth des Feindes dämpfen,
Achtung verschaffen seinem Vaterland.

So bietet Euch die Hand denn, deutsche Brüder,
In Freud' und Glück, in Kummer und Gefahr;
Reißt zwischen Euch die Scheidewände nieder,
Seid Deutsche, weil Euch Deutschland ja gebar.
Reicht Euch die Hand durch alle deutschen Gauen,
Die von der Weichsel bis zum Rheinstrom blühn;
Kein Grenzpfahl hemme Liebe und Vertrauen!
Ein heilig Feuer, laßt sie Euch durchglühn!

Stimmt Ihr mit ein, wohl an, so gebt ein Zeichen,
Baut mit am Dom zu Götzn am deutschen Rhein!
Ein ganzes Volk kann Großes leicht erreichen;
Schwingt es den Hammer, füget sich der Stein.



So schwingt ihn denn, baut rasch am deutschen Dome,
Ihr flechtet selbst Euch einen Ehrenkranz,
Ewig lebt Euer Ruhm an jenem Strome. —
Doch wehe! wenn Euch blendet solcher Glanz!

p. 2.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

F. P. C. Greverus.

Besuch des Schlachtfeldes von Waterloo.

In Antwerpen lagen wir mehre Tage still, um unsere Verhältnisse zu Wellington, unter dessen Anführung unsere Brigade gestellt war, zu reguliren. Ich benutzte diese Tage zu einem Ausfluge nach Brüssel und dem nahen Schlachtfelde, indem ich mich dem Stabe unseres Bataillons anschloß, und dadurch nicht wenig an Orientirung und Einsicht in den Hergang der Schlacht gewann. Von der Ferne La Haye sainte aus, als dem Centralpunkte des ganzen Kampfes, übersieht man das Schlachtfeld am besten. Der Meyerhof selbst zog zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er ist wie die meisten Bauerhöfe des nördlichen Frankreichs im Viereck gebaut, welches einen etwa fünfzig Schritte an jeder Seite haltenden Hofraum einschließt. Ein großer Thorweg führt von außen auf diesen Hofraum, der von den Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. Allenthalben waren Schießscharten in die massiven Wände gebrochen, aus denen hannoversche und englische Scharfschützen den Franzosen unendlichen Schaden zufügten; bis, nicht sowohl eine Batterie französischer Feuerschlünde, als vielmehr der Mangel an Munition die tapfere, bis auf die Hälfte eingeschmolzene, rings vom Feinde eingeschlossene Schaar den Det zu verlassen zwang. Sie gelangte glücklich zu den Thüren, indem sie den Augenblick wahrnahm, als die Franzosen, von englischer Cavallerie verfolgt, zum ersten Male von der englischen Linie zurückgeschlagen wurden. Erst hinter La Haye sainte sammelte die Flüchtigen der Marschall Ney zum neuen Angriff. Diesen Augenblick benutzten die Eingeschlossenen um abzuziehen, während andere Truppen ihre Stelle einnahmen, die jedoch dem ungestümen Angriffe Ney's nicht lange widerstanden, und meist in dem Hofe und dem Garten ihren Tod fanden. Den ersten Theil des Kampfes hatte der unglückliche Besitzer des Hauses mit seiner Familie im Keller sitzend unter Todesangst mit ausgehalten. Auch er nahm den Zeitpunkt jenes französischen Rückzuges wahr, um mit den Seinigen zu entinnen, und Alle gelangten, mehrmals in Gefahr überritten zu werden, glücklich hinter die englische Schlachtlinie in Sicherheit. Der Mann war von dem Ausbruche der Schlacht überrascht worden, und hatte am Morgen

nicht gedacht, daß der Kampf gerade um sein friedliches Haus ausbrechen würde. Jetzt war er wieder in sein Versteck zurückgekehrt, aber noch war er wie gelähmt, und an Körper und Seele leidend. Seine Frau hatte wohl mehr aus Schrecken, als durch den rasenden Kanonendonner, der keinen Augenblick aussetzte, das Gehör verloren. Merkwürdiger Weise aber war in den Keller, der keineswegs bombenfest war, bis zu dem Abzuge der Familie keine Kugel gefallen, weil die Kanonen zur Zertrümmerung der äußern Mauern horizontal, die Wurfgeschütze aber auf den Hofraum gerichtet waren, um die in demselben vermutheten Krieger zu vernichten. Zum Glück für die deutschen Vertheidiger war das breite Thor von der Angriffsseite hinweg, nach Norden gekehrt, sonst wäre es durch einige Kanonenschüsse zertrümmert und das Haus mit Sturm genommen worden. So aber bot die kleine Festung, da auch die Fenster des Wohnhauses nach derselben Seite gewandt waren, den kühn herandrängenden Feinden nirgends einen Angriffspunct dar, und die sich dennoch heranwagten, entgingen den wohlgezielten Schüssen der Büchsen nicht. Das Haus von vorn anzugreifen, war anfangs, weil die Angreifenden in das Feuer der englischen Schlachtlinie geriethen, nicht mit Erfolg möglich. — Eine entsetzliche Verwüstung war rings um dieses Haus angerichtet. Im Garten, der sich als Oblongum von bedeutendem Umfange dem Hause nach Süden anschließt, hatten die Schützen sich hinter der dichten Dornhecke, die auswärts von einem ansehnlichen Graben umgeben war, so wie hinter den einzelnen Obstbäumen postirt, und aus diesem Verstecke den vorrückenden Franzosen durch ihre gefürchteten sicheren Büchsen- schüsse großen Schaden gethan. Das Terrain war so recht geeignet, diese fürchterliche Waffe, die jene verschmähen, oder wegen ihres lebhaften, unruhigen Temperaments auch nicht mit Erfolg zu führen fähig sind, da die Handhabung der Büchse ungemaine Ruhe erfordert, den Feinden bekannt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Bildliche Darstellung des Systems der Tonarten u. s. w., basirt auf die musicalischen Schriften des Herrn Professor Dr. Marx, von C. v. Decker. Zweite Auflage. Berlin 1842, in Commission bei E. S. Mittler.

Vorstehendes Werkchen ist von dem Herrn Verfasser, den Kunstliebhabern durch mehre vortreffliche Compositionen, und wegen seines genialisn Klavierspiels bereits seit längerer

Zeit rühmlichst bekannt, der Redaction der »Mittheilungen« zur Besprechung zugesandt worden. Wir sind erfreut, den Versuch machen zu dürfen, dasselbe beim hiesigen musikalischen Publicum einzuführen.

Es ist eine Tafel, dienend zur Veranschaulichung der Tonarten, ihrer Harmonieen, ihrer Verwandtschaften, ihrer Neigungen und Fähigkeiten zur Modulation, basirt auf das System des Hrn. Prof. Dr. Marx, »dem Repräsentanten (wie der Verf. in der Vorrede zur beigegebenen Erläuterung sich ausdrückt) der Musikwissenschaft (? das ist wohl hier nicht das rechte Wort!) der neuern Zeit, und — da seine Lehre auf philosophischem Grunde ruht — für alle Zeiten.« Die Tafel ist ungemein geistreich und scharfsinnig erfunden, wie denn der Verf. dazu besonders auch sein früheres Studium der Mathematik mit befähigt haben mag. Wer nun weiß, wie viel überhaupt bei jeder abstracten Wissenschaft, und so insbesondere in der immerhin besonders schwierigen Musiklehre, die sinnliche Anschauung z. B. auch nur der Tasten auf dem Klavier thut, dem wird, wo er wirklich Musik, und systematisch, lehren will (was freilich nicht alle thun!) diese Tafel äußerst willkommen sein. Große Freude wird aber die Anschauung der Tafel auch denen machen, die in der Musik recht gut bewandert sind, und besonders denen, die die Marx'schen Schriften kennen*). Ohne die Erläuterung (18 Seiten Octav) ist die Tafel nicht wohl zu verstehen. Sie ist in Fragen und Antworten abgefaßt. Das möge niemanden albern scheinen. Es ist das der Kürze wegen geschehen, und überdies dadurch die größte Deutlichkeit erzielt worden. Wir erwähnen dabei: ein Druckfehler hat sich eingeschlichen: S. 7 Z. 9 v. o. muß es statt »des-Dura« heißen: Ges-Dur; und noch einer: S. 13 muß die erste Klammer mit den Z. 1 und 2 genannten Accorden auch den Z. 3 genannten (g-h-d) umfassen, und ebenso die darunter stehende Klammer noch den Accord e-g-h; die Antworten auf die Fragen N^o 55 und 56 sind insofern falsch, als mit dem großen Nonenacorde z. B. auf G und den davon abgeleiteten Accorden nicht nach C-moll modulirt werden kann, vergl. Marx allgemeine Musiklehre, zweite Ausgabe S. 206 unten, und 207, und Dessen Compositionslehre erste Ausgabe S. 125. Druck und Ausstattung sind gut, und insbesondere auch die Tafel sehr sauber und deutlich. Der Preis ist nicht genannt, aber auf jeden Fall nicht bedeutend.

So sei denn dieses kleine Werkchen Allen, und besonders den Lehrern in Schulen und Seminarien, vornehmlich aber den Gesangsvereinen und den Liedertafeln des Landes, wofür es die Bestrebung der Mitglieder dieser Vereine ist, überhaupt singen und treffen, und nicht etwa nur einzelne

*) Deren sind immer noch viel zu wenige. Marx »Allgemeine Musiklehre« sollte niemand, der überhaupt Musik treibt, nicht kennen!

Lieder nach dem Gehör auswendig singen zu lernen, warm empfohlen. %

Verichtigung.

Wenn der Oldenburger Correspondent aus Hamburg in N^o 11 dieser Blätter es »sehr auffallend« findet, daß Rießer im zweiten Hefte seiner »jüdischen Briefe« die Schriften der Dudevant (George Sand) »lobt,« so hätte er den Gesichtspunkt, aus welchem, und die Art, wie dieses Lob gesendet wird, nicht ganz unbeachtet lassen sollen, um nicht durch einen so unbestimmten, unmotivierten Tadel den sittlichen Charakter eines Mannes anzutasten, der als Mensch und Schriftsteller über jeden Verdacht unsittlicher Tendenz erhaben ist.

Rießer redet nämlich allerdings in den erwähnten Briefen der Dudevant theilweise das Wort, nimmt sie gewissermaßen in Schutz. Aber gegen wen? gegen Menzel, den finstern Kritiker und Verleerer, dessen Leidenschaftlichkeit und literarische Denunciationswuth er dort beleuchtet. Hatte dieser auch den Produktionen der Dudevant alle Schönheit, allen Werth abgesprochen, hatte er sie schlechtweg »Lasterromane, freche Prostitution, grazienlose Wollust« geschimpft, so lag schon darin Grund genug für den milden Sinn eines Rießer, der gewiß hochbegabten Schriftstellerin sich anzunehmen und im Interesse der verletzten Gerechtigkeit das Gute ihrer Leistungen hervorzuheben. Er findet dieses Gute in dem hohen Zauber der Sprache, in der Feinheit des Ausdrucks, in der vorzüglichen Erfindung, in der Schilderung der Gemüthszustände u. s. w. und hält sie dieser geistigen Vorzüge wegen lange nicht für so verführerisch, als manche alte französischen Romane, die bei Menzel Gnade und Nachsicht gefunden haben. Was das Unsittliche des Inhalts, nämlich das Anknüpfen gegen die heiligen Gesetze der Ehe in den Romanen der Dudevant betrifft, beurtheilt er dieselbe ebenfalls viel nachsichtiger, indem ihm nicht der Triumph des Lasters, vielmehr der unvermeidliche Untergang das ewige Weh desselben in diesem Kampfe, das Problem ihrer meisten Romane scheint. Dabei giebt er zu, daß eine einseitige Betrachtungsweise die Schriftstellerin oft zu Uebertreibungen, zu Verletzung des Anstandes und der guten Sitte verleitet habe. Romane, wie die »Leone Leonia« oder die »Lelia« sind auch ihm verfehlt und verwerfliche Produkte. Nur will er solche ästhetische Fehlgrieffe nicht gleich zu moralischen Todesünden gestempelt wissen. Man kann poetisch und sogar moralisch irren, ohne darum schon der Unsittlichkeit, oder, wie sich Menzel auszudrücken beliebt, »der Liederlichkeit« verfallen zu sein u. s. w.

Wer möchte Nießer wegen eines solchen Lobes tadeln? Ich nicht, selbst dann nicht, wenn ihn die Antithese zu weit geführt haben sollte. Wo die Leidenschaft, wo die Härte und Bitterkeit ihre Galle in so reichem Maße ausgegossen hat, da mag es auch gegönnt sein, die Honigworte der Anerkennung und der nachsichtigen Beurtheilung nicht erst kärglich abzumessen. W.
Oldenburg, den 16. März 1842.

Lückerbüßer.

Schöne Augen sind für ein Gesicht, was Veredsamkeit für eine Rede ist.

Die Furcht bestimmt oft mehr die Ausführung der Weiber, als Ueberlegung oder Temperament. Nicht immer bewirkt der Muth ihren Triumph.

Das Frauenzimmer, welches gefallen will, beschleunigt den Ueberdruß.

Abrechnung

über das Concert zum Besten des Hermanns-Denkmal.

Als sich den Unternehmern der Aufführung des Don Juan als Concert zum Besten des Hermanns-Denkmal die Unmöglichkeit zeigte, das Concert mit einem Orchester von hiesigen Musikern zu Stande zu bringen, wurde der Plan anfangs von ihnen aufgegeben. Da sich aber von allen Seiten im Publikum der Wunsch, den »Don Juan« zu hören, lebhaft ausdrückte, und da nun vollends eine Gesellschaft sich vereinigte, um die Aufführung mit einem Orchester von hremischen Musikern dadurch möglich zu machen, daß sie es übernahm, ein etwaiges Deficit zu decken, so glaubten die Unternehmer verpflichtet zu sein, einen Versuch zu machen, auf diese Weise das Concert noch zu Stande zu bringen. Die Zusicherung der meisten Bremer Musiker, ohne Honorar spielen zu wollen, und die gnädigst verstattete Benutzung des Theaters ließ es sogar möglich erscheinen, daß noch ein Ueberschuß für das Hermanns-Denkmal herauskommen könne. So kam denn das Concert zu Stande. Der Ertrag und die Kosten verhalten sich nun folgendermaßen:

	Cour.		Gold.	
	ℳ	℔	ℳ	℔
1) Ausgabe:				
a. Theaterunkosten	—	—	17	64
b. Reise und Beföstigung der Bremer Musiker	17	36	105	—
c. Honorar für drei Bremer Musiker	—	—	6	—
d. Honorar der Mad. Schmidt	—	—	30	—
e. Reisekosten der Sängernnen Mad. Schmidt und Fräulein Helfrich	2	24	10	—
f. Notenmiete	—	—	5	—
g. für Proben, Locale zu denselben, Honorar, Notenlohn, Notenschreiben und Insertionsgebühren	—	—	53	19
			49	60
	19	ℳ 60 ℔	Cour. = in Gold	17 30
			Summa .	244 44
2) Einnahme	—	—	208	51
So ergab sich ein Deficit von	—	—	35	62
Dieses zu decken, trug die obenerwähnte Gesellschaft zusammen			72	Gulden = in Gold 36 63
			Rest .	1 1
			Namens der Unternehmer des Concerts:	Hagen.

Kirchennachricht.

Vom 12. bis 18. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Lambertine Conrabine Barbara Friederike Koeniger. Carl Heinrich Bernhard Hemje. Anna Catharine Susanne Wardeburg. Johann Friedrich Ahlers. Gesche Margarethe Leseber.
3. Beerdigt: Johann Heinrich Adolph Olbejans 27 J. 7 M. Johann Gerhard Schierbaum 46 J. 1 M. Johann Dohrmann 69 J. 11 M. Christian Diederich Hermann Wolkmann 73 J. Elisabeth Freels 80 J. Gerhard Philipp Wilhelm Wege 35 J. 3 M. Otto Johann Hinrich Aug. Helms 7 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 20. März.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Busse.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning: Confirmation.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Am grünen Donnerstage, d. 24. März.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Am Karfreitag, d. 25. März.
Früh (Anf. 8 Uhr) Unbestimmt.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 13.

Sonnabend, den 26. März.

1842.

Die Kranzflechterin.

Sie sitzt in ihrem Kämmerlein
Und schneidet Blättchen zart und fein
Aus grüner Seide hell und dunkel,
Es ist ein rechtes Lenzgesunkel.

Und weiße Myrthenknospen gehn
Aus ihrer Hand hervor, so schön,
Als hätte Lenz sie selbst gestaltet,
Bis mächtig sich ein Kranz entfaltet.

Die schlanken Zweige wölben sich
Der Jungfraunkrone zauberlich,
Sie windet rings die grüne Seide
Um ihre stille Augenweide.

Als alle Zweige sind gefügt
Und vor ihr nun die Schöpfung liegt,
Da faltet sie die Hände leise
Und schaut sie an, besondrer Weise.

Sie seufzt, sie flüstert schmerzverklärt,
Das Herz von Einsamkeit beschwert:
»So manchen Kranz hab' ich gewunden,
Doch selber nie ein Herz gefunden!«

Sedwig Hille.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

J. P. E. Greverus.

(Fortsetzung.)

Ein Oberst wurde ihnen an der Spitze seines Regiments erschossen. Darauf stürzten sie wüthend heran; die Jäger zogen sich in das crenelirte Haus zurück, und richteten von hieraus in den Reihen der durch Graben und Hecken aufgehaltenen Feinde ein noch größeres Blutbad an. Diese wichen zurück, indem sie den Garten mit Leichen übersät verließen; drangen aufs Neue vor, gelangten bis an das Haus, stießen blutschäumend die Bajonette in die untere Reihe der engen Schießscharten, aus deren Dunkel ihnen der gewisse Tod entgegenkrachte. Dann versuchten sie das Haus zu umgehen, um die Thür und die Fenster zu gewinnen, wurden hier aber von dem wohlgerichteten Feuer eines in der Nähe stehenden schottischen Regiments so nachdrücklich empfangen, daß sie dieses Unternehmen aufgaben, und abermals in eifertiger Flucht den Garten räumten. Darauf brausten sie, immer durch das Feuer aus dem Meyerhofs geneckt und gelichtet, ohne sich für den Augenblick weiter mit der Haysainte ernstlich zu beschäftigen, rechts auf das englische Centrum und links nach Hougoumont, einer andern links von der französischen Front gelegnen, eben so besetzten Villa in dichten Colonnen vorbei, deployirten wie der Blitz vor dem Centrum der Eng-



länder und durchbrachen, von vier Regimentern Cuirassiere unterstützt, mit wildem Ungestüm die erste Schlachtreihe der Engländer, wurden hinter der Front aber von der englischen Cavallerie mit solchem Nachdruck aufgenommen, daß sie zurückweichen und den erzwungenen Vortheil unter großem Verluste aufgeben mußten. In wilder Unordnung stürmten sie dann neben dem Pachtthofe zurück. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei französische Batterien von den Engländern genommen, aber aus Mangel an Bespannung nicht mit fortgebracht; ein Cuirassierregiment aber im wörtlichen Sinne von den englischen Dragonern mit ihren kolossalen, gegen sechs Fuß hohen Pferden über den Haufen geritten. Mein Gewährsmann in diesem Particularberichte, ein in Antwerpen an einer Schußwunde im Oberschenkel daniederliegender, schon halb genesener Oberjäger, der von allen diesen Vorgängen in jener wohlverwahrten Burg ein theilnehmender, beneidenswerther Augenzeuge gewesen war, erzählte mir, er habe seinen Augen nicht getraut, wie die ganze französische Cuirassier-Linie, die jenes Regiment bildete, plötzlich in den Hinterbeinen der Pferde einknickte, und dann Kopf und Mann überschlugen. Den Rückzug der Franzosen benutzten wie gesagt die Schützen um abzu ziehen und von andern abgelöst zu werden. Darum bis hierher der Bericht jenes Augenzeugen.

Das Haus fanden wir in einem merkwürdigen Zustande; es war von Kanonenkugeln wie ein Sieb durchlöchert, und die Zwischenräume der Löcher, im Süden und Norden wenigstens, waren selten einen halben Fuß breit. Die andern Seiten hatten weniger gelitten, weil sie nur kurze Zeit, und zwar von einer der Batterien, die nachmals von den Engländern genommen wurden, beschossen worden waren. Dennoch stand das massiv gebaute Haus aufrecht, eignete sich aber in seinem jetzigen Zustand eher zu einem Trockenhause für nasse Wäsche, als zu einem Wohnhause. Uebrigens waren die Kugellöcher meist nur von drei bis vier Zoll Durchmesser, und rein, wie durch Kernschüsse von Zwölfpfündern, herausgebohrt. Im Hofe lagen noch eine Menge Trümmer gesprengener Granaten, auch mehrere ungesprungene, in denen noch Reste des erloschenen Zünders hingen. Frische Blutspuren, doch selten in bedeutenderen Massen, sah man in allen Räumen in Menge. Man hatte, nach Versicherung des Besitzers, über zweihundert Leichname, die meistens von Kanonenkugeln zerrissen oder von gesprungenen Granaten getödtet waren, aus diesem Schlachthause hinweg geräumt.

Der Garten, in welchem dieser kleine Act des großen Trauerspiels aufgeführt wurde, lag noch ganz in seiner Verwilderung da. Von der dichten und hohen Dornhecke standen nur hier und da einzelne kahle Stämme, die zum Theil durch Säbelhiebe angehauen waren, durch ihre beträchtliche Dicke und Härte aber denselben Troß geboten hatten. Von dem ziemlich tiefen und breiten Graben vor der Hecke sah man kaum noch eine Spur; das Ufer war eingesunken und hatte ihn meist ausgefüllt. Einzelne

Felsen von Uniformen und wie es schien auch Hemden flatterten blutig an den nackten, entlaubten Dornen im Winde. Ein kleines Bosquet von niedern Gesträuchen war ganz in den Boden getreten, so daß man sein Dasein nicht gahnet haben würde, wenn der Besitzer uns nicht von seinem vormaligen Vorhandensein unterrichtet hätte. Das Merkwürdigste im Garten aber waren die Baumstämme, die mit Kugeln wie gespickt erschienen. In einem einzigen Apfelbaumstamme, der etwa einen Fuß im Durchmesser hatte, zählten wir über hundert Streifschüsse oder Kugelhöhlen, die zum Theil zwei Zoll tief waren. Ich schnitt mir zum Andenken eine Anzahl Kugeln heraus, die mir nachher leider auf meiner Reise durch Frankreich abhanden gekommen sind. Gen hätten mir Engländer, denen ich das später erzählte, für jede einen Sovereign bezahlt! — Man sah, in diesem Garten hatte es Kugeln geregnet, auch mochten die meisten in der ganzen Schlacht gerade hier verschossen sein, auf einem Boden, um den man mehrere Stunden lang so blutig kämpfte.

(Schluß folgt.)

M u s i k.

In der kürzlich ausgegebenen Nummer 11 der humoristischen Blätter findet sich eine Recension des Concerts von Clara Wieck-Schumann. Dasselbst wird versichert, die drei Stücke: Etüde von Henselt, Notturmo von Chopin und Klavierstück von Scarlatti seien, »wenn auch ohne Beziehung auf einander« doch in so fern recht passend zusammengestellt gewesen, als sie »der Form nach« den drei Sätzen einer Sonate entsprochen hätten. Wenn wir dies hier urgiren wollen, und dabei obendrein nicht gar zu kurz sein können, so wird das den meisten unsrer Leser als Kleinigkeitskrämerei erscheinen wollen. Manchen aber auch nicht. Es giebt nämlich glücklicherweise in neuerer Zeit nicht mehr ihrer zu wenige, denen diese feichten Redensarten und oberflächlichen Tiraden in den Tagesberichten der heutigen Journale auch über musicalische Angelegenheiten bereits seit lange herzlich zuwider sind. Man ist indessen zwar gewohnt geworden, darüber hinwegzusehn. Wenn sie sich aber noch den Anschein von Tiefe und Gründlichkeit geben wollen, wodurch sie wirklich je nach Umständen einigen Schwachen schädlich werden könnten, da dürfte doch von Zeit zu Zeit ein passendes Wort darüber wol seinen Platz müssen behaupten können. Wir nun meinen, hier sei es Zeit, aus mehreren Gründen. Wir fragen demnach:

Was soll mit jener Rede gesagt sein? Daß unter ihnen an sich, d. h. in Betreff ihres Entstehens, keine Beziehung stattfinden? Das ist nun wol schon von selbst klar. Soll gesagt sein: sie sind so verschieden, daß sie auch durch die Zusammenstellung keine Beziehung zu einander gewinnen können? Sie sind und bleiben gewiß von durchaus heterogenem Inhalt und Bedeutung. So kann denn schon deshalb daraus nie etwas werden, was Einen überhaupt nur an eine Sonate oder etwas Demähnliches denken machen kann. — Aber »der Form nach!« Welcher Form? Der innern Form eines jeden Satzes? Dann ist es nicht wahr. Die Etüde hat Lieb-, allenfalls kleine Rondoform, besser gesagt, weil concreter, Etüdenform, jedenfalls nicht Sonatenform, wie sonst der erste Satz der Sonate. Das Notturmo schweift hin und her, componirt nach Weise der Neu-Romantiker; es hat bei uns durchaus keinen Eindruck hinterlassen; eine zusammengesetzte Kunstform, wie solche in Sonaten, bei allen Sätzen derselben, gebräuchlich, wir dürfen sagen notwendig ist, haben wir nicht erkannt; dergleichen Formen aber, wenn ihnen ihr Inhalt entspricht, verfehlen irgend eines Eindrucks nicht leicht. Das Klavierstück von Scarlatti ist der Form und äußeren Erscheinung nach, wie jene Etüde, durchaus nur ein Übungsstück, und übrigens sonst wie jetzt auf möglichst große Schnelligkeit im Vortrage berechnet, was wir auch deshalb schon behaupten müssen, weil wir einsehen, daß der diesem Stücke innewohnende vortreffliche Humor sich immer um so mehr wird zu Tage legen müssen, als das Tempo an Rapidität, unbeschadet der Deutlichkeit und Sauberkeit, wird gewinnen können. In eine Sonate aber kann ein Stück der Art, weil es nämlich durchaus für sich ein Ganzes bildet und bilden muß, schon um dieserwillen also auf keinen Fall gehören. Der Recensent hat daher bei allen drei Sätzen auch nicht einmal zufällig Recht. Dabei sind nun aber auch noch alle drei Sätze ihrem Inhalte nach so beschaffen, daß auch ein Halbkundiger es schon den ersten Tönen eines jeden dieser Sätze anhören muß, daß diese überhaupt nicht in die Form irgend eines der Sätze, wie sie in Sonaten üblich sind, hineingehören können. So wie man dem Kohl ansieht, daß er nicht in Puddingsform aufgetragen werden kann. — Oder aber — meint der Recensent vielmehr die äußere Form? will sagen die Folge der pr. pr. eines Allegro, Andante, Allegro? Dann hat er vielleicht Recht. Denn wir wissen nicht, ob die Tonarten dieser Stücke der Art sind, daß sie nicht schon wegen der Verschiedenartigkeit dieser auseinander fallen. Wir haben uns wirklich nicht bemüht, uns die Sätze als miteinander in Verbindung stehend zu betrachten. Wir folgten bei jedem neuen Satze neuer Intention. Uns war es also auch gleich, in welcher Tonart sich der neue Satz jetzt erging. Das Alte war abgethan. Zugegeben also, er habe Recht. Wie denn aber kann man eine solche zufällige, so ganz unwesentliche äußere Ähnlichkeit zum Ähnlichkeitsmerkmal machen, wo es auf inneres Wesen ankommt. Dem

Recensenten aber kommt es auf inneres Wesen an. Denn nur insofern kann ja hier die stattgehabte Zusammenstellung überhaupt gelobt worden sein, als an innerer Bedeutung damit gewonnen wurde. Denn die Form der Sonate an und für sich ist, wie jede andere bloße Form, todt. Aber in dieser Form, die für bedeutungsvolle Musik so durchaus geeignet ist, haben wir eben darum freilich die allervortrefflichsten Sachen. Ein beliebiges mixtum compositum dagegen von Allegro, Andante, Allegro giebt an sich, wie man uns auch schon dem Vorstehenden nach glauben wird, wahrlich so wenig eine Sonate oder etwas Demähnliches ab, als wir irgend einen Liebhaber, der etwas Klavierpielen gelernt hat, und dabei die Feder zu führen nicht ungeschickt ist, nun deshalb schon für berufen halten können, dem Publicum über die Kunst und die Erscheinungen im Gebiete derselben Vorträge zu halten. Dagegen sind wir der Meinung: diejenigen, die sich in der Kunst etwas mehr umgethan haben, sollten nicht schweigen. So würde nämlich nicht nur nicht geschadet, sondern genützt werden. Schlimmer aber als die bloß Unwissenden sind die, und deren sind auch nicht wenige, welche im Interesse, nicht der Kunst, die sie entweder nicht begreifen, oder für die sie sich doch nicht die Mühe nehmen mögen, sondern der Künstler, die denn aber nur zu oft auch gar nicht Künstler d. h. im bessern Sinne sind, ihre Federn in Thätigkeit zu halten pflegen. Wer ein eben so komisches wie dreistes Beispiel der Art erkennen will, der lese den Artikel aus Oldenburg in der Leipziger allgem. musical. Zeitung 1842, N^o 7, eine Correspondenznachricht ganz der gewöhnlichen Art, bei der wir es indessen besonders drollig gefunden haben, daß sie gerade so viel Lügen enthält, als doppelt so viel Zeilen. — Ja, man hat sogar Selbstkritiken von Leuten, die sich nämlich verkannt glauben. Und die nehmen die Redactionen der Zeitschriften an! Forderte doch sogar Schilling die lebenden Tonkünstler öffentlich direct auf, ihm für den Nachtrag zu seinem Universallexicon der Tonkunst, enthaltend die Biographien lebender Tonkünstler, ihre Lebens- und Thatengeschichten zum Abdruck zukommen lassen zu wollen, die denn aber dort jetzt alle so abgefaßt zu finden sind, als ob sie durchaus von dritten Personen herrührten, meistens aber des allerübelsten Lobes voll sind. So ist die Welt. Gott besser's. Der einzelne Mensch würde hier mit Windmühlen sechten.

Malerisches Album von Oldenburg und Zever,

gez. von Sander in Hamburg und in Stahl gestochen durch die Kunstanstalten von Carl Mayer in Nürnberg und A. S. Payne in Leipzig. Verlag der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg. Subscriptionspreis 1 R 12 S .

Von diesem Kunstwerk, worauf bereits in N^o 38 dieser Blätter vom v. J. das Publicum aufmerksam gemacht wurde, liegt jetzt ein Heft vor uns, und enthält folgende Blätter: 1) Titelblatt mit dem Eingange des Gottesackers von Oldenburg; 2) Zwischenahn von Dreierbergen; 3) die Ruinen zu Hude; 4) Oldenburg von den Stauwiesen; 5) der Schloßplatz zu Oldenburg; 6) das Schloß zu Zever; 7) das Schloß zu Rastede. Hoffentlich ist es nur das erste Heft, und die Verlagshandlung sieht sich bei diesem achtwaterländischen Unternehmen vom Publicum so unterstützt, daß sie noch mehrere Hefte diesem folgen läßt, denn an Gegenständen, die auf gleiche Weise aufgefaßt und wiedergegeben nicht blos uns, die wir ein patriotisches Interesse daran empfinden, sondern auch Fremde erfreuen können, fehlt es unserm Lande nicht, und schöner als sie hier erscheinen, sind sie nie dargestellt worden.

Es würde überflüssig sein, der schon erwähnten Ankündigung noch Etwas zur Empfehlung dieser reizenden Blätter hinzuzusetzen, denn wer sie nur sieht, wird sich ihren Besitz wünschen und zu verschaffen suchen, wozu der äußerst billige Preis besonders einladet.

Daß diese Blätter sich zur Zimmerverzierung eben so sehr eignen, wie für die Mappe des Sammlers, das wird ihnen gewiß auch zur Empfehlung dienen, denn wie die Bilder gänzlich unbekannter Menschen, wären es auch die schönsten, selten unser Interesse erregen und noch weniger festhalten können, so sehen wir uns bald müde an Darstellungen idealer oder unbekannter Gegenden, welche uns umgeben, während treue Schilderungen bekannter Gegenden im Stande sind, uns immer neue Erinnerungen zu wecken.

Hierbei N^o 8 und 9 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Lückenbüßer.

— — Wohthat hat des Mohnsafs Eigenschaft:
Ein Gran schläft ein und stärkt; Viel hat des Giftes Kraft
Und löscht das Licht uns aus. Geringer Dienst macht Freunde,
Ein großer, den man nicht weiß zu vergelten, Feinde.
(Aus v. Lohenstein »Cleopatra« Act 1.)

Theateranzeige.

Montag den 4. April zum Benefiz der Dlle. Scholz

Die Bürger in Wien

und

Staberle's Reise-Abentheuer

(mit eingelegter Musik.)

Staberle: Herr Jenke.

Kirchennachricht.

Vom 19. bis 25. März sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Wilhelmine Marianne Caroline Weber. Dorothee Charlotte Johanne Fischer. Diederich Christian Anton Dunsing. Johann Diederich Dtmanns. Helene Catharine Koopmann. Anna Catharine Harms.
3. Beerdigt: Caroline Hermine Henriette Scholz 4 J. 11 M. Georg Christian Becker 62 J. 7 M. Diederich Wakenbus 18 J. 6 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Ostertage, d. 27. März.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Peters.

Am zweiten Ostertage, d. 28. März.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat v. Lindern.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Roth: Confirmation.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Kolbe.



Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

Vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 14.

Sonnabend, den 2. April.

1842.

In miener platten Mundart of nog een Woord afer den Cöllner Dom.

Ja Fründ du häst wahrhaftig recht,
As Kunstwart is de Dom nig schlecht,
De ik gäf gern mien Drüttel her,
Sonst sehb' mi't jo an Bildung sebr.
Doch hör' mien' Meinung platter Art,
Steit glet na hoogdütsch di de Bart
Un sprookst of fransch un engelsch noch,
So glos ik Du versteik mi doch.
Dom Byspill nimm en Mann of Froo,
De al spaheert na Sestig to,
Harr'n keen Vermög'n, d' Kinner kleen,
Wat de am leefften muggen sehn?
Un wat ähr woll an't Harte hangt
Wenn Hein ähr na dat Nachhaar langt?
De Kinner denn versorgt to weet'n,
Mag woll dat gröödste Labfal heet'n!
En Weesenhus mien leese Mann,
Gik Luut de treckt de Harten an!
Mug sülfst Di 'n Draan in't Dge bring'n
Sehst Du de Kinner utverding'n,
Wardt man s' up de Dische stellt
Un schreit »wer weniger an Geld!
Geföhl söwahr wat starkerdrückt
As wenn man 'n Cöllner-Dom antickt.
Gewis de kleenste Dichterfeld,
Harr' an dit Thema 'n wiedet Feld.
Mit barrscher Kehl und Brannwiensblict,
Sehg ik för Jahren käteln sic,
Ewe Burenkerels um een Kind,
Wat krank wär, un dato half blind.
Bim' eenen wull et gerne blieven
De anner wull ähm rünner briesen

Ein Jung von acht Jahr oft mug 't sin
De höbb' tor Lied des Buren Schwien.
De Kerels kreg'n sic bi de Wull
Wiel een van'n annern sägt hebb'n schull
Bi Jan gef't jo nig satt to Fräten
Un gliete Ding' de mi vergäten,
Do folg'd' »wat wullst mit 'n Kräpel maken?«
»De Keuh schull h' böön! beik Di 't wat raak'n?
»Kräpel? darfan holt mi man'n Schnuut,
»Denn, stört' de Foh so gelt de Huut!!!«

Fundament zum Waisenhaus-Bau.

Gefühlvolle Dichter beschreibt mir die Scenen,
Wo Kinder aufwachsen bei solchen Hyänen,
Doch was ist zu thun, da es an Fond uns gebricht?
Darum rasch mit dem Subscriptionsbogen ans Licht.
Auf fünf, auf zehn Jahr schmeißt hinaus euer Ziel,
Glaubt mir Leute, ihr trockenet der Thränen recht viel—
In den Klubb's, meine Lieben, stimmt erst überein,
Ein Gulden muss' nur die kleinste Unterschrift sein.
Von solch' edlem Zweck schließt gewis Keiner sich aus;
Laßt d'rum kreuzen den Bogen von Haus nur zu Haus.
Hofft auch vom Landesvater eine milde Spende
Und Segen vom Höchsten, der's Werk dann vollende.

Oldenburg.

G.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

J. P. E. Greverus.

(S c h l u ß.)

Eine andere Scene bot sich hinter dem Garten, auf dem Ackerfelde längs der Chaussée dar. Die nächsten Breiten waren mit Weizen besät gewesen, der schon Wehren zu treiben anfing, oder doch eine beträchtliche Höhe erreicht hatte. Da nahete sich das Kriegsgewitter, zog über die friedlichen Fluren und verheerte das Ackerfeld dieser fruchtbaren, nur von sanften Hügeln unterbrochenen Ebene stundenweit. Hinter der Haye Sainte standen die zehn französischen Cuirassierregimenter und zerstampften die Saaten, daß auch kein Halm mehr zu sehen und die Erde so schwarz wie frisch gepflügt war. Doch hatten wahrscheinlich die Saaten den beiderseitigen Pferden vorher zum Futter gedient. Man sah nichts als tief in den Boden gedrückte Pferdehufen eine an der andern auf dem ganzen weiten Felde. Sie zeugten, wie weich der Boden durch den heftigen an dem Tage vor der Schlacht und noch zu Anfange der Schlacht fallenden Regen gewesen war. Erst durch die Auferschütterung mittels fünfhundert gegeneinander donnernder Feuerschünde hatten sich die Regenwolken Nachmittags zertheilt. Hier, wie zu beiden Seiten rechts und links von der Chaussée war das Schlachtfeld wie besät mit zerbrochenen Waffen, Flintenkolben, Säbelklingen, Kofarden, Fegen von Uniformen, Riemen von Pferdegeschir, Trümmern von Wagen und Kanonen, Papieren, besonders Briefen, französischen Chansons und Blättern aus dem Anhange des hannoverschen Gesangbuchs, Bürsten, zertrümmerten kleinen Spiegeln, Kämmen, ja selbst Bettfedern, und weiß Gott was für andere Dinge, die man nicht auf einem Schlachtfelde erwarten sollte. Alles lag in wilder Unordnung durch einander, und doch war es nur die Nachlese von dem, was die 30,000 aus der Umgegend zur Beerdigung der Leichen aufgebotenen Bauern übrig gelassen hatten, die gewiß durch die Plünderung der Leichen für ihre Mühe reichlich entschädigt wurden. Leichname von Menschen sah man nirgends mehr; wohl aber hier und da noch todte Pferde, und in dem nassen, weichen Boden die Formen von Menschen und Thieren, sowie ihre Todeskämpfe abgedrückt, und in denselben dunkelfarbene Blutspuren in größeren oder kleineren Tümpeln. Allershand Raubgesieder krächzte und spähetete in den Lüften. Es hatte sich zu Hunderten hier und meilenweit längs der Chaussée nach Frankreich hin zum schwelgenden Mahle versammelt und fand den Tisch reichlich gedeckt. Eine unheimliche Stille herrschte übrigens nach so viel Donner, Geschrei und Klage laut jetzt ringsumher. Nachdem ich mir zum Andenken mehre zum Theil blutbenetzte Sachen,

Kofarden, Chansons, Briefe aufgelesen, ritten wir weiter nach dem etwa eine halbe Stunde vorwärts links an der Chaussée gelegenen Pachtgute belle alliance, wo Blücher und Wellington sich die Siegerhand reichten. Wie wohl auch hier noch Alles zertrümmert und zerfchlagen, und namentlich kein Fenster und keine Thüre im Hause ganz war, so hatten doch die Mauern wenig gelitten. Hier wurde der letzte Kampf gekämpft, und die Franzosen nach Erstürmung des Dorfes Planchenois in den Rücken genommen, indem die den Preußen entgegengesetzte französische Linie auf die von Wellington sich immer noch in ziemlicher Ordnung zurückziehenden Truppen geworfen, und dadurch die Verwirrung des so unglücklichen als tapfern französischen Heeres vollendet wurde. Hier erhielt der schwer verwundet in Gefangenschaft, nachdem er, sich zu ergeben aufgefodert, die große Antwort gegeben: la garde meurt, mais ne se rend pas; hier erschallte zuerst der Verzweiflungsgruß: sauve qui peut! Von hieran ging Alles in der wildesten Flucht und Ausföhung, ohne Rast und Ruhe rückwärts. Voran in der Verfolgung waren die Lützower Schwarzen, unter ihnen meine Bremer Freunde. Dunkel deckte mehr und mehr die Erde; Ruhe nahm den Erdkreis unter seine milden Flügel, nur Siegern und Besiegten nahte sie nicht. Wie gescheuchtes Wild vor dem Jäger floh der stolze Feind mit weggeworfenen Waffen. Aber die Rache war schneller als die verzweifelte Flucht selbst. Von einem Kampfe war nicht mehr die Rede; nirgends war noch eine französische Seele, die das Schwert zückte, und sich den Verfolgern widersetzte. Wie einzelne Husaren auf der Chaussée heransprengten, ergaben sich Hunderte; aber es war keine Zeit Gefangene zu machen, man ließ Alles unbedenklich hinter sich; denn Andere kamen nach, sie in Empfang zu nehmen. Ganze feindliche Trupps waren vor Erschöpfung neben der Chaussée in Korn und Dorn hingsunken — das Hurrah der Lützower scheuchte sie aus der lethargie zu neuem Laufe. Brennende Dörfer hielten am Wege den Verfolgern die leuchtende Fackel. Zerbrochene Lafeten, verlassene Kanonen, Pulverkarren, Bagagewagen, Verwundete, vor Erschöpfung Hingefunkene, nichts hemmte die Sieger. Vorwärts ging's, was die Pferde vermochten — bis nach Gemappe, wo spät in der Nacht Blüchers Hauptquartier ankam, sechs Stunden südlich vom Schlachtfelde. Nahe vor Gemappe wurde durch die Lützower Napoleon's eben von ihm verlassener Wagen genommen. Mein Freund der Banquier N. in Bremen war der erste, der ihn erreichte. Viele Sachen von Werth befanden sich in demselben; aber zum Andenken an diese Stunde nahm N. nur den Hut, eine französische Uebersetzung des rasenden Roland, und noch einen dritten Gegenstand. Den Hut gab er nachher an Blücher ab; das Buch schenkte er der Union in Bremen, wo es noch jetzt als eine Tropäe der wackern Bremer Lützower gezeigt wird. Mit den Equipagen Na-

poleon's wurde eine Reihe Pack- und Küchenvagen genommen, die besonders reichlich mit Chocolate versehen waren, welche den Sitzgöwern mehre Tage hindurch eine treffliche Erquickung gewährten.

An den Herrn Redacteur der Mittheilungen.

In Ihrem Blatte ist hier zuerst eine Stimme öffentlich laut geworden, welche den Dom zu Cöln, wenn er aus den vereinten Beiträgen aller Deutschen vollendet wäre, als ein Denkmal der Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands aufstellte, und diese Stimme hat auch in den »Mittheilungen« manchen Nachhall gefunden. Da es aber gut ist, daß man eine Sache von mehreren Seiten betrachte, und da Sie bei andern Gelegenheiten sich immer unparteiisch bewiesen haben, so hoffe ich, Sie werden keinen Anstand nehmen, folgenden Auszug eines Briefes, den ich in diesen Tagen von einem Freunde auf dem Lande erhielt, Ihren Lesern gleichfalls mitzutheilen.

— — Du willst wissen, was ich über den Oldenburgischen Verein für den Cölnner Dombau sage? Zunächst nur, daß ich jenem Witzlinge bestimmen möchte, der kürzlich vorschlug, einen Verein zu bilden, dessen Mitglieder sich verpflichteten, keinem andern Vereine beizutreten, denn wirklich, wenn man die Unzahl der Vereine betrachtet, die jetzt ins Leben treten, die religiösen, die politischen, die industriellen, die wissenschaftlichen und wie die Zweige der menschlichen Wirksamkeit alle heißen mögen, deren jeder wenigstens einen Verein haben muß, der ohne Verein seinem Untergange entgegen zu gehen meint; wenn man bedenkt, welche Mittel angewandt werden, um Mitglieder für die Vereine zu gewinnen, man sollte glauben, dies Uebel, dieser Auswuchs des Zeitgeistes schon in seiner jetzigen Gestalt, (und wohin kann diese Vereinswuth noch führen!) könne nur auf homöopathischem Wege durch Erziehung eines gleichartigen Unternehmens verilgt werden. Da spricht man in schönen Redensarten von Einigkeit, von Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee, und betämpft direct und indirect andere Vereine, die eine ähnliche Tendenz haben, und nur andere Mittel wählen. Ich muß gestehen, es scheint mir etwas anmaßend, sagen zu wollen, daß Diejenigen, die ihre 8 gGr. jährlich zum Cölnner Dombau beitragen, höher an Bildung stehen, mehr Nationalgefühl haben, empfänglicher sind für eine große Idee, als Diejenigen die diese 8 gGr. lieber zu einem Zwecke verwenden, der nach ihrer Ansicht mehr es verdient. Ich staunte, als ich dies in der Aufforderung zur Subscription für den Cölnner Dombau las, und wurde ganz betrübt darüber, daß man mir so Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee abspreche, denn eine

Neigung, dem Vereine beizutreten empfand ich nicht. Bald hatte ich jedoch den Trost, zu bemerken, daß Viele mit mir in gleicher Verdamniß verstreten, und solamen miseris socios habere malorum. Ich kann mich nemlich nicht davon überzeugen, daß es National Sache sei, den Cölnner Dom zu vollenden. Warum sollen wir den Bau ausführen, der freilich groß gedacht und kühn begonnen wurde, aber nur ausgeführt werden konnte, so lange der Einfluß und die Gewalt der Hierarchie über die Kräfte des ganzen Deutschlands disponirte, der stockte, sobald die Morgenröthe der Reformation zu tagen begann, der stillstand, nachdem Luther die Geister befreiet hatte, die bis dahin der geistlichen Macht blindlings gehorchten, nachdem er den Bahn zerstört hatte, daß man durch solche Werke sich den Himmel verdienen könne, wenn man durch ein sündiges Leben seiner unwürdig geworden. Warum sollen wir den Bau vollenden, der in seinem jetzigen Zustande ein unfreiwilliges Denkmal des neuerwachten Geistes des deutschen Volkes dasteht, ein Denkmal, daß für immer die Macht gebrochen ist, die frei disponirte über der Deutschen geistige und materielle Kräfte. Warum sollen wir dem Domcapitel zu Cöln, von dessen Oberhaupte noch erst jüngst der Versuch ausging, durch einen Angriff auf die süßesten Gefühle des Herzens uns unter jene Macht zurückzuführen, warum sollen wir diese ein Prachtgebäude aufzuführen. Wenn der Dom nun fertig ist, wenn die vereinten Kräfte des ganzen Deutschlands ihn vollendet haben, gehört er dann dem ganzen Deutschland? Nein, er gehört einer Partei, einer Glaubenspartei zwar, aber einer solchen, die alle Diejenigen, welche nicht zu ihr gehören, als Ungläubige verachtet und von den Freunden des Himmels ausschließt, einer Partei, welche dahin strebt, die Gewalt wieder zu erlangen, die damals herrschte, als der Dombau begonnen wurde, einer Partei, die uns das Joch wieder aufzulegen trachtet, das Luther zerbrach, als der Dombau stockte, einer Partei, die uns Einem Oberhaupte wieder zu unterwerfen beflissen ist, aber nicht etwa einem einzigen Oberhaupte des einen und untheilbaren Deutschlands, nein, einem Oberhaupte, das im Auslande thront, auf den Trümmern der Stadt, von welchem einst das Volk ausging, gegen dessen Herrschaft Hermann kämpfte und siegte. Diese Partei ist aber nicht bloß eine Partei unter Deutschen, nein sie wohnt in mehreren Ländern Europa's, und sie wird dieses Gebäude als ihr ausschließliches Eigenthum in Besitz nehmen, sich wie schon früher oftmals nicht wenig ergötzend, daß wir gutmüthigen Deutschen, von einer Idee begeistert, so recht auf ächt deutsche Weise nur ihre Zwecke befördern.

Gewiß wird man keinem Protestanten den Mitgebrauch dieser Kirche gestatten, als nur unter der Bedingung, daß er der Fremdherrschaft sich unterwerfe, darum kann ich mich nicht entschließen, die Vollendung des Cölnner Doms als eine National Sache zu betrachten. Soll er ein Denkmal sein, so bleibe er wie er ist, ein Denkmal der Zeiten,



die Gottlob! vorüber sind. Bedarf man seiner als einer Kirche, und ist man nicht im Stande aus eignen Mitteln diesen Bedürfnisse abzuhelfen, dann collectire man für die Gemeinde zu Cöln und ich will mein Scherflein nicht versagen. Haben wir aber ein Nationalwerk nöthig um unsere Einigkeit zu stärken, unser Nationalgefühl wach zu halten, gut, man haue eins, aber man wähle dazu nicht die Kirche einer Partei.

Und haben wir denn nicht schon ein solches Nationalwerk? Haben wir nicht das Hermanns-Denkmal? Ja freilich, wirst Du mir vielleicht entgegen, aber weist Du denn nicht, daß es sehr ungewiß ist, ob Hermann der Befreier Deutschlands gewesen? daß er vielleicht die Ehre gar nicht verdient? Ich könnte Dir über einen solchen Einwurf ernstlich böse werden, und Dir, wenn es nicht als ein Plagiat erscheinen könnte, Unempfindlichkeit für eine große Idee vorwerfen. Mir gilt es gleich, ob ein Hermann existirt hat, oder nicht, ob die Person selbst eine mythische ist, oder ob die Verdienste, die man ihm zuschreibt, eine Mythe sind, mir ist es die Idee, der das Hermannsdenkmal errichtet wird. Er ist der Repräsentant der deutschen Unabhängigkeit, der deutschen Volksthümlichkeit, des deutschen Geistes, kurz des ganzen Deutschlands. Wir stellen sein Bild auf hoher Bergespitze, daß er weithin sichtbar, als ein Wächter dastehet der deutschen Volksthümlichkeit, daß er Allen, die von Fern und Nah kommen, ihn zu sehen, zurufe: »Hört, ihr Deutschen, und laßt Euch sagen, die Stunde der Gefahr hat noch nicht ausgeschlagen; bewahrt das Feuer des deutschen Sinnes und auch das Licht der Aufklärung, das Euch angezündet ist, daß dieses nicht verlösche und Finsterniß an seine Stelle trete, daß jenes nicht um sich greife und die Schranken, worin Euer deutscher Geist es gehalten wissen will, überschreite, daß Euch und Euren Kindern nicht Verderben erwache.« In diesem Sinne gehört Hermann dem ganzen Deutschland an, nicht einer einzelnen Partei, nicht einem einzelnen Lande, und, damit ich endlich hievon abbreche und meinen Schlusssatz sage, das Hermannsdenkmal ist mir ein Denkmal der Befreiung Deutschlands von der weltlichen Macht Roms, der Kölner Dom in seiner jetzigen Gestalt, ist das Denkmal der Befreiung Deutschlands von der geistlichen Macht Roms, beide gehören zusammen. Man vollende den Hermann und erhalte den Dom in seiner jetzigen Gestalt. Ich will damit natürlich nicht Jeden, der sich für den Kölner Dombau interessiert, verkehern, will Dir meine Ansicht nicht aufdringen, wollte Dir aber doch diese meine Ansicht auseinandersetzen, um nicht bei Dir in den Verdacht des Mangels an Nationalgefühl zu kommen, wenn Du meinen Namen auf der Liste der Subscribenten vergebens suchst.

Anzeige.

Wir erlauben uns das Publikum vorläufig zu benachrichtigen, daß Madam Geißler aus Bremen, welche dort seit mehreren Jahren, zur großen Zufriedenheit vieler Familien, Tanzunterricht gegeben, denselben auch einige Monate in Oldenburg ertheilen wird. Derselbe wird Personen beiderlei Geschlechts, und zwar möglichst billig gegeben werden, und wird vorläufig das Theaterbureau auf desfallige Anfragen die erforderliche Auskunft ertheilen und Aufträge entgegennehmen. Die große Faßlichkeit, welche die Lectionen der Madame Geißler auszeichnet, wird selbst den Ungeübten bald in den Stand setzen, an Ballen und Tanzparthien mit Vergnügen Theil zu nehmen.

Theateranzeige.

Montag, den 4. April 1842
zum Benefiz der Demoiselle Scholz

Die Bürger in Wien

und

Staberle's Reise-Abenteuer

(mit eingelegter Musik.)

(Staberle: Herr Senke)

Kirchennachricht.

Vom 26. März bis 1. April sind in der Dlb. Gem.

1. Copulirt: Johann Friedrich Axel Haffe und Dorothee Luise Wendorff geb. Buschbaum. Hermann Bernhard Christian Sturm und Anna Catharine Adelheid Kruse. Johann Meiners und Heike Hoting. Friedrich Wilhelm Lübke und Anna Maria Dorothee Wiesel.

2. Getauft: Marie Johanne Friederike Schmidt. Johann Carl Ostmann. Amalie Catharine Köhler (unehel.) Helene Harms. Wilhelm Dieblich Georg Jacoby. Sophie Friederike Luise Hayen. Emma Catharine Steinfeld.

3. Beerdigt: Eine ungetauft gestorbene Tochter von Winkler 6 J. Anna Elisabeth Fischbeck 50 J. Detlef Wilhelm Matthias Schmeyers 35 J. Salke Margarethe Laue Wittwe geb. Schröder 66 J. Eine kurz nach der Geburt gestorbene Tochter von Schmidt.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 3. April.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen: Confirmation.

Mitt heilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 15.

Sonnabend, den 9. April.

1842.

Ein Festtag.

Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1841.

Saatengrün, Weichendust,
Verdenwirbel, Amfelschlag,
Sonneneegen, linde Lust!

Wenn ich solche Worte singe
Brauchst es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Die Sonnenstrahlen zitterten auf der glatten Oberfläche des Sees und in meinem Innern wiegte sich die Melodie dieses Liedes, das mir nicht aus dem Sinn wollte, obgleich mir wenig ihm Entsprechendes in der Umgebung sich zeigte. Ich ritt über den Zwischenahner Esch, und freute mich des erquicklichen Sonnenregens und der lindenden Luft, aber Weichendust und Saatengrün ließen noch nicht viel von sich merken. Indes, was that das! war doch der Himmel blau, die Luft milde, und spürte man doch all überall den nahenden Frühling und seine Wonnen; und dazu sangen Spatz und Späghin von den Bäumen und Sträuchen der Forst, und die schmucken Ammerschen Mädchen trugen wallende Tücher und bunte Bänder am Milgähen, und flücherten unter einander, wenn der Reiter sie grüßte oder wohl gar ihnen einen Kuß zuwarf. Und vom Dorfe herüber klangen die Glocken und luden ein zum Kirchgang. Denn es war Ostersonntag, und der Festtag hatte sich mit dem schönsten Sonnenschein geschmückt, damit es den guten Menschen recht nahe gelegt werde, daß es das Fest ist der Auferstehung, der Rückkehr des Frühlings und der Liebe. Und die langgezogenen Lieder verschmolzen mit den Liedern

in meiner Brust zu einer eignen Melodie — und diese tönte mir noch immer vor den Ohren, als ich schon lange im Garten des Herrn Brader saß, und über den sonn-erglänzenden Spiegel des Sees hinüberblickte, und mit stiller Gemüthslichkeit den Wälfchen der Cigarre nachschaute, deren jedes ein Phantasiebildchen oder einen Wunsch hinaufführte in den blauen Aether.

Ich hatte vorher an der Kirchthür gestanden, und dem Gesänge der Gemeinde gehört; und als das Lied geendigt war, ich über den Kirchhof in den Garten meines Wirths geschlichen, um mir die Predigt selbst zu halten unter dem freien Himmelsdome. Als Thema aber hatte ich »des Mannes Leben und Wirken« mir festgesetzt; die Gefühle wollte ich mir vergegenwärtigen, mit denen ein Biedermann am Abend seines Lebens auf die Reihe der verfloffenen Jahre zurückschaute; von der innern Befeligung wollte ich mich durchdringen lassen, die im Herzen eines Mannes aufwallen muß, der bei einem wichtigen Abschnitt seines bürgerlichen Lebens sich umringt sieht von den schönsten Früchten seines Strebens, von der allgemeinen Liebe und Verehrung. Denn es war nicht bloß das Osterfest an jenem sonnigen Tage; ein zweites Fest noch, reich an innerer Bedeutung sollte ihn zieren, und sein Angedenken allen denen werth und theuer machen, die ihn verlebten am Ufer des Zwischenahner Sees.

Am äußersten Ende des Dörfchens liegt rechts am Wege ein Haus, von Linden beschattet, von Gärten und Wiesen umringt. An ihn ketten sich meine schönsten Jugend-Erinnerungen. Wenn der Knabe der düstern Schulstube entronnen war, und die Ferienzeit ihn freundlich anlächelte, wie die verzauberte Prinzess in den Kindermähr-



chen, für welche er eine unbezwingliche Neigung gefaßt hatte; wenn er die Stadt und ihre engen Straßen verlassen durfte, dann war dies Häuschen das Ziel seiner liebsten Wanderungen. Denn in demselben wohnten die Eltern eines Gespielen seiner Jugend, eines Leidensgefährten des Quintaner- und Quartaner-Clubs; und von diesen Eltern seines Freundes ward er bewillkommt und gepflegt wie der eigne Sohn. Dann wurde umhergeschwärmt durch Feld und Flur und Gehölz; die Freuden der Schifffahrt auf dem See stritten um den Vorrang mit der Wonne, die Pferde des Abends zur Tränke reiten zu dürfen, und war man des Tags recht fleißig gewesen im Umherschlendern oder beim Heumachen, oder bei der Demolirung der Strohhütte auf der Weiche, so brachte der Abend als Belohnung die köstliche holsteinische dicke Milch oder die Erdbeeren und Kirschen und Pflaumen. Da wurden Fahrten angestellt zu Land und zu Wasser, nach Dreiebergen, Ebewecht, Moorburg; und was vermögte sich der stolzen Freude zu vergleichen, wenn nach langem Bitten der Kutscher angewiesen wurde, die Zügel des Gepans seinem jungen Nebenmanne anzuvertrauen, aber ja recht Acht zu haben, daß Spur gehalten werde, und auch die Peitsche nicht aus der Hand zu geben, damit es dem jungen Herrn nicht etwa einfallt einige Allotria zu treiben. Wohl war das eine schöne Zeit, voll Morgenroth und Frühlingsdunst, und fern von Sorgen und griechischen Vocabeln, — die erste Ahnung der Seeligkeiten eines frischen unmittelbaren Umgangs mit der Natur! Und wie es so heimlich war drinn im Häuschen, unter der Obhut des liebevollen Ehepaars, dem sich das kindliche Herz so vertrauensvoll aufschloß, da es dankbar empfand, daß Wohlwollen und Güte in Wort und That ihm überall entgegenkamen. So schwanden manche Jugendjahre und ein jedes fügte dem Erinnerungsbuche ein vollbeschriebenes Blatt hinzu, und auf ihnen allen glänzte der Name »Zwischenah« in goldenen Lettern!

Solche Bilder gingen mir vor der Seele vorüber, während ich im Garten saß und den waldbekränzten See überblickte, und zu spät erst machte ich die Entdeckung, daß meine Phantasie mit mir durchgegangen war, und dem Texte meiner Predigt einen bösen Streich gespielt hatte. Der leidige Egoismus, der dem Menschen überall und immer im Nacken sitzt, hatte fein und unvermerkt den Faden der Gedanken auf meine eigene werthe Person hinübergeleitet lassen, und anstatt die Idee des heutigen Festes mir zur deutlichsten Anschauung zu bringen, hatte ich mich an den lieben alten Bildern der Vergangenheit ergötzt. Und doch konnte ich diesem neckischen Spiele nicht grollen, — denn wenn ein Jeder so in seiner Weise die lebhafteste Erinnerung des Lieben und Guten, das er ihm verdankt, mitbrachte in die Wohnung des Jubilars, dann hatte er die rechte Weihe empfangen zur Feier des Festes.

Denn ein Jubelfest war es, welches zu begehren von allen Seiten Verwandte und Freunde herbeileiteten, so daß

der Platz vor dem Wirthshause schier einer Wagenburg gleich. Und wieder war jenes lindenschattete Haus an der äußersten Spitze des Dörfchens das Ziel meiner Wanderung, als ich nach beendigtem Gottesdienste einer fröhlichen Schaar mich anschloß, welche in festlichen Kleidern eifertig die Kutschen, Berlines und Droschken verließ. Aber drinnen im Hause war Alles im größten Glanze der Freude, und voll frommer Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die den Hausherren mit der seltenen Gabe des fünfzigjährigen Dienstjubiläums bescheert hatte, und ihn dies Ehrenfest in rüstiger Kraft des Geistes und Körpers inmitten Kinder, Enkel und Freunde an der Seite seiner langjährigen und doch noch jugendlich regen Lebensgefährtin begehren ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Litteratur.

»Die nicht ausgesprochene Sache ist eigentlich ein unvernünftiges Ding; das Vernünftige existirt nur als Sprache.«

Hegel.

Wir wollen nicht weiter mit den humoristischen Blättern rechten, wenn sie Aufsätze bringen, welche ihren tiefen Ernst in Inhalt und Form gleichmäßig vor der Stirn tragen, wie es der Aufsatz über die Freimaurerei in N^o 13 thut; wir wissen es vielmehr dem Verfasser Dank, daß er, wo Humor so wohlfeil zu haben war, jeden Humor verschmähte und die Sache gleich in der Tiefe und von ihrer ersten Seite faßte; wir stimmen auch gern mit ein in seinen vollen Chorgesang und wollen immer und immer die goldenen Worte wiederholen: »Wer sich mit zusagendem *) Willen von der Welt abwendet und sich zum Scheinmüßig verbündet, treibt entweder verdächtige Dinge oder fühlt sich in sich ohnmächtig und den treibenden Interessen des Lebens nicht mehr gewachsen.«

Aber es heißt auch sich von der Welt abwenden — es geschieht ohne Arg, daß wir des Verfassers Worte gegen ihn selbst kehren — es heißt auch, sagen wir, sich abwenden von der Welt, von seiner Welt, wenn man unter Deutschen nicht deutsch redet, sondern sich bewegt, ja fortarbeitet und quält in einem kranken, schwerfälligen, pathetischen Schulten, der dem Geiste und Gebrauch der Sprache wie dem gesunden Menschenverstande Hohn spricht. Wir scheuen uns nicht das der Schule verpönte Wort aus-

*) Wir citiren treu aus den Blättern, wollen indeß das Attribut golden nicht auf das Wort zusagen dem angewandt haben, das uns gar nicht zusagt; denn es ist in einer Bedeutung hier nicht deutsch, in der andern überflüssig.

zusprechen und von gesundem Menschenverstande zu reden; noch Niemand hat ihn ungestraft verachtet, und Alles wird zuletzt von ihm gerichtet. Der Gedanke wird nie frei, öffentlich, allgemein ohne durch das einzige Organ der Sprache, und es heißt das Volk und seine Rechte verkennen, zu verlangen, es solle sich in das esoterische Idiom fügen. Es ist auch keine Herablassung, die Sprache des Volkes zu reden, es ist eine Ehre; sie nicht reden wollen ist armseliger Dünkel, es nicht können Armut. Freilich, der Philosoph, der dem Geiste eine neue Bahn bricht, redet in Zungen; aber die Zeit ist vorbei, Gedanke und Rede sind längst in Fluß gekommen, sie fließen klar und durchsichtig. Verheißet doch, ihr alle, die ihr schreibt zur Belehrung, zur Erheiterung, zur Erbauung, die Stelle 1. Cor. 14, 9—16, besonders den 21 Vers, den Luther (was unsere Bibelausgaben nicht mehr haben), so vortrefflich übersetzt: »So ich nun nicht weiß der Rede Deutung, werde ich undeutsch sein dem, der da redet, und der da redet wird mir undeutsch sein.« Heut zu Tage lesen wir: undeutlich; aber es ist mehr als undeutlich, es ist, wie Luther sagt, undeutsch, oder, wie der griechische Text: barbarisch.

Damit es aber nicht scheine, als sprächen wir nur aus dem Munde ins Munde, so stehe hier aus dem bezeichneten Muffe eine längere Stelle, die wir in der Kürze von Seiten der Sprache etwas beleuchten wollen.

»Gewiß, die Kategorie der gesammten Weltanschauung hat sich umgewandelt — es ist der Geist, der menschliche, der sich gegenwärtig, wie noch nie zuvor seines göttlichen ursprünglichen Grundes bewußt geworden, und aus der freien Hingabe an die ewige Substanz seines Inneren es vermocht hat, das Dunkel seines Gedankens aufzuheben und seinen schmerzlichen, unbefriedigten Dualismus, der das in sich Eine in zwei Welten zerstückelt, an der Wurzel zu verbannen. Ja, eine große That ist geschehen — die Erkenntnis der unendlichen Freiheit des Selbstbewußtseins, die alle Erdenstrahlen in sich zum idealen Bestehen vernichtet, wie der gesinnungsvolle Glaube an die Macht ihrer Selbstverwirklichung, dieser absolute Idealismus — absolut darum, weil die Idee nicht mehr als die geheime, machtlose Abstraction des Jenseits, sondern als gegenwärtig wirkende und diesseits erfüllte Energie gewußt und empfunden wird, — dieser absolute Idealismus, wie gesagt, ist es, der gegenwärtig so Theorie als Praxis unwiderstehlich bewegt und gestaltet.«

Lies es unbefangen, geneigter Leser, lies es noch einmal, und sage, ob es dir nicht ist, wie dem Schüler im Faust: es wird dir dünn im Kopf davon, und je mehr du es liest, desto dummer. Und doch ist was dahinter, Gedanke und Gesinnung; aber die Form! die Form! — barbarisch.

»Die Kategorie der gesammten Weltanschauung hat sich umgewandelt.« — Hier steht du schon und reißt dir die Stirn, wenn du nicht etwa das Blatt schon lange unwillig weggeworfen hast. Die Weltanschauung, ja, die kann sich verändern und hat sich verändert, man kann dasselbe Ding unter verschiedenen Kategorien anschauen; aber die Kategorie selbst verwandelt

sich nicht; sie ist, die sie ist, entweder die eine oder eine andere.

»Es ist der Geist u. s. w.« — Der Verfasser will sagen: der Dualismus ist versöhnt, oder der Geist hat seinen Dualismus versöhnt; die Hauptsache ist die Versöhnung, nicht der Geist. Durch obige Wendung aber wird der Geist zum Hauptbegriff. Ein Beispiel für alle: »Es sind die flandrischen Provinzen, die an Ihrem Halse weinen.« Das Subjekt, die flandrischen Provinzen sind hier die Hauptsache, sie stehen im Gegensatz zu Noderich, dem Spielgesellen des Knaben Carlos; in unserer Stelle dagegen ist das Prädikat, die Versöhnung, das Hauptglied im Gegensatz zu dem Zwiespalt. So ist der Gedanke durch den Ausdruck gleich ver- und entrückt. Dasselbe gilt von der letzten, durch die lange Parenthese noch mehr verdunkelten, Periode. Dadurch nämlich, daß der Verfasser sagt: »der absolute Idealismus ist es der gestaltet,« wendet er den Sinn des Lesers auf diesen Idealismus, während die Kraft des Gedankens in dem Prädikate: bewegt und gestaltet liegt; denn diese Bewegung und Gestaltung des Lebens durch Erkenntnis und Glauben ist es, was er die große That nennt.

»Der Geist, der menschliche« — Wieder eine Inversion, eben so unsatthast als die eben gerigte, sie stellt sogar das Verkehrte derselben nur noch mehr ins Licht, indem sie die Aufmerksamkeit zwingt, länger bei dem Geiste zu verweilen. Der Geist aber, als menschlicher, kommt hier gar nicht in Betracht; und das hat der Verfasser nicht sagen wollen, daß jene Versöhnung eingetreten sei ohne oder gar gegen den Willen des göttlichen Geistes.

»Aus freier Hingabe« — Das letzte Wort statt des gebräuchlichen Hingebung lassen wir uns gefallen; es kann daraus kein Mißverständnis entstehen. Aber die Präposition aus ist falsch. Wir haben hier den bewirkenden, vermittelnden Grund; aus aber bezeichnet den Beweggrund: man thut etwas aus Liebe, aus Hingebung, man setzt es durch, vermag, vollbringt es durch dieselbe, oder, wie der Verf. selbst S. 101 richtig sagt: vermittelt einer freien Hingebung.

»An der Wurzel zu versöhnen.« Versöhnen ist ein ethischer Begriff, Wurzel physisch: das geht nicht unter einen Hut. Man kann an der Wurzel graben, hacken, etwas mit der Wurzel, oder, wie man zu sagen pflegt, mit Stumpf und Stiel ausrotten, aber versöhnen kann man nur wo Streit und Schuld ist.

»Die alle Erdenstrahlen in sich zum idealen Bestehen vernichtet« — Wer soll aus dem fürchterlichen logischen Pathos herausfinden! — Vernichtigen, ein forcirtes Wort; dann vernichtigen zum idealen Bestehen d. h. — ja, was heißt dieser verschränkte, verzwickte Ausdruck? — etwas in seiner beschränkten, mit der Lüge und Sünde behafteten Realität aufheben, und zwar so aufheben, daß es durch die Aufhebung zur reinen, idealen Wahrheit komme, es nicht auf-

lösen sondern erfüllen; so etwas dergleichen mag es heißen. Der Gegensatz aber zu dem idealen Bestehen ist nirgends angedeutet als in dem Worte Erdenstranken, das dann wieder Kopfbrechen kostet.

»Ihrer Selbsterwirklichung« — Wessen? Man sollte meinen, die der Erdenstranken, und kommt erst nach mühsamem Suchen dahinter, daß die Freiheit des Selbstbewußtseins gemeint ist. Auch wäre Verwirklichung genug gewesen und um eine Sylbe kürzer. Es ist ein gutes Ding um ein kurzes Wort, die langen sind verdächtig. So sagt ein namhafter Professor: Materiatür, Zuständlichkeit und meint was Rechts gesagt zu haben; ein anderer: Angelegtheiten statt Anlagen, woraus denn einer seiner Schüler Angelegenheiten machte.

»Wie gesagt« — Wie gesagt? nimmermehr! es ist noch nichts gesagt, es wird ja erst gesagt, was gesagt werden soll, nämlich, daß der absolute Idealismus Alles bewege und gestalte.

Wir meinen, es sei schon genug zu klagen, wenn in einem Absage von zwei großen Perioden jede Periode in ihrer Grundconstruction verbaut ist, abgesehen von den übrigen gerügten Mängeln. Es kommen dazu noch verschiedene schlimme Druckfehler in dem besagten Blatte, die wir natürlich dem Verfasser nicht aufzuzählen wollen. Zwar, wenn da steht Glaude statt Glaube, so wird das Keinen irenen; aber den Jenseits statt des Jenseits? — das könnte immer einen Schwachen verführen, es für eine neue technische Form zu halten, wie es dem Professor mit den Angelegenheiten ging.

Aber genug der Kritik an dem Aussage des Verfassers; wir kommen auf das Allgemeine zurück und wiederholen: Der Philosoph, der dem Geiste neue Bahn bricht, redet in Zungen; ist aber die Bahn gebrochen — und sie ist es — so schlägt das Zungenreden um in kindisches Lallen oder scholastischen Jargon. Beides ist ein Mergelnis, und erbaut wird Niemand davon. †††

Der blinde Seher.

Ein Blinder hört den Nachbar sagen:
»Wie wunderbar die Moden sind,
Daß alle Herren schwarz sich tragen,
Als weinten sie um Weib und Kind!«

»Ihr irrt,« spricht Habakuk, der Blinde,
»Denn wißt, das, was Euch schwarz erscheint,
Ist grau, bei Gott! nur grau, mein Freund!
Vom Auge löst ich Euch die Binde.«
»O Habakuk! ich bin kein Kind,
Den grauen Staat laßt Euch nur stehen,
Dann möget Ihr von Farben sprechen;
Fest aber, Nachbar, seid Ihr blind.«
»Das soll beim Himmel! wenig gelten,
Daß ich es sehe oder nicht.
Ich lebe ja in zweien Welten,
Die äuß're mögt Ihr dunkel schelten,
Die innere ist lauter Licht.
Seit ich ein Philosoph geworden,
Ein Gnostiker im Hegelorden,
Ein Stück sogar vom lieben Gott,
Da seh' ich das, was Eure Augen,
Die scharfen, nicht zu sehen taugen.«
»Sagt, ist das Tollheit oder Spott?«
»Ich geh noch weiter, Noth und Noth
Und Grün und Gelb, und Schwarz und Schwärzlich
(Ich lache dieser Namen herzlich)
Ist Nichts, denn Alles ist nur grau.«
»Ich gönne Euch das inn're Licht,
Mein Freund, denn klar wird mir's zur Stunde,
Was Christian vom Maurerbunde,
Der Blinde von der Farbe spricht.«

Erinnerung. Die Rathgeber der entlassenen Sträflinge und deren Familie werden an die heutige Zusammenkunft im v. Hartenschen Saale, Nachmittags präcise 3 1/2 Uhr, freundlichst erinnert.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 8. April sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt: Hinrich Bohlen und Gesehe Margarethe Hagen. Dierk Gerdes und Beke Heinemann.
2. Getauft: Helene Mette Catharine Lübkes. Almuth Voltes. Anton Gerhard Brand. Marie Johanne Wilhelmine Dorothee Amme (unehel.) Wäbke Margarethe Werns.
3. Beerdigt: Anna Margarethe Frederichs 5 J. Sophie Schröder Wwe. geb. Schirong 75 J. Gerhard Klockaether (ertrunken) 33 J. Wilhelm Anton Herrmann Mehrens 7 J. Johann Ostmann Gerhard Wienten 2 J. Anna Gillien Wwe. geb. Wakenbus 76 J. Johann Hinrich Lönjes Gerhard Lofchen (in e. Sandgrube verunglückt) 39 J. Anna Sophie Schierbaum Wwe. geb. Rogge 76 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 10. April.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9 1/2 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Eckardt.

Hierbei N^o 10 und 11 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzischen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Strackevj n.

Druck und Verlag: Schulzische Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 16.

Sonnabend, den 16. April.

1842.

Ein Festtag.

Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Am 11. April 1791 wurde der Advocat Johann Biegand Christian Erdmann zu Cutin, nachdem er während vier Jahre als Sachwalter das Vertrauen seiner Mitbürger sich erworben, als Secretair bei der Regierungs-Canzlei in Cutin angestellt, und damit war der Anfang einer Laufbahn gemacht, deren segensvolles Wirken namentlich über die Ammersehen Gauen sich erstreckte, wosin nach verschiedenen andern Dienststellungen der gewandte Administrativ-Beamte im Jahre 1814 als Amtmann versetzt wurde. Wie er in dieser Stellung die Liebe, das Vertrauen und die dankbare Anerkennung der Eingeseffenen sich erworben, davon giebt einen rührenden Beweis diejenige Feier, welche auf Veranlassung seiner 25jährigen Verwaltung der Beamtenstelle zu Zwischenahn am 1. October 1839 von eben diesen Eingeseffenen veranstaltet wurde, denen er, geleitet durch seine Herzensgüte, nicht durch das Gebot seiner Instruction, stets ein treuer Vater gewesen. Mit inniger Theilnahme horchte ich der Erzählung eines Freundes, der als ehemaliger Auditor bei dem Amte diesem Feste beigewohnt: wie herzlich die Gratulation der Amts-Deputation gewesen, welcher sich über dreißig Personen aus eigenem Antriebe beigefellt; wie der Jubilar die vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Anrede des wackern Kirchspielsvogts Feldhus beantwortet habe, wobei die

Nährung ihn anfangs überwältigte, bald aber die intellektuellen Geistesfunctionen dem überwallenden Gemüthe einen Damm setzten; wie schön und erhebend die Feier des ganzen Tages gewesen, wobei Musik und Ball und Feuerwerk nicht fehlen durften. Der schön gearbeitete, silberne Ehrenbecher, den die Gemeinden ihren hochgeschätzten Amtmann als äußerlich erkennbares Zeichen ihrer Dankbarkeit bei dieser Gelegenheit überreichten, ward mir im Verlauf des Tags gezeigt; rund um den Becher laufen Embleme in Basrelief, die sich auf die hauptsächlichsten Producte des Ammerlandes beziehen, Bienenkörbe, Garben und Ackergewächse, Pferde, Kühe, Schiffe, Hopfenstangen u. s. w.; darunter steht die Inschrift: »Zur Anerkennung einer 25jährigen segensreichen Verwaltung des Amtes Zwischenahn, ihrem Beamten, dem Herrn Geheimen Hofrath Erdmann, die Eingeseffenen. 1. Oct. 1814 und 1. Oct. 1839. — Wahrlich, wenn äußere Beweise ehrender Anerkennung des eignen Strebens und Wirkens die Brust des Mannes mit Freude und Zufriedenheit erfüllen können, so sind es besonders die Zeichen der Achtung und Verehrung die man von denen empfängt, welchen man nicht stets als liebevoller Rathgeber, sondern häufig auch als strenger Richter gegenüber sehen muß, und darum fühlten alle Anwesende bei dem Festmahl jenes Tages, daß ihren Gedanken Worte gegeben seien, als inmitten vielfältiger Toaste folgendes, von einem alten Freunde des Jubilars eingesandte Gedichtchen vorgelesen wurde:

Von oben ein väterlich Regiment,
Von unten festes Vertrauen,
Das ist das wahre Element
Da lassen sich Häuser auf bauen.

Da wurzelt das wahre Bürgerglück
Und wächst von Tagen zu Tagen;
Und sendet auch Gott ein Mißgeschick:
Es läßt sich mindern und tragen.

Drum Heil! dem Amtmann von Zwischenahn,
Amts-Vater im Jubel zu nennen, —
So hat Er gewollt, so hat Er gethan
Heil! denen, die's dankbar erkennen!

Und nun, anderthalb Jahre nach diesem Feste, war wiederum das Haus festlich geschmückt mit Blumen und Kränzen, und wieder hatten sich Verwandte, Freunde, Collegen und Nachbarn eingefunden, um mit herzlichster Theilnahme den Mann zu begrüßen, der jetzt auf fünfzig Jahre eines dem Staate treu geleisteten Dienstes mit Befriedigung zurückschauen konnte, denn es war nicht diese lange Dauer allein, was seine Dienstzeit auszeichnet; sie war reich an merkwürdigen Ereignissen, reich an schweren Prüfungen, aber auch reich an Segen. Und wie von den Amts-Eingefessenen jener Zeitpunkt gefeiert worden, der eine Periode seines Lebens abschloß, welche hauptsächlich der Sorge für ihr Wohlergehen gewidmet war, so hatten sich jetzt neben den durch persönlichen Antheil Herbeigeführten, alle Organe des Staats vereinigt, um ihre innigsten Glückwünsche demjenigen auszusprechen, mit welchem sie seit einer so langen Reihe von Jahren in den ununterbrochen freundschaftlichen Dienstverhältnissen gestanden. Ein Tisch in der Stube, in welcher der glückliche Jubilar die herzlichsten und gemüthlichsten Aeußerungen der Theilnahme und Verehrung von allen nach und nach eintreffenden Gästen entgegen nahm, lag bedeckt mit Sendschreiben und Briefen in den verschiedensten Formen und Ausdrücken, doch alle in dem aufrichtigen Wunsche übereinstimmend, daß der verehrte Mann auch ferner des schönsten Lohnes seines Strebens sich zu erfreuen haben möge, sei es fortwirkend zum Wohl des Staates in gewohnter Weise, so lange die Vorsehung dazu Kraft verleihe, oder heiter ausruhend im beglückenden Kreise seiner Familie und theilnehmender Freunde. Nachdem ich meinem innern Drange Genüge geleistet, und in kurzen aber herzlich gemeinten Worten dem heitern Geiste den Tribut meiner Verehrung gezollt hatte, setzte ich mich in ein einsames Winkelchen der Stube, und überschaute alle die stummen und doch so beredten Viebesboten, welche aus den verschiedenen Theilen des Landes sich hier beisammen gefunden hatten. Neben den Briefen abwesender Verwandten und Freunde lagen da die Gratulationschreiben der oberen Behörden in Oldenburg und Cutin, und auch die Poesie hatte nicht versäumt, sich mit ihrem harmonischen Zauber zur Verherrlichung des Festes einzusetzen. Schon am frühen Morgen war der Jubelkreis mit einem sinnigen Gruß aus Cutin von seinen drei Enkelchen, den Kindern seines ältesten Sohnes, begrüßt worden, und die kindlich naive Weise mag dem Großpapa Thränen der Freude entlockt haben, wenn aus dem Munde der kleinen Elisabeth ihm entgegenkollt:

Bereiter, als der Mund
Ist stets das Kinderauge.
So blicke denn hinein!
Es steht in seinem Rund —
Und das ist Wiedersehen
Aus tiefem Herzensgrund —:
Bleib heiter und gesund!

Von der literarischen Gesellschaft in Oldenburg, welche bereits am 15. Dec. 1829 das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens begangen hatte, war folgender poetischer Gruß an ihren Senior überandt:

Der Du ein silbernes Fest, mit uns ein goldnes gefeiert,
Ketteter Bundesgenos! freudig begrüßen wir Dich,
Feiern mit Dir Dein goldenes Fest im weiteren Kreise,
Welcher den Amts-Jubiläum preisend und wünschend umgiebt.
Länger schon bist Du im Bunde zum Jubelgreise geworden:
Dich hat der Stifter geweiht, der uns das Bundesstüb sang.
Nun sind alle geschieden, mit denen Du früher Dich eintest;
Aber der Geist des Vereins lebet in Dir, und in uns.
Und so oft Dir Kräfte und Amt zu erheben gestatten,
Schalt Dir aus jeglichem Mund herzlich ein froher Willkomm!
Dreimal willkommen, wenn auch zur Feier der Stiftung Dein
Grüßel
Aus der älteren Zeit lebende Bilder uns maßt!
(Schluß folgt.)

Zur Verständigung.

Der Einsender des Artikels »vaterländische Literatur« in N^o 15. d. Bl., hat sich die Gelegenheit genommen, den Aufsatz in N^o 13 der Jun. Bl. für Heimath und Fremde, über die zeitgemäße Bedeutung der Freimaurerei, einer theilweisen Kritik zu unterziehen, nicht was den Gegenstand, sondern was die äußere Darstellung betrifft. Der Rec. scheint dem Verfasser des Aufsatzes (der sich genannt), die Anerkennung gewähren zu wollen, daß der Hauptsache nach, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, etwas Gutes geleistet sei und so könnte letzterer immerhin sich hiebei beruhigen und Anderen es überlassen, das Ganze besser zu machen, so wie er auch gerne bereit ist, jede etwaige Mangelhaftigkeit des Stils und der bloßen Form, weil solche außerhalb der Sache liegt und das nur rein Persönliche ist, nach allen Binden Preis zu geben, denn jeder Nüchtern wird sich letztlich nur in den allgemeinen Interessen, die ihn bewegen, heimlich und verlegbar finden, allein der Rec. (derselbe hat sich dem Verf. zu erkennen gegeben), ist selbst unstreitig weit davon entfernt, in solchem wichtigen Stoffe, sein Interesse zu suchen, vielmehr ist sein Eifer nicht minder einer Sache zugewendet, insofern von ihm allem ein (der Aufsatz bietet nur die nächste Gelegenheit) Reinheit der Sprache und Verständlichkeit des Ausdrucks von jedem Begehrt wird, der sein Wort der Öffentlichkeit hingiebt. Ein solcher Eifer ist lobenswerth und soll von dem Verf. am wenigsten verkannt werden, denn gewiß,

»es ist keine Herablassung, die Sprache des Volkes zu reden, sondern eine Ehre« und eben auf dem Boden eines solchen sachlichen Interesses darf der Verf. nicht unterlassen, zur Vertheidigung einige wenige Bemerkungen folgen zu lassen.

Rec. sagt: »Der Philosoph, der dem Geiste eine neue Bahn bricht, redet in Zungen« und ich verstehe, was damit ausgedrückt sein soll, denn ohne Zweifel, die Philosophie, indem sie dem Geiste neue Bahnen bricht, bedarf auch nothwendig neuer Formen, worin sie den vertieften Inhalt niederlegt. Daraus folgt denn aber, daß die Philosophie, indem sie zu solchen Formen den vorhandenen Sprachschatz verwendet oder umwandelt oder ganz neue Ausdrücke erfindet, allerdings zunächst für das bisherige Bewußtsein, das noch einen andern Inhalt vor sich hat, unverständlich auftritt, ja barbarisch klingt. Die Weisheit ist dann erst noch eine Schulweisheit, die aber, wenn sie in sich eine wahre ist, zur Bestehung der Feuerprobe, allgemach ins Leben eindringen wird und muß. Bei solchem Uebergange ereignet sich dann zweierlei. Das logisch Erkante und als solches nur in den genau bestimmten Formen Beweisbare, verliert seine abstracte Gestalt und damit seine strenge Erweislichkeit, gewinnt aber dafür die Poesie der concreten Anschauung und die volle Wärme des Herzens.

Ist aber in Absicht auf die neuere Wissenschaft — welche, wie auch der Rec. zugestehet, eine neue Bahn gebrochen — dieser Uebergang schon allgemein gemacht? — und zwar so gemacht, daß die Resultate derselben unmittelbar schon die Phantasie befruchten und auch in den Formen der Vorstellung schon für wahr angenommen werden? Hierauf ist mit Nein zu erwidern, so unablässig auch Tag für Tag der Geist daran arbeitet und so wunderbar auch schon die neuere Sprache von dem tiefen Genius der Wissenschaft überall angehaucht worden ist. Daher wird es immer noch vorkommen, daß der Einzelne, in dem Bestreben nicht absolut mißverstanden zu werden, an dieser oder jener Stelle sich einer Sprachweise bedient, bei der, weil solche noch wenig gehört oder vielmehr weil der Sinn noch nicht durchgängig erkannt worden, allerdings die Gefahr nahe liegt, unverständlich zu bleiben.

Eine solche Stelle hat der Rec. herausgehoben, die mit möglichster Kürze gerade den Kern- und Angelpunct der heutigen Wissenschaft bezeichnen sollte, und wie der Verf. glaubt, auch bezeichnet.

Ob es möglich ist, mit gleicher Kürze in allgemein zugänglichen Formen diesen Punct auszudrücken, ohne zugleich den Gehalt der Tiefe aufzugeben? — möge es ein Anderer versuchen und der Verf. wird dann gerne von diesem lernen. Sofern aber der Vf. im Stande sein sollte, in einer längeren und weiter ausgehollten Darlegung diesen schweren Gegenstand in anschaulicher Weise aufzufassen und wiederzugeben, so möchte ihn dann freilich der Vorwurf zu großer Kürze treffen, indeß wird hier zur

Entschuldigung dienen, daß ihn bei jenem Aufsatze ein anderes Thema leitete.

Und nun noch einige Erwidrerungen im Einzelnen.

Der Rec. tadelt den Satz: »die Kategorie der gesammten Weltanschauung hat sich umgewandelt« als falsch, weil nur die Weltanschauung, nicht die Kategorie sich umwandle und verändere. Allein hier — und das ist gerade ein Hauptpunct — muß der Verf. widersprechen. Die Veränderung der Weltanschauung ist das Allgemeine, das Specifische aber, worin die Umwandlung bestanden und vor sich gegangen, ist die bestimmte Art und Weise, das logische Prädicament, die Kategorie derselben. Gerade die Kategorie ist es, die sich in Wahrheit verändert. Die genetische Fortzeugung des Wissens geht allein in den logischen Prädicaten vor sich und es ist ein wesentlicher Fortschritt der neueren Wissenschaft, hierüber zur klaren Einsicht gekommen zu sein und so die verschiedenen Denkategorien, durch welche die jedesmalige Weltanschauung bedingt war, selbst in den fortgehenden Fluß des Gedankens gebracht zu haben. Somit handelt es sich hier nicht um einen verkehrten Ausdruck, sondern geradezu um die Tiefe des Inhaltes.

Der Rec. meint sodann ferner, in dem nachfolgenden Satze sei die Versöhnung die Hauptsache, nicht der Geist, allein dies ist keinesweges der Fall und der Schlüssel zu diesem Mißverständnisse liegt bereits im Obigen, denn zur näheren Bezeichnung der Kategorie der jetzigen Weltanschauung genügt es nicht zu sagen, daß letztere eine versöhnte sei, sondern wieder ist hier die specifische Art und Weise, wie diese Versöhnung zu Stande gekommen, das Bestimmende, der Anhaltspunct für die Erkenntniß. Ebenso ist in der zweiten Periode, die Bewegung und Gestaltung durch Erkenntniß und Glauben nicht das unsere Zeit auszeichnende und Entscheidende (jede Zeit hat mehr oder weniger darauf Anspruch, dies von sich zu sagen), sondern das Kategorische ist gerade der bezeichnete absolute Idealismus (diese Autonomie des menschlichen Geistes), welcher das bewegende Princip und die eigentliche Gestaltgeberin ist.

Näher ist darum auch die Bezeichnung »der Geist, der menschliche,« keinesweges eine unstatthafte Inversion, sondern geradezu beabsichtigt. Die Lösung jeglichen Zweifels und Zwiespaltes wird nicht mehr als eine transcendente, sondern als eine im diesseitigen gegenwärtigen Menschengenüste vollbrachte und zu vollbringende gewünscht, und wenn von dem göttlichen Geiste, Wissen und Willen prädicirt wird, so erscheinen solche als anthropomorphistische Vorstellungen, die jetzt in begriffener Weise zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt sind.

Der Hr. Rec. wird gewiß zugeben, daß hiemit überall in dem Bisherigen, ein tiefes Interesse angedeutet ist, das gänzlich beseitigt sein würde, wollte man allzuleicht, in der Weise, wie der Hr. Rec. will, die Sätze uncorrigiren.

Nichtig ist dagegen, daß es statt »aus freier Hingabe« heißen muß »bermittelt.«

Der Ausdruck »an der Wurzel verfühnen,« mag als kühn gelten, aber darum ist derselbe noch nicht schlechthin verwerflich.

Mit dem Satze: »die alle Erdenschranken in sich zum idealen Bestehen vernichtet,« drückt der Verf. in gedankenmäßiger Reinheit und Kürze dasselbe aus, was der Rec., nicht so rein und nicht so kurz mit anderen Worten wiederzugeben sich bemüht hat — dennoch werden Viele, denen die Sache nicht geläufig ist, auch den Rec. nicht verstehen.

Statt »ihrer Selbstverwirklichung« will der Rec. besser gesagt wissen: »ihrer Verwirklichung« — allein damit wäre wieder eine Unterscheidung vermischt, die der Verf. geradezu beabsichtigte, denn derselbe wollte nicht bloß eine Macht überhaupt andeuten, kraft welcher die Freiheit des Selbstbewußtseins verwirklicht werde, sondern andeuten, daß solche Macht sich selbst zu verwirklichen, eben in jener Freiheit als solcher enthalten sei. Diese Bedeutung der Actuosität ist hier wesentlich.

Die gerügte Phrase »wie gesagt« wird nach einer längeren, erläuternden Zwischenperiode, bei der Wiederholung des Subjectes im Satze, meine ich, häufig in ähnlicher Weise gebraucht, sei es auch nur um anzudeuten, daß dasselbe Subject sich wiederhole. Aber gesetzt, jene Phrase habe sich überflüssiger Weise eingeschlichen, so verlohnt es sich wohl der Mühe, in einer Grammatik im Allgemeinen über den Gebrauch solcher und ähnlicher Phrasen eine Aufklärung zu geben, aber schwerlich deshalb, wie auch wegen des bildlichen Ausdruckes »an der Wurzel zu verfühnen,« speciell gegen einen einzelnen Aussatz eine Polemik zu erheben.

Die Hauptausstellungen beruhen nun aber auf einer Verkennung der Sache und einem tieferen Mißverständnisse, als der Verf. seinerseits glaubt so schnell aufklären zu können. Eine mündliche Besprechung, wenn eine solche dem Hrn. Rec. gefällig ist, wird schon eher dazu dienen können, wohl auch vielleicht zur Erlangung der Ueberzeugung, daß nicht schon Alles, was in der Wissenschaft erkannt vorliegt, so leicht, ohne Gefahr den Inhalt zu verlegen oder gar ganz zu vertilgen, aus den entsprechenden Formen sich lösen lasse, ingleichen beiläufig, daß die vom Hrn. Rec. eingeschlagene Manier der Correctur und die Aufstellung von Dilemmen, wie »kindisches Lallen oder scholastischer Jargon« in so naher Anwendung, um wenig zu sagen (Mephistopheles also als Schüler behandelt, würde in seinem guten Humor etwa sagen: »Du weißt nicht, wie grob Du bist«), eine übereilte war.

Der Verf.

Abfertigung.

In N^o 14 der »Mittheilungen« wird von einem Herrn B. der Brief eines Anonymus an denselben mitgetheilt, in welchem der Briefsteller seine Meinung über den Verein für den Eölnner Dombau abzugeben sich gedrungen fühlt. Diese ist nun kurz folgende:

Zunächst giebt der Anonymus die Schale seines Zorns über die Vereine unserer Zeit überhaupt aus, die er »ein Uebel« einen »Auswuchs des Zeitgeistes« nennt, der zu den schrecklichsten Dingen führen könne. Sein Unwille steigert sich noch, »wenn er bedenkt, welche Mittel angewendet werden, um Mitglieder für die Vereine zu gewinnen,« und »er möchte,« um diesem Unwesen von Vereinen ein Ende zu machen, dem Vorschlage eines (uns unbekanntes) »Wiglings« beistimmen, der es räthlich gefunden »einen Verein zu stiften, dessen Mitglieder sich verpflichteten, keinem andern Vereine beizutreten.«

Diese Dinge hinschreiben heißt eigentlich schon, sie kritisiren. Oder sollte man sich wirklich damit aufhalten, einem Manne entgegenzutreten, in dessen Augen die zahlreichen Vereine, durch welche in unser deutsches Leben ein früher nie geahnter Umschwung gekommen ist, die Kunst-, Naturforschungs-, Gewerbs-, Landwirtschafts-, Philologen- u. s. w. Vereine, zu denen sich alle Edelsten und Besten, alle Männer, die den Stolz unseres Vaterlandes ausmachen, zusammengethan haben, und die selbst Könige und Fürsten unter ihren Beschützern und Beförderern zählen, — sich als »ein Uebel,« ein »Auswuchs des Zeitgeistes« abspiegeln? Es wäre Zeitverschwendung, und zwar um so unnützere, da der anonyme Verfasser sich in seinem eigenen Aussätze schon hinreichend selbst widerlegt, und trotz jener Philippica gegen die »Vereinswuth« doch am Schlusse derselben die Sache der Vereine wacker geführt hat. Wie das? wie ist ein solcher Widerspruch möglich? Man höre! Nachdem er nemlich nachzuweisen gesucht hat, daß die Vollendung des Eölnner Dombaues nicht Nationalsache sein könne, zeigt er, »daß das Hermannsdenkmal als eine solche anzusehen sei,« und schließt mit der Ermahnung: »man vollende den Hermann und erhalte den Eölnner Dom in seiner jetzigen Gestalt.« Der »Verein für das Hermannsdenkmal« erweist sich also jedenfalls der Zustimmung des Verfassers, und auch gegen einen »Verein für die Erhaltung des Eölnner Doms in seiner jetzigen Gestalt« wird derselbe nichts einzuwenden haben, es müßte denn sein, daß er ein Mittel wüßte diese Dinge auf anderem Wege, als durch den Verein gleichgestinnter für ein und denselben Zweck strebender Menschen zu Stande zu bringen. So ist also all das Gerede gegen Vereine überhaupt zu Anfange jenes Aussatzes — ein leeres Gerede, dessen Logik auf den Satz hinausläuft: Alle Vereine sind

Hierzu eine Beilage.

B e i l a g e

zu № 16. der Mittheilungen vom Sonnabend den 16. April 1842.

ein Uebel, folglich ist der für das Hermannsdenkmal etwas Gutes. Wir hätten uns indessen mit diesen Trivialitäten nicht befaßt, wenn nicht der Anonymus in seinem Eifer gegen den Eölnner Dombauverein sich eine Wendung erlaubt hätte, die gelinde bezeichnet, eine Verunglimpfung einer großen Anzahl der ehrenwerthesten Männer unserer Stadt genannt werden muß. Der Anonymus will nämlich mit »Ersstaunen« und »Betrübniß« in der Aufforderung zur Subscription für den Eölnner Dombau gelesen haben: »daß diejenigen, welche ihre 8 gGr. jährlich zum Eölnner Dombau beitragen höher an Bildung stehen, mehr Nationalgefühl haben, empfänglicher für eine große Idee sind, als diejenigen, die diese 8 gGr. lieber zu einem Zweck verwenden, der nach ihrer Ansicht mehr es verdient.«

Soll man seinen Augen trauen! Eine solche Beleidigung hätte der Verfasser jener Aufforderung wirklich allen Andersdenkenden ins Gesicht gesagt, und die fünfzig Männer, welche in Folge jener mehrmals verlesener Aufforderung sich als Mitglieder des Vereins unterzeichneten, hätten dieselbe durch ihre Unterschrift sanctionirt?! Ich lese die Aufforderung noch einmal, und finde da nur folgende Stelle, welche der Anonymus im Auge gehabt haben kann:

»Wenn der vierzigste Mensch in allen deutsch redenden Ländern genug Bildung, Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee hätte, um sich an einem Vereine, wie der jährlichen Beitrags zu zeichnen, so wäre« u. s. w.

Was heißt, was kann dies heißen, als: es gehört Bildung, Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee dazu, um sich an einem Vereine, wie der in Frage stehende, zu betheiligen. Weiter kam die schärfste Interpretation, wenn sie ehrlich bleiben will, aus diesen Worten nichts herausbringen. Daß die Idee, um welche es sich handelt, eine große, daß das Unternehmen ein nationales genannt wird, das beruht auf der Ueberszeugung des Verfassers der Aufforderung, in welcher die Mitglieder unseres Vereins, und die Tausende und Aber tausende übereinstimmen, die sich in allen deutschen Gauen, ja! überall wo nur Deutsche sich in fremden Ländern zusammenfinden, in Paris und Rom, ja selbst in Amerika zu demselben Zwecke vereint haben. Wer beides bestrittet, wer die Idee nicht als eine große, das Unternehmen nicht als ein nationales ansehen zu können meint, der vertrete und vertheidige immerhin seine Ansicht, aber er wird zugestehen müssen, daß Bildung, daß Nationalgefühl und Empfänglichkeit dazu gehöre, sich für Zwecke idealer Art zu begeistern, und daß dies aussprechen nicht so viel heißt, als denen die über jene speciellen Zwecke anderer, nach ihrer Meinung wohlbegründeter, Ansicht sind, jene Eigenschaften ab spre-

chen, oder in geringerem Grade zuzusprechen. Denn auf jenem »mehr,« auf jenen Comparativen »Höhen« und »empfänglicher« liegt der Accent in dem Aussage des Anonymus, und daß diese Comparative nur Beschränktheit oder Flüchtigkeit aus jener Aufforderung herauslesen konnte — ein Drittes, bösen Willen, wollen wir gesessentlich nicht annehmen — das dünkt uns so einleuchtend, daß darüber noch ein ferneres Wort zu verlieren unnütz scheint.

Schließlich nur noch ein Paar Worte über die Argumentation des Anonymus gegen den Anspruch des fraglichen Unternehmens auf Nationalität und auf die Berechtigung, der Ausdruck einer Idee zu sein. Wir sahen schon oben, wie der Verf. sich in seinem Urtheile über die Vereine im Allgemeinen selbst widersprach. Dies Geschäft setzt er nun in dem zweiten Theile seines Aufsatzes mit unverbrochenem Eifer fort. »Mir (sagt er bei seiner Vertheidigung des Hermannsdenkmals gegen gewisse Angriffe) — mir gilt es gleich, ob ein Hermann existirt hat, oder nicht, ob die Person selbst eine mythische ist, oder ob die Verdienste, die man ihm zuschreibt eine Mythe sind, mir ist es die Idee, der das Hermannsdenkmal errichtet wird.« Worttrefflich! nichts kann richtiger sein! Wir unterschreiben dies aus vollem Herzen, und machen nun daraus sogleich die Anwendung auf den Eölnner Dombau, indem wir sprechen: Uns gilt es ebenfalls gleich, ob es die Hierarchie gewesen die jenen großen und kühnen Bau begann, uns gilt es gleich, daß er nach der Reformation in Stocken gerieth, uns gilt es gleich, daß Eöln zufällig der Sitz der Prälaten war, durch den neuerdings der »Angriff auf die süßesten Gefühle unseres Herzens« herbeigeführt wurde, uns gilt es endlich gleich, daß die Katholiken den fertigen Domb besigen, daß sie keinem Protestanten »den Mitgebrauch derselben verstatten werden« — denn uns ist es die Idee, welcher der Dom gebaut wird. Und die Idee ist es ja allein, die, wie der Anonymus so treffend sagt, bei einer solchen monumentalen Schöpfung zu berücksichtigen ist. Nein, behüte Gott! ruft uns hier unser Freund zu, das galt nur für den Hermann, für das Unternehmen welches ich billige und protegire. Aber für den Dombau! — Bewahre! Denn was Einem recht das ist dem andern — keineswegs billig. — Kann man sich auf ein und demselben Blatte augenfälliger widersprechen? Vielleicht wird indess dem Manne sonst im Leben nicht widersprochen, wenn er redet, und da doch ohne Widerspruch am Ende das Reden langweilig wird, so besorgt er die nöthige Portion dieses Artikels selbst.

Aber im Ernst gesprochen, bedarf es noch eines Bewei-

ses, daß Bildung und Nationalgefühl dazu gehören, um sich an einer Sache, wie der Verein für den Eölner Dombau, zu betheiligen, so ist er hier geliefert. Wer sich in ein und derselben Sache eines so augenfälligen doppelten Widerspruchs schuldig macht, wer Erscheinungen, welche die Ehre unserer Zeit und unseres Volks sind, für ihre Schande hält, wer endlich den Sinn der einfachsten Worte nur verdreht und entstellt zu fassen weiß, der mag zusehen wie es mit seinem Ansprüche auf Bildung und Nationalgefühl stehe. Daß er aber ein Recht habe, in Sachen der Idee seine Stimme abzugeben, werden ihm freilich nur diejenigen glauben, welche unter den Anzeigen von vermischten Sachen, auszuliehenden Geldern, Todesnachrichten u. s. f. auch die folgende, tief ergreifende Ansprache einrücken ließen:

»dem Verfasser des Aufsatzes über den Eölner Dom (Auszug aus einem Briefe) in N^o 11 der Mittheilungen den wärmsten und innigsten Dank.« Der Wunsch seiner vielen Verehrer, den Herrn Verfasser kennen zu lernen, d. h. seinen Namen zu erfahren, — wird er in Erfüllung gehen? — daß es geschehe, darum bitten mehrere Vaterlandsfreunde. Aber wem wird nun der so hoch verehrte Herr Verfasser selbst glauben? Uns? oder den Vaterlandsfreunden? Tausend gegen Eins — er hält's mit den letzteren, und wenn ich Er wäre, ich thät's auch.

In demselben Blatte der Mittheilungen wird auch die Waisenhausfrage in Knittelversen dem Dombau gegenüber gestellt. Wenn man die vielen Stimmen hört und liest, die sich gereimt und ungereimt zu Gunsten der Errichtung einer solchen Anstalt seit der Stiftung des Dombauvereins erhoben haben, so sollte man fast glauben, es habe sich erst seit diesen Paar Monaten das Bedürfnis eines Waisenhauses herausgestellt. Aber ist denn der Dombauverein, sind die acht gute Groschen, die ihm die Mitglieder opfern, ein Hindernis für jenes? Oder muß man es nicht vielmehr — angenommen, die Errichtung eines Waisenhauses sei Bedürfnis, was ich nicht entscheiden kann aber glauben will — dem Dombauverein Dank wissen, daß er mittelbar jene Sache zur Sprache gebracht hat? Weiter freilich auch nicht. Denn bis jetzt ist es, so viel wir wissen, noch keinem der Waisenhausförderer eingefallen, es so zu machen wie der oder die Begründer des Dombauvereins. Setzt euch hin, und laßt eine Aufforderung drucken, gründet einen Verein, redet nicht bloß sondern handelt, besiegt durch unverdroffene That die Schwierigkeiten, Einwürfe und Gegner, welche sich jedem menschlichen Unternehmen, und sei es das edelste und beste, also auch dem euerigen, in den Weg stellen und stellen werden; wendet euch mit euren Aufforderungen an die Mitglieder auch des Dombauvereins; und wenn sich diese dann weigern, eurem Unternehmen beizutreten, dann erst habt

ihr Recht, ihnen zu verargen, daß sie jährlich 8 gGr. für eine Idee opfern mögen, deren Realisation über das Interesse unserer nächsten Heimath hinaus reicht.

Dr. Adolph Stahr.

Nachricht.

Am hiesigen Walle wird eine außerordentlich große holländische Bude gebaut, in welcher ein physisches und optisches Cabinet gezeigt werden soll. — Die Optici J. Martin und Sohn aus Amsterdam, beabsichtigen hier einige Vorstellungen zu geben im Gebiete der Optik und Physik überhaupt. In diesen Vorstellungen werden Vorträge über Electromagnetismus, Galvanismus, Galvanoplastik u. s. w. gehalten. Hannoverischen und Bremer Blättern, so wie einigen Privat-Nachrichten zufolge, soll das Cabinet ausgezeichnet sein, und der Vortrag deutlich und klar, so daß er für jeden, wenn auch Laien in diesen Wissenschaften, verständlich ist. Diese müssen nicht als ein tiefer und abstracter Gegenstand betrachtet werden, der nur für den Physiker allein Interesse haben könne, sondern im Gegentheil haben die vielen Versuche und Experimente, durch welche die verschiedenen Naturkräfte in Thätigkeit gebracht werden, für Jeden, so auch für Damen, sogar für Kinder Interesse, vorzüglich da gerade in der jetzigen Zeit die abzuhandelnden Gegenstände ins tägliche Leben so lebendig eingreifen. Wir dürfen daher Martins Vorstellungen als ein lehrreiches Vergnügen im Voraus bestens empfehlen.

Oldenburg, den 15. April 1842.

u.....

Kirchennachricht.

Vom 9. bis 15. April sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Johann Georg Pottthäuser und Johanne Sophie Busse. Johann Hinrich Bulcher und Anna Elisabeth Christiane Hermanns. Johann Wilhelm Strus und Margarete Catharine Speckels.
2. Getauft: Heinrich Kröger. Hermann Johann Carl Klappens. Carl Eduard Georg Hille. Christian Friedrich Carl Böhne. Sophie Margarethe Helene Raffede. Johann August Eilert Abel. Gesche Helene Röntje. Wilhelmine Gerhardine Beyerborf.
3. Beerdigt: Johann Maljes 29 J. Johann Dieblich Eilers 60 J. Dierk Poppe 1 J. 9 M. Otto Bruns 65 J. Clara Süblers Wittwe geb. Koch 37 J. Anton Janssen 21 J. Heinrich Kröger 7 J. Catharine Thiele's Wittwe geb. Stumpenhorst 49 J. Caspar Friedrich Gerhard Sander 23 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 17. April.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Koch.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 17.

Sonnabend, den 23. April.

1842.

Ein Festtag.

Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1841.

(S c h l u ß.)

Von der Beschäftigung mit solchen und ähnlichen schriftlichen Aeußerungen der freundschaftlichen Theilnahme, ward ich durch eine Bewegung der Kinder abgezogen, welche bisher auf dem Vorplatz und vor dem Hause sich herumgetummelt hatten, aber nun plötzlich in einem dichten Haufen sich in den Saal drängten, und mit gespannten Mienen nach der Thür sahen, wobei sie unter einander sich die wichtigsten Sachen mitzutheilen hatten. Von der Frau des Hauses geführt, traten gleich darauf mehrere ältere Herren in den Saal, von denen der erste, der Regierungs-Präsident, Geheimne Staatsrath Mügenbecher, sich dem Jubilar näherte, indem er ihm anzeigte, daß er von Sr. Königl. Hoh. unserm allverehrten Großherzoge beauftragt worden sei, Höchstseiner Theilnahme an dem Jubelfeste ihm auszu drücken, und ihm ein Handschreiben Sr. Königl. Hoh. zu überbringen. Mit zitternden Händen eröffnete der von dieser huldvollen Aufmerksamkeit freundlich überraschte Mann das Schreiben und las folgende gnädige Zeilen: »Mein lieber Geheimner Hofrath Erdmann! Da Mir zur Kenntniß gekommen ist, daß Sie heute vor fünfzig Jahren durch Ihre Anstellung als Secretair der Regierung des ehemaligen Hochstifts Lübeck Ihre Laufbahn im diesseitigen öffentlichen Dienst begonnen haben: so gereicht es Mir zur Freude, Ihnen Meine Theilnahme an einer so seltenen Feier bezeugen zu können. Als ein öffentliches Merkmal der Anerkennung der von Ihnen dem Staate gewidmeten

fünfzigjährigen Dienste, ertheile Ich Ihnen an Ihrem heutigen Jubel-Tage das Ehren-Kreuz Meines Haus- und Verdienst-Ordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, und indem Ich Sie einlade, die hiebei erfolgenden Insignien gedachten Ordens den Statuten gemäß anzulegen und zu tragen, erneuere Ich Ihnen zugleich die Versicherung Meiner Zuneigung.« — August. — Jetzt brach ein neuer Jubel los unter Jung und Alt, und wir umringten glücklich wünschend und preisend den tiefbewegten Jubelgreis, dem dieser öffentliche Beweis der Höchsten Zufriedenheit und diese ehrenvolle Anerkennung der stets bewahrten treuen Erfüllung seiner Obliegenheiten Thränen der Dankbarkeit entpreßte. Man muß aber auch Oldenburger sein, um den tiefen, innern Werth ganz zu empfinden, den Jeder auf eine Aeußerung der Zufriedenheit unsers Großherzogs legt, man muß von der kindlichen Pietät durchdrungen sein, die Jeder von uns ohne Ausnahme für diesen Fürsten empfindet, der mit den wohlwollendsten humansten Gesinnungen den klaren Blick freier Einsicht und eine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe vereint. Ja, in unserm äußersten Winkel Deutschlands liegt das Land, auf welches sich des Dichters Worte in ihrem vollsten Sinne anwenden lassen:

Es ist kein schöner Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!

Mit freudiger Umarmung begrüßte der Gefeierte des Tages in den Begleitern des Präsidenten zwei der höchsten Staatsdiener, welche, dem Zuge einer alten langbewährten Freundschaft folgend, durch ihre Anwesenheit zugleich ein bedeutungsvolles Merkmal ihrer Achtung für den Alt-8-Jubi-

lar an den Tag legen konnten. Ihnen folgte auf den Fuß eine große Deputation der Amts-Gingessenen, welche in herzlicher Anrede den Wunsch aussprach, daß ihr theurer Amtmann zu ihrem Wohle noch lange in ihrer Mitte weilen und wirken möge. Und kaum hatten diese Gratulanten nach längerer Unterredung den Saal verlassen, so erschienen in gestickter Gala-Uniform die beiden Amtmänner von Oldenburg und Nastede, welche als Bevollmächtigte der siebenundzwanzig ersten Beamten dem verehrten Kollegen ihr Mitgefühl und ihre Freude an seinem Ehrentage aussprachen, und ihn baten, als Zeichen ihrer Verehrung einen silbernen Ehrenbecher von ihnen entgegen zu nehmen. So strömten von allen Seiten die Beweise der allgemeinen Liebe und Anerkennung auf den Jubelreis ein, und wahrlich, es dürfte als kein geringes Zeichen seiner Körpers- und Geisteskraft angesehen werden, daß trotz dieser mannigfaltigen aufregenden Gefühle, und der unvermeidlichen körperlichen Bewegungen und Anstrengungen er doch stets frisch und lebhaft blieb. Doch jetzt gab er den Bitten seiner Angehörigen nach, und zog sich für kurze Zeit in seine Stube zurück. Unter uns Andern aber kreuzete der schöne silberne Pokal, vorläufig zwar ohne Wein, und nicht sowohl wegen seines Inhalts, als vielmehr wegen der saubergearbeiteten Außenseite, welche in kunstreich eiselirter Arbeit die Ansicht derjenigen vier Häuser enthält, in welchen der Jubilar von vier verschiedenen Orten während der wichtigsten Momente seines Lebens gewohnt hatte; darunter steht die Inschrift: »dem Herrn Geheimen Hofrath, Oberamtmanu Erdmann an seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, den 11. April 1841, aus wahrer Hochachtung gewidmet von seinen Amtsgenossen.«

Die Stunden bis zum Mittagessen verschwanden schnell in traulichen Gesprächen; und bald reiheten sich lauter fröhliche und glückliche Menschen um die reichbesetzten Tafeln; körperliche und geistige Genüsse schritten sich in reichem Wechsel um den Vorrang, und als nun die beiden wohlverdienten Ehrenpokale herbeigebracht, und voll edlen Weins dem Gefeierten credenzt wurden, da brach der lang verhaltne Jubel aus, und Aller Stimmen vereinigten sich jetzt, wie Aller Gedanken schon längst vereinigt waren, in dem warmen Wunsche: »lang lebe unser Jubilar!« Und nachdem die Bewegung sich gelegt, und ein Zöglicher zu seinem Plage zurückgekehrt war, den er verlassen hatte, um mit dem Gegenstande der allgemeinen Verehrung nach guter alter Sitte anzustoßen, da vertheilten zwei Kinder mehrere zierlich gedruckte Blättchen, und einige Damen und Herren traten zusammen, und sangen in ansprechend einfacher Weise folgendes Tischlied:

Wir feiern heut' ein schönes Fest,
Klingt, Gläser, klingt!
Das keinen ohne Freude läßt,
Trinkt, Freunde, trinkt!
Der Erdmann steht auf festem Grund,
Mit Freunden stets im festen Bund,
Sagt, ist das nicht ein Fest?

Die Jahre haben nicht Gewalt,
Klingt, Gläser, klingt!
Im Herzen jung, wird man nicht alt,
Trinkt, Freunde, trinkt!
Die Lieben alle um ihn her,
Gesund, vergnügt, was braucht er mehr!
Sagt, ist das nicht ein Fest?

Die Mutter sorgt und schafft im Haus,
Klingt, Gläser, klingt!
Ihr Loblied singt der Jubelschmaus;
Trinkt, Freunde, trinkt!
Die Ehne lassen Acta ruh'n,
Als Arzt hat Bruel hier nichts zu thun!
Sagt, ist das nicht ein Fest?

An Enkeln ist das Haus wie reich!
Klingt, Gläser, klingt!
Dem Großpapa das Herz wird weich!
Trinkt, Freunde, trinkt!
Und seht, — was sagt sein feuchter Blick?
Die Jugend wünscht er nicht zurück!
Sagt, ist das nicht ein Fest?

Ihr Freunde, stoßt jetzt redlich an,
Klingt, Gläser, klingt!
So daß man rings es hören kann;
Trinkt, Freunde, trinkt!
Das Ammerland bleibt nicht zurück,
Es weiß, das Fest gilt seinem Glück!
Sagt, ist das nicht ein Fest?

Nun ruf' ich noch zum letztenmal,
Klingt, Gläser, klingt!
Dem Hause Glück, und Fried' im Thal!
Trinkt, Freunde, trinkt!
Der Jubel schall' von nah' und fern
Lana glänze noch der Jubelstern
Dem heitern Jubilar!

Und ehe der letzte Accord verhallt war, ertönte wiederum ein donnerndes Hoch, und die Gläser erklangen heiter zu dem obligaten Seknatter der Champagnerflaschen. Die Tafel aber war damit aufgehoben; die Gesellschaft zerstreute sich in den Zimmern und im Garten, um hier der scheidenden Sonne nachzuschauen; ich aber schlich mich ins Dorf, ließ mein Pferd satteln, und ritt langsam heimwärts. Meine Seele war erfüllt von den freudigen Eindrücken dieses Tages; denn Anerkennung, Freundschaft, Liebe — wo sie sich zeigen, da geht einem das Herz auf und wird wieder jung und lebensfrisch; denn sie sind es ja, welche die vollen, glühenden Blumen in den Dornenkranz des Lebens einflechten — und dennoch, an wie manchem Menschenleben gehn sie ungeahnet, unerkannt vorüber! Wir aber erglänzten dort, aus der Ferne, von allen Seiten, die Osterfeuer vor Oldenburgs Thoren entgegen, und erweckten die Erinnerung an so viele Festtage, die wie Sterne in mein Leben strahlen, und ein dankbares Gefühl ließ auch den heutigen Tag mich dazu rechnen. Und leise zog das Lied mir durch den Sinn:

Die Jahre haben nicht Gewalt,
Im Herzen jung, wird man nicht alt!

An den Herrn Redacteur der Mittheilungen.

Da Sie meinem Wunsche gemäß den Brief meines Freundes über den Verein zum Kölner Dombau in N^o 14 Ihrer »Mittheilungen« re. aufgenommen, und dieser wider Erwarten eine so heftige »Abfertigung« in N^o 16 dieses Blattes erfahren hat, so darf ich hoffen, daß Sie auch folgendem Briefe nicht die Aufnahme versagen werden, den er mir darüber geschrieben hat.

Du willst, ich soll meinen Brief, den Du dem Publicum mittheiltest, und meine Ansichten gegen den Hr. Professor Dr. Sta h r verteidigen? Wie kann Dir nun so Etwas einfallen? Habe ich denn nicht schon meine »Abfertigung« erhalten? Ich werde mich wohl hüten, daß ich nicht noch mehr den Zorn des gestrengen Herrn Professors auf mich lade, und das Maas meiner Sünden gegen den Dombau-Verein noch voller mache. Ich überlasse dem unparteiischen Theile des Publicums die Entscheidung in dieser Sache und erkläre meinerseits die Acten für geschlossen. Dies glaube ich um so eher thun zu können, als der hohe Gerichtshof, dem ich die Entscheidung anheimgestellt, gewiß eben so gut die, um mich gelinde auszu drücken, die Mißverständnisse und Mißdeutungen meiner Worte von Seiten des Herrn Professors erkennen wird, als wenn ich ihn darauf speciell aufmerksam machte. Ich kann auch um so eher ohne weitere Verteidigung dem Urtheile des Publicums mich unterwerfen, als es gar nicht in meiner Natur liegt, mich in einen Federkrieg einzulassen, der mit Waffen geführt wird, wie sie der Hr. Professor gegen mich gebraucht, und ich Dir die Mittheilung meines Briefes nicht gestattete, um denselben dem Dombau-Verein als Fehdehandschuh hinzuwerfen, sondern nur um eine Stimme zu erheben für diejenigen, für welche bisher Niemand sprach, für diejenigen nemlich, welche in dem Dombau nicht eine National Sache erkennen. Nur auf Eins möchte ich das Publicum noch aufmerksam gemacht haben, wenn dies anders noch nöthig sein sollte, daß ich mich nemlich nicht gegen die Vereine überhaupt, sondern nur gegen den Mißbrauch derselben, vorzüglich aber gegen die Mittel, die man mitunter anwendet, um Vereinsmitglieder zu gewinnen, und gegen die Intoleranz der Vereinsmitglieder gegen Andersdenkende aussprechen wollte. Sollte das Publicum entscheiden, daß ich in der Auffassung der von mir besprochenen Stelle des »Aufrufs« re. mich geirrt hätte, so würde mir das leid sein; noch mehr aber würde es mir leid sein, wenn sich dadurch Einer der fünfzig Herren, welche nach der Beilage bei den öffentlichen Anzeigen in Folge dieses »Aufrufs« zu einem Verein für Beförderung des Dombaus zusammentraten, persönlich beleidigt haben sollte, was ich um so weniger wollen konnte, als sie ja den »Aufruf« selbst nicht unterzeichneten, und der Name des Verfassers noch nicht bis zu uns gedungen

ist. Ich hätte hierbei dem Publicum leicht Beispiele genug von Vereins-Fanatismus anführen können, denn es bietet z. B. die Literatur der Mäßigkeitsvereine in unserm Lande, zu meinem und anderer Mitbürger Verdruße und zum Nachtheile des Vereins eine reiche Auswahl hiervon dar, um der nicht gedruckten Beispiele gar nicht zu gedenken, und der Hr. Professor würde hoffentlich Nichts dagegen haben, wenn ich dem Publicum einfach die Frage vorlegte: Gehört eine Schrift: wie die »Abfertigung« zu den schönen Früchten des Zeitgeistes oder zu den Auswüchsen desselben, die man wegschneiden sollte? Mir scheint es übrigens, wenn der Hr. Professor in seinem Eifer, mich in Widersprüche und Absurditäten, freilich auf Kosten seiner eignen Logik, zu verwickeln, ganz vergessen hätte, meine Ansicht über den Dombau zu widerlegen, und die seinigen besser als gefechnet zu begründen. Doch ich überlasse die Entscheidung hierüber, so wie darüber, ob solches überall nöthig gewesen, ganz dem gesunden Urtheile eines unbefangenen Publicums, wie ich es Dir überlasse, ob Du es für nöthig hältst, dieses dem Publicum noch mitzutheilen.

An den ungenannten Herrn Verfasser und den gleichfalls unbekanntem Herrn Einsender des Aufsatzes in Nr. 14 der Mittheilungen, den Dombau zu Köln betreffend.

Nicht vielen Dank für die Art und Weise wie der Verfasser seine Ansichten über den Verein zum Kölner Dombau so wacker ausgesprochen, und für den Muth des Einsenders, der sich nicht geschemt hat, solche zu veröffentlichen! Möchten Sie sich durch die sogenannte »Abfertigung« in N^o 16, und durch die Autorität von fünfzig Männern, welche die Aufforderung durch ihre Unterschrift sanctionirt haben sollen, nicht abschrecken lassen, frei und offen auszusprechen, was die allgemeine Meinung des größten Theils Ihrer Mitbürger ist! Fahren Sie fort, ohne Scheu vor der Autorität genannter Namen, aber auch ohne Spott und Ironie, — denn dazu ist die Sache zu ernsthaft — in demselben Geiste, man möchte sagen, aus der Seele des Volks zu sprechen, wo es Noth thut! Auf Ihren Namen kommt es uns hier auch nicht an, wir halten uns an die Sache, und behalten Sie die immer fest im Auge, ohne auf Spitzfindigkeiten sich einzulassen, so werden Sie die größte Theilnahme, welche Sie schon jetzt im Volke haben, sich erhalten. Die Art und Weise, wie man hier in Oldenburg Unterschriften zum Kölner Dombau gesammelt hat, lassen Sie unerwähnt, die ist ja Allen hinlänglich bekannt; es kommt hier bloß auf die Sache selbst an. Und daß darin auch außer uns Andere mit Ihnen übereinstimmen, möge begehender Aufsatz aus einem auswärtigen öffentlichen Blatte entlehnt, Ihnen

beweisen, der Ihnen wahrscheinlich unbekannt war. Er kann Ihnen Beruhigung und Muth geben, wenn Sie deren bedürfen sollten, »Abfertigungen« gegenüber, die nicht die Stimme des Volks sind, und denen es nicht gelingen wird, den practischen Sinn des Volks zu verdrängen, welches mit Worten zu fechten zwar nicht geübt ist, aber auch durch Spitzfindigkeiten und schneidende Ausdrücke sich keine andere Richtung geben läßt *).

Mehrere Bürger.

Tagesbericht.

Delmenhorst. Ein Schrei des Schmerzes ist durch unsere Stadt gezogen: unser guter Cantor, Herr Johann Heinrich Geerken ist nicht mehr unter uns! Als droben die Waage klang, da machte der Todesengel leise, leise dem treuen Knecht Gottes das Buch 53jähriger rastloser Thätigkeit zu und löschte die Flamme, die segnend geleuchtet in tausend und tausend Herzen. — Der Dahingeshiedene war der Sohn eines Schullehrers zu Hemmelingen im Hammbörschen, wurde den 9. Januar 1772 geboren und 1789 Schülzlehrer an der Domschule in Bremen, erhielt 1792 eine Lehrerstelle im St. Petri Waisenhanse daselbst und wurde 1795 den 1. Octbr. als Lehrer der ersten Bürgererschule nach Delmenhorst berufen, woselbst er am 14. April 1842 starb. Treu seinem mit ganzer Seele ergriffenen Berufe, hatte er in gewohnter Weise, noch Tages zuvor Unterricht erteilt, obwohl die erst diesen Winter sich eingestellte Hinfälligkeit des Leibes zur Ruhe mahnte. Er war ein tüchtiger, practischer Schulmann, reich an Erfahrungen des Lebens, frei in Wort und That, todtfeind dem Pharisäerthume, daher zuweilen bitter in dagegen ankämpfender, salzvoller Rede, heiter-gesprächig in der Schule und im geselligen Leben, theilnehmend gegen Jedermann. Worte der Liebe, der Hochachtung und Dankbarkeit flossen ihm vielfältig mündlich und schriftlich zu von seinen nahen und fernem Schülern, von denen mehrere

*) Der hiezu gehörige Aufsatz muß aus Mangel an Platz zurückbleiben, wird aber in der nächsten N^o der »Geskrüchte« erscheinen; und damit wünscht denn die Redaction die Acten dieses Streits zu schließen, der ohnehin in ein Gebiet hineingespielt ist, welches nicht zu den Gegenständen dieses Blatts gehört. Nur auf eine andere »Aufforderung« will sie noch aufmerksam machen, die mit den heutigen öffentlichen Anzeigen ausgegeben ist, und sich ganz dazu eignet, die Acten zu beschließen.

schon Großväter sind. Was er ihnen war, hat einer derselben ihm bereits vor einigen Jahren im folgenden Epigramm gesagt:

Ehret den Pflanzmann, welcher geistigen Saamen stets sät,
Was ich Gutes erwarb, danke ich, liebend, nur ihm.
Einziger Mann, wie soll ich, Deiner würdig, Dich nennen?
Lehrer, Vater und Freund? Alles warst Du ja mir.

Er ruhe sanft! Möge sein freundlicher die Kinderherzen
fesselnder Geist, sein holdseliger Mund der Lehre und Unterweisung auf seinen Erbsmann sich vererben.

Vorläufige Einladung.

Herr Bürgermeister, seit sieben Jahren, ein durch sein bedeutendes Talent so allgemein geschätztes Mitglied unserer Bühne verläßt den 1. Mai d. J., nach unerwartet vorhergegangener Kündigung seines Contractes, unsere Stadt.

In einem Freitag den 29. d. M. im Schauspielhanse stattfindenden Concerte, wird derselbe von dem hiesigen Publicum Abschied nehmen. Möchte eine recht zahlreiche Subscription zu diesem Unternehmen ihm doch beweisen, wie ungen wir diesen Künstler, der schwer zu ersetzen sein möchte, von uns scheiden sehen.

Oldenburg, am 21. April 1842.

Im Namen vieler.

Kirchennachricht.

Vom 16. bis 22. April sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Diederich Ahlers und Thalte Louise Heine-
mann. Gerhard Poting und Anna Hanken.

2. Getauft: Marie Caroline Elise Schmidt, Anna Margarethe Helene Kreze, Hinrich Hase, Ludwig Lambert Gaugler, Friederike Henriette Pauline Spieske, Johann Hinrich Wilhelm Bakenhus, Anna Henriette Caroline Siefermann.

3. Beerdigt: Sophie Friederike Meyer geb. Fensch 41 J., Anna Catharina Freets geb. Popphank 50 J., Talle Willers Wittwe, geb. Lüschen 44 J. Ein vor der Taufe verst. Zwillingsohn des Brinkfegers Bakenhus. Johann Christian Klarmann 59 J. Joh. Hinrich Eilert Hegeler (ertrunken) 58 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 21. April.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Grönig.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat von der Lippe.

Hierbei N^o 12 und 13 des

Wöchentlichen literarischen Anzeigensblatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtman Straßerjan

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 18.

Sonnabend, den 30. April.

1842.

Mutterliebe.

Mutterliebe, warmes Licht,
Das durch Kummerwolken bricht
Und erwärmt mein Herz,
Ach! dein traurer, milder Schein
Leuchtet Freude ganz hinein,
Und es flieht der Schmerz!

Alles Glück der Erde flieht,
Alles weicht, was uns geblüht,
Solche Liebe nicht!
Nein, mit jedem Tage neu
Glänzet nur die Muttertreu,
Läßt im Tode nicht!

Lang, in dieses Lebens Nacht,
Laß des milden Scheines Pracht,
Herr, noch leuchten mir!
Mildre ihrer Seele Schmerz,
Und das kranke Mutterherz
Finde Ruh' in Dir!

Christiane.

Musik.

(Auszug aus einem Briefe *).

Remmers, der, nachdem er in Dresden und Leipzig gespielt, in Berlin nur in Privatirkeln sich

*) Durch den Gömmer Dombau verspätet.

hatte hören lassen, ist in Stettin zweimal mit dem glänzendsten Beifalle öffentlich aufgetreten. Dann hat er am 19. März zugleich mit seinem Begleiter, dem Pianisten Herrn Schumann aus Berlin ein Concert in Danzig gegeben, von dem es in einem dortigen Blatte (Schaluppe zum Danziger Dampfboot N^o 34) heißt: »Herr Remmers hat den Ruf eines der vorzüglichsten Violin-Virtuosen unserer Zeit, wie musikalische und andere Blätter hinlänglich bezeugen, und wir können, nachdem wir ihn nun selbst gehört, das glänzendste Urtheil über den Künstler aus voller Ueberzeugung unterschreiben. Wir wüßten in der That nicht eine Eigenschaft, zur Meisterschaft der Violine gehörend, die Herrn Remmers abginge. Er vereinigt mit einem ungemein vollen, schönen Ton eine vollendete und wahrhaft bewundernswürdige Fertigkeit in Allem, was die heutige moderne Virtuosität verlangt und was nur immer auf dem Instrumente zu leisten möglich ist. Um die hervorstechenden Einzelheiten seines Spiels hervorzuheben, nennen wir besonders sein unübertreffliches Staccato, sowohl mit langem Strich, als auch mit wechselndem Bogen, das man in solcher Vollendung wohl selten hören wird. Terzen- und Decimen-Gänge, diatonische und chromatische, führt er mit der größten Rapidität und glockenrein aus. Einen besonders schönen Effect machen seine in Octaven gespielten getragenen Melodien, welche mit solcher Präcision und Reinheit zu Gehör kommen, daß man zwei Spieler dabei theilhaftig glaubt. Nicht weniger gelungen sind die Harpeggien mit springendem Bogen, die der Künstler mit der größten Leichtigkeit und mit unbegreiflicher Ausdauer ausführt. Kurz, alle nur mögliche Schwierigkeiten, wozu wir noch die ungemein



leicht und sicher ansprechenden Flageolets-Töne rechnen, überwindet Herr Kemmers ohne sichtbare Anstrengung, fast spielend und mit der höchsten Vollendung. — Was uns aber höher steht, als aller dieser Blüthenstaat der seit Paganini in Aufschwung gekommenen Virtuosität, und was eben Hr. Kemmers zu einem wahrhaft gediegenen Meister stempelt, das ist sein durch und durch seelenvolles Spiel. Hr. Kemmers kennt die Natur des Instruments, dessen größter Zauber in einem schönen, vollen Ton, und in gesangreicher Behandlung besteht, und diese hat er so in seiner Gewalt, daß sein Spiel des tiefsten Eindrucks auf die Gemüther nicht verfehlen kann. Der Ton bei den Kraftstellen ist markig und voll Energie, sein piano ungemein zart und voll Anmuth, und das pianissimo scheint gleichsam hingehaucht zu sein, — es gleicht dem Säuseln des Zephyrs in der Stille einer Mainacht. Man kann mit Recht von diesem Künstler sagen: er singt auf der Violine. — Der Umstand, daß Herr Kemmers nicht auch zugleich Componist ist, mag wohl zum Theil vortheilhaft auf seine so gediegene und vielseitige Kunstausbildung eingewirkt haben. Bei den selbstcomponirenden Virtuosen findet man gar häufig große Einseitigkeit. Ihr Streben geht dahin, diesen oder den anderen gefeierten Künstler in der Technik zu übertreffen, und sie sinnen daher über der Erfindung von neuen, noch nicht dagewesenen Schwierigkeiten, die übrigens mitunter nichts weniger als schön sind, und gefallen sich dann in denselben so sehr, daß ihr Spiel gar leicht zur stehenden Manier wird, und nicht selten in Bizarerie ausartet. Der nicht schaffende Virtuose entgeht diesem Uebelstande: er wählt aus dem reichen Kunstschätze der Besten das Beste, macht sich mit den vorzüglichsten Componisten aller Schulen vertraut, und die vielseitigste Ausbildung ist sein reicher Gewinn.

Wir hatten in dem Concert Gelegenheit, Hr. Kemmers als Repräsentant dreier Schulen zu hören. Er spielte ein Concert von de Bériot, Variationen von Kalliwoda und Variationen über ein italienisches Schlummerlied von Paganini, und wir wüßten nicht, welchem von den drei Stücken wir den Vorzug geben sollten, so meisterhaft, so ganz im Geiste ihrer Verfasser und in ihrer ausgeprägten Eigenthümlichkeit wußte der Künstler eine jede der Compositionen wieder zu geben.

L i t e r a t u r.

Cutinische Bilder. Cutin. Hofbuchdruckerei 1842. 88 S. 8. geh. 36 gr. (Der Ertrag ist der Kinder-Bewahranstalt in Cutin bestimmt.)

In N^o 7—9 dieser Blätter, sind Briefe des seel. Dr. Pfeiffer über Cutin mitgetheilt und haben den Beifall vieler Leser gefunden. Gewiß können diese lieblichen »Cu-

tinischen Bilder« auf gleichen Beifall rechnen, und wir dürfen um so mehr auf dieselben aufmerksam machen, da durch den Ankauf derselben ein edler wohlthätiger Zweck befördert wird. Sehr elegant gekleidet, auf schönem Velinpapier splendide gedruckt und mit niedlichen Biquetten geziert, treten sie dennoch sehr bescheiden auf, und beginnen mit folgendem »Antrag.«

Du freundlich Städtchen in dem großen Garten,
Der Dich, ein reizend Paradies, umschlingt,
Noch immer still? Noch immer soll'n wir warten,
Daß hell vom Liede See und Hain erklingt?
Hast Du kein Saitenspiel mehr zu vergeben,
Kein zündend Feuer für die Dichterbrust?
Schwand, Sängerkraft, mit zweier Meiser Leben
Die holde Kunst Dir hin, die Sangeslust?
Ist es ein tiefbetäubend Angedenken,
Was Dir den Muth, die Freudigkeit benimmt,
Die zarte Leier wieder zu versenken?
Hat sie im kalten Anhauch sich verstimmt,
Als sich zwei edle Männerherzen schieden?
Erlehnst Du in Deinem tiefen Schmerz
Den langentbehrten, keitern Dichterfrieden,
Und findest doch kein großes Sängerberz,
Dich mit Dir selber wieder zu vereinen:
Sieh nicht nach oben mehr, sieh niederwärts,
Versuch es denn einmal mit einem kleinen.»

Dann folgt ein »Mythus« der die Entstehung Holsteins erzählt, mit dem Schlusse:

»Ob den Mythus ich erborgt?
Wo ich ihn wohl hergenommen?
Hab' ihn keinem abgehört;
Sagt, wie sollt' ich dazu kommen?
Würde mich ja doch wohl hüten,
Jetzt, wo jeder seine Mythen
Sich bekanntlich selbst besorgt.«

Die Bilder sind: Holsteins Jahreszeiten. — Räthsel. — Der Schloßgarten. — Nächtliche Säger. — Frühlingst. — Im Bentiner Holze. — Uglei und Kellersee. — Enttäuschung. — Fissaubrük. — Der Buchenhain. — Das Prinzenholz. — Der Gottesacker. — Geduld! — Des Greises Heimweh. — Gemeinfinn. — Der Kirchturm. — Der Ofen. — Im Garten am großen See. — Nachtfahrt auf dem See. — Himmlische Liebe. — Irdische Liebe. — Gremsmühlen — und viele derselben geben gleichsam einen poetischen Commentar zu den freundlichen Schilderungen unsers verewigten Pfeiffer.

Wir können es uns nicht versagen, bei der Frühlingst. »Frühlingst.« überschrieben, hier mitzutheilen.

Rein, länger will es nicht mehr gehn,
Wird mir um's Herz so bange;
Muß mal in blaue Augen sehn,
Dort an dem Uferhange!

Der kleine See im Bette dehnt
Erwachend seine Glieder,
Hepatica am Strande lehnt
Sich freundlich auf ihn nieder.

Das ist die erste Frühlingsluft,
Das sind die blauen Augen,
Aus denen die gepresste Brust
Erquickung möchte saugen.

Wenn die Tage sich erhehlen,
Mild und warm die Sonne scheint,
Wenn die Knospen mächtig schwellen,
Blümchen lacht, die Rebe weint,
Wenn die Keime in dem Garten
Ihrer Auferstehung warten,
Reimt es auch in deiner Brust:
Das ist zweite Frühlingsluft.

Aber wenn in Blütenschnee
Baum und Hagen sich verhüllen,
Wenn die Flur, der Hain, der See
Sich mit lautem Leben füllen,
Fischlein aus den Flurben springen,
Wenn die Vögel lustig singen,
Wenn du selber singen mußt:
Das ist volle Frühlingsluft.

Correspondenz.

Delmenhorst, den 21. April 1842.

Gestern fand die Beerdigung der Leiche unsers hochverdienten Lehrers, des Herrn Cantor Geerken Statt. Eine kurze Beschreibung der dabei stattgefundenen Feierlichkeiten wird vielleicht manchem Leser dieser Blätter nicht unwillkommen sein. Den Nekrolog dieses würdigen Mannes überlasse ich gern einer gewandteren Feder.

Gleich nach dem unerwartet schnellen Tode unsers Lehrers, sprach bei der Bürgerschaft der Wunsch sich aus, demselben zu seiner letzten Ruhestätte zu folgen. Um das geregelter bewirken und ordnen zu können, erließen zwei seiner früheren Schüler folgenden Aufruf:

An die Bürger der Stadt Delmenhorst.

Durch das Ableben unseres allverehrten Lehrers und väterlichen Freundes, des Herrn Cantor Geerken, ist die gesammte Bürgerschaft in eine allgemeine Trauer versetzt, die sich um so lebhafter ausdrückt, je unerwarteter der Tod den Geschiedenen aus unserer Mitte und somit aus dem Kreise seiner Thätigkeit gerufen hat, dem er in Bremen drei und hier sieben und vierzig Jahre unermüdet widmete.

Wohl nur wenig Lehrern mag es, wie ihm, vergönnt sein, die Entel ihrer ersten Schüler an demselben Orte zu unterrichten, wenigeren noch, sich eine so allgemeine Anerkennung eines thätigen, rastlosen Strebens zu erringen und im Laufe von einem halben Jahrhundert unwandelbar zu erhalten. Sein offenes, treues Wesen, seine Biederkeit und Keuschheit, seine Humanität, sie hat Anklang und Aner-

kennung gefunden, unter den höchsten Ständen sowohl, als in der Wohnung der Armut. Der Geschiedene stand Jedem gleich nah!

Was er uns gewesen, als treuer Freund, Lehrer und Rathgeber, wird sich schwer ersagen lassen, verdankt doch nur ihm, und lediglich ihm, mancher seine Stellung, die er in der Welt vor vielen errungen.

Er ist von uns gegangen am letzten Tage seines Wirkens und uns bleibt nur eine letzte, aber heilige Pflicht, sein Andenken als Lehrer, Freund und Erzieher zu ehren.

Die Unterzeichneten glauben daher einem allgemeinen Wunsch zu entsprechen, wenn sie die gesammte Bürgerschaft auffordern, ihm auf seinem letzten Wege zum Friedhof zu folgen, wo er ruhen soll von seinen Werken und der Vergeltung entgegenzusehen darf, die der Herr seinen treuen Dienern verheißt hat. Wir haben es ja nicht vermocht, ihn für die Mühen der Jugend, die Arbeit des Mannes und die Last des Alters zu entschädigen und somit bleibt uns Nichts, als zu beweisen, daß wir sein Wirken und Handeln ehren und anerkennen, daß wir beweisen, wozu er uns herangebildet, daß wir beweisen, was wir ihm verdanken. Dieses aber können wir nicht öffentlich, nicht überzeugender, als durch Begleitung der theuren Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte. Möge da Niemand fehlen, arm oder reich, vornehm oder gering, jung oder alt.

Die kleinen Mädchen werden gebeten, in weißen Feierkleidern zu erscheinen, einen Blumenstrauß in der Hand. Sie sollen den Trauerzug eröffnen. Ihnen folgen die Knaben mit Bibel und Gesangbuch. Der Versammlungsort für Alle ist die Kirche. Der Tag der Beerdigung ist der nächste Mittwoch. Um vier Uhr Nachmittags werden die Kirchthüren geöffnet sein und um fünf Uhr wird der Trauerzug beginnen.

Delmenhorst, den 18. April 1842.

Gleich nachher traten die früheren, jetzt aber bereits confirmirten, Schülerinnen zusammen, um der Leiche des hochverdienten Mannes folgen zu können. Das Ersuchen an sie, dem Trauerzuge beizuwohnen, lautet:

Die bereits confirmirten Schülerinnen unseres würdigen Lehrers, des Herrn Cantor Geerken, haben die Absicht ausgesprochen, seiner Leiche auf dem letzten, schweren Gange, zu folgen.

Es liegt hierin der redendste Beweis, welche allgemeine Anerkennung, Achtung und Liebe der Verstorbene sich zu erringen und zu erhalten wußte.

Die Unterzeichneten halten es daher für ihre unwan- delbare Pflicht, die jungen, bereits confirmirten Damen, die dem letzten Wege ihres würdigen Lehrers zu folgen beabsichtigen, gehorsamst einzuladen, sich in Trauerkleidern am nächsten Mittwoch, Nachmittags fünf Uhr in der Kirche zu versammeln. — Unmittelbar vor den Herren Pastoren würden sie die Leiche zur Ruhestätte führen.

Den alten, braven Herrn, der jetzt von uns gegangen, wird die Erde gewiß nicht drücken; ein Körbchen voll



Blumen auf seinen Sarg gestreut, wenn er eingesenkt ist in seine enge Klausel, wird gewiß Jede ihm gern weihen. Sie ehren den Geschiedenen sowohl, wie sie zugleich die Anerkennung der Verdienste an den Tag legen, die er für alle Zeiten sich erworben.

Delmenhorst, den 19. April 1842.

Diese Damen erschienen im vollkommenen Trauer-Anzuge, das Gesicht mit schwarzem Schleier bedeckt.

Mädchen und Knaben versammelten sich in der zweiten Schule und geführt von ihren Lehrern, holten sie die beiden Herren Prediger aus ihren Wohnungen ab und führten sie zu dem Sterbehause.

Von da bewegte sich der Zug in folgender Ordnung: zuerst die Mädchen, ihnen folgten die Knaben, diesen die jungen Damen und diesen unmittelbar die beiden Herren Prediger. Dann die Leiche, getragen von vierundzwanzig seiner früheren Schüler. Dann folgten die Enkel und nächsten Verwandte des Verbliebenen. An diese schlossen die Mitglieder des Landgerichtes und Amtes, dann der gesammte Stadtmagistrat sich an. Dem zunächst folgten die Lehrer aus den benachbarten Gemeinden und diesen die gesammte Bürgerschaft; je vier in einer Reihe.

Mit dem Schläge fünf begannen die Glocken zu läuten und unmittelbar darauf setzte der Zug sich in Bewegung. Als er auf dem, vor der Stadt gelegenen, Kirchhof anlangte, war eine große Zahl der früheren Schülerinnen des Verstorbenen, jetzt verheiratete Frauen, um sein Grab geschaart. — Als der Sarg eingesenkt war, streuten die Mädchen und jungen Damen ihre Blumen darauf. Von dem hiesigen Singverein wurde dann das Lied: »Wie sie so sanft ruhn etc.« vorgetragen. Nun trat Herr Pastor Wardenburg an die Gruft und hielt eine Rede, und als er zum Schluß ergreifend sprach, was der Geschiedene als Lehrer uns gewesen, da mögen wenig Augen ohne Thränen geblieben sein. — Von den versammelten Schülern wurden dann die ersten beiden Verse aus unserem Gesangbuche, N^o 390, gesungen. Ein stilles Gebet aller Anwesenden schloß die Feierlichkeit.

Der Zug ging in derselben Ordnung vom Friedhof, wie er gekommen. Etwas über tausend Personen jeglichen Standes mögen um das Grab versammelt gewesen sein.

Wenn jede Thräne, die dem Verklärten da geweint, zu einer Blüthenknospe vor dem Throne des Ewigen werden darf, so wird ihm, dem jetzt Hingegangenen, ein reicher, verdienster Kranz gewunden werden. J.

Bremen, den 23. April 1842.

Morgen kommt von unserm Paul Wilken (Lieutenant im hiesigen Infanterie-Bataillon) »Ratte« wiederum zur Darstellung.

Die Aufnahme des Stückes, welches am letzten Diens- tage bei gedrängtvollerem Hause zum Erstenmale zur Auf- führung kam, war in der That glänzend. Über unser Wilken verdient auch eine solche Aufmunterung. Sein Talent zu theatralischen Sachen gab sich auf herrliche Weise kund, und es ist als gewiß anzunehmen, daß, fährt der Verfasser so kräftig fort, er in seinen folgenden Arbeiten etwas ganz Vorzügliches leisten wird. Die Bremer aber zeigten bei dieser Gelegenheit einmal wieder, wie gern sie auch ein heimisches Talent unterstützen, und suchten den Dichter durch allgemeines Hervorrufen zu lohnen.

Möge unser Wilken nun auf der so schön betretenen Bahn fortschreiten!
M.

Kirchennachricht.

Vom 23. bis 29. April sind in der Dtb. Gem.

1. Copulirt: Conrad Heinrich Adolph Friedrichs und Anna Sophie Wilers geb. Hays. Gerd Silers und Grete Silers, Gerd Helms und Thalte Margarethe Wohlen. Heinrich Wilhelm Anton Rahlwes und Johann Henriette Beall. Johann Silers und Helene Freels.

2. Getauft: Johanne Christiane Henriette Voigt. Ger- hard Barlemeyer. Adolph Hermann Heinrich Bernhard Hin- rich. Auguste Johanne Luise Feyrenkamp. Johann Friedrich Büffelmann. Hermann Denker. Johann Heinrich Diederich und Johann Friedrich Gerhard Kreye (Zwill.). Diederich Rosenbohm. Adolph Heinrich David Tepeten (unehel.)

3. Beerdigt: Johann Hinrich Denker (ertrunken) 23 J. Carl Friedrich Schmidt 2 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 1. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Am Himmelfahrtstage, d. 5. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Hierauf Excommunication durch den Herrn Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Basse.

Hierbei N^o 14 und 15 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzischen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulzische Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 19.

Sonnabend, den 7. Mai.

1842.

Audiat et altera pars *).

(Etwas von einem Katholiken.)

Wofern dein Bruder an dir sündigt, so verweise es ihm; und wenn er es bereuet, so vergieb ihm. Lucas XVII. 3.

Der in N^o 14 der »Mittheilungen,« vom 2. April v. J., unter der Aufschrift: »An den Herrn Redacteur der Mittheilungen« von einem gewissen P. veröffentlichte angeblühe Auszug eines Briefes von einem Freunde auf dem Lande — betreffend den Eölnner Dombau — ist zwar in N^o 16 der »Mittheilungen« von dem Herrn Dr. Adolph Stahr schon beleuchtet worden. Jedoch ist dabei — was sich auch von einem Protestanten nicht anders erwarten ließ — ein Punkt übergangen worden, nämlich die in dem gedachten Briefauszuge enthaltene Schmäzung gegen die Katholiken. Freilich sind die letzteren schon sehr daran gewöhnt, über ihre Glaubenslehre und kirchliche Verfassung allerlei Unwahrheiten statt der Wahrheit von Seiten der Katholiken im Publikum verbreitet zu sehen, und darf es nicht Wunder nehmen, daß sie nur selten die Unredlichkeit und Unwissenheit ihrer Gegner aufdecken, denn diese scheuen sich nicht, immer wieder von vorne anzufangen, und zehn- ja hundertmal Widerlegtes von Neuem vorzubringen. In-

*) Dieser Spruch, der gebieterisch zur Unparteilichkeit auffordert, ist so mächtig, daß die Redaction ungeachtet des in N^o 17 geäußerten Wunsches, den Abdruck dieser Verteidigung nicht verweigern kann, sie hofft jedoch, daß solche zu fernerer Erörterung des Gegenstandes keine Veranlassung geben werde.

des in unserm Ländchen wurden die darin wohnenden Katholiken (etwa siebenzig Tausend) bisher noch so ziemlich mit dergleichen Kränkungen von Seiten ihrer protestantischen Landsleute verschont. Daher scheint es hier jetzt, beim Beginn des entgegengesetzten Verfahrens, noch an der Zeit zu sein, und hält der Ekel der öfteren Wiederholung noch nicht davon ab, auf solche, anderwärts schon so oft gehörte, aber genügend widerlegte Angriffe, wie sie in dem betreffenden Aufsatze enthalten, etwas zu erwidern.

Herr P. oder sein ländlicher Freund sagt unter Andern: »Warum sollen wir den Bau ausführen, der freilich groß gedacht und kühn begonnen wurde, aber nur ausgeführt werden konnte, so lange der Einfluß und die Gewalt der Hierarchie über die Kräfte des ganzen Deutschlands disponirte, der stockte, sobald die Morgenröthe der Reformation zu tagen begann, der stillstand, nachdem Luther die Geister befreiet hatte, die bis dahin der geistlichen Macht blindlings gehorchten, nachdem er den Wahn zerstört hatte, daß man durch solche Werke sich den Himmel verdienen könne, wenn man durch ein sündiges Leben seiner unwürdig geworden.«

Dem Einsender dieses, wie gewiß allen Katholiken, ist es als solchen gleichgültig, ob die Protestanten zur Ausführung des Dombaus beitragen oder nicht, denn weder die ganze katholische Kirche, noch die besondere Eölnische bedarf zu ihrer Aufnahme oder Erhaltung der Vollendung des Eölnner Doms, auch sind in Eöln zur Abwartung des Gottesdienstes für seine katholischen Einwohner hinreichend Kirchen vorhanden. Die Behauptung muß aber selbst einen unbefangenen Protestanten befremden, daß der Dombau nur ausgeführt werden konnte, so lange der Einfluß und die Gewalt der Hierarchie über die Kräfte des ganzen Deutsch-



lands disponierte, d. h. — in katholischer Weise gesprochen — so lange die Bewohner des ganzen Deutschlands noch eine Herde unter mehreren Unterhirten und einem Oberhirten, dem Nachfolger auf dem Stuhle Petri, bildeten. Sollten die etwa zwanzig Millionen zählenden Katholiken Deutschlands ohne Beihilfe ihrer, etwa 15 Millionen zählenden lutherischen und etwa 2 Millionen zählenden reformirten Landsleute den Dom zu Cöln nicht vollenden können?! — Es ist wahr, daß der Bau stockte, als die, ganz Deutschland in Bewegung setzende, überall Spaltung und Zwietracht und so viele blutige Kriege und Töden veranlassende Reformation begann, als bald darauf der Kurfürst und Erzbischof Hermann von Cöln mit Zustimmung eines Theils seines Domcapitels auch in seinem Erzsitze eine Reformation vornehmen wollte, und darüber mit dem andern Theile des Domcapitels und mit der Universität und dem Magistrate zu Cöln in Streit gerieth, als später der Kurfürst und Erzbischof Gebhard von Cöln sich wohl mehr für eine Nonne, die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, als für den Dom interessirte, und um sich mit der ersteren zu verbinden, auf das Verlangen der Brüder derselben, dem alten Glauben entsagte, und zu der neuen Lehre übertrat, dann aber seiner Stelle entsetzt wurde und aus dem Lande floh. Allein wenn man die Stockung des Dombaus als eine Trophäe der Reformation ansehen will, so kann man mit gleichem Fug die, in dem, in Folge der Reformation entstandenen, s. g. Bauernkriege zerstörten zahlreichen Ritterstige und Klöster in Schwaben, Franken, Thüringen und am Rhein als eben so viele Trophäen derselben betrachten. Ueber die angebliche Befreiung der Geister von Seiten Luthers denken die Katholiken ganz anders, als Herr P. oder sein Freund; indes die verschiedenen Ansichten darüber unter Katholiken und Lutheranern werden wohl nie ausgeglichen werden, wenigstens scheinen diese Blätter nicht geeignet, durch eine Besprechung darin zur Beendigung des schon so lange und von beiden Seiten in so weitaufgehenden Schriften geführten Streits etwas beizutragen. Nur dem, ohne alle nähere Begründung gemachten Vorwurfe, daß bis zu der angeblichen Befreiung von Seiten Luthers die Geister, d. h. wohl die Katholiken, der geistlichen Macht blindlings gehorchten, darf und soll hier begegnet werden. In weltlichen Dingen und in Betreff der Kirchenzucht haben nach dem Zeugniß der Geschichte die katholischen geistlichen Oberen von jeher bis auf Luther von Laien wie von niederen Geistlichen genug Widerspruch und beziehungsweise Vorstellungen hingenommen. Der gedachte Vorwurf soll sich daher wohl nur auf Glaubenssachen beziehen. So ist uns Katholiken von Protestanten schon oft genug gesagt worden, daß wir blindlings Alles glauben müssen, was die katholische Kirche oder das sichtbare Oberhaupt derselben, der Papst, uns zu glauben befiehlt. Aber wir können denen die so etwas behaupten, dreist sagen: Ihr seid entweder Unwissende, die über etwas urtheilen, was sie nicht

kennen, oder Ihr redet absichtlich Unwahr. — Wie Christus und die Apostel Niemandem befohlen haben, ihren Glauben anzunehmen; vielmehr dieses der eigenen Forschung und dem Wahrheitsgeföhle ihrer Zeitgenossen überlassen haben: so auch von jeher die katholische Kirche. Sie beweist sich bei Fertigung und Veröffentlichung ihrer Glaubensbestimmungen zunächst nur als Lehlerin der Wahrheit, welche das Evangelium rein zu verkünden und gegen jede Verfälschung zu sichern hat; sie spricht daher in ihren Symbolen und Kanonen nur aus, was apostolische Ueberlieferung ist, und stellt dieß den Einfällen der Menschen entgegen, auch sind ihre Glaubensformeln in der Art abgefaßt, daß Jeder, der sie ablegt, seine völlige Freiheit dabei zu erkennen giebt. Die katholische Kirche will zwar die gläubige Annahme ihrer Lehren bei ihren Mitgliedern, aber eben daraus, daß sie dieselbe durch Unterweisungen in ihnen hervorzubringen sucht, erzieht sich schon, daß sie keinen blinden Glauben verlangt. Daher darf und soll auch jeder Katholik dahin streben, alle Gründe aufzusuchen, aufzuhellen und sich vorzuzahlen, wodurch er sich von der Wahrheit der Dogmen überzeugen möge, ohne daß dabei aufsteigende Zweifel und Bedenken und weitere Untersuchungen als unzulässig und sündhaft erscheinen. Nur der Lehre der Kirche widersprechen, d. h. das Gegentheil derselben behaupten, und die Lehlerin der Wahrheit als im Irrthum besangenen beschuldigen, darf er nicht — schon deshalb nicht, weil — er dadurch sich selbst von der Kirche ausschließt.

Ferner soll Luther den Wahn zerstört haben, daß man durch solche Werke (die Erbauung von Kirchen) sich den Himmel verdienen könne, wenn man durch ein sündiges Leben seiner unwürdig geworden. — Ob und wie weit ein solcher Wahn zur Zeit Luthers geherrscht hat, ist dem Einsender dieses nicht bekannt, wohl aber, daß ein solcher Wahn nie Glaubenssach der katholischen Kirche gewesen ist. Sie lehrte von dem rechtfertigenden Glauben, daß der Glaube allein nicht gerecht mache vor Gott, daß vielmehr die Liebe hinzukommen, ihn beleben müsse, oder mit andern Worten, daß der Glaube, durch welchen wir von der Sünde gereinigt werden, nicht der unlebendige Glaube sei, der mit der Sünde vorhanden sein könne, sondern der durch die Liebe lebendige, durch Werke der Liebe, durch gute Werke thätige Glaube. — Luther dagegen sagte: »Unsere Pabisten und Sophisten haben dergleichen auch gelehret, als nemlich, das man solt an Christum glauben, und das der glaube die Grundfeste were der seligkeit. Aber doch künde derselbige glaube niemand gerecht machen, Es were denn fides formata. Das ist er hette seine rechte gestalt von der Liebe zuvor empfangen. Dieses ist denn nicht die warheit, sondern ein eitler, ertlichteter Schein und falsche triegliche teuscherei des Evangelii.« — »Darumb denn allein der glaube machet gerecht, der durchs Wort Christum ergreiffet, und mit dem geschmückt oder gezieret wird, und nicht der glaube, der die Liebe in sich

schleust.« Und (der Urtex ist lateinisch) an einem andern Orte: »Nun siehst du, wie reich der Christ oder der Getaufte ist; denn auch, wenn er will, kann er sein Heil nicht verlieren, so groß auch seine Sünden sein mögen, es sei denn, er wolle nicht glauben...« und noch an einem andern Orte: »Wenn im Glauben ein Ehebruch begangen werden könnte, er wäre keine Sünde.« — Jeder mag selbst nach dem Evangelium und der gefunden Verunft entscheiden, ob und wo hier Wahn und wo Wahrheit sich findet.

Weiter heißt es in dem betreffenden Aussage: »Warum sollen wir dem Domcapitel zu Eßln, von dessen Oberhaupte noch erst jüngst der Versuch ausging, durch einen Angriff auf die süßesten Gefühle des Herzens uns unter jene Macht (die, wie es vorher heißt, frei disponirte über der Deutschen geistige und materielle Kräfte) zurückzuführen, warum sollen wir diesem ein Prachtgebäude auführen.«

Daß das »Oberhaupt« des Eßlner Domcapitels jüngst einen Angriff auf die süßesten Gefühle des Herzens gemacht habe, davon hat Einsender dieses nichts erfahren. Ist aber vielleicht die Weigerung des Erzbischofs von Eßln hinsichtlich der Copulation bei den s. g. gemischten Ehen gemeint: so ist nicht zu begreifen, wie P.'s Freund und mancher andere Protestant, dessen eigene süßeste Herzensgefühle gar nicht mal angegriffen sind, darüber so großen Mergel empfinden können. Die katholische Kirche mißbilligte von jeher aus den wichtigsten Gründen die gemischten Ehen, und wollte dieselben nur dann eingeseget wissen, wenn für den Glauben des katholischen Eheheils und der etwa erfolgenden Kinder genügende Bürgschaft gegeben war. Der Erzbischof von Eßln hat daher in dieser Hinsicht nichts Neues eingeführt. Dann aber auch kann über jenes althergebrachte Verfahren der katholischen Kirche vernünftigerweise kein Protestant sich beklagen. Denn wollen beide Eheheile, daß die zu erwartenden Kinder katholisch werden sollen, so ist Alles in Ordnung; will der protestantische Theil aber, daß die Kinder in seiner Religion, der katholische dagegen, daß sie in der katholischen Religion erzogen werden sollen, so wird ohnehin die Ehe nicht zu Stande kommen. Es bleibt daher nur noch der dritte Fall, daß der protestantische Theil die Kinder in seiner Religion erziehen lassen und der katholische Theil dieses zugeben will, indem er die protestantische Religion für eben so gut und heilwiegend hält, als die katholische — denn das muß er thun, weil sonst ein zärtlicher Vater, eine zärtliche Mutter, die für ihre Kinder mehr sorgen als für sich selbst, jenes nicht zugeben kann und darf —; dann kann auch der katholische Theil selbst zu der protestantischen Religion überreten, sich von einem protestantischen Geistlichen trauen lassen, und alle Hindernisse und Schwierigkeiten sind beseitigt. Wundern muß man sich übrigens, daß Protestanten über das berühmte Verfahren der katholischen Kirche, wobei doch dem akatholischen Theile kein Zwang angethan wird,

so gewaltiges Geschrei erheben; während sie über das Verfahren ihrer eigenen Glaubenspartei in deutschen Ländern, z. B. im dänischen Herzogthum Holstein, wo alle Kinder aus gemischten Ehen, die Eltern mögen es wollen oder nicht, es mag der Vater oder die Mutter protestantisch sein, in der protestantischen Religion erzogen werden müssen, tiefes Stillschweigen beobachten! —

Eine andere Stelle in dem mehrerwähnten Aussage lautet so: »Nein, er (der Dom) gehört einer Partei, einer Glaubenspartei zwar, aber einer solchen, die alle diejenigen, welche nicht zu ihr gehören, als Ungläubige verachtet und von den Freunden des Himmels ausschließt, einer Partei, welche dahin strebt, die Gewalt wieder zu erlangen, die damals herrschte, als der Dombau begonnen wurde, einer Partei, die uns das Joch wieder aufzulegen trachtet, das Luther zerbrach, als der Dombau stockte, einer Partei die uns einem Oberhaupte wieder zu unterwerfen beflissen ist...« u. s. w.

Die katholische Kirche, deren Glaube, wie schon vorhin bemerkt wurde, von der Liebe belebt und umschlungen wird, die so nachdrücklich die Liebe predigt, und nur den in Liebe wirksamen Glauben für gottgefällig machend erklärt; — sie sollte so lieblos sein, daß sie alle diejenigen, welche nicht zu ihr gehören, als Ungläubige verachtet, wohl verstanden, verachtet?! Wahrlich, das wäre die größte Inconsequenz, und doch ist die Consequenz im Katholicismus, selbst von gelehrten Protestanten, immer anerkannt worden. Nein, kein wahrer Katholik verachtet die Nichtkatholiken wegen ihres Unglaubens oder nichtkatholischen Glaubens, wenn er, gemäß der ihm gepredigten Liebe, sie auch bemitleidet und bedauert, daß sie den ihn beseligenden Glauben nicht theilen. — Auch schließt die katholische Kirche nicht alle diejenigen, welche nicht zu ihr gehören, von den Freunden des Himmels aus. Es kommen zwar in Symbolen die Sätze vor: »Jeder, der gerettet werden will, muß vor Allem den katholischen Glauben festhalten...« »Dies ist die katholische Glaubenslehre, und wer sie nicht tren und fest glaubt, kann nicht gerettet werden.« Diese Glaubensbekenntnisse sind aber zunächst gegen solche abgefaßt, welche die darin aufgenommenen Artikel läugneten und bekämpften; und in Beziehung auf diese feindseligen Geister ist ihre Verwerfung mit dem Verluste des Heils bedroht; außerdem kann durch obige Formeln nur der objective Werth, die unantastbare Wahrheit der Symbole, keineswegs die Nothwendigkeit ihrer Kenntniß und Annahme von Seiten der Gläubigen ausgedrückt sein, weil im letzteren Falle unendlich viel zu Grunde gegangen sein und noch immer zu Grunde gehen würden, indem selbst unendlich viele Katholiken diese Artikel nicht gekannt haben und noch immer nicht kennen. — Heißt es bei dem Evangelisten Marcus XVI. 16: »Wer glaubt und getauft ist, wird gerettet werden; wer nicht glaubt, wird verdammnet werden;« spricht Paulus Galat. I. 8. 9. ein wiederholtes Anathem gegen jene, die ein anderes Evange-

lium predigen, als er; sagt er, V. 12., die sollen abge-
schnitten werden, welche die Gemeinde irre führen; und
übergibt er, Timoth. II. 19. 20. einige, die im Glauben
Schiffbruch gelitten haben, dem Satan: — wie können es
da Nichtkatholiken der katholischen Kirche so gewaltig übel
nehmen, daß sie den katholischen Glauben für den allein
seligmachenden, d. i. den allein wahren erklärt, oder ihn
als den allein sichern Weg des Heils bezeichnet, und des
vom Apostel Paulus ausgesprochenen Anathems zu allen
Zeiten als Flammenschwertes sich bediente, um damit die
Irrlehren aus dem Heiligthume hinauszuschlagen und von
demselben abzuhalten.

Sprach doch selbst Luther's Parthei, als sie in den
Zeiten der Reformation ihr Glaubensbekenntniß in der
Augsburger Confession aufstellte, gegen mehrere, ihren Ar-
tikeln zuwiderlaufende Lehren und deren Verfechter den Fluch
aus: Fluch den Manichäern, Arianern, Mahomedanern
und allen ihnen ähnlichen Irrelchren, Fluch den Samoseta-
nern, den alten und neuen, Fluch den Pelagianern und
denen, welche die Erbsünde nicht für Sünde halten, Fluch
den Anabaptisten, den Donatisten und allen, welche die
wahrhaftige Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im
heiligen Abendmahle läugnen, Fluch denen, welche lehren,
daß die Sacramente ex opere operato rechtfertigen;
welchen Fluch nun die s. g. evangelische Kirche feierlichst
so oft wiederholt, als sie den Säcular- oder auch Jahres-
tag der Ueberreichung der besagten Confession mit Dank
und Jubel begeht.

Das Hirngespinnst des P.'schen Freundes von einem
Streben der katholischen Kirche (er beliebt sie geringschätzend
blos Parthei zu nennen), ihn und seinen lutherischen Glau-
bensgenossen das angeblich von Luther zerbrochene Joch
wieder aufzulegen, wird sich schwerlich vernichten lassen;
nur das sei ihm bemerkt, daß die katholische Kirche gar
kein Joch hat, und der Katholik gar kein Joch trägt, es
sei denn ein solches, wovon Christus sagt: »mein Joch
ist sanft und meine Bürde ist leicht.« — Die Liebe muß
zwar die katholische Kirche und jeden Katholiken, der von
der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist, wünschen las-
sen, daß diese Religion allen Menschen zu Theil werde;
allein es wird dabei gewiß kein unpassenderes Trachten und
Beflissen sein an den Tag gelegt, als wenn Lutheraner das
ihnen, wie der P.'sche Freund sich ausdrückt, angezündete
Licht der Aufklärung durch ihre Missionsanstalten und auf
sonstige Weise verbreiten und ihren Nebenmenschen mit-
theilen.

Mögen diese, so kurz als möglich gehaltenen Bemerkungen den Hrn. P. und seinen Freund zu einer andern
Ansicht von der katholischen Kirche und den Katholiken
bringen, mögen sie überhaupt dazu beitragen, gegenseitige

Achtung und gutes Vernehmen unter den beiden verschiede-
nen christlichen Confessionen in unserm Ländchen zu beför-
dern. Nur zu diesem Zwecke hat Einsender, ein Laie, der
mit dem Dombau nichts zu schaffen hat, und kein Mitglied
irgend eines Dombauvereins ist, sie geschrieben.

Vorschlag.

Da ich schon seit längerer Zeit häufig und von vielen Sei-
ten um Empfehlung eines guten Lehrers im Gesang oder Klavier-
spiel angegangen werde, immer aber um die Antwort verlegen
gewesen bin, insbesondere auch, weil die mir bekannten hiesigen
Musiklehrer mit Unterrichtsstunden schon übermäßig in Anspruch
genommen sind, das Bedürfniß aber, einen, oder vielleicht einige
gute Lehrer mehr hier zu haben, als gegenwärtig da sein möch-
ten, jedenfalls groß ist, so erlaube ich mir im Interesse des mu-
sikkliebenden Publicums hieselbst folgenden Vorschlag zu machen:
Diejenigen, die selbst oder für ihre Kinder einen Lehrer zu haben
wünschen, so wie er heutige stags sein muß, mögen sich
gefälligst an mich wenden, und sich verpflichten, ein Jahr lang,
für wöchentlich wenigstens 2 Stunden, 16 Stunden einzuweisen
zu 6 Thaler Gold gerechnet, einen solchen honoriren zu wollen.
Ich will sodann, wenn ich auf diese Weise mich in den Stand
gelegt finden werde, auf ein Jahr lang Einem ein gutes Aus-
kommen hieselbst zu garantiren, versuchen, ob ich Jemanden als
bloßen Musiklehrer im Gesang und Klavierpiel hieher zu
ziehen vermögen werde, übrigen einen Lehrer der Art, wie er
beschaffen sein muß, damit ich ihn als den heutigen An-
sprüchen genügen, insbesondere auch einem gebildeten
Publicum empfehle.

D. Klüdemann.

Kirchennachricht.

Vom 30. April bis 6. Mai sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: Anton Gottlieb Ferdinand Gökens und Anna Maria Spannhake. Gottlieb Friedrich und Anna Catharina Margarethe Deten. Johann Köben und Anna Catharina Bischof. Johann Georg Eck und Catharine Margarethe Sophie Ranken geb. Behnkuhl. Hinrich Ahlers und Thalle Margarethe Klockether. Gerhard Harms und Amuth Margarethe Arnken.
2. Getauft: Johann Friedrich Gerhard Meyer. Johann Wilhelm Helms. Gerhard Wilken. Helene Friederike Ernestine Rose. Adolphine Luise Caroline Hoting. Carl Friedrich Wilhelm Propping.
3. Beerdigt: Anna Elisabeth Weiger geb. Meine 89 J. Catharine Meyer 28 J. Gesche Hoting geb. Freies 61 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 8. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Buffe.

Redaction: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Hierzu eine Extrabeilage: Ueber eine Aufforderung des Hrn. v. Sühnow.

M i t t h e i l u n g e n

aus

O l d e n b u r g.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 20.

Sonnabend, den 14. Mai.

1842.

Noch ein Vorschlag in Betreff des Krankenhauses.

Kürzlich ist mit den Anzeigen eine Aufforderung zu einem Hilfsverein für das neue Krankenhaus vertheilt, und wenn man auch sehr verschiedene Urtheile über diesen Vorschlag hört, soll doch schon eine bedeutende Zahl von Beträgen zugesichert sein und wird daher das Unternehmen einen erfreulichen Fortgang haben.

Sind es denn aber wirklich die hohen Verpflegungskosten^{*)}, welche die Benutzung der, ja auch erst seit einem halben Jahre eröffneten, Anstalt erheblich gehindert haben? — Eine nähere Untersuchung möchte hier zu einem ganz andern Resultate führen.

Außer den eigentlich Armen sind hauptsächlich an das Krankenhaus gewiesen, die einzeln stehenden, nicht wohlhabenden Personen der mittleren und unteren Volksklasse, besonders Diensthöten, Handwerksgesellen, Näherinnen u. dgl. Diese haben das alte Krankenhaus aber nicht benutzt, denn dasselbe war so schlecht, daß nur die äußerste Noth Andere als die vom Armenwesen zu Verpflegenden dahin führte, und dadurch war die Scheu vor demselben so stark und so allgemein geworden, daß eine Herrschaft, die ihren Diensthöten, ohne die dringendste häusliche Nothwendigkeit,

in das Krankenhaus schickte, dadurch sogar in eine Art von Verriuf kam.

Diese Scheu, dieser Widerwille gegen die Verpflegung in einem öffentlichen Hospital ist nun, trotz der gänzlichen Umwandlung der Anstalt einstweilen noch geblieben und wohl darin hauptsächlich der Grund zu finden, daß dieselbe nicht mehr benutzt wird. Ich weiß aus dem eignen Munde einer Dienstherrschaft in der Stadt, daß ihre tüchtige, indes kränkliche und sonst sehr verständige Dienstmagd in steter, durch keine Gegengründe zu besiegender Besorgnis lebt, sie werde jetzt, wenn sie ernstlich erkranken sollte, in das Krankenhaus geschickt werden.

Ein solches unverständiges Vorurtheil ist freilich auffallend und weit blinder als die Opposition gegen die 24 % für den Eblner Dom, über welche auch Manche sich wundern, da von einer solchen wirklichen Opposition in andern deutschen Ländern nichts laut geworden ist. Diese haben nicht bedacht, daß in unserm Lande das öffentliche Leben nur nach einem schwachen Puls schlägt, und daß daher selbst unter denjenigen Männern, die Geschick und Bildung genug haben, einen Aufruf für ein öffentliches Blatt abzufassen, solche sich finden können, die es an den Tag legen mögen, daß sie eine nationale Idee nicht begreifen und die nicht erkennen, daß der Sinn, welcher in den Dombauvereinen sich kund giebt, durchaus kein anderer ist, als derjenige, welcher allein uns künftig einmal vor den Franzosen oder Russen zu schützen vermag; denn was hülfte uns denn unsere »gute deutsche Faust« ohne den tüchtigen deutschen Sinn?

Wir müssen und dürfen nun, mit oder ohne Dombauverein, hoffen, es werde nach und nach unter uns allge-

^{*)} nach einer Nachweisung in N^o 1 der Oldenburgischen Blätter betragen sie nicht oder doch nicht viel mehr als die Verpflegungskosten im alten Krankenhause.

meiner und lebendiger erkannt werden, daß wir nicht bloß Oldenburger, sondern wesentlich auch Deutsche sind, und eben so wird nach und nach auch die Schen und Abneigung vor dem Krankenhause sich verlieren; ohne eine thätige Mitwirkung von der rechten Seite kann aber darüber eine lange Zeit vergehen.

Mein Vorschlag ist daher, daß einige Männer und vielleicht auch Frauen von Einfluß sich vereinigen, um zu berathen, auf welche Weise jenes Vorurtheil am schnellsten und wirksamsten zu besiegen ist. Geld wird dazu nicht erfordert werden, vielleicht ein Opfer anderer Art. Ich meines Theils habe auf die Sache nur aufmerksam machen wollen; die Ausführung muß ich Andern überlassen.

† † †

M u s i k.

Wer dieses liest, den bitten wir, mit der Form so, wie sie sich eben gestalten wird, vorlieb zu nehmen. Es geschieht das der Raumersparniß wegen. Wir bitten Nr 17 der humoristischen Blätter dieses Jahrgangs zur Hand zu nehmen, und gefälligst zu vergleichen, was sub rubro »August Müller« steht.

»Virtuosität ist keine Kunst.« Soll heißen: nicht jeder Virtuose ist ein Künstler, — und dazu muß man sagen: im rechten Sinne des Worts; denn im gemeinen Leben nennt man die Virtuosen allerdings oft genug Künstler, und verwechselt beides auch wol im Begriffe mit einander. Und eben deswegen versteht man auch jene Redensart falsch. Man pflegt zu sagen: dies und das ist keine Kunst, z. B. solche musicalische Kritiken zu schreiben, wie sie seit einiger Zeit die humorist. Blätter liefern. Aber man kann nicht läugnen, daß Virtuosität allerdings eine Kunst ist. — Also: nicht jeder Virtuose ist ein Künstler. Denn »Virtuosität ist nicht Kunst« ist noch nicht richtig. Es müßte heißen: Virtuosität an sich, bloße Virtuosität u. s. w. Der humorist. Recensent lehrt sogleich selbst, daß es eine künstlerische Virtuosität gebe.

»Sie steht im zweiten Range.« Nein! hier gelten keine Rangelassen. Virtuosität ist die Dienerin der Kunst, im Interesse der Zuhörer, entweder wenn sie nicht selbst Noten lesen können und verstehen, oder wenn sie auch des sinnlichen Reizes eines Tonstücks theilhaftig zu werden wünschen. Aber unter den Virtuosen giebt es Rangelassen, jenachdem nämlich der eine oder der andre mehr oder weniger vermögen wird, die Versinnlichung des gegebenen Tonstücks in höchster Vollkommenheit zu bewirken, welches letztere anzustreben lediglich der Beruf der Virtuosität ist.

»Geschieht dies (daß ein Tonstück »an die Hörer gebracht wird«) auf geistige Weise, so erwirbt sich dadurch der Vortragende den Anspruch, ein Künstler zu heißen.«

Das können wir zugeben, wenn man uns gegentheils einräumt, daß auch ein Maler, der ein vorhandenes Gemälde gut copirt, d. i. so, daß alles Geistige in der Copie richtig wiedergegeben ist, ein Künstler zu nennen sei. Dann würde man uns aber erlauben müssen zu unterscheiden, will sagen, folgende Rangelassen zu machen: Künstler ersten Ranges: diejenigen, welche schaffen; Künstler zweiten Ranges: diejenigen, welche das Geschaffene in seiner Schönheit zu erkennen, und darum, und übrigens noch, weil sie die nöthige mechanische Fertigkeit dazu haben, richtig wiedergeben vermögen. So müssen nun aber die Künstler der hier gemachten zweiten Rangklasse sein. Darum ist also jener Satz auch so dennoch nicht richtig. Daß jemand ein Musikstück überhaupt auf eine geistige Weise an den Hörer zu bringen wisse, macht ihn noch nicht zum Künstler. Wie wenn ein solcher z. B. Ideen wiederzugeben sich bemüht, die aber in dem vorliegenden Musikstücke überhaupt als gegeben kein gesundes Auge erkennt — das beliebte Hineincomponiren heutiger, geistreich genannter, Virtuosen — wir kennen Beispiele — wird man den einen Künstler nennen?

»Wo aber — a Nicht »aber.« Was jetzt kommt ist daselbe, als was im vorhergehenden Sage stand; es kommt nur noch etwas hinzu, es wird der Uebergang gemacht zu Betrachtungen in Betreff der Wirkung eines richtig vorgebrachten Musikstücks. Es ist also kein Gegensatz hier.

»Das Musikstück tritt als eine mehr oder weniger gleichgültige Grundlage für die Auffassung in den Hintergrund.« — Um Gotteswillen! Wie kann man nur so etwas sagen! und wenn man die Kunst auch noch so sehr nicht »wissenschaftlich« betrachten will, und »nur von der reinmenschlichen Seite« — und das soll wol heißen: als bloßer Dilettant, in dem eigentlichen Sinne dieses Worts — was übrigens ja die nicht wollen können, die sich anstellen, als philosophirten sie über die Kunst, und auch die nicht, die mit der neuen Richtung überhaupt der Ansicht sind, es sei die Zeit gekommen, wo man mit der Leuchte der Wissenschaft und der Kraft des Gedankens immer forschen müssen, ob wir was erkennen können, sei es hier oder da, abhold allem immotiviert empfindelnden Schwärmen und fraubasenhafter Gefühlshaberei; was recht ist; nur muß man das Ding auch richtig anzufangen wissen, man muß sich auch den rechten Weg haben zeigen lassen, damit man nicht irre gehe, und ein gutes Licht haben, das vorhält, nicht gleich ausgeht, und was die Gedanken anlangt, deren Kraft in Anspruch genommen wird, so müssen sie nicht die Schwindsucht haben. — Das Musikstück ist gewiß und durchaus die Hauptsache. Was der humoristische Recensent sagen will, oder sagen könnte, ist, daß es einem nicht gerade immer erinnerlich sei, daß das Zuhörerbringen eines Tonstücks und das Tonstück selbst zwei verschiedene Dinge sind. Hören wir ein Tonstück (aber eigentlich nur ein uns neues, nicht bekanntes) gut vortragen, so vermischen sich dergleichen Betrachtungen, oder kommen gar

nicht auf, Musikstück und Vortrag sind wie identisch, es ist uns, als belauschten wir einen Künstler überhaupt beim Schaffen. Wäre wahr, was der humoristische Recensent sagt, so könnte man keinem Künstler einen Vorwurf machen, wenn er von aller vernünftigen Kunstkritik für die allerschlechtesten zu erklärende Sachen vortragen mag; der humoristische Recensent müßte selbst jedem rothen, solche Sachen zu spielen, die ihm, seine Individualität zu zeigen, die beste Gelegenheit geben, und wäre diese seine Individualität auch noch so erbärmlich, oder, was dem in der Kunst gleich ist, objectiv unkünstlerisch; wir erinnern an — doch wir wollen schweigen — wir müßten hier Namen nennen, die Deutschland und Europa feiert! Aber der humoristische Recensent verlangt, daß der Vortrag von dem Individuum auf geistige Weise geschehe. Nun, wir haben oben gesehen, daß nicht jeder irgend wie auf geistige Weise gegebene Vortrag schon den Künstler verräth. Jemand eine geistige Auffassungsweise fehlt nun auch überhaupt einem zum Menschen gewordenen Menschen nicht leicht ganz, am wenigsten wenn er am Gängelbände der Kunst aus lebenslänglicher Beschäftigung mit Producten menschlichen Geistes, seien übrigens diese Producte ihrer Qualität nach welcher Art sie wollen, seine Nahrung gezogen hat. Und das ist ja bei allen Musikern der Fall. Bloßer Mechaniker zu sein, darauf ist noch keiner je ausgegangen. Uebrigens den meisten würde der humor. Rec. Sachen empfehlen müssen, wie sie jede vernünftige Kritik für schlecht erklären wird. Das wissen wir. — Hätte der humor. Rec. gute und schlechte Compositionen unterschieden, so wäre er auf rechter Fährte. Aber da steckt eben der Knoten. Er weiß nicht, was schlecht ist oder gut. Er hat nur im Allgemeinen gehört, daß »Beethoven« ein großer Mann sei, und findet darum nur das schön, was von Beethoven ist, d. h. übrigens, er »genießt auch dieses nur erst dann recht,« nachdem er erfahren hat, daß es von diesem ist. Der Name Beethoven ist immer der Nothanker. Wir kennen das auch sonst schon. Aber Beethoven ist ein Genie, und man kann ihn frecklich dreist vertrauen. Ob wir wol hier den Weg gefunden haben, nämlich über den Namen Beethoven, auf dem der humor. Rec. zu seinem abstracten Sage gekommen ist, betreffend den Uebergang »der Freude an der Tonschöpfung in eine gewisse Sympathie für den Autor?« Eigentlich aber geht hier vielmehr die Sympathie für den Autor über in die Freude an der Tonschöpfung. — Es ist übrigens hier durchaus kein sonderlicher Vorwurf für diesen einzelnen Fall ausgesprochen. In der Musik ist so viel Gefühlsache. Daher auch immer in der Musik die vielerlei Ansichten, und besonders deshalb, weil immer noch die meisten in der Musik bloß fühlen. Da hängt denn nun die Würdigung eines jeden Musikstücks von der individuellen Neigung eines jeden ab. Aber die bloß Fühlenden täuschen sich. Sie urtheilen mit dem Gefühl statt mit dem Verstande, statt mit dem Verstandniß. Solche glauben aber

mehr als irgend ein anderer in ihrer Ansicht immer ganz besonders und allein auf dem rechten Wege zu sein. Darum gehören dem auch die s. g. Enthusiasten immer zu dieser Classe, also entweder der bloß Fühlenden, oder bei denen doch das Gefühl vorherrscht, so daß also doch immer das Gefühl es ist, das sie zu Enthusiasten macht. Motivirter Enthusiasmus übrigens hat sein Gutes, was wir nicht verkennen. Aber, der bloße Dilettantismus darf nie urtheilen wollen.

Jedoch es wird zu viel. Wir sind bei einem Absatz, wir wollen aufhören. Zwölf Zeilen hätten wir durchgesehen, die jedoch nicht gerade diejenigen sind, die hier den meisten Stoff geben. Aber wir sind auch mit diesen wenigen Zeilen noch lange nicht fertig. Alle diese abstracten Sätze hier haben nämlich mehr oder weniger den Vorzug der Unsinngkeit vor der positiven Falschheit, und machen einem daher mehr zu thun, als wo man bloß zu widerlegen braucht.

Dies Alles nur, um zu zeigen, daß wir Recht hatten, wenn wir in N^o 13 dieser Blätter den Wunsch aussprachen, und all dort auch glaubten motiviren zu müssen, die musicalischen Kritiken in den humorist. Blättern möchten nicht fortgesetzt werden. Der humoristische Recensent hat das nicht verstanden. Er steht den Wald vor Bäumen, ja vor einem einzelnen Baume nicht. Er spricht von einer »gelehrten Beurtheilung eines harmlosen Wortes.« Harmlos war das Wort nicht, das er gebraucht hatte. Es war das selbst ein »gelehrter« Ausdruck, es sollte etwas bedeuten, und war nicht ohne Ueberlegung niedergeschrieben, und mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Darum griffen wir besonders dieses Wort an. Uebrigens, wie gesagt, nur nebenbei, als Mittel den Zweck zu erreichen. Der Zweck des Aufsatzes war ein anderer, als Gelehrsamkeit auszukramen. Man wolle nur vergleichen. Und jenen Aufsatz nochmals nachlesen zu wollen, bitten wir denn auch noch deshalb, weil wir manches zu sagende hier nicht berührt haben, das nämlich schon dort steht. So sparen wir unnöthige Wiederholungen.

Der Name des Verfassers dieses Aufsatzes ist in der Redaction dieser Blätter zu erfahren. Dem Publicum glaubte man ihn vorenthalten zu dürfen. Das Publicum sieht sonst weniger auf die Sache, als auf die Personen. Es hat ein Behagen daran, daß sie sich katzbalgen; worüber — ist den meisten gleichgültig. Die Bethelligten sind bei dergleichen Kämpfen immer im Nachtheil. Sie werden entweder ausgelacht, oder man giebt ihnen zwar Recht, verdenkt es ihnen aber, daß sie sich so öffentlich gezankt haben. Sei's. Der Verf. dieses will eins wie das andere von sechs Indifferenten gern ertragen, wenn er nur dann auch mal wieder einen Unbefangenen, oder selbst redlich Strebenden treffen wird, der mit ihm der Ansicht

ist, dergleichen Streit für die Kunst sei im Interesse der Kunst nothwendig, also recht; und was recht ist, das muß thun ein jeder, dem es zu thun obliegt.

Aus einem Briefe.

Das Unglück Hamburgs hat auch uns hier mächtig ergriffen und man rüstet sich zu einer Collecte, aber man fürchtet solche ohne oberliche Erlaubniß nicht wagen zu dürfen. Diese einzuholen aber gestattet die Eile nicht, denn hier kommt Alles darauf an, so schnell als möglich zu helfen. Gewiß würde es, wie hier allgemein Billigung finden, wenn die vom Comité des Central-Vereins zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmungen des Jahres 1811 Beschädigten, als Ueberschuß belegten 3900 Mthlr., welche gewiß auf die eine oder andere Weise schnell mobil gemacht werden können, sogleich nach Hamburg geschickt würden. Nöthigenfalls könnte der Fonds, wenn zu viele Reclamationen gegen diese Verwendung einkämen, aus den gewiß reichlich einlaufenden Beiträgen später wieder completirt werden.

Zufällig gerieth in diesen Tagen mir die am 21. Febr. 1814 von der damaligen provisorischen Regierungs-Commission erlassene Publication zum Besten der damals aus ihrer Heimath vertriebenen Hamburger in die Hände. Ähnliche Maßregeln dürften auch jetzt schnell zum Zweck führen.

Aphorismen.

Die ganze Schöpfung ist ein großer Traum Gottes — ein ins Leben getretener Morgenraum des Ewigen ist das Endliche. Wie groß muß die Wirklichkeit Dessen sein, der so träumen kann! Ach, dahinein blicken wir Menschen — Mißben des Unversuns — nicht!

Mir träumte einmal, es spräche Einer zu mir, der fußenweise Gang der Menschheit zum Höhern sei die Lei-

ter, welche Jacob einst im Traume gesehen, und auf der wir Alle sicher in den Himmel gelangen würden.

Wie die Sterne erst in der Nacht leuchten, so hebt ein dunkles Geschick, oder eine vorübergehende schwere Zeit, große Menschen hervor und läßt ihren Kräften, zur Bewunderung ihrer Umgebung, ja ganzer Nationen, Gigantthaten entspringen, die oft Jahrhunderte lang vorleuchten und zur Nachseiferung entflammen.

Wenn Freunde uns hart verletzen, so werden wir erschüttert, unsre Liebe hört dann zwar nicht auf, aber sie gleicht der Blume, die ein zu heftiger Regen niederbeugte.

Wenn unsre Feinde wüthten, wie oft unsre Freunde uns tranken; so würden sie sich nicht die Milche geben.

Am a.

Kirchennachricht.

Vom 7. bis 13. Mai sind in der Stb. Gem.

1. Copulirt: Diedrich Gerhard Brunken und Beke Sophie Catharine Vosteen. Johann Heinrich Friedrich Clemens und Anna Maria Reiners. Johann Diedrich Knickmann und Johanne Christiane Wilhelmine Amande Göge. Carl Friedrich Heinrich Sonnenberg und Dorothee Henriette Margarethe Meisner. Johann Friedrich Wilhelm Meyer und Charlotte Margarethe Friederike Breithaupt. Diedrich Anton Dietzen und Johanne Wilhelmine Christine Wendemuth. Johann Gerhard Wilhelm Presuhn und Sophie Luise Hartmann. Johann Wöbken und Helene Klockgether. Ludwig Heinrich Carl Barfuß und Gesche Marie Lehmkuhl.

2. Getauft: Martin Gerhard Diedrich Dietz. Johann Friedrich Wiedemann. Wilhelm August Heinrich Nonnenkamp.

3. Beerdigt: Johann Diedrich Schütte 54 J. Gerd Ubers 42 J. Christine Rehmzow's Witwe, geb. Dhlzen 79 J. Ahlert Hinrich Bunjes 3 M. Catharine Denker 11 J. Oltmann Willers 33 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am 1. Pfingsttage, d. 15. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am 2. Pfingsttage, d. 16. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Hierbei N^o 16 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 21.

Sonnabend, den 21. Mai.

1842.

Klage des Heiligen-Geist-Thurms.

Einst tönten meine Glocken noch zur Feier,
Wenn still die Meng' in meine Hallen zog,
Und höher wölbt' sich des Daches Räume,
Wenn der Gesang des Volks gen Himmel flog,
Und wie ein Adler auf dem hehren Klang
Die Seele sich zum Throne Gottes schwang.

Einst schallte mächtig zu der Gläub'gen Herzen
Das Wort des Herrn hier aus des Priesters Mund,
Und wer nur Ohren hatte, es zu hören,
Dem ward der Will' des höchsten Gottes kund,
Und selig trug von hier er mit hinaus
Des Himmels Frieden in sein stilles Haus.

Einst drang von hier durch aller Wolken Hülle
Der Wehrauch des Gebets vor Gottes Thron;
Besprengt ward hier mit Thau des Paradieses
Für Freud' und Schmerz der armen Erde Sohn,
Und einst gab hier des Herren Leib und Blut
Die Kraft zum Kampfe um das höchste Gut.

Wie war ich selig! Doch die Zeiten schwanden,
Und unter mir verstummte das heil'ge Wort,
Und immer öder ward's in meinen Hallen,
Und immer tiefer gieng zum Abgrund fort.
Ach! es darf kaum von meinen Rippen gehn,
Wie Gräuel jetzt an heil'ger Stätte stehn.

Statt frommer Lieder tönt ein wildes Lachen,
Statt stillen Betens Fluch aus truntnem Mund,
Für sanften Frieden bringt von hier der Vater
Verderben nur in seines Hauses Grund;

Und wo vor Zeiten Gottes Geist gethront,
Jetzt lauernd in dem Glase Satan wohnt.

O warum hat nicht längst des Blühes Loh
Die Trauerasche mir aufs Haupt gestreut,
Daß doch im Tod' ich sei ein Feuerzeichen
Von Gottes Macht und Gottes Herrlichkeit,
Da ich im Leben so vergeblich steh',
Umsonst nur zeige nach des Himmels Höh'?

Ach, will denn Niemand meiner sich erbarmen,
Die Last der Schmach vom Haupte mir zu thun?
Will Keiner denn dem Geist zurück mich geben,
Nach dem genannt ich bin so lange nun?
Was that ich doch hier dieser lieben Stadt,
Daß sie so schrecklich mich geschändet hat?

Ihr, die Ihr habt den schönen Bund geschlossen,
Zu tilgen aus der Hölle Saumelwein,
Wie lang' soll noch der Hahn da droben spähen,
Ob nicht im Ost mein Morgenroth erschein?
O stehet auf in aller Eurer Kraft,
Die Schenke wiederum zum Tempel schafft.

Wo nicht, so wird am Ende aller Tage
Der mich gestiftet, aus dem Grab ersehn,
Und alle Hände, die mich bauten, werden
Emporgereckt vom Himmel Rache stehn,
Daß Ihr den Säuen ließt das Heiligthum,
Das sie gegründet einst zu Gottes Ruhm.



Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinhöfer. Leer 1842. 224 S. 8.

Motto:

— O, man, proud man!
Drest in a little brief authority;
Most ignorant of what he's most assured,
His glassy essence, — like an angry ape,
Plays such fantastic tricks before high heaven,
As make the angles weep! — —
Shakspeare's Measure for Measure A. 2 Sc. 1.

— Der Mensch, der folge Mensch —
In kleine, kurze Herrlichkeit erleidet,
Am meisten unbekannt mit dem, was er
Am meisten überzeugt — sein gläsern Daseyn, —
Spielt vor des hohen Himmels Angesicht,
Gleich einem zornigen, erbosteten Affen,
Solch seltsam wunderliche Tücken, daß
Selbst Engel drüber weinen! — —
Shakspeare Maß für Maß. Act. 2 Sc. 1.

»Die quade Foelke,« auf deren Erscheinen wir bereits im v. J. (N^o 44) in diesen Blättern aufmerksam machten, ist nun schon seit dem Anfange dieses Jahres in den Händen des Publicums, und wir machen uns Vorwürfe darüber, daß wir solche nicht früher besprochen haben, allein es haben sich in diesen Blättern Aufsätze, für welche locales und Zeitinteresse Platz forderte, so sehr gedrängt, daß wir bisher dazu keine Gelegenheit fanden.

Die älteren historischen Schau- und Trauerspiele des Hrn. Weinhöfer, deren Titel wir in N^o 44 dieser Bl. vom v. J. anführten, haben mancherlei verschiedene Beurtheilungen in literarischen Blättern erfahren, wie z. B. die »Maria von Jever« in der »Jenaer Allg. Lit.-Zeitung« 1839, N^o 116 und »Edzard der Große« in den »Blättern für literarische Unterhaltung« 1841, N^o 293 und wenn alle Recensenten dem Hrn. Verf. die Anerkennung seiner Vorzüge nicht versagen, so zeigt dagegen der verschiedenartige Tadel, den sie kraft ihres Amtes aussprechen zu müssen glauben, daß sie den Zweck, welchen Hr. Weinhöfer bei diesen historisch-dramatischen Arbeiten gehabt, nicht erkannt, wenigstens nicht klar begriffen haben. Eine langjährige Bekanntschaft mit demselben und der Umstand, daß dieser Gegenstand unter uns oft so schriftlich als mündlich besprochen ist, befähigt uns, Absicht und Meinung desselben bei diesen Schriften bestimmt aussprechen zu können.

Er beabsichtigte nemlich die interessantesten Ereignisse aus der Geschichte der Friesen, eines wenig bekannten und von Vielen gänzlich übersehenen Volkes, dem bisher von Schriftstellern der schönen Literatur nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden, auf eine solche Art zu benutzen und zu behandeln, daß jeder, auch der unkundigste Leser, ein treues Bild des nationalen Characters und des Zustandes

der friesischen Angelegenheiten in einzelnen Zügen erhalte, ohne sich durch mehrere Bände des Geschichtschreibers durcharbeiten zu müssen oder den dürftigen Stoff in einen langen Roman ausgedehnt zu sehen. Man darf aber nur einigermaßen mit der friesischen Geschichte bekannt sein, um zu wissen, wie wenig Romantisches in ihr sich darbietet, und selbst ein Dichter wie Scott würde Mühe haben, daraus Aehnliches zu bilden, wie dieser aus der schottischen Geschichte zu gestalten im Stande war. Daher schien dem Hrn. Weinhöfer der kürzeste Weg die dramatische Form, weil diese die Personen handelnd auftreten und ihren individuellen Character aus sich selbst entwickeln läßt, ohne umständliche Schilderungen und Beschreibungen der Menschen, unter welchen, wie des Landes, in welchem die Begebenheiten sich zutragen. So sollte, wer diese Schauspiele läse, eine, wenn auch nur oberflächliche Anschauung, erlangen; die ihn, ohne sehr zu ermüden, mit auf Geschichte gegründeten Thatsachen bekannt machte, und der Vf. war bescheiden genug, zugleich den Wunsch zu hegen, daß durch seine Versuche begabtere Geister veranlaßt werden möchten, sich gleichfalls daran zu versuchen, und das zu leisten, was er als Ziel sich vorgesetzt und vielleicht nicht immer erreicht hatte. Mancher, selbst unter den Einheimischen des Landes, dessen Geschichte er so behandelte, wird einwilligen auf diese Art aus seinen Schauspielen das lernen, was er selbst schwerlich aus den Chroniken und Geschichtsbüchern zusammenzusuchen Lust haben möchte. Gelehrte und höher Gebildete hatte Hr. Weinhöfer dabei natürlich weniger im Auge, denn wollte er diesen Zweck erreichen, so könnte er nicht die Ansprüche Derer befriedigen, welche an solche Arbeiten den Maßstab größerer Werke halten, welche nicht bedenken, daß es etwas Anderes sei, aus einem reichhaltigen, allgemein ansprechenden Thema der Weltgeschichte ein dichterisches Werk zu schaffen, und einen starren, trocknen Stoff, für den sich Niemand interessiert, (selbst der Eingeborne nicht) zu einem dramatischen Gemälde auszubilden. So ersetzt Hr. Weinhöfer durch geschichtliche Wahrheit, was er von der Schöpferkraft der Phantasie nicht entleihen wollte, und es ist ihm dabei gar nicht um das Effectmachen zu thun, welches nach dem Geschmack des Publicums der nicht verschmähen darf, welcher ausschließlich für die Bühne schreibt. Dabei muß er sich es dann aber auch gefallen lassen, daß seine Werke, wenn sie von den Herausgebern literarischer Blätter zur »Dramatischen Bücherschau« ausgetheilt werden, Recensenten zufallen, welche sie lediglich als dramatische Kunstwerke beurtheilen, ohne auf jenen Hauptzweck Rücksicht zu nehmen, und da kann denn ein Recensent wie der erwähnte des »Edzard« sagen: »das ist eine Particulargeschichte, kein Drama; denn der fleißige und äußerst wohl unterrichtete Verf. erläßt uns kein noch so minutiöses Detail in dem interessanten, gefährvollen Leben des ostfriesländischen Grafen und reißt die einzelnen Ereignisse wie Perlen an eine Schnur, ohne im geringsten die Befehle der dramati-

schen Kunst dabei zu berücksichtigen*). — Eine specielle Angabe des Inhalts würde zu weit führen, deshalb sei nur gesagt, daß in diesem Schauspiel die Kämpfe Edzards mit seinem Gegner Herr (sic.) Dmken, Häuptling von Esens und Wittmund, und dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel abgehandelt werden. Es geschieht das hier so klar, verständlich, und mit so viel patriotischer Wärme, daß man des Verf. Fehlgrieff, der ihn diese Ereignisse in dramatischer Form vortragen läßt, aufrichtig bedauern muß**). Hr. Weinhöfer hätte eine Geschichte Edzards schreiben sollen; bei der genauen Kenntniß des Landes und der historischen Thatsachen, bei seiner klaren Gesäßtheit, seiner gediegenen kräftigen Sprache würde er gewiß ein dankenswerthes Werk geliefert haben, dem jede verdiente Anerkennung zu Theil geworden wäre***). Daß er aber im Drama das historische historisch vorgetragen hat, daß er jeden Streit, jeden Verrath, jede Schurkerei vorzugsweise uns kund macht, daß er sich dabei ziemlich streng, oft zu ängstlich an die Chroniken hält: dies kann uns Achtung vor seinem historischen Sinn, aber auf keine Weise Beifall an seiner Arbeit, insofern sich diese als Drama giebt, ablocken u. s. w. Den Anfang des Drama's bilden eine Menge historischer Notizen, die einem Geschichtsbuche zur größten Zierde gereichen würden.« Wir aber können aus eben diesem Urtheile abnehmen, daß Hr. Weinhöfer in seinem »Edzard« das Ziel erreicht hat, welches er bei diesem wie bei seinen übrigen historisch-dramatischen Arbeiten sich vorgesetzt hatte, er hat die merkwürdigsten Thatsachen aus dem Leben Edzards in eine dramatische Form zusammengedrängt, sie der Geschichte treu klar aufgefaßt, und in einer gediegenen, kräftigen Sprache vorgetragen, so daß sie ein Jeder, der diese Geschichte kennen zu lernen wünscht, mit Vergnügen lesen wird.

Das können wir denn auch von der »quaden Foelke« sagen, auf welche wir endlich zurückkommen, nachdem wir

unsern Lesern im Vorstehenden den Maßstab angegeben haben, wornach dieselbe zu beurtheilen ist.

Wer diese Foelke war, welche Zeitgenossen und Nachwelt den Beinamen der »böfen« (quaden) gaben, das ist unsern Lesern, wenn nicht aus der Geschichte, oder aus einer ausführlichen Erzählung in den »Blättern vermischten Inhalts« (B. 1 S. 193) doch zum Theil aus unserer vorläufigen Anzeige in N^o 44 der Mittheilungen vom v. J. bekannt. Als Zeit der Handlung ist das Jahr 1409 gewählt, und sie beginnt auf dem Schlosse zu Aurich, wo der Foelke die Kunde von der Eroberung der Burg Osterhusen gebracht wird. Ihr Sohn, Keno hat den beiden Drosen des Folkmar Allena, den Vettern desselben Nyelt Allena und Nyelt Wiardsna »kurze Gast und ritterlich Begegnen« gelobt, und »gab den Handschlag d'rauf, als Ehrenmann.« Aber schon Wigeld, der Bastard Deco's then Drook, des Gemahls der Foelke läßt wenig Gutes erwarten, wenn er bei dieser Nachricht höhnißch lächelnd ausruft:

»Si das versteht sich! — Was versprochen ward,
Wird man auch halten und — gewissenhaft. — — —
Die guten Jünglinge, — wir wollen sorgen,
Daß sie hier volle Sicherheit genießen
Und ruhig schlafen, wie im Mutterschooß.«

In einem Monolog enthüllt dann dieser Wigeld seinen Plan, sich zum Alleinherrscher Ostfrieslands zu machen:

»Mein Plan ist sinnreich, — Foelke trauet mir,
Nichts unternimmt sie ohne meinen Rath, —
Ich kenne ihr Gemüth — leicht wird es mir,
Du einer solchen That sie zu verleiten,
Die jedes Herz in Friesland ihr entfremdet,
Und sie verhaßt bei allen Edein macht.
Dazu beut die Gelegenheit sich dar,
Ich will sie haschen — diese Nyelt sind
Bom gültigen Glück in meine Hand gegeben!
Ich opfre sie, doch räch ich sie dereinst! — —
(Gar wohl gewogen ist mir Herzog Albrecht*),
Sitt ich auf sein Erluchen Potter schüfte,
Den jener Nybe Rombodisma,
Der Hartlinger im Seekampf überwunden,
Und nach Freibeuterart gefangen hielt.
Du nanntest, Albrecht, mich in Deinem Schreiben
Des Auricher und Brockmerlands Beschützer,
Du wirst nicht zögern, denk ich, wenn es gilt,
Als seinen Oberherrn mich zu erkennen,
Schwör ich dafür Dir den Basallen Eid.
Es fügt sich Alles meinem Wunsch, — wohlan,
Was ich entworfen, werde rasch gethan!
Die Schranken öffnen sich, — ich bin bereit
Zum Kampf für Erstgeburt und Erblichkeit,
Und lächelt, Keno, mir Fortuna zu,
Bin ich der Rechtgeborne, Bastard Du!«
(Fortsetzung folgt.)

*) Albrecht, Herzog von Bayern und Graf von Holland war damals vom Kaiser mit einem Theil Ostfrieslands belehnt.

*) Daß der Verf. diese Gesetze kenne, hätte der Rec. wohl voraussehen können, wenn ihm die Person desselben näher bekannt gewesen wäre; wir dürfen nach dem, was oben gesagt ist, annehmen, daß derselbe, obgleich er »wohl weiß, was dichten heißt,« absichtlich der Geschichte mehr einräumte als der Dichtkunst.

***) Nur wenn die dramatische Form für historische Darstellungen überhaupt verwerflich wäre, nur wenn jedes dramatische Werk auch für die Bühne bestimmt sein müßte, könnte man dem Rec. hierin bestimmen.

****) Der Rec. muß die Geschichte des Grafen Edzard nicht kennen, denn sonst würde er nicht Herr Dmken, statt Hero Dmken schreiben, und später sogar Herr v. Dmken, sonst würde er wissen, daß das, was hier in dramatische Form zusammengedrängt, unterhält und hinreißt, in einer Biographie, durch manche uninteressante Zwischenstände unterbrochen, langweilen und ermüden würde. Gerade das, was der Rec. in dem nun folgenden Sage tabelt, macht das historische in dem Stücke so wahr, so überzeugend, daß man das Dramatische darüber vergessen kann.

Correspondenz.

Altona, den 12. Mai 1842.

Die Schreckenstage und graußigen Nächte, die nicht nur Hamburg, sondern auch uns vom 5. bis 8. jede Ruhe, jeden Genuß geraubt, werden aus dem Gedächtnisse der hiesigen jetzigen Generation gewiß nie durch andere Ergebnisse weit zurückgedrängt werden, und der bisher sorglos gehörte Feuerruf wird den Schummer ihr nie wieder wie bisher ungestört fortzusetzen gestatten.

Noch um 1 Uhr Mittags lehrte ich am Himmelfahrtstage vom Besuche einer Kranken zurück, die schon am Morgen darauf mit den Ihrigen aus dem bald auflodernden Hause fliehen mußte, ging zwischen Fleischhalle und Nicolaikirche über den Hopfenmarkt, und schon nach wenigen Stunden sah ich von Altona aus die Thurmpyramide als Feuerfäule nach oben lodern, um dann, wie zerknirscht, in sich zusammenzusinken. Wie manches feurige Seelenwort hatte, mehrere hundert Jahre hindurch, in der ehrwürdigen Kirche gewiß dieselbe Richtung genommen. — In Thränen sollen Alle zerfließen sein, als die Zunge des Glockenspiels, durch die Gluth gelbft, sich sterbend in eine Hymne auf den Sender jedes Geschicks ergoß; rührendes Schwanenlied ist wahrlich noch nie gesungen worden, und wie vielen Jammer hatten diese Töne noch vorher zu verkünden! O, hätte unser Verstand sie begreifen können! — Mit ihr begruben die folgenden Tage noch als Schwestern zwei Kirchen und zwei Synagogen. Außerdem vernichtete der unbändige Born des Elements die alte Börse, das Rathhaus, die Bank (bis auf die, Hamburgs reichsten Reichthum einschließenden Gewölbe), das Simbeckische Haus, die größeren Gefangenhäuser, fast sämtliche bedeutende Gasthäuser und Buchhandlungen, wenigstens fünf Apotheken, bedeutende Bibliotheken, worunter auch die unseres ärztlichen Vereins, über 1700 Häuser (ungefähr $\frac{1}{5}$ der Stadt) mit dem ungefähren Werth von 12 Millionen Thaler.

Die Güte des menschlichen Herzens zeigt sich täglich und stündlich vor unsern Augen, da unaufhörlich Nahrungsmittel herbeigeschleppt und den Dürftigen reichlich gespendet werden, und auch andere Unterstützungen von Hohen und Niederen der Noth abzuhehlen suchen.

Die Börse war zwei Tage im Logensaale auf der Drehbahn, heute im neuen Schulgebäude, das fast nur von Einer Seite her, und für die Meisten durch große Umwege zugänglich ist, und wird wohl am Ende der Woche, wenn der Schutt irgend weggeräumt werden kann, in dem hübschen neuen Bräuhause gehalten werden. — Bald mehr!

Ankündigung.

Das Comité der norddeutschen Musikfeste in Hamburg fordert alle seine Kunstgenossen öffentlich auf, für die Abgebrannten in Hamburg Concerte zu veranstalten. Der oldenburgische Singverein wünscht, wie es bereits in andern Städten auch geschehen ist, dieser Aufforderung nachzukommen. Da indessen die hier bestehenden Verhältnisse dem Verein nicht gestatten, bei einem derartigen Unternehmen der Unterstützung von Seiten des hiesigen Dorchesters theilhaftig zu werden, so ist ihm ein eigentliches Concert zu geben nicht möglich. Er wird daher statt dessen auf Montag, den 23. Mai d. J., Abends 7 Uhr, im von Harten'schen Saale eine Abendunterhaltung veranstalten, und zwar in der Form und Weise seiner »außerordentlichen Versammlungen,« wie solche einem ziemlich großen Publicum bereits seit längerer Zeit bekannt geworden sind. — Billets zu 1 holl. Gulden sind im Hause des Herrn von Harten zu bekommen. — Das Nähere soll durch öffentlich ausgegebene Zettel angezeigt werden.

Kirchennachricht.

Vom 14. bis 20. Mai sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Gerhard Christian Deltas und Dorothea Lucie Bultmann. Gerd Hillen und Anna Köben.

2. Getauft: Johann Heinrich Martin Balthasar Barfuß. Carl Heinrich Johannes Vogel. Johanne Luise Elisabeth Hunst. August Ernst Wilhelm Renke. Christiane Claudine Johanne Albrecht. Johann Friedrich Bernhard Brähling. Anna Helene Ostmann. Sophie Claudine Maria Grovermann.

3. Beerdigt: Gesche Schmeyers geb. Gramberg 55 J. Hermann Heinrich Christian Detmers 41 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 22. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Ausfaatfeste, d. 27. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

(Hiezu eine Beilage.)

B e i l a g e

zu № 21. der Mittheilungen vom Sonnabend den 21. Mai 1842.

Der Landmann an seinen Freund in der Stadt,

über № 19 und 20 der humoristischen Blätter.

Du forderst mich auf, mein alter Jugendfreund, Dir meine Meinung zu sagen über № 19 und 20 Eurer so genannten „humoristischen Blätter;“ es habe etwas Unheimliches, meinst Du, einen höchsten Gegenstand in schwieriger, unpopulärer Sprache unter dem Panier des Humors aufzutreten zu sehen. Ueber solches Gefühl läßt sich nicht streiten; auch kann ich es nicht leugnen, daß ich etwas Aehnliches bei erster, flüchtiger Uebersetzung, bei der ich es bis jetzt bewenden ließ, verspürt hatte. Wie mögen die Mitglieder des literarisch-geselligen Vereins am 18. April erbaut worden sein! Wie die Leser der humoristischen Blätter! Für diese, scheint es, war denn doch die Rede gesprochen und gedruckt.

Schon bei der ersten Rede in № 13, deren „weitere Ausführung“ die gegenwärtige ist, mußte ich mich fragen: Wer oder was konnte den Hofrath von Buttel veranlassen, die harmlose Gesellschaft der Freimaurer plötzlich so lebhaft, ich möchte sagen so hitzig anzugreifen? Der Beruf der Wahrheit? Er zeigt ja aber auf jeder Seite, fast in jeder Zeile, daß das Wesen und Treiben der Bruderschaft ihm durchaus fremd ist, und alle Folgerungen auf irrige Voraussetzungen machen die Sache noch dunkler und räthselhafter. — Dann immer die Zeit, der Geist der Zeit, die Forderungen der Zeit! Was ist das? Ist die Zeit mit ihrem Geist und ihren Forderungen alles das, was jeder für sie auftretende Redner dafür ausgiebt, so ist sie zu unsrer Zeit das bunteste, sich überall widersprechende, unverständlichsste Gemisch. Nein! nach H. v. B. fordert die Zeit Deffentlichkeit, Deffentlichkeit in Allem. Welche Uebertreibung! Welche Macht, welche Zeit können mir gebieten öffentlich zu thun und zu sagen, was ich nur in der Stille, in der Abgeschlossenheit zu thun und zu sagen vernünftige Gründe habe? — Ja! dann hast Du die Zeit nicht verstanden, Dich von ihren heiligsten Forderungen losgesagt. — Mag es doch! Nicht Jedem war und ist seine Zeit die rechte Zeit, ihr Geist ein guter Geist, ihre Forderung eine gerechte. Wer mag mir das höchste Gut des Menschen rauben, die Freiheit! Was vor Jahrhunderten und Jahrtausenden Wahrheit war, das ist noch heute Wahrheit und was zu allen Zeiten dem Gerechten heilig war, ist es ihm auch heute noch, man kleide es in welches Gewand man wolle. — Aber freilich, à propos Gemand! was gestern noch Mode war, ist heute nicht mehr Mode, und wenn auch ohne Geist, ist die Mode doch eine sehr gebieterische

Forderung der Zeit und gewiß eben so gefährlich als verächtlich, denn sie bleibt nicht beim Gewande der Körper stehen, sie hängt Allem was öffentlich ist, ihr Mäntelchen um. A. W. Schlegel nannte einst die Mode „die Caricatur der öffentlichen Meinung“ und jede Uebertreibung ist Caricatur. Die Fortschritte der Veredlung des Menschengeschlechts fordern, wahrlich! etwas ganz Andres, als die Uebertreibung, als Deffentlichkeit in Allem! — Und die Sprache der vorliegenden Rede! Obgleich noch gemäßig, gehört sie doch weder humoristischen noch andern, dem größern Publikum der Leser gewidmeten, Blättern zu; sie ist unverständlich, unverständlich nicht bloß der philosophischen Fassung wegen, sondern weil sie der einen Schule ausschließlich eigen ist. Hätte es doch dem Redner gefallen mögen, der Aufforderung des Kritikers in № 15 der „Mittheilungen“ zu genügen, zu Deutschen deutsch zu sprechen! Zu wem hat er gesprochen?

Doch genug! Ich nehme den Text zur Hand. Gleich der Anfang ist würdig und edel, ganz wie es der Ruf des Redners erwarten läßt, der ihn nicht bloß als einen tiefdenkenden Philosophen, sondern auch als einen Mann der edelsten Gaben des Herzens, des Gemüthes bezeichnet. Wie ich aber weiter lese, tritt mir der „Herr Gegner“ des Redners überaus störend in den Weg. Ich möchte ihn nicht zu vertreten haben, doch sind es seine Aussprüche, die den Grund und Boden hergeben, auf dem der Redner seine Schlüsse baut. Ich durchlaufe die ersten Seiten, mag mir aber die Aufgabe gar nicht denken, alles bemerken oder gar widerlegen zu sollen, was sich mir hier darbietet. Ich werde nur des Auffallendsten Erwähnung thun.

Auf der dritten Seite, 147, heißt es von der Freimaurerei: »um das Wesen aber weiß jeder, oder kann darum wissen und das spricht nicht gegen, sondern für den Bund.« Das ist ganz richtig, die Freimaurerei ist Sache der Menschheit, kann also, ihrem Wesen nach, nicht Geheimniß sein. Und der Maurer sollte sich »durch ein äußeres Versprechen zum Schein eines Geheimnisses verpflichtet haben?« Wie, Herr Redner! Halten Sie die Freimaurer für Kinder oder Betrüger? Wer kann Ihnen das Märchen erzählt haben? Ihr H. G. doch nicht! den ich als einen braven Mann kenne, wenn gleich ich nicht in Allem seiner Meinung sein kann. — Nach den weiteren Folgerungen setzt der Redner das Wesen der Freimaurerei S. 147 in Humanität, S. 148 in Liebe und giebt sich die vergebliche Mühe, darzutun, daß die Liebe ihrem Wesen nach nicht Geheimniß sein könne. Das heißt zusammen so viel: Das Wesen der Maurerei besteht in Humanität und Liebe — jeder Maurer verpflichtet sich durch ein äußeres Versprechen (was wäre denn



ein inneres) zum Schein des Geheimnisses, daß jene das Wesen der Maurerei sei. Du, mein Freund, wirst doch die Freimaurer-Loge nicht für ein Tollhaus halten. Höchst neugierig bin ich aber, zu wissen, aus welcher unreinen Quelle der Redner seine Nachrichten geschöpft haben möge. Ich bin auf folgende Vermuthung gekommen:

Bereits S. 146 heißt es: »Gar viele Bücher über Maurerei deuten ihr Geheimniß in solchen Fragen aus, d. h. sie verrathen es wirklich, der Bund hat kein wirkliches, wahres Geheimniß« u. s. w. — Ja! eine große Anzahl solcher Bücher ist eine öffentliche Waare des Buchhandels; ihre Autoren sind entweder Nichtmurer, die die Leichtgläubigkeit und Neugierde eines gewissen Publikums mißbrauchen, betrügerische Speculanten, hungrige Schreiber, oder sind treulose ehrvergessene, zumal unwissende, ausgeschlossene Maurer, die der Neugierde des Reihbibliotheken-Publicums nur unbedeutend Neugierliches zu bieten vermögen. Wären diese Schriften wirklich belehrend, so hätte ja jetzt der Redner nicht die Mühe uns zu belehren. Kein Nichtmurer ward je durch diese Bücher belehrt; den gedankenlosen, leichtsinnigen Maurer können sie allenfalls irre leiten. Kein unterrichteter, denkender Maurer ward je zum Verräther an der Maurerei. — Ist diese Vermuthung richtig, sind solche Bücher die Quellen, aus denen der nichtmurerische Redner seine Kenntniß schöpft, dann, ja dann sind seine Irthümer erklärt und zu beklagen. Die Freiheit der Gesinnung, Bruderliebe, Streben nach Veredlung u. s. w. können dem Maurer wohl Mittel zum Endzwecke sein, aber »Liebe« ist weder das Wesen, noch das Geheimniß der Maurerei.

Ich muß noch auf das bedenkliche Wort Humanität zurückkommen. Ich spreche gern deutsch zu Deutschen und zumal zu Dir, mein Freund. Wie das vieldeutige Wort Humanität nicht deutsch ist, so ist es auch, wie es scheint, der Sinn nicht, in dem es hier genommen wird, denn S. 155 heißt es: »Das Gesetz der Humanität soll sich schlechthin erfüllen, nicht bloß mehr im Stillen u. s. w.« und S. 157 »Ferner haben sodann auch die Maurer ihre humanen Gesinnungen durch geheimes Wohlthun an Nothleidende und Dürftige zu bethätigen gesucht« diese Bedeutung ist es, die niedrigste und gewöhnlichste, die mir das undeutsche Wort Humanität von je her verhaßt gemacht hat. Ein Almosen hinwerfen ist nichts, gar nichts, oft etwas Dummes, öfter etwas Zweideutiges, die Hast, den Gegenstand der Noth, des Widerwillens sich aus dem Auge zu rücken. Wohlthätigkeit in Hinsicht auf das Object ist darum nichts, weil ich nie wissen kann, ob ich dem Begabten wirklich wohl thue. Man muß das erlebt haben. Wohlthätigkeit subjectiv genommen, die Gesinnung, nicht bloß das weiche Gefühl, ist die Sache des veredelten Menschen, diese Gesinnung im Stillen, Geheimen, zu bethätigen, ist eine Ehre. — O laßt doch, ich bitte Euch, den Maurern ihre stillen Freunde unverkümmert! Welch Recht giebt Euch die Zeit, der Geist der Zeit, die Forderungen der Zeit, einer harm-

losen Gesellschaft ruhestörend in den Weg zu treten, einer Gesellschaft, die Ihr gar nicht kennt?

Ferner S. 148 »wir wissen, daß überall, wo sich der freie Sinn noch verbergen muß — (wo thut er denn das?) — wo er nicht frei hinaus sich gestalten darf, auch die Freiheit selbst nur erst noch eine erträumte und darum abstracte, somit unwahre, so wie, daß die Liebe, die sich scheint, ganz in ihr Thun einzugehen, — (wem sollen denn diese Lusthiebe gelten? Doch nicht der Maurerei?) erst noch eine halbe und furchtsame und darum ebenfalls noch eine abstracte Liebe ist.« — Hier ist das Wort »abstract« dem Publicum der humoristischen Blätter gegenüber, auf fast lächerliche Weise mißbraucht (ich bitte um Verzeihung). Man weiß, daß die Hegelsche Schule die Worte abstract und concret und viele andre, ganz eigenthümlich und ganz anders als jeder Philosoph einer andern Schule braucht. Will nun ein Nichthegler oder Nichtmurer wissen, was darunter verstanden wird, so liest er hier: abstract heißt »erträumt, halb und furchtsam.« So wird das Publicum auch in Verlegenheit kommen, sich S. 155 den »durchsichtig gewordenen Nationalwillen« zu erklären. — Wenn es aber gleich darauf S. 148 von der Maurerei heißt: »so empfinden wir auch jede Schranke, die solcher Unterscheidung Vorshub leistet, als eine in sich verschollene, unwahre oder rechtswidrige,« so darf ich auch wohl einmal sagen: »Du weißt es nicht, wie grob Du bist.«

Ich kann von der unglücklichen S. 148 noch nicht los kommen. Je weiter nach unten, um so mehr häuft es sich. Der Redner meint hier, die Maurer hätten »den stillen Drang und Trieb gehabt, jene ahnungsvolle Grundlage zu einer Welt der Wirklichkeit herauszubauen u. s. w.« Hier ist wieder Sprachverwirrung, und überall wo das Wirkliche, wirklich, verwirklichen vorkommt, denn das steht hier immer für öffentlich, in die äußere Erscheinung tretend. Das mag nun wieder Hegelsch sein, ich weiß es nicht, die ganze Rede giebt mir aber die Lehre, nicht etwas beurtheilen zu wollen, was ich nicht kenne, oder wovon ich nichts verstehe, was mir »Geheimniß« ist. Das Wort Wirklichkeit aber so zu brauchen, ist offenbar nicht deutsch. Im Sprachgebrauche ist alles wirklich was unzweifelbar da ist und das Wort wirklich ist eine Verstärkung des Ausdrucks in dem Wörtchen ist. Meine Gedanken und Empfindungen sind eben so wirklich als nur immer meine Handlungen und Worte auf offenem Markte wirklich sein können. Ich sehe, ich habe mich geirrt, aber ich glaube wirklich u. s. w. ist eine ganze richtige Phrase im Sprachgebrauche. Danach kann dem Einen wirklich sein, was dem Andern es nicht ist. Mir ist wirklich, daß der Redner sich irrt, ihm ist es das nicht. Will der Redner unter dem Worte »wirklich« das verstehen, was, öffentlich erscheinend, Allen die sich darum bekümmern wahr und wirklich sein muß, so ist das auch nicht zuzugeben, denn danach müßte Einer wie alle Andre denken und empfinden, Jeder dieselbe Einsicht haben, dieselbe Vorstellungsart, Jeder ein Hegelscher Philosoph sein. Was würde

dann aus der Welt geworden sein! daffir wolle uns doch der Herr in seiner Gnade bewahren!

Zwei folgende Sätze nehme ich der Kürze wegen zusammen: »man nannte darum die Maurerei eine Kunst« und gleich drauf: »weil man mit der gesamten Zeit der irdigen Ansicht war, als könne sich das rein Menschliche, als solches, nie ganz verwirklichen« — soll verwirklichen wieder so viel heißen als öffentlich erscheinen, von den Dächern gepredigt werden, so braucht es das, wie gesagt, dem Sprachgebrauche nach, nicht um wirklich zu sein. Ich gestehe, daß die damalige »Zeit,« die »der irdigen Ansicht war« mich etwas ungeduldig macht. Soll denn zu jeder andern Zeit nichts wahr gewesen sein? Soll denn unsere Zeit allein jede Wahrheit erkannt haben? Die nie genug zu verherrlichende Zeit, die in N^o 13 der humoristischen Blätter S. 99 von dem Redner so bezeichnet wird: »Die Categorie der gesamten Weltanschauung hat sich umgewandelt — es ist der Geist, der menschliche, der sich gegenwärtig, wie noch nie zuvor, seines göttlichen, ursprünglichen Grundes bewußt geworden.« — Ja, eine große That ist geschehen.« — In allen Zeiten hat es Philosophen und philosophische Systeme gegeben, jedes war zu seiner Zeit »eine große That« warum denn aber das Hegelsche philosophische System allein eine solche? Nehmt sie doch alle zusammen, diese Systeme! in der Geschichte der Philosophien liegen sie alle hinter einander vor Euch; jede »große That« wurde durch eine folgende verkleinert oder vernichtet und diese Geschichte ist die Geschichte der menschlichen Irthümer. Wer wagt es, sich für unfehlbar zu halten? Warten wir noch einige wenige Jahre, es wird ein neues System, um mit dem Redner zu sprechen, verwirklicht, das Hegelsche seinen Vorgängern angereicht, bis auch jenes neue wieder in der Geschichte der menschlichen Irthümer zur Ruhe gebracht ist.

Ein sehr großes Publikum ehrlicher Leute, darin auch Du, mein Freund, und ich, denken über die ernstesten Dinge in Demuth auf unsre Weise nach, fragen nicht die Zeit, nach ihrer Weise, fragen nur unser Gewissen was ihm wahr ist. So denken wir z. B. daß das Absolute, das Vollendete, Vollkommene zu erreichen, ja zu erkennen, dem Sterblichen hienieden nicht gegeben ist, daß aber nach diesem irdischen Dasein ein anderer Zustand seiner wartet, in welchem er auf der Bahn der Veredlung, der Vollkommnung, der Einsicht ungehemmter fortzuschreiten hoffen darf. Wir streben daher nach dem fernem Ziele, wie der einsam Schiffende nach dem leitenden Gestirn, das er nicht zu erreichen hoffen kann noch will, das allein aber ihm die rechte, unfehlbare Richtung giebt; wir streben nach Idealen, um den rechten Weg nicht zu verlieren. So nach dem absolut Wahren, dessen Glanz kein sterbliches Auge erträgt, dessen belebende Wärme aber immer mehr in der Annäherung empfunden wird. So nach dem Heiligen in unserm Wandel, wenn gleich die zum Kampfe und zur Uebung unsrer Kräfte uns mitgebornen Hindernisse uns zurückhalten. So

nach dem absolut Schönen in den edeln Künsten, indem wir als so viele zurückgelassene Sprossen auf der Leiter Schönheiten darstellen, ausgeprägt mit dem Stempel der Idealität, dem Streben nach Vollkommenheit. Wenn nun der vernünftige Fromme weiß, daß »ein schönes Leben das schönste Kunstwerk ist« und wenn der Maurer eines seiner Symbole als das Sittlichschöne deutet, wer hat ein Recht verneinend gegen ihn aufzutreten und die Sache deutend auf die Spitze einer Nadel zu stellen ohne einen Faden, der sie mit den heiligsten Interessen der Menschheit verbindet? O! weg doch mit Forderungen der Zeit, deren neuersonnene Schlüsse die besten Gefühle des Menschen zu ersticken, sie vielleicht »abstract« zu machen suchen. In diesem Sinne sprach der edle Dichter: »Das Herz ist Gottes Stimme, und Menschenwerk ist aller Klugheit künstliche Berechnung.«

Und nun vollends sollen die Maurer die irdige Ansicht haben, das rein Menschliche könne sich nie ganz verwirklichen! Ist das denn nicht eine Gesinnung? und kann denn eine Gesinnung anders als da oder nicht da, wirklich oder nicht wirklich sein? Doch, das geht wieder auf das Geheimniß der Sprache und nach gemeinem Menschenverstande ist ein Geheimniß unangreifbar. Wollte der Redner sich zu besserer Verständlichkeit bequemen, würde ich ihn beklagen wegen der unglücklichen, irreführenden »gar viele Bücher über Maurerei« aus denen er geschöpft zu haben scheint, und ihn an eine viel reinere, sichere Quelle zur Kenntniß der Maurerei, ihrem Wesen nach, gewiesen haben, an das schöne Lied von Schink, N^o 85 unsers Oldenburgischen Gesangbuches. —

Nun aber, mein Freund, bin ich müde! bin von der sechzehn Seiten langen Rede freilich erst bis auf die vierte Seite gekommen, aber Du kannst daraus sehn, was es würde, wenn ich so fortführe. Diese Langeweile will ich Dir und mir ersparen. — Um aber Dir doch ein deutlich Wort zu sagen von dem Freimaurer-Geheimniß, gegen das der gelehrte Redner so gar gewaltig zu Felde zu ziehen sich berufen hält, so sei es Dir in's Ohr geflüstert (doch bringe dies Geheimniß nur ja nicht weiter.)

Die Freimaurer-Brüderschaft ist gar keine geheime Gesellschaft. Ihre Existenz ist bekannt, ihre Versammlungsorte und Versammlungstage sind bekannt, ihre Mitglieder sind alle bekannt. Sogar manche ihrer Gebräuche sind bekannt. Was bleibt noch übrig? — Für den bloß Neugierigen freilich noch Manches, z. B. Was machen sie denn da? &c.

Die Freimaurer-Brüderschaft ist eine geschlossene Gesellschaft. Keine geschlossene Gesellschaft gestattet Fremden, Eindringlingen den Zutritt bei sich. Die Listen der Mitglieder liegen vor, wer nicht den Namen und das Gesicht eines derselben mitbringt, wird nicht zugelassen. Wie soll es aber die einzige geschlossene Gesellschaft in der Welt, die über die ganze Oberfläche der Erde verbreitet ist, anfangen, Fremde, Eindringlinge abzuhalten? Sind Listen

so unendlich vieler, immer aufs Neue absterbender und zutretender Mitglieder mit einiger Sicherheit nur denkbar? Es bleibt also nichts übrig als Erkennungszeichen, Gebräuche und einige Symbole. Diese, zur Sicherung gegen Fremde, Eindringlinge, zu verhelen, giebt jeder neu-aufgenommene Maurer das Versprechen. Ist dies große Geheimniß der großen Fehde werth? Man könnte auf den Gedanken kommen »gar viele Bücher über Maurerei enthielten oder verführten unwillkürlich zu der Mystification.

Aber der Endzweck der Freimaurerei! das ist der Punkt der entscheiden muß, ob sie eine zeitgemäße Bedeutung habe. — Du mußt mir's in allem Bisherigen angemerkt haben, daß ich mich auf Zeitgemähes und die Bedeutung desselben nicht verstehe. Hier aber, im Endzwecke der Maurerei — darauf bestimme ich mich eben jetzt — liegt doch wirklich ein Geheimniß. Das mußt Du am Ende doch noch wissen. Ich will es Dir mit den Worten eines Besseren als ich, oder doch eines anerkannten Denkers geben und suche darum den Brief eines Freundes hervor, in dem er sich über das Schweigen von dem Zweck der Maurerei ausläßt. Hier ist ein möglichst kurzer Auszug aus demselben:

Wir leben auf der Welt und Niemand sagt uns, wozu diese Welt ist, noch welches der Zweck unsers Daseins sei.

Es werden Staaten gebildet und die Menschen in allen Welttheilen leben im bürgerlichen Vereine, ohne daß jemals außerordentlich wäre, was der Endzweck des Staates sei, über welchen die Staatslehrer sich bisher nicht haben vereinigen können.

Wir sind größtentheils verheirathet und noch streiten die Juristen über den wesentlichen Begriff der Ehe.

Wir sehen, daß die Menschen in allen für ihr Geschlecht unentbehrlichen Instituten leben, von der Natur hineingesezt sind und darin handeln und wirken, ohne zum größten Theil sich deutlich bewußt zu sein, warum und wozu diese Institute da sind. Sollten sie darum aufhören zu leben und sich zu fügen?

Wenn also bestehende Institute nur sonst nothwendig oder wenigstens nützlich sind, so sind die Menschen auch bestimmt darin zu leben und sich in ihre Einrichtungen zu finden, den Nutzen derselben, die Früchte zu genießen, ohne die Stoffe zu kennen, die der Baum verarbeiten mußte, um diese Früchte auszubilden.

Mit der Freimaurerei ist es nicht anders. Wer auch keinen vollkommen deutlichen Begriff von ihrem Endzwecke hat, wird doch den Nutzen derselben genießen, wenn er sich die Befolgung ihrer Gesetze angelegen sein läßt; er wird besser, geselliger, aufklärter, handharter werden; er wird dem fruchtbaren Baume gleichen, der mannigfaltige Wohlthaten verbreitet, ohne die geheimen Kräfte zu ergründen, die sein schattig Laub und die Würze seiner Früchte entwickeln.

Wäre es aber nicht besser, der Zweck des Bundes würde uns gleich zu Anfang gegeben, damit wir nicht auf Abwege geraten, sondern dem Ziele mit Gewißheit und Zuversicht getrost entgegen gehen könnten? — Diese Frage ließe sich auch in Ansehung unsers ganzen irdischen Daseins und unsrer Vereinigung in bürgerliche Gesellschaften aufwerfen.

Es ist bekannt, wie wenig die Menschen das schätzen, was sie ohne Mühe erwerben. Jede Kenntniß ist nur dann unser wahres

Eigenthum, wenn wir bei ihrer Erlangung selbstthätig gewesen sind und Fleiß und Mühe dazu angewendet haben. Die Kenntniß des Unschätzbaren bleibt aber ein todttes Wesen, folglich eine Entwürdigung desselben, wenn wir es nicht durch Mühe und Fleiß zu unserer lebendigen Ueberzeugung, zu unserm Eigenthum gemacht haben. Unsere Neugierde kann durch eine Definition befriedigt werden, aber nach dieser gefährlichen Vertriegung wenden wir den Fleiß und die Mühe nicht mehr an, die allein zur lebendigen Ueberzeugung führt und zu der wir vorher durch Wisbegierde angepornt werden.

Indem wir uns sorgfältig und anhaltend damit beschäftigen, den Endzweck unsers Daseins oder unsrer maurerischen Verbindung zu ergründen, müssen wir nothwendig den Menschen und die Maurerei, oder das Leben, nach allen ihren Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten genau untersuchen und prüfen. Diese Mühe wird aber durch unschätzbare Früchte belohnt: wir lernen uns selbst kennen und erwerben eine detaillirte Kenntniß der Maurerei oder des Lebens, ihrer einzelnen Eigenthümlichkeiten und mannigfaltigen Beziehungen unter einander, und finden Seiten dabei auf, die uns sonst unbekannt geblieben wären.

Indem wir dem Endzwecke der Maurerei oder des Lebens nachspüren, verfolgen wir in Gedanken schon den Weg zu demselben und betreten und wandeln ihn wirklich, wenn wir überzeugt fähig sind nach Ueberzeugung zu leben und zu handeln. Jeder Abweg wird uns practisch fühlbar, der rechte Weg liegt deutlich vor uns da und läßt uns keines der Mittel zum Zwecke übersehen, wenn wir wollen.

Die historische Kenntniß des höchsten Endzweckes, würde uns keine Wahl übrig lassen; denn da wir uns das Streben nach demselben nicht durch Fleiß und Mühe zur lebendigen Ueberzeugung angeeignet haben, so geht auch daraus der feste und ernste Wille nicht hervor, wir erfahren, daß es ein Gesetz giebt, dem wir folgen müssen, auch ohne unsern Willen, und unsre Freiheit ist dahin, dies höchste Gut der Menschheit. Wie sorgfältig wir nun auch das Gesetz erfüllen mögen, unsre Handlungen haben keinen Werth mehr, denn nur die freie That hat Werth und der freie Wille ist unsre Würde.

Nur die auf dem Wege eigener Forschung erlangte Erkenntniß des höchsten Endzweckes der Maurerei oder des Lebens, ist Erkenntniß, giebt den Willen, giebt Freiheit und führt an's Ziel. Jeder forsche und prüfe sich selbst und was ihm umgiebt, nach dem Maße seiner Verstandeskraft, die Anleitung dazu liegt überall zur Hand; er gebe dann selbst Rechenschaft von den Fortschritten seiner Forschung, die sein mögen, welche sie wollen, er erreicht das Ziel unselbstbar, es sei auch wann es wolle. — Wen aber Geistessträgheit von allem Nachdenken abhält, der horche den Aussprüchen der Weisesten und lerne sie auswendig, das Ziel erreicht er nie. —

Das ist es, mein Freund, was ich Dir noch sagen wollte. Du wirst darin eine zum einfachen Menschenverstande sprechende Philosophie in deutscher Sprache finden. Unserm Redner erschied sie vielleicht als unwürdiges Geschwätz, weil sie den Forderungen der Zeit nicht entspricht, »abstract erträumt« oder, was weiß ich! weil sie nichts »öffentlich« macht, also nichts »verwirklicht«, weil sie alle Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten genau untersucht und geprüft haben will, wogegen der Redner, vermuthlich nach dem »Geist der Zeit«, gebieterisch abspriht über das was ihm unbekannt ist und er also nicht versteht. Was ist da zu thun! Wir müssen uns trösten!

Lebe wohl, mein Freund!

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 22.

Sonnabend, den 28. Mai.

1842.

Die Confirmandin.

Wie man die Stunde weiß, wo auf leichtem Fuß
Dein lust'ger Leib die Straße herunterwält!
Da sammelt sich's und hält sich stille,
Sieh, und da kommst Du und gehst vorüber.

Und Jeber prägt hastig Dein Bild sich ein,
Und denkt, die Ros' entkospet an seine Brust;
Du aber weißt von Nichts, und wandelst
Schuldblos dahin, und im Arm die Bibel.

Wo ist Dein Geist, daß Du nicht die Meng' bemerkst?
Doch siehst Du mich heraus aus den Andern all;
Wie thust Du da so ehrerbietig,
Leiser berührt Dein Fuß die Erde.

Du schaust wohl anders auf zu des Mannes Stirn,
Auf der Gedanken Kreisen, die Du nicht kennst,
Als ich in Deiner blauen Augen
Friedlichen Himmel, den ich entbehre.

Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten
aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinböfer.
Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Zetta then Broeck, die Tochter der Foelke, unterhält sich mit Hima ihrer Amme bei der Arbeit von ihrem Geliebten Sibrand von Boquard, und diese

erzählt ihr von ihrem Vater Deco und der »schönen weltlichen Königin, —

Johanna von Neapolis geheißene
und wie dessen Schwestern Doda und Siburga den
Bruder in Neapolis aufsuchten, um ihn sich selbst, dem
Vaterland, zu retten.«

Sibrand von Boquard langt an, wirbt um
Zetta und erhält ihre Hand.

Dann sehen wir Foelke in ihrer prächtigen Umgelung,
wie sie durch Wigeld die Kunde von der Gefangenschaft
der beiden Welt erhält:

»Gefangen nur? warum denn nicht vertilgt?

Der königliche Adler der then Broecks

Muß das Gezucht der Allena's vernichten?

So lang' ein Einz'ger noch von dem Geschlecht

Der gift'gen Klattern athmet, — Einer noch

Den Stachel führt, der verwunden kann,

Bleibt auch der Rache Hunger ungesättigt*),

Der glüh'nde Durst des Hasses ungestillt!

Nicht Fehde, nein — Vernichtung sei der Name!»

So wird es nun dem Wigeld leicht, sie für seinen
Plan zu gewinnen, während sie im vertraulichen Gespräch
mit ihm ihre Grundsätze enthüllt, aber auch ihm nicht
birgt, wie wenig sie ihm selber traue:

»Ich traue Keinem, welcher nah mir steht;

Der Menschen Erbtheit ist das Böse nur,

Das Gute gleisnerischer Heuchelschein

Um sich'rer zu berücken, zu verderben.

Drum möge Keiner auf Verwandtschaft pochen,

Sie schüzt ihn nicht, — ja, wär's mein eigner Sohn,

Ich würde streng nach seiner That ihn richten.«

*) Deco then Broeck war in einer Fehde mit Folkmar
Allena, vielleicht auf dessen Anstiften, ermordet.



Zwar schwört er, sich vor ihr niederwerfend:

»Weim ew'gen Rächer, der im Himmel thront,
Den Meineid strafet und die Wahrheit lohnt,
Schwör', Mutter, ich in Eure Hand aufs Neue,
Kindliche Folgsamkeit, Gehorsam, Treue!
Aus ihren Gränzen stoße mich Natur,
Verleß' ich, brech' ich niemals diesen Schwur!«

Und sie entläßt ihn mit den Worten:

»Nun gut, ich glaube dir! — Du selber bist
Der Schöpfer deines künftigen Geschicks.«

aber kaum hat er sie verlassen, so spricht sie unverholen:

»Geh nur und schwärme in exträumter Freiheit
An unsichtbarer Kette halt' ich Dich;
Nicht täuschen wirst Du nimmer.« — Meine Warnung
Hat deinen Stolz vergebens nur gemahnt, —
Ich kenne dich, — gleich dem behaupten Falken
Stürmst du, durch Blindheit lähn, der Höhe zu,
Und denkst nicht an des Jägers starke Hand,
Die deinen Aufschwung eilig hemmen kann,
Wenn du in launenhaften Zügen schweiffst,
Als gäb's nicht Raum noch Fessel, dich zu binden.
— Du nährst Verrath in deinem hohlen Busen,
Bist eine Ratter, die ich mir erwärme,
Um ihres Zahnes gift'ge Lust zu reizen! —
Längst hab' ich dich durchschaut — schlägt deine Stunde,
Steigst du hinab in rettungslose Tiefe,
Denn zweifl' ich erst, bin ich entschlossen auch.
Mit meinen Feinden willst du Dich verschwören,
Dem Herzog Bayerns listig dich verkaufen,
Und meines Hauses Größe untergraben?
Verblendeter! — wahnst du mich eingeschläfert
Durch deiner Schwüre süßen Honigduft?
Mein Aug' war wach, als es zu schlummern schien,
Und spähte jedem deiner Schritte nach —
Gib du's geglaubt, warst du schon aufgefunden! — —
Ich könnte dich zerschmettern — aber nein — —
Dein eigener Wahnsinn soll dein Fester sein! — — —«

Nun brüht sie darüber, wie sie ihre Rache an den
Allena's, »den zarten Lämmern, die das Geschick ihr
selbst zur Schlachtbank führt« befriedigen will, und nach-
dem sie den Tod durch Henkers Hand als zu gemein, den
durch Gift als zu weibisch verworfen, wählt sie

— Den Hungertod.

Was kommt der ungestillten Rache näher?

Ein tausendfältig Sterben fast dieß Wort:

So langsam hinzuschmachten, tagelang
Des Durstes Fiebergluth, die grausam Dualen
Des nagendheißen Hungers fühlten müssen,
Mit der begehrenden Natur zu ringen
Um Tod und Leben — bis der Wahnsinn dann
Die letzten Reste selbstzerstörend endet,
— Du sollst es sein. — Dich Bürger wähl' ich aus —
Vollbring' dein Werk und gib die Ruh mir wieder.
Mag immerhin die Welt mich grausam nennen,
Was ich gethan — das werd' ich laut bekennen!«

(Fortsetzung folgt.)

Altona, den 21. Mai 1842.

Gern gebe ich Ihnen, was jetzt noch etwa als Nach-
lese auf dem Stoppelfelde des Brandes angesehen werden
könnte; denn wirklich sind alle Früchte und Aehren von
demselben eingetragen in die Scheunen der Schriften oder
Zeitungsartikel, und das Land liegt brach bis zum Neubau.
Warnen muß ich jedoch vor den übertriebenen und oft rein
erdichteten Berichten in der Leipz. allg. Zeitung, die sich
kein Gewissen daraus machten, die Flammen in Straßen
und Stadtvierteln ihr gieriges Mahl halten zu lassen, wo,
dem Himmel sei Dank! ihnen Nichts aufgetischt worden
ist. Ich nenne Ihnen aus dem Gedächtnisse die Damm-
thorstraße, die beabsichtigte Sprengung des Schauspiel-
hauses u. Von anderer Seite sind die Brandstiftungs-
szenen, die, obgleich sie zur Rache und Selbsthilfe aufreizten, doch
eben nur im aufgeregten Volks wahn ihren Grund hat-
ten, zu gräulich geschildert, denn vier bedeutend Mißhan-
delte sind, wie alle übrigen, vom Pöbel Aufgegriffenen,
unschuldig befunden worden, von Letzteren mußten 11 ins
allgemeine Krankenhaus gebracht werden; Einer derselben
ist gestorben.

Zu leugnen ist aber nicht, daß sehr gewüthet worden
ist gegen die unschuldigen Mobilien in den, dem Feuer
nahe gelegenen Gebäuden, zumal hat mancher höchst kostbare
Spiegel sein Dasein verloren, weil der Irrglaube bedeutend-
deren Schaden zu befürchten vorgab, wenn die Flamme sie
ergriffe und in die Luft schleuderte.

Die schauderhafte Statistik der angerichteten Verheerung
begreift an 1900 Wohnhäuser (1700 Säle und 460 Kell-
ler ungerichtet) die von 21,626 Menschen bewohnt wor-
den waren. Diese sind sämmtlich in den verschont Geblie-
benen der übrigen Stadttheile, der Vorstädte, in Altona,
in sonstiger Umgegend und in der Nähe der Thore in Zel-
ten und hölzernen Buden einquartirt. 26 Getödtete sind
wieder aufgefunden; es werden aber noch 28 andere ver-
mißt; 107 Personen sind mehr oder minder beschädigt
worden.

So viel nun auch von Manchen gerettet worden, so
hat doch die Literatur das Unglück gehabt, besonders mit-
genommen zu werden, als ob die Feuergeister es recht dar-
auf abgesehen hätten, eine Censur im Großen einzuführen,
und die verpönten Gedanken im Gehärdhause oder wenig-
stens bei ihren Pflegerinnen und Ammen zu ersticken. Man-
che Kunstschätze sollen glücklich erhalten sein, besonders bei
Commeter, kostbare Gemälde des Senators Jänisch,
des Hrn. Johns u. Durch die Thätigkeit des Hrn. Pa-
stor Helms von Wilhelmsburg sind aus der Petri-
kirche werthvolle Gemälde (z. B. Luther mit dem Schwan,
Churfürst Johann Friedrich von Sachsen) das Sil-
bergeräthe u. gerettet worden. Bekterer erzählte mir, wie

er in der Nähe des Brandes der Petrikirche beim neuen Schulgebäude hinter sich einen Mann tiefbetriibt habe schluchzen hören, und auf sein Nachfragen die Antwort empfangen habe: er sei der Thürmer zu St. Petri — gewesen.

Die Frömmelci zweier alter Mütterchen wollte einem vernünftigen Arbeiter bei der Spritze das Feuer durchaus als ein Strafgericht Gottes für den Unglauben der Zeit vorstellen, womit er sich endlich zufrieden stellen mußte, mit der Bemerkung, daß er noch strenggläubig sei, besonders sei seine Meinung, daß es alte Hexen gebe, die ins Feuer gehörten, (dabei streifte er die Aermel auf und machte die Miene zur Umarmung), nie zum Wanken gebracht worden. Das Duo wurde dadurch zum Schweigen und Weichen gebracht. Rührende Mahnungen in einer Sprache voll Kraft und Würde enthalten die Predigten von Schmalg und Salamon.

An der Börse herrscht trotz der ungeheuren Anstrengungen, die ganz Deutschland und das Ausland für Hamburg machen, ein panischer Schrecken; in den ersten Tagen sollen nur die besten Papiere zu begeben gewesen sein, obgleich Heine und Andere die Besorgnisse durch großartige Anerbietungen gemildert haben sollen; doch da ich dieses nicht genau anzugeben verstehe, so gehe ich darüber nicht in weitere Einzelheiten ein. Nicht sehr besorgt sind noch diejenigen, welche aus Patriotismus bei Hamburger Anstalten versichert sind, da dieselben, besonders die von Bieber schwerlich ihre Zahlungen machen können *).

Vor einigen Tagen versuchte man, einen Theil der Kirchenmauern von St. Petri weiter zu sprengen; da dies aber nicht gelingen wollen, so sieht man von weiteren Versuchen ab. Sehr thätig und unerschrocken verfahren hiebei wie früher, die preussischen Pioniere, die beim Aufräumen des Schuttes, oder vielmehr dem Fortschaffen gefahrdrohender Ruinen noch nützen. Der Anblick, den jetzt die Ruinen in einer Längenausdehnung von fast $\frac{1}{4}$ Stunde gewähren, ist zwar gräßlich, aber doch so schön, daß schwerlich Hercules an großartigenen gewähren mag, wenn nicht etwa dort archäologische Forschungen und das Alter der Bauwerke wie das Prachtvollere einzelner Tempel, Säulen u. mehr zum Anschauen verlocken. — Kein Maler, kein für das Erhabene selbst in den Schrecken der Natur Fühlender sollte diese bald verschwindenden Monumente ungesehen lassen; der Thränen darf er sich nicht schämen, die ihm das gräßliche Geschick entlockt; der Schauer wird er sich beim Eintritt in die Nekropolis, die an das Geräusch und das Gewühl der Stadt stößt, und von derselben heimgesucht wird, nicht erwehren können; aber das

*) So eben vernehme ich, heute sei eine mit 500 Unterschriften achtbarer Bürger versehene Petition dem Senat eingereicht, daß er aus seinen Mitteln Bieber unterstützen möge, weil, wenn dieser seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könnte, eine Menge Fallissements im Mittelstande notwendig folgen müßten. — Man soll um Antwort binnen wenigen Tagen nachgesucht haben.

vom Auge Erschaute wird sich von keinem Erlebnisse zurückdrängen lassen. — Wer eine Predigt über das Nüchtere der Erdendinge sehen und mitfühlen will, der lese keine weitere Beschreibung, sondern schaue. — Dem Vernehmen nach sind schon Zeichnungen der Ruinen angefertigt, so wie der Steindruck Pläne der Stadt mit Bezeichnung der Brandstätte (auch auf Briefpapier für etwa 7 Grote) vervielfältigt hat.

Der Senat bezieht das Local der Verwaisten, und die Kinder werden im freundlichen Harvstehude untergebracht und verpflegt werden. Sonntag Morgen 4 Uhr sind die Schätze aus der alten Bank in die Gewölbe der neuen Börse geschafft worden, indem die Träger der silbernen Lasten zwischen einem Spalier Soldaten den Zug durchmachten; die Fortsetzung wird bald folgen.

Der Neubau soll schon gut erfundene Pläne veranlaßt haben, unter anderen den, die dem neuen Jungfernstieg gegenüberliegende Seite jenem gleich herzustellen, so daß die frühere Zuchthausstraße und der Holzdamn nicht mehr unmittelbar an die Mäster stoßen werden. Manche öffentliche Gebäude, Rathhaus u. soll man in die Gegend der neuen Börse zu verlegen gedenken.

Das Theater ist durch eine Rede des Directors und »Joseph in Aegypten« eröffnet worden; Sie sehen also, daß der Mensch gern vergißt, doch werde ich eine Ausnahme machen und etwaige Neuigkeiten über den allgemein interessirenden Gegenstand nicht vergessen u. s. w.

V o r s c h l a g .

Dem Vernehmen nach haben hiesige junge Damen sich vereinigt, durch Anfertigung von Handarbeiten eine Lotterie zu veranstalten, deren Ertrag sie für die unglücklichen Abgebrannten Hamburgs bestimmt haben. Das ist eine Idee, schön und edel gedacht, und führt uns zu der Frage, ob es sich nicht der Mühe und des Zwecks lohne, dieselbe durch weitere Unterstützungen noch mehr zu erkräftigen. Wir schlagen daher allen denen, die für die Sache erwärmt werden können, vor, irgend ein kleines Stück ihrer Kunst, aus ihrem Laden, von ihrem Fabrikate u. jenen Verloosungsgegenständen anzureihen, und somit auf dem Altare der Wohlthätigkeit zu opfern. — Auf diese Weise wird eine so große Zahl von Prämien gemacht werden können, daß selbst bei tausend Loosen keine Miete gezogen würde; und wer sollte da nicht gern noch eins oder ein paar Loose nehmen? selbst die sparsamen Hausfrauen würden es beantworten können, und Alle würden ihre gute That reichlich belohnt sehen. Der Ertrag dieser Lotterie würde dann gewiß recht bedeutend werden können, und die Erlaubniß zu dem Unternehmen gewiß gern ertheilt werden. Natürlich aber würde sich zuerst eine Committee bilden müssen, die ab-

les zu leiten, und Rechenschaft abzulegen hätte, wenn auch nur, um die gewiß Gott gefällige und redlich gemeinte Sache gegen Anfechtungen zu schützen.

Die Damen, von denen die Idee zu dieser Verlosung ausging, werden gebeten, einen Ort zu bestimmen, wohin Gegenstände aller Art zur Unterstützung ihres Unternehmens gesandt werden möchten, und zweifeln wir nicht, daß nicht der größte Theil der Bewohner unserer Stadt, beisteuert und Loose nimmt.

Das Cabinet der Herren Martin,

worauf bereits ein Ungenannter in N^o 16 dieser Blätter aufmerksam machte, ist seit Pfingsten eröffnet, scheint aber nicht so beachtet zu werden, wie es verdient. Die Automaten können auch bei dem Erstaunen erregen, der Vaucansons berühmte Automaten gesehen, denn offenbar sind die Vorrichtungen des Schreibers von Droz viel complicirter, als die des Flötenspielers von Vaucanson oder die seines Trommelschlägers. Ob die Ente je ohne Beihülfe geleistet habe, was sie sollte, ist noch zu bezweifeln, wenigstens war, als Referent sie sah, sie angeblich beschädigt und machte nur einige, nicht alle Operationen. Diese Automaten von Droz aber schließen jede Täuschung aus und Hr. Martin d. J. zeigt den Mechanismus ganz offen, welcher besonders bei dem Schreiben aufgegebenen Wörter sehr auffallend ist. Auch der Zeichner und die Pianistin können sich immer mit Vaucansons Automaten messen, und während man den Mechanismus bewundern muß, kann man des freundlichen Eindrucks sich erfreuen, den das niedliche Aeußere der Figuren macht.

Die Vorträge des Hrn. Martin d. J. über Galvanoplastik, Galvanismus und Elektromagnetismus sind sehr ausführlich und verständlich, und seine Experimente gelingen stets, so daß, wer auch noch gar keine Kenntniß von diesen Naturkräften hat, eine sehr deutliche Vorstellung davon bekommen kann, zumal Hr. Martin die an ihn etwa gerichteten Fragen sehr freundlich und deutlich beantwortet*). Der electromagnetische Wagen zeigt im Kleinen die Erfindung, welche der Bundestag mit einer Prämie von 100,000 fl. ehren will, wenn Wagner sie im Großen ausführt, weckt zugleich aber auch Zweifel gegen die

*) Eine kleine Abhandlung mit einer Lithographie, welche an der Cassé für 6 Grote zu haben ist, ist dabei zur Repetition des Gehörten sehr nützlich.

Ausführbarkeit, indem augenscheinlich die zur Erregung eines electromagnetischen Stroms von der erforderlichen Kraft notwendigen Materialien ein zu großes Volumen bilden werden, als daß sie auf der Locomotive Platz finden könnten, es sei denn daß es Wagnern gelänge, kräftigere Erreger zu entdecken als die bisher bekannten sind.

Die mittelst des Hohlspiegels bewirkten optischen Täuschungen sind höchst ergötzlich und überraschen auch den, dem die Wirkungen des Hohlspiegels nicht neu sind. Dasselbe ist der Fall mit den andern verschiedenen Spiegeln und den Täuschungen, welche auf dem, einen Teller vorstellenden Gemälde der Schatten hervorbringt. Sie führen uns zu dem Bekenntniß, daß wir in manchen Fällen auch von dem keine Gewißheit haben können, was wir mit leiblichen Augen sehen, und berechtigen uns zu Zweifeln an manchen Dingen, welche uns von Augenzeugen bekräftigt werden, wenn wir nicht überzeugt sind, daß diese des Gesehenen sich ohne alle Täuschung deutlich bewußt wurden.

Der Raum erlaubt hier nicht, Alles anzuführen, was der Anschlagzettel verkündigt, und doch enthält derselbe noch nicht alles Merkwürdige, was in der Bude zu sehen ist, die, wie wir glauben, Niemand unbefriedigt verlassen wird, welcher an kunstreichen Arbeiten der Mechanik und an den Fortschritten der Naturwissenschaften Theil nimmt, wäre es auch nur, um des wichtigen Einflusses willen, den beide auf Industrie und Gewerbe haben und noch immer mehr erlangen können und werden.

Kirchennachricht.

Vom 21. bis 27. Mai sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: Johann Gramberg und Anna Catharina Janßen geb. Stemm.
2. Getauft: Helene Catharine Würdemann. Gesehe Helene Lehmkühl. Hinrich Carl von Künnen. Helene Margarethe Schmeyers. Helene Harms.
3. Beerdigt: Eilert Winter 24 J., verunglückt durch Ueberfahren eines Wagens.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 29. Mai.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Grube.

Hierbei N^o 17, 18 und 19 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 23.

Sonnabend, den 4. Juni.

1842.

Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. H. Weinländer. Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

In dieser Stimmung empfängt sie den Jümel Hermana, den Boten ihres Sohnes, der ihr die Einnahme von Osterhusen und Klein-Falderu berichtet und das von Keno den beiden Aplets gegebene Versprechen. Ich, erwidert sie

»Ich habe nichts bestätigt — ohne mich
Gilt kein Vertrag — mit dem Gezucht der Schlangen.«

Gebietend herrscht sie dem Hermana, der Einwürfe machen will, zu:

— — »Schweig oder zitt're!
Ich trag' es nicht, wenn sich der Knecht erlaubt,
Zu klügeln, wo er stumm gehorchen sollte.«

und dann befiehlt sie dem Wigeld:

»Bereite zum Empfang der werthen Gäste
Den Thurm im Norden — Sorge ja dafür,
Dass mir der Käfig wohl vergittert sei,
Damit die Wäglein nicht entrinnen können,
Denn sicher, sicher will ich sie bewahrt.«

Während noch Hermana sich vergebens bemüht, sie zu milderer Gesinnungen gegen die Gefangenen zu stimmen, wird Sibrand von Loquard gemeldet, der um ihre Zustimmung zu dem Ehebunde mit ihrer Tochter bittet. Auch ihn empfängt sie mit Verstellung, und ist, nachdem sie seine, ihr längst bekannte Liebe bemerkt hat, durch ver-

zögerte Einwilligung sich seiner ganz zu bemächtigen, erhält er solche endlich mit den Worten:

»Geh, Sibrand, und verkündigt Eurer Braut,
Dass ihre Wahl der Mutter Wort bestätigt.
Wie Ihr auf mich, hab' ich auf Euch vertraut,
Was Ihr verheissen werde treu bethätigt.«

Er verläßt sie, indem er ausruft:

»Mein Gut, mein Blut, mein Leben seg' ich ein
Für Euer Recht, wenn ihm Gefahren dräu'n;
Wo Eurer Fahnen gold'ne Adler wallen,
Bin ich bereit zu siegen und zu fallen!«

und sie kann nun, als sie allein ist, sagen:

»Du bist mir sicher — — ha, es reist zur Ehot
Mein tiefer Plan — jetzt trog' ich dem Verrath!
Was deine Kräfte, Wigeld, auch eronnen,
Zum Nege wirds, das du dir selbst gesponnen!«

Foelke Ukena erscheint dann, von ihrem Sohne abgesandt, ihr die Gefangenen zu überliefern, und wird von ihr mit Lob und Schmeichelworten empfangen. So sucht sie ihn zu gewinnen, und dann ihm den Wigeld als seinen heimlichen Feind zu schildern. Mit Mühe beredet sie den geraden Ritter, die Ausführung ihres listigen Plans zu Wigelds Verderben zu übernehmen. »Ihr willigt ein?« fragt sie am Ende, und er antwortet:

»Ungern, — doch sei es drum!

Wär's anders, wie es ist, ich sagte nein! —
Doch diesen ehrlos, übermüth'gen Gantier,
Den die Natur brandmarkte, zu vertilgen,
Will ich die inn're Stimme übertönen,
Die leise spricht: Weges kein Wubensstück!«

Darauf werden die Gefangenen vorgeführt, von ihr mit Hohn empfangen und es giebt eine sehr heftige Scene,



worin nicht nur Foelke ihren Charakter immer mehr enthüllt, sondern auch die Gefangenen, Wigeld und Ukena handelnd ihre Gesinnungen aussprechen. Sie schließt mit der Hinwegführung der Gefangenen. »Hinweg mit Euch,« ruft Foelke,

»wo ich Euch mag bewahren,
Bis endlich der Erlösung Stunde schlägt.
Doch wie's der Wirthin ziemet, ich allein
Will Eures Kerkers treue Hürlein sein,
Daß Euer Dheim möge eingesehen,
Es sei den Seinen Ehre hier geschehen.«

Und als sie weggeführt sind, schließt sie:

»Ihr habt den Lauf vollbracht,
Lebendig steigt ihr in des Grabes Nacht.
Die Angel schwirrt, es rasseln dumpf die Riegel
Es öffnen gähmend sich der Pforten Flügel —
Das Eisengitter senkt sich langsam nieder,
Das Licht des Tages schwand, und kehrt Euch niemals wieder.«

Im zweiten Aufzuge befinden wir uns auf der Burg zu Nesse; zwei Diener unterhalten sich von den neuesten Begebenheiten, und Frethebern, der von Ausrich kommt, erzählt von dem Hungertode der Gefangenen:

»Seit acht Tagen
Blieb ihres Kerkers Thüre streng verschlossen,
Und Niemand sah, daß sie geöffnet wurde,
Den Unglücksel'gen Speise darzureichen.
Auch hieß es überall, die böse — du verstehst mich —
Hab' Tag und Nacht den Schlüssel so gehütet,
Wie sonst der Geizhals seine Schätze wahrt,
Am eignen Gürtel ihn sogar getragen,
Damit sich hülfreich keiner nahen sollte
In ihrer Noth die Schwachtenden zu legen,
Und sie die martervollsten Qualen dulden,
Auf die nur je ein Belial gesonnen,
Es' ihnen der willkommen'ne Tod erscheint,
Sie zu erlösen von des Lebens Folter.«

Uno, der andere Diener erwidert:

»Unglaublich scheint solch' gräßliche Gewalt,
Berübt an edle, freigeborne Männer
Doch bleibt die Schandthat schwerlich ungerächt,
Sanz Freloland muß dagegen sich empören!«

Frethebern:

»Was darf der Mächtige nicht unternehmen?
Ihn schützt sein Rang, sein Ansehn in der Welt,
Und das Gewissen, wenn sich's regen sollte,
Wird auch bestochen, wie der feilste Knecht,
Durch reiche Stiftungen und milde Gaben
An fette Mönche oder Gotteshäuser,
Die schon genug des ird'ichen Gutes haben,
Damit sie mit dem Himmel unterhandeln,
Und dieser dann, um seiner Diener willen,
Dem reichen Bös'wicht durch die Finger sehn.«

Diese Unterredung wird durch Decca von Nesse, die Tochter der Foelke, unterbrochen

»des Satans Conterfei,«
Denn wie ein Tropfen Wasser gleicht dem andern,
Ist sie der Mutter Bild an Leib' und Seel.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Hamburg und Altona von einem Oldenburger *).

An meinen früheren Bericht reiht sich der für den Monat Februar, keine große Ereignisse einschließend, sondern fast nur das Reich der Töne in Anspruch nehmend. Außer dem auch bei Ihnen gewesenen Molique haben wir wieder Gelegenheit gehabt, Die Bull zu bewundern, wenn gleich Manche ihm nicht mehr den früheren Beifall zollen wollen. Die philharmonischen Concerte unter des bekannten Wilhelm Grund Leitung haben für diesen Winter wieder ihr Ende erreicht. Neben der schon lange bestehenden Hamburger Liedertafeln haben sich einige Vereine unter die Leitung guter Lehrer gestellt, dadurch bringt der regelmäßige Gesang mehr ins Volk und kann so seinen Zweck nicht verfehlen, einen Frohsinn schaffen zu helfen, der, ohne Kosten zu verursachen, andere rohere Vergnügungen zurückdrängt. Andern nicht zu nahe tretend nenne ich hier die Verdienste von Groß, der einen bedeutenden Handwerkerverein in geringer Zeit dahin ausbildete, daß er kürzlich zur Hebung des Kirchengesanges verwendet wurde. In Altona ließen früher Keinecke, Blaun und Dethlefs ihre verschiedenen Schüler getrennt wirken; selten konnte da ein Ganzes von Bedeutung zu Stande kommen, mit Ausnahme der Nutzenbecher'schen Concerte in der Tonhalle, einem Locale, das seinem Zwecke so vorzüglich entspricht, daß Chladni einst bei seinem Hiersein sich sehr vorthellhaft über den Bau desselben aussprach, da der Musik hier Nichts zu wünschen übrig bliebe. Hier dirigirt Blaun und weiß gute Hamburger Dilettanten zur thätigen Beihülfe herbeizuziehen. Ueber die neue Altonaer Liedertafel werde ich Ihnen nächstens mehr melden, da wir bald in derselben unser erstes Fest, d. h. die Zusammenkunft und einen kleinen Schmaus mit den nichtmusikalischen Mitgliedern haben werden.

Theater und Literatur haben sich in diesem Monate nicht besonders hervorgethan; ich kann deshalb zu einer kleinen Rechtfertigung meiner Worte schreiten, die ohne Absicht, irgend etwas Böses sagen zu wollen, hingestellt waren und von einem Freunde Nieffers (der aber gewiß kein wärmerer Verehrer oder genauerer Bekannter desselben sein kann, als Schreiber dieses) so übel aufgenommen sind. — Wenn wir auch durchgängig der späteren Richtung von Menzel's Kritik nur abhold sein können, und jeder Tadel, den Nieffers sonst gegen ihn richtet, von uns durchaus unterschrieben wird; so ist doch dies keinesweges der Fall in den Angriffen, welche Menzel wegen seines Urtheils über G. Sand erfahren mußte. Die Dame gefällt sich darin, mit gewandter, trefflicher Sprache

*) Auch diesmal haben diese »Mittheilungen« lokaleren Zeitinteressen nachsehen müssen.

die Possagung der Frauen von weiblicher Würde und von den bisher geltenden Ansprüchen an weibliches Schicksal-
 keitsgefühl zu erkämpfen, was ihr in Frankreich, dem
 lockeren Lande der lockersten Familienbände (eigentlich Ehe-
 bände) rauschenden Welsch-Verfall verschaffen mußte. — Darum
 aber wollen wir ihr nicht dieselben Vorbeerkränze zuwer-
 fen, mit welchen wir noch einen Rousseau schmücken
 würden, obgleich auch er eine »Heloise« schreiben konnte,
 weil sie fast Nichts gethan, als »Heloisen zu schreiben,
 und zwar leichter als jener, obgleich mit noch mehr ein-
 schlüpfender schlüpferiger, sehr leicht sich anklebender An-
 muth, und heimlich das Gift, wie's dem Vater Hamlet's
 geschah, uns in die Ohren träufelnd. Hand aufs Herz!
 Würde ein Kieffer oder dessen achtungswerther Verthei-
 diger seinen deutsch-weiblich erzogenen unverheiratheten Töch-
 tern und Schwestern die Dudenant als Lectüre in die
 Hand geben? — Ich weiß, welche Antwort mir wird,
 und hoffe nicht mit Unrecht, dem braven Vertheidiger der
 Bedrückten meine Worte zugerufen zu haben. — Auch er
 wird hoffentlich es wohl nicht unterlassen, in nächster Fort-
 setzung seiner Briefe dem »kosmopolitischen Nachwächter«
 (Dingelstedt) auf seinen dunkeln Wegen nachzugehen,
 um den, welcher sich zum Schutze und Lichtbringer aufge-
 drungen, als Verdunkler und Dieb — der Freiheit bloß-
 zustellen. Erlauben Sie mir, daß ich demselben inzwischen
 einige Tagewächtergedanken entgegensetzen dürfe:

An den Liebhaber der Freiheit

(NB. seiner persönlichen.)

Kosmopolitisch sind die Lieder?
 Weltbürger willst Du sein?
 Wie eng schnürst Du die Freiheit wieder!
 Du drückst die Kehle ihr ein;
 Es stößt dein Wächterpeer sie nieder:
 Spießbürger! bist doch klein!

Wir

Wir fliegen frei umher, wie Vögel,
 Wir singen frei und wirken frei;
 Du aber denkst uns einzupferchen,
 Rufft: Fangt sie, sie sind vogelfrei!

Der ist besorgt — —

Wagt, Wächter, Dir, daß ich mir Freiheit erschleiche?
 Ich heimlich zum Tempeldach klettere?
 Sie ist unerlöschlich im göttlichen Reiche;
 Mich ruft überall ihre Stimme. —
 Sie schwebt mir entgegen in tausend Gestalten,
 Umarmt mich; nicht brauch' ich zu wählen;
 Nicht brauch' ich den Helfer, die Leiter zu halten,
 Nicht brauch' ich die Freiheit zu — stehen.
 Sarei heiser Dich: »Christen, seid munter und wach,
 Sonst wird Euch die Freiheit genommen!
 Nicht werth ist die Freiheit, die Dein'ge voll Schmach,
 Sie diebisch zu holen zu kommen. —

Wohlfaste Kenien.

Wenn Döhlen und D — — sich erdosen,
 So brauchen das Horn sie, um darenin zu stoßen.

Der Stier kennt Lieb' und Muth, nach rother Farbe haßt er;
 Dir, lieb' und farblos, fehlt auch noch der — Character.

Nacht und Morgen.

Das Licht der Freiheit zu ertragen,
 Ist Dir gewiß zu schwer;
 Denn, während es beginnt zu tagen,
 Schleicht tagsthe Du umher. —
 Feind! weiche von Europa's Boden,
 Wo junges Licht erscheint;
 Fort! bleibe mit den Antipoden
 Zum — Brüderstraß vereint!

M u s i k.

In Bemühungen um Verbesserung und Vereblung des
 Kirchengesanges und Volksschulgesanges sollte sich Niemand
 lässig finden lassen, wer darin überhaupt etwas auszurich-
 ten vermag. Was den Kirchengesang anbelangt, so ist er
 an manchen Orten, auch in unserm Herzogthum, wirklich
 der Art, daß nicht etwa nur musically-gebildete Ohren
 ihn horribel finden müssen, und wahrhaftig so wenig ge-
 eignet das Herz zu erheben, wie er denn solches doch soll
 und kann, daß er vielmehr das gerade Gegentheil zu be-
 wirken im Stande ist: er deprimirt die mitgebrachte Stim-
 mung. Was aber den Volksschulgesang anlangt, so hängt
 von ihm nicht nur die gegenwärtige, und besonders die
 zukünftige Beschaffenheit des Kirchengesanges ab, sondern
 er ist auch an sich von der höchsten Bedeutung, nämlich
 ein durchaus wichtiger Hebel der Volksbildung überhaupt.
 Indessen sind in neuerer Zeit die Bemühungen, solchem
 Kirchengesang und Volksschulgesange aufzuhelfen, wirklich
 groß und allgemein, und insbesondere die in dieses Fach ein-
 schlagende Literatur in den letzten Jahren sehr reichhaltig
 und vollständig geworden. — Das Hauptbedürfniß nun
 zur Realisirung von Absichten der Art ist natürlich eine
 Sammlung der landesgebräuchlichen Kirchenmelodien. Wür-
 den sodann dieselben in solcher Sammlung sich pädagogisch
 zweckmäßig geordnet finden, so daß es nicht jedem Lehrer
 überlassen bliebe, zu suchen und zu wählen, welche Melo-
 dien er zuerst lehren beim Anfange eines neuen Cursus, was
 die meisten Lehrer nicht verstehen, und was jedenfalls je-
 dem große Mühe machen und viel Zeit rauben muß, so
 wäre das ein besonderer Vorzug solcher Sammlung.

Solchen Anforderungen zu bezeugen, erschien:

Melodienbuch für Kirche, Schule und Haus, oder 124
 für den Gesangunterricht in einer Tabelle geordnete Cho-
 räle, darunter 91 einstimmige und 33 zweistimmige,
 von J. V. Osterbind. Oldenburg, bei G. Stal-
 ling. 1842.

Die Ordnung der den Melodien vorstehenden Tabelle,
 wie sie der Lehrer beim Unterrichte befolgen soll, ist: I. Melo-

dien im Octav-Umfange der Durtonleiter, II. desgl., den Octavumfang überschreitend, A nach der Höhe, B nach der Tiefe. III. Melodien mit leiterfremden Tönen. IV. Melodien in der Molltonleiter. V. Nachtrag: Melodien in den Kirchentonarten. — Warum Nachtrag? Sie gehören ja durchaus mit zur Sammlung selbst, und stehen auch in dieser Sammlung ganz natürlich mit in Reih' und Glied. Zweckmäßig ist aber, daß diese Melodien in den Kirchentonarten hintangestellt werden. Viele von diesen Melodien lassen sich zwar nach unserm jetzigen Harmoniesystem harmonisiren. Diejenigen Melodien, bei denen sich schon in der Melodie selbst die alte Harmonie bestimmt und entschieden ausspricht, finden sich zum Theil jetzt überhaupt so zugerichtet, daß sie zu unserm jetzigen Systeme passen, z. B. »Wer nur den lieben Gott läßt walten.« Indessen haben doch die Melodien selbst, nämlich die in den Kirchentonarten stehen geblieben sind, wenn sie auch nach unserm System harmonisirt werden können, an sich immer etwas unserm Ohr Fremdes. Deshalb muß der Schüler an sie zuletzt hingeführt werden. — Ob in den einzelnen Rubriken die Folgereihe wieder so angeordnet ist, daß die dem Ohr zugänglichsten Melodien immer wieder den Anfang machen, darüber kann Ref. nicht urtheilen, weil er nicht alles durchgesehen hat; doch hat es ihm so scheinen wollen. Auch scheint der Verf. wenigstens diese Absicht gehabt zu haben, da er sonst unter den einzelnen Rubriken die einzelnen Melodien zweckmäßiger auch alphabetisch geordnet würde unter einander gestellt haben. — In der Melodienensammlung selbst ist die alphabetische Ordnung befolgt, so daß sich alles sogleich finden läßt. — Wo eine zweite Stimme zugesetzt ist, da ist solche einfach gehalten, und möglichst leicht und bequem geführt. Sie soll nach dem Vorworte des Verfassers »von denjenigen Schülern gesungen werden, die an der Wiederholung des Gesangsunterrichtscursums Theil nehmen.« — Der Druck ist leider nicht, wie er anno 1842 sein sollte. Gerade für die, welche im Notenlesen schwach sind und schwach bleiben werden, ist die unzweideutigste, und möglichst leicht und sicher zu übersehende Notenschrift durchaus nothwendig. — Hieran schließen wir den Wunsch: Mögten doch (abgesehen einseilen von den Kirchentonarten) die alten herrlichen Melodien, von denen nämlich im Laufe der Zeit, und durch Vermittlung früherer Ausgaben von Choralbüchern mehrere mancherlei Aenderungen sich haben gefallen lassen müssen, bei einem demnächst etwa nöthig werdenden Choralbuche in integrum restituirt werden. Neue Barbarismen haben wir in unsern Zeiten nicht mehr zu besürchten. Aber auch die alten müssen ausgemerzt werden. %

Correspondenz.

Hamburg, den 30. Mai 1842.

— — — In Hamburg erholt man sich allmählig, man kommt zur Besinnung, aber damit erwacht auch eben das niederdrückende Gefühl des ungeheuren Verlustes. 35 Millionen Mark Banco sollen zur Entschädigung der Feuer-Casse angeschafft werden, natürlich durch eine Anleihe. Zur Aufbringung der Zinsen müssen wir Alle bluten. Wird die Assurance-Compagnie von Bieber, welche sich bankrott erklärt hat, nicht durch irgend eine Maßregel einigermaßen gehalten, so verarmen trotz der reichlichen Unterstützung vom Auslande Tausende von Familien. Zwölf Millionen wenigstens sind erforderlich, um diesen Verlust zu decken. Bieber hatte 90 Millionen gezeichnet, 19 Millionen sind als Schaden declarirt, durch Ketten können 7 Millionen erhalten worden sein. Von dem Hülfsverein kann das Deficit nicht gedeckt werden, da theils das geschenkte Geld Allen zu Theil werden soll, ohne Rücksicht, ob sie versichert waren oder nicht, theils die bisher eingegangenen Summen, so groß sie auch für die Geber sind, doch nicht groß genug sind, die Verluste zu decken.

Kirchennachricht.

Vom 29. Mai bis 3. Juni sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Anton Wilhelm Meyer und Margarethe Sophie v. Lübeck. Albert Grube und Anna Catharine Margarethe Kampf. Diedrich Hermann Cathemana und Elise Antonie Marie Hallersiede. Dr. Hermann Ludolph Pfaff und Henriette Elise Johanne Bruel. Diedrich Heinemann und Anna Wiemken. Hilbert Schellstede und Elisabeth Rebecca Christine Hollwedel.

2. Getauft: August Heinrich Gerhard Willers. Josephine Bernhordine Wilhelmine Marie Scheyer. Emilie Johanne Goldschmidt. Meta Catharine Ahlers. Carl Johann Gerhard Schmidt. Leonhard Christian August Dümeland. Antoinette Friederike Marie Halle. Johanne Marie Lucie Schmeißer (unehel.)

3. Beerdigt: Hedde Heinrich Minsen 48 J. Eine todtgeborene Tochter von Dtm. Kramer. Ein in der Punte gefundenes neugeborenes Kind weibl. Geschlechts. Ein todtgeborener Sohn von Almuth Wragge. Johann Friedrich Voigt 71 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 5. Juni.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 24.

Sonnabend, den 11. Juni.

1842.

Scheideblick.

Ich weile still im Thale
Und schau' zur Höh' empör,
Da ruht im letzten Scheine
Die Sonn' im Rosenstior.

Sie scheidet in die Ferne;
Als thät's ihr innig weh,
Blickt sie noch wehmuthsille
Zulezt von grüner Höh'.

So zieht geliebtes Leben
Weit, weit vom Herzen fort,
Und arbt im goldnen Lichte
Hernieder uns von dort.

Hedwig Hülle, geb. Hoffmeyer.

Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten
aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinhöfer.
Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Sie hat der Mutter Rath und Hülfe sich erbeten, in
ihrem Zwist mit ihrem Gatten, und Fretheber hat
ihr den Brief derselben von Aurich geholt, aber derselbe
entspricht nicht ihren Erwartungen.

»Geduld! Geduld! ich hasse dieses Wort!
Weiß sie nicht bessern Rath? — Ist ihre Weisheit
So arm, so schaal, so machtlos? — Glaubt sie stets
Mich wie ein Kind am Gängelband zu leiten?
Was soll der Weicht'acton, in dem sie mich
Zur Unterverfung mahnt und zum Gehorsam? —
Doch sein Werk ist's, des Unglückseligen!
Mit heuchlerischen Reden, weib'chen Klagen
Besürmet er die Mutter! — wälzt die Schuld
Auf mich allein — spielt den gekränkten Mann,
Den tiefbeleidigten, sanftmüth'gen Gatten,
Und ruft der Mutter Schutz kleinmüthig an,
Daß vor des Weibes Tros sie ihn beschirme.
O, wie mein Herz den Elenden verachtet,
Der selbst zu niedrig ist für meinen Haß!«

Vergebens sucht Wimuth, ihre Zuse, sie zu beruhigen,
indem sie die Liebe ihres Gatten ihr schildert, es ist nicht
allein der Haß gegen ihren Gatten, der ihr Herz bewegt,
es ist eine blutschänderische Liebe zu ihrem Halbbruder
Wigeld, die »ihr zur Hölle dieses Neffe schafft.« Wir
können nicht leugnen, daß es uns verdriest, den Vf. von
einem solchen Motive Gebrauch machen zu sehen, welches
zwar im neuern französischen Drama fast an der Tages-
ordnung ist, jedoch unsern Gefühlen widerstrebt und auch
gar nicht historisch wahr ist. Zwar ist nicht eine solche
Liebe ganz ohne Beispiel bei älteren Dichtern, aber immer
war Unbekanntschaft mit dem Verwandtschaftsverhältnisse
ihrem Entstehen günstig, und alle Hoffnung auf Befriedi-
gung schwand mit dieser Unbekanntschaft. Hier aber hält
umsonst Wimuth ihrer Gebieterin alle Hindernisse ihrer
Liebe vor. »Das schreckt mich nicht,« antwortete sie;

»Sanct Peter hat die Macht
Zu binden und zu lösen — unerbittlich,
Sind auch die Heil'gen nicht — Dispensation



Verließ das Oberhaupt der Christenheit
 Schon manchem Sünder, der mit reichen Gaben
 Um diese Kunst zu werben wohl verstand.
 Auch schüßte uns Herzog Albrecht, und vor Allen
 Erklärte Utrechts Bischof sich bereit
 Beim Stuhl zu Rom ein kräftig Wort zu sprechen.
 Doch, wahnst du, wär dies eitel und vergebens,
 Ich würde ab von meinem Voratz lassen?
 Nein, nein! — Ich trotz jeder Menschenätzung,
 Ich achte nicht der Welt und ihrer Schmach,
 Sie sehe staunend was ein Weib vermag,
 Verwandelt Liebe sich in Rasterei,
 Hemmt ihren Sturm nicht Bann noch Clerisei,
 Bis eingewiegt in unermessbare Lust,
 Sie Frieden findet an geliebter Brust.*

Ulmsonst erinnert Wimoth sie an ihre Kinder; sie antwortet:

»Sie sind der Liebe theure Pfänder nicht,
 Und ihres Vaters widerliche Säge,
 Aus ihrem kindlichen Lächeln an mich grinsend,
 Nur stets sein Bild mir vor die Augen führend,
 Dieß das Gefühl der Mutter längst erkannend,
 Und im Erzeuger die Erzeugten hassend.
 Ha, ohne Mitleid opfern könnt' ich sie,
 Wie jene Mutter in der alten Sage,
 Daß tief gequält von unheilbaren Schmerzen,
 Er dann verderbe mit zerbroch'nem Herzen.«

Zu einer solchen Stimmung mußte ihr Gemahl Lütet Attena ihr sehr ungelegen kommen. Es giebt eine sehr heftige Scene und er sprengt davon nach Auirich, um seiner Schwiegermutter Rath einzuholen. Unterdeß entwickelt in einer Zusammenkunft Wigelds mit Deca der Vf. diese Charactere noch ausführlicher, Wigeld macht Deca zum Vertrauten seines Plans, und Lütet's Mord wird beschloffen. Dann führt der Vf. uns nach Auirich, wo Keno mit Schauern vernimmt, was aus seinen Gefangenen geworden ist, wo Foelke über ihre That triumphirt und nur darauf denkt, die Leichname der Hingemordeten fortzuschaffen, damit nicht die übrigen Häuptlinge Gewißheit über ihr Schicksal erhalten. Der Abt des Klosters Jblo ist von ihr anersesehen, die Leichen mit Vergeßlichkeit zu bedecken;

»Heimlich verlenkt will ich sie wissen, heimlich,
 Wo keine Spur ihr irdisch Dasein zeigt. —
 Nicht ein geweihtes Grab erwarte sie,
 In Sumpf und Moder mögen sie verweisen,
 Mit jeglichem Gedächtniß untrer Schuld. —
 — — — Das Pfäfflein.

Kirr' ich durch heuchlerische Frömmigkeit,
 Und die Verheißung reicher Stiftungen
 Zu meiner Seelen Heile und des Klosters.
 So mach' ich mir den Gottesmann geneigt,
 Die Sünd'rein büßet, und die Kirche schweiget.«

Es wird ihr aber nicht so leicht mit dem Abt, der strenge ihre Unthaten ihr vorhält und am Ende doch nur zum Schein ihr verspricht, die Leichen heimlich fortzuschaffen und an ungeweihter Stätte beerdigen zu lassen, indem er hinzusetzt:

»Doch will ich, daß nach kirchlichem Gebrauch
 Das Requiem für sie gehalten werde,

Und jener Schmachvoll auserwählte Ort
 Durch jede Ceremonie achseliat sei,
 Die unser Glaube vorschreibt und erbeiset.
 Ich selber will das nächt'ge Werk bereiten
 Und die Entseelten bis zum Grab geleiten.«

Foelke:

»Ist's überflüssig gleich, mag es geschehen!
 Doch sei es heimlich — Niemand sei zugegen
 Als Ihr allein und die ich senden werde.«

Indeß durchschaut sie auch ihn, und freut sich nur
 »Nicht wird er ein Geheimniß offenbaren,
 Das ihn die Klugheit lehret zu bewahren;
 Die Reichen ruhn im engen, stillen Hauf'
 Und meine That löschet bald der Zeitstrom aus.«

Dann meldet ein Brief des Foelke Ukena ihr das Beginnen Wigelds

»Empörung nicht allein will dieser Bastard,
 Blutschänderische Lust auch soll sie krönen;
 Es will der Teufel halb sein Werk nicht thun,
 Der Sturz der Meinen läßt ihn unbefriedigt,
 Nur ihre Schande nützt sein höllisch Mahl.
 Und Deca?« — —

Sie schließt ihre Betrachtungen mit den Worten:

»Sein Schicksal ist entschieden! — Und das ihre? —
 Find' ich sie schuldig — trifft sie gleiches Loos!
 Gebar ein Ungeheuer dieser Schooß,
 So mag die Schuld des Unbanks abzulösen,
 Der Tochter Blut, der Mutter Sühne fließen!«

Da tritt Lütet Attena ein, ihn treibt »die Verzweiflung,« er schildert lebendig ihr seine häusliche Lage und bittet sie um ihren mütterlichen Rath. Sie giebt ihn mit den Worten:

»Rehrt heim zu Eurem Weib', zeigt ihr den Mann,
 Spricht als Gebieter, ändert Euren Ton.
 Ihr habt zu sehr die Nachsicht walten lassen;
 Fast hart sie an, brecht ihren starren Sinn
 Durch jedes Mittel der Gewalt und Strenge,
 Werft sie ins Burgverließ, in Ketten selbst,
 Laßt jegliche Entbehrung sie erfahren,
 Gebt sie dem Hunger und der Kälte preis,
 Versucht das Aeußerste — doch wenn dies Alles
 Den widerspännigen Geist nicht bannen will,
 Dann gebt, des Haules Ehre zu bewahren,
 Der Ausgearteten verdienten Tod!«

Lütet entsezt sich vor diesem Worte, aber kalt antwortet sie ihm, es sei

— — — »Der Mutter Rath —
 Ich gebe unverholen, was Ihr fordert.«

Als aber Lütet sieht, daß dieser »blutige Gedanke« ihm selbst nicht so neu sei, daß er ihn oft bekämpft habe, nun aber nicht mehr sicher sei, ihn zu besiegen, und schließt:

— »Wehe, wehe, wenn die rasche Stunde
 Des Bornes wildentflammte Leidenschaft
 Zur Wirklichkeit ihn je gestalten sollte!
 Dann, Mutter, fällt die Schuld auf Euer Haupt,
 Ihr habt den Dolch mir in die Hand gegeben,
 Der Euer Tochter Herz durchschneiden wird!«

Da ruft sie befreundet:

»Was fällt Euch ein? — rast Ihr?»

Aber er fühlt nicht mehr, was sie mit dieser Frage sagen will, er eilt fort mit den Worten:

— — — »So komme denn,
Was unvermeidlich, unabwendbar naht.
Ein hohles Brausen zeigt des Sturmes Kommen,
Die Erde beb't, wenn Städte sie verschlingt,
Vulkane donnern, eh' sie Feuerfluthen
Hinstömen über lachende Gesilde,
Vor der Berührung warnet die Natur.
Der Mensch allein gehöret der Minute,
Will das Geschick verderbend mit ihm enden,
Ist es ihm nah', eh' er's vermag zu wenden.«

Da tritt auf einen Augenblick die Scheu vor der Saat
des Bösen hervor, die sie ausgestreut hat, und als er fort
ist, sagt sie für sich hin:

»Der arme Träumer! — könnt ich Mitleid fühlen,
So wär's für ihn! — — Ich war zu vorschnell — wie?
Wenn er den Rath befolgte, den ich gab, —
Wenn er es wagte, Hand an sie zu legen? —
Dann wehe ihm! — Doch nein, ich kenne ihn —
Mit Ruhe darf mein Haupt ich niederlegen,
Der gute Lüter stört mich sicher nicht.«

Und so wendet sie sich ruhig ihrem Plane zur Ver-
nichtung des Wiegeld zu, für dessen Ausführung sie den
Focko Ukena durch falsche Darstellungen zu gewinnen
sucht. Focko verspricht:

»Seid unbesorgt, es soll sein schändlich Haupt
Als Siegeszeichen meinen Einzug schmücken,
Auf einer Lanze sind' es jene Pohait
Im Tod', die es im Leben nicht erwarb.«

und sie erwidert:

»Auf Euch allein nur seh' ich mein Vertrauen,
Ihr seid ein edler Mann, ein starker Held!«

aber kaum hat sie ihn verlassen als auch Focko Ukena
uns seine Gedanke enthüllet:

»Dich rächen soll ich? — Dich? — Staubst Du vielleicht,
Der Focko sei ein todt's Werkzeug nur
Um Dir zu dienen, willenslos gebraucht,
Doch wenn's verbraucht, dem Roste überlassen,
Der langsam nagend es zerstören mag.
Nicht also, Foelke, Du verreckest Dich!
Nicht für den Staub ward Ukena geboren,
Noch eines Weibes Mietling nur zu sein,
Und der Wollstreckter ihres wilden Hasses!
Doch wüthe fort, bis jene Zeit sich naht,
Wo, was ich begte, reist zu schöner Saat,
Und unerwartet, eh' Du's noch gemeint,
Der Freund sich wandelt in den ärgsten Feind!«

Beim Anfange des dritten Aufzuges berathen zwei
greise Herren, Hero von Dornum der Vater Büttets
Attena und Enno Edzardsna von Greetfiel
auf der Burg zu Dornum den Zustand Ostfries-
lands und das »regellose, wildverworr'ne Treiben,« wo
»nur Gewalt entscheidet, nicht das Recht.« Enno spricht
von einem Bunde, bestimmt »der Freiheit Sache muthig
zu beschützen,« und um den Hero für diesen Bund zu

werben, erzählt er ihm die Unthaten der Foelke. Aber
Hero, obgleich einer Meinung mit ihm, zögert doch, dem
Bunde beizutreten. »Sobald,« sagt er,

»Sobald ich meines Sohnes Rath vernommen
Erfahrt Ihr Näheres. — Nichts ohne ihn,
Denn sollt' es meines Lüters Glück gefährden,
Und seines Hauses Frieden untergraben,
Wärd' ich mir nimmer diesen Schritt verzeih'n.«

Aber Enno verläßt seinen Freund mit den Worten:

»Nicht immer herrscht Vernunft bei der Berathung,
Der schnelle Entschluß wählt am sichersten,
Doch wie Ihr wollt, ich schreide schweren Herzens,
Mir ist's, als sähen wir uns niemals wieder,
Als reicht' ich Euch zum letztenmal die Hand.
Ist's Ahnung, ist es eine trübe Grille,
Was mir das Wasser in die Augen treibt,
Ich weiß es nicht — doch fühlt ich mich gekimmt,
Als gälte dieser Abschied für das Leben.«

(Fortsetzung folgt.)

Eingemachte Lesefrüchte

von * †

Quarite quod quaritis, sed non est ubi quaritis!
(Suchet, was ihr sucht, aber es ist nicht wo Ihr sucht.)

Zeitgemäßer kann uns kein Gedanke begegnen. Er
spricht den Grundfehler von tausend Lebensrichtungen aus
und ist die Quelle des Heils für die unzufriedenen, gräm-
lichen so wie die genußsüchtigen Menschenkinder. Ein salz-
reicher Geist hat ihn bereits eingemacht und empfiehlt ihn
zum Frühstück nach durchtanzter Nacht. Der Rückblick
auf den Tanz soll nach dem Genuße dieser Gedankenfrucht
folgende Allegorie bilden:

»Jetzt naht man sich, jetzt trennt man sich, jetzt
schließt sich Arm in Arm; — jetzt unter unaufsörlichem
Nauschen der Musik fliegen Paar an Paar, unter Schweiß
und Staub auf und nieder, jetzt kehren sie langsam wie-
der; — und wenn nun, unter dem zwecklosen, mühsamen
Kommen und Gehen, Kreisen und Stehen der Hahn kräht,
ach, wie erinnert dann der vom Gedränge sich leerende
Saal an das ausgespielte zwecklose Leben. Taumelnd und
müde zieht jeder von dannen und nur eine abgeriffene
Schleife oder ein verlor'nes Ordensband bezeugt das
Dagewesensein!«

Es ist wahr, merkwürdigen Eindruck macht auf uns
der Eintritt in einen Tanzsaal mit staubigem Fußboden,
zertretenen Rosenknospen oder zerrissenen Bändern. Ein
lebendiges Bild steht vor unserer Seele; da aber nur un-
sere Augen den Grundstrich dieses Bildes zeichnen, so wird
es ein solches wie der Taube es während des Tanzes vor
sich hat. Wer Theil genommen hat mit hörenden Ohren,
bewegten Füßen und empfindenden Herzen trägt ein ande-
res vor der Seele und findet jene Allegorie unwahr, denn
er hat die Wahrheit gefunden und sein Herz ist noch voll



Wallungen wie das Meer bei hoher Fluth. Da nun jedes Leben die Wahrheit sucht, so findet allerdings das junge Leben mit seinen zitternden Blutstropfen, worin tausend Strahlen sich farbig spiegeln, mit seinen drängenden Trieben und seinen hüpfenden Gedanken, das, was es sucht im Tanze, und wer möchte ihm dieses zerstören! Aber dennoch gilt jener Gedanke auch dem jungen Leben, wenn das Krähen des Hahns am Morgen der Tanznacht wie in einem Petrusherzen in dem seinigen nachklingt, und allen denen, welche nur mit den Füßen tanzen können.

Der Brand von Hamburg Mai 5., 1842.

Ein Gedicht von Hedwig Hüls. Gedruckt zum Besten der abgebrannten Armen. Bremen bei F. G. Seyse.

Unsere liebe Landsmännin, die auch diese Blätter zuweilen mit ihren sinnreichen Gedichten ziert, hat nicht schweigen wollen, wo das außerordentliche Unglück Hamburgs jedes Menschenherz zum Mitgefühl weckt, auch sie ruft den Leidenden ihren Trost zu, und

— hohen Muth nach Stammennoth;
Der Herr wird Alles wenden!
Eine feste Burg ist unser Gott,
Vertraun wir seinen Händen!

In Millionen Herzen wird
Gott thät'ge Lieb' erwecken!
Er, der der Völker treuester Hirt,
Sei Hamburgs Trost und Strecken!

Aber nicht Worte nur hat sie geben wollen, sie hat den ganzen Ertrag dieser kleinen Schrift den »abgebrannten Armen« bestimmt, die nicht unter 6 Grote, unter andern auch bei Hrn. Carl Sonnenberg hieselbst zu haben ist, und die hoffentlich viele Käufer finden wird.

Wir benutzen zugleich diese Gelegenheit, die neuerrichtete Antiquar-, Kunst- und Schreibmaterialien-Handlung des Hrn. Sonnenberg zu empfehlen. Nicht leicht wird man einen gefälligeren Geschäftsmann für das von ihm gewählte Fach finden. Aber freilich ist er auch in einer guten Schule gewesen.

S p r ü c h e.

Andre Tage, andre Plage;
Gott mit uns in jeder Lage.

Andre Morgen, andre Sorgen,
Immer doch in Gott geborgen.

Andre Freuden, andre Leiden,
Jeder Stand gemischt aus beiden.

Andre Orte, andre Worte;
Schreibe Hans- und Tempelporte.

Andre Habe, andre Gabe;
Jeder seinen Nächsten labe.

Andre Güter, andre Hüter;
Unschuld geht und kommt nicht wieder.

Th. Driske.

N a c h r i c h t.

Herr Mariano Seneca aus Rom, welcher in Bremen wie an vielen andern Orten acrostatische Figuren mit vielem Beifall hat steigen lassen, ist mit sehr günstigen Empfehlungen aus Bremen versehen, hier angekommen, und wird am Sonntage, Abends 7 Uhr, auf dem Ziegelhose eine Vorstellung geben, worauf wir alle Freunde eines solchen Schauspiels aufmerksam machen dürfen.

Er hat in Bremen dreizehn Vorstellungen gegeben und ist immer zu Wiederholungen aufgefordert.

Kirchennachricht.

Rom 4. bis 10. Juni sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Johann Friedrich Christoph Bähr und Bete Margarethe Hugo. Johann Hinrich Becker und Anna Elisabeth Janßen. Johann Hinrich Gerhard Schwarting und Hermine Elise Marie Felsenfeld.

2. Getauft: Friedrich Heinrich Bernhard Thaler. Wilhelm Carl Leonhard Helmerichs. Johann Jacob Wilhelm Perold. Margarethe Sophie Christine Ten. Dittmann Mehrens. Caroline Helene Almutz Wöbken.

3. Beerdigt: Johann Hilbert Gerhard Wetjen 40 J. Eine ungetauft gestorbene Tochter von Klein. Friedrich Wilhelm Gangmeyer 52 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 12. Juni.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Erdning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Busse.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 25.

Sonnabend, den 18. Juni.

1842.

Der Invalide.

(Mel.: Denkst du daran so.)

Ihr Leute, schenkt dem Krieger eine Gabe!
Kalt ist die Luft, und raube Winde wehn.
Die Krücke hier ist alle meine Gabe,
Und dieser Rock, der manche Schlacht gesehn.
Heiß ging es her in Leipzig's blut'gen Tagen,
Wo mich in's Weid die tück'sche Kugel traf —
Ich klage nicht! denn stolz kann ich mir sagen:
»Dem Vaterlande dient' ich treu und brav.«

Wir haben viel, unendlich viel gelitten,
Doch aufrecht hielt uns unser kühner Muth;
Und wie die Löwen haben wir gekrritten,
Daß fremd' floß der Feinde rothes Blut.
Manch scharfes Schwert ist damals stumpf geschlagen,
Zum Helden ward der Bauer wie der Graf;
Ich war dabei, und stolz kann ich mir sagen:
»Dem Vaterlande dient' ich treu und brav.«

Jetzt bin ich alt, es zittern meine Glieder,
Drum, Leute, hört des Kriegers letztes Wort:
Ruft einst zum Schutz die goldne Freiheit wieder,
Dann stürmt zum heil'gen Kampfe muthig fort: —
Wird die Revolle dann dereinst geschlagen
Zum Auferstehen nach dem letzten Schlaf,
Dann könnt ihr stolz und freudig mit mir sagen:
»Wir dienten treu dem Vaterland' und brav.«

Paul Wilken.

Dingelstedt und der Correspondent der Mittheilungen aus Hamburg.

Der Oldenburger Correspondent der Mittheilungen aus Hamburg hat in N^o 23 dieser Blätter wieder einmal, aus Mangel an Stoff, einen etwas seltsamen kritischen Ausläufer gemacht und in gebundener und ungebundener Rede ein Urtheil veröffentlicht, das der Berichtigung bedarf, besonders da ebenfalls wiederum der Name Nießer dabei figurirt.

Es ist der kosmopolitische Nachtwächter — Dingelstedt — dem diesmal das Urtheil gesprochen wird, den als »Verdunkler, als Dieb der Freiheit« zu züchtigen zwar Nießer die Mission haben soll, den indessen jener Correspondent einstweilen mit »böshafte[n] Xenien« und mit sonstigen böshafte[n] Versen abfertigt.

Ich bin kein Freund von überflüssigen, unnützen Geheimnissen, besonders nicht von solchen, die dem Mißverständnisse und der schiefen Deutung Thor und Thüre öffnen. So genirt mich auch in diesem Artikel, was darin verschwiegen ist und, zum richtigen Verständnisse, nicht hätte verschwiegen werden sollen. Daher nur gerade heraus mit dem, dahier ohnedies halb offenen Geheimnisse. Jener Correspondent ist — ein Jude. (Wenn er diese Zeilen zu Gesichte bekommen sollte, so bitte ich ihn, mich keiner Indiscretion zu beschuldigen, da es nichts weniger als meine Absicht ist, ihm zu nahe treten zu wollen.) Nun stimmt der kosmopolitische Nachtwächter ein ziemlich mißthöniges, übelwollendes Liedchen über Juden und angebliche jüdische Annahmung an (S. 58 ff.). Aus dem



nun geöffneten, dumpfen Judenviertel Frankfurts steht er die Gespenster des so schädlichen jüdischen Seldeinflusses und der Geldaristokratie herauszuschleichen, und, wie Gespensterfurcht überall die Schreckbilder der aufgeregten Phantasie häuft und bunt durcheinander wirft, so dünkt auch ihm, die Söhne Judas hätten bereits den Thron der Zeit usurpirt und »reden drein mit metall'nen Zungen, wo scheu der Christ verstummt und zagt und säumt,« weshalb er denn, halb in Scherz, halb in bitterm Ernste rath, die alten Judengassen schnell wieder — zu sperren »eh' sie Euch in ein Christenviertel sperren!« Besonders ist es auch der jüdische Erbfus — Rothschild, der dem Wanderer in der Nacht zum Steine des Aergernisses wird (S. 11 ff.). Dem also gilt die strenge Rüge des Correspondenten, hic ille lacrimae! Darum wird Niefers gediegene Feder provoziert, daß sie einem Liberalism entgegenrete, der noch solche Winkel und Abschließungsgassen vom Markte der Freiheit nicht nur dulden, sondern sogar anrathen kann. — Ich weiß nicht, ob und in welcher Weise diese Provocation angenommen wird. Indessen — auch ich bin Jude, auch mich hat jene Verdächtigungslibell Dingelstedt's betäubt und befreundet, und würde es noch mehr, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß besonders bedürfnisreichen, aber gelbarmen Literaten in diesem Punkte oft etwas Menschliches begegnet, daß sie nämlich eine zu intime Bekanntschaft mit den Geldsäcken der Juden suchen und machen, und daß solche Bekanntschaften, wie alle zu intimen, häufig später zu Gehässigkeiten führen. Aber — es ist mir weder hier, noch bei Erscheinungen ähnlicher Art eingefallen, dadurch mein Urtheil über die Leistungen und den Charakter eines Schriftstellers bestimmen zu lassen. Es will mich immer bedünken, daß, wer in den Wäldern der Zeiterscheinungen sich kritisch ergehen will, die einzelnen wilden Gesträuche und Gestrüppe solcher Erscheinungen nicht zum Maßstabe für das Ganze nehmen darf. Besonders ist dies der Fall, wenn diese Gesträuche auf dem schlüpfrigen Boden confessioneller Verschiedenheit und Vorurtheile erwachsen sind. Wäre es mir um Belege für diese Behauptung zu thun — sie lägen nicht gar fern. Wozu indessen Belege für eine Wahrheit suchen, die wie ein düsteres Gewölk sich durch den ganzen Himmel der Menschengeschichte zieht? Freilich — es wäre zu wünschen, daß dieses düstere Gewölk endlich einmal von der Sonne der geistigen Freiheit — und diese ist es ja allein, nach der gerungen zu werden verdient — durchbrochen und verschwächt würde. Jedoch, bis dieser fromme Wunsch sich erfüllt, werden noch manche Bäume blühen und sich wieder entblättern. Bis dahin bleibt es die Aufgabe eines jeden ruhigen Lesers und Beobachters und Denkers, die Spreu von der guten Frucht zu sondern, und diese selbst dann mitzugenießen, wenn jene ihm von einem widrigen Winde ins Gesicht geweht wird. W.

Oldenburg, den 14. Juni 1842.

L i t e r a t u r .

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinländer. Leer 1842. 224 S. 8.

(F o r t s e t z u n g .)

Da ergreift auch ihn die Ahnung, und beinahe hätte er den Freund zurückgerufen, doch aber beruhigt er sich.

»Rein, bleibt mir doch der Weg noch immer offen, Wenn's nöthig wird, dem Bund mich anzuschließen, Bis jetzt zum mindesten droht nicht Gefahr. Der Foelke böser Sinn kann nimmer Schaden, So lange ungereizt sein Stachel bleibt; Ich lege still auf meiner Väter Schloß, Und friedlich hoff' ich auch darin zu enden.«

Aber Lütet sprengt in den Hof, und kaum zum Vater eingetreten klagt er ihm die Zerrüttung seines häuslichen Friedens und erzählt, welchen blüthigen Rath ihm Foelke gegeben. Da erschrickt der Greis:

»Ha, Rasender, Du traust der Foelke Worten? Sie ist der Schlange gleich am Baum des Lebens, Zur Sünde reizend, die sie strafen will! Folg' ihrer Lockung nicht — hör meine Stimme, Des Vaters Stimme, die Dich warnend ruft! Du bist der einzige Sohn, mein reicher Erbe; Der Foelke Ländergier ist wohlbekannt; Vielleicht will sie zum Bösen Dich verleiten, Damit sie scheinbar mag ein Recht gewinnen, Sich untrer Güter listig zu bemessern, Nach denen sie schon lange lästern schielt. Bei allen Heiligen, Sohn, beschwör ich Dich, Geh ihrem Rath nicht Raum in Deiner Seele, Willst Du auf beines Vaters graues Haupt Nicht unnennbaren Jammer niederstürzen.«

Allein zu fest hat die Eifersucht in seinem Herzen Wurzel geschlagen, und dennoch verwirft er auch den Vorschlag des Vaters von der Ungetreuen sich zu trennen, denn es ward ihm

»von Schicksals Hand geschrieben, Liebend zu hassen, und im Haß zu lieben.«

Auf dem Schlosse zu Lurich hören wir dann, wie Jmel Hermana dem Keno berichtet, was indeß in Groningen die Schieringer begonnen haben, und Keno ist bereit, den »mit einer großen Zahl Patrizier, nebst andern Bürgern, die zu ihnen halten,« nach Lurich gesüchteten Bürgermeister Klinge mit gewaffneter Hand wieder in ihre Heimath zurückzuführen, als Foelke ihm entgegentritt. »Ich,« sagte sie,

— »werde gern gestatten Daß du dein Schwert der guten Sache leihest, Doch dünkt mich's nöthig, erst den eignen Heerb Vor Unfall zu bewahren, eh' es dientlich In eines Fremden Haus die Hand zu legen, Die nächste Hülfe schutden wir uns selbst.«

Sie erzählt ihm nun;

»Jetzt eben wird von Gulko mir gemeldet,

Es sinne Böses Foco Ukena
Und zur Empörung reize er die Moermer.»

Sie beschließt:

»Schnelle Unterdrückung
Bevor der Aufruhr noch an Macht gewinnt.«

Doch als Keno zu den Waffen eilen will, gebietet sie ihm, zu bleiben und sendet den Hermana ab um Witzgeld zu berufen. Kaum ist sie des lästigen Zeugen los, so erklärt sie dem Sohne:

«Sei ruhig, Sohn — wohl keinen treuern Dienst hat uns bisher der Ukena geleistet.»

Keno

Durch Aufruhr und Empörung? welche Rätssel!

Foelke

Er wird vom schlimmsten Feinde uns befrei'n.

Keno

Von welchem Feinde?

Foelke (mit boshaftem Lächeln)

Witzgeld sende ich

Die Kraft zu messen mit dem Ukena.

Keno

Und ich soll müßig, unbekümmert bleiben,
Wo es den Kampf gilt um mein Eigenthum?

Foelke

Unthätigkeit im rechten Augenblick
Hat öfters schon den Sieg davon getragen.

Keno

Ihr spracht von einem wichtigen Geschäft,
Für das ich ausersehen — und wollt jetzt
Mich übergehend, einen Andern wählen?
Wie? ist nicht schimpflich, daß vor aller Augen
Ihr mehr den Bastard ehret, als den Sohn?

Foelke

Auch Du wirst handeln!

Keno

Wie?

Foelke

Nach meiner Vorschrift,

Denn wisse, diesmal gilt es einen Sieg
Der Schlaueit über ränkevolle Arglist.
Der Bastard, dessen Ehre Du beneidest,
Trägt seinen Schmutz nur wie ein Opfertier,
Den man beträngt, weil ihm der Tod bestimmt.
Er suchte unsern Fall und stürzt nun selbst.

Keno

Was muß ich hören? — löst mir das Geheimniß.

Foelke

Es soll Dir Alles klar und deutlich werden.
Für jetzt vernimm nur so viel: wenn der Bastard
Mit seinem Trupp gen Moermerland gezogen,
Begiebst Du eilends Dich nach Döbenburg,
Um Beistand von den Grafen zu begehren.
Wie sie ihn jüngst der Wittwe zugesagt.
Indes der Foco Ukena Widerstand bereitet,
Kuft Fulko, der verschlag'ne Abt des Klosters

Die Bischöfe von Münster, Minden, Bremen,
Zum Schutz der Kirche und des Clerus auf.
So bricht der Sturm von allen Seiten los
Und Witzgeld wird durch fremde Hand gerichtet,
Zur wohlverdienten Strafe seiner Schuld.

Keno

Er fahre hin — mich dauert nur allein,
Daß wir der Krümmen Wege uns bedienen —
Wozu der fremden Hilfe, wenn wir selbst
Genugsam Kraft besitzen, um zugleich
Empörer und Empörung zu erdrücken?

Foelke

Nein besser ist's, er rennt in sein Verderben
Durch eigne Tollkühnheit, — so möchte leicht
Sein Anhang neuen Stoff zur Gährung finden
Und nimmer wird der Zwietracht hier ein End!
Ich hoffe, wenn wir diesen erst begraben,
Dann können wir in stolzer Sicherheit
Auf uns'rer Gegner Groll herniedersehen.
Ich höre kommen. — Jetzt Verstellung gilt's,
Zeig' heute deine ganze Zauber Macht,
Und täusche mir den kunstgeübten Meister.

Keno

Ich wünsch' Euch Glück! — Mir wird es nie gelingen,
Des Busens mächt'ge Stimme zu bezwingen;
Was ich empfinde, meine Zunge spricht,
Und wo ich hasse, kann ich lächeln nicht.»

(Fortsetzung folgt.)

N a c h r i c h t.

Ein flüchtiger Einfall mehrerer jungen Damen, welche ein Unterrichts vereinigte, rief die Idee hervor, eine kleine Lotterie von Handarbeiten zum Besten der Abgebrannten in Hamburg zu veranstalten. Da dieselbe zur Kunde eines Herrn gelangte, der einen darauf sich beziehenden »Vorschlag« in No 22 der Mittheilungen veröffentlichte, so wird es nicht unangemessen erscheinen, wenn über das Resultat dieser Verlosung hier Einiges bekannt gemacht wird.

Vielleicht in Folge jenes »Vorschlags« waren von mehreren Damen, die nicht zu dem ursprünglichen Vereine gehörten, so wie auch von Herren, verschiedene Beiträge zu den Gewinnen eingegangen, und es war die Zahl der Gewinne auf 227, die Zahl der zu 12 *gr* Cour. verkauften Loose aber auf 837 gestiegen, als die Unternehmerinnen glaubten, die Sache beendigen zu müssen.

Es wurde also unter dem gütigen Beistand einiger Herren am 12. Juni Morgens früh auf dem Ziegelhofe die Verlosung vorgenommen, und da fast gar keine Kosten abzuziehen sein werden, so kann der reine Ertrag der 837 Loose mit 139 *fl* 36 *gr* Cour. zum Besten der Hamburger abgeliefert werden.

Hoffentlich wird von denen, welche diese Loose genommen haben, Niemand es den Unternehmerinnen übeldeuten,

daß sie dieser kleinen Botterie, welche ursprünglich fast nur als ein wohlgemeinter Scherz für einen kleinen geschlossenen Kreis bestimmt war, nicht eine unverdiente Wichtigkeit durch die Bildung eines Committee's und die Anrufung oberlichen Schutzes haben beilegen wollen, wie sie denn auch eine Offenlichkeit dabei gar nicht beabsichtigt und daher von der Aufforderung in N^o 22 dieser Blätter, einen Ort zur Annahme von Beiträgen zu bestimmen, keinen Gebrauch gemacht haben.

Aufforderung.

Zur Vollständigkeit des deutschen Nationalwerkes: »Germaniens Völkervimmen, Sammlung aller deutschen Mundarten« fehlen noch, mit Ausnahme der Mundart der Herrschaft Jever*), alle Mundarten des Großherzogthums Oldenburg. (Namentlich würde die Mundart des Saaterlands für die Sprachforschung von besonderem Interesse sein.) Wir richten deshalb in diesen Blättern an die mit diesen Mundarten vertrauten Gelehrten und überhaupt Befähigten die höfliche und dringende Bitte, uns gütigst im Interesse der deutschen Wissenschaft und Sprachforschung einige Dichtungen, Lieder oder Sagen, Legenden, Volksmärchen, kurze Erzählungen aus dem Munde des Volkes u. s. w. auf dem Wege des Buchhandels zukommen zu lassen, indem es zur Förderung des deutschen Sprachstudiums höchst wünschenswerth sein dürfte, daß in dem obgenannten Werke keine der deutschen Mundarten der würdigen und für den Zweck hinreichenden Vertretung ermangele. Mundartliche Sprichwörter werden auch sehr willkommen sein. Bis jetzt haben bereits 215 deutsche Gebiete, Städte und Orte ihre Mundarten eingesandt. Eigenthümliche Ausdrücke ersuchen wir durch hochdeutsche unter dem Texte erklären zu wollen.

Dr. Firmenich.

Berlin im Mai 1842.

*) In Folge der in N^o 43 dieser Blätter von 1840 abgedruckten Aufforderung. Wie damals erbotet sich auch jetzt die Redaction die ihr postfrei zugehenden Beiträge an den Herrn Dr. Firmenich zu besorgen. Möchte ein Badegast zu Wangeroge dieses Wunsches des Herrn Dr. F. eingedenk sein! Möchten auch Andere, die sich zur Erfüllung der Wünsche des Herrn Prof. Kosgarten in Greifswalde so freundlich unterstützt haben, mit gleicher Bereitwilligkeit sich des Werks des Herrn Dr. F. annehmen! Str.

A n k ü n d i g u n g.

Der Herr Mariano Senepa aus Rom, wird am Sonntag den 19. Juni, auf vieles Verlangen noch eine acrostatische Vorstellung auf dem Ziegelhose geben; alsdann einen großen Riesen, von 9 Fuß Höhe, sowie eine Gruppirung, zwei englische Boxer vorstellend, in die Luft steigen lassen. Die Figuren des Herrn Senepa sind vorzüglich schön gearbeitet und seine Vorstellungen haben vielen Beifall gefunden.

Zweifylbige Charade.

Getrennt benenn' ich Dir im Schweizerlande
Die alte Stadt;
Und feste Dir, gesucht im öden Sande,
Den Lebenspfad.
Verbunden triffst Du mich am Meeresstrande,
Von mildem Glanz,
Und um den Mädchenhals gereiht am Bande
Im schönen Kranz.
Es ehrt der Raucher mich mit tausend Küffen,
Mehr als die Braut,
Auch mild're ich bei Rheuma und bei Flüssen
Den Schmerzenslaut.
Einst kamen stolze Römer, mich zu sammeln,
Auf Schiffen her;
Jetzt find' ich nur noch in der Kinder Stammeln
Verdiente Ehr'.

Kirchennachricht.

Vom 11. bis 17. Juni sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Johann Hinrich Hecker und Sophie Elisabeth Thöle geb. Sturm. Hilbert Gramberg und Catharine Wintermann.

2. Getauft: Johann Friedrich Gerhard Kuhlmann.

3. Beerdigt: Ein ungetauft verstorbenen Sohn von Berje Marie Elisabeth Köben geb. Hale 60 J. Heinrich Dierich Otten 19 J. Johann Adolph Drewes 22 J. Gilbert Harms (ertrunken) 38 J. Reinhard Gismann 56 J. Cäcilie Catharine Johanne Elise Wieg 8 W.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 19. Juni.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Arens.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 20 und 21 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oerantmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 26.

Sonnabend, den 25. Juni.

1842.

Gedanken eines freimüthigen evangelischen Christen.

Des Christenthumes Weihe spricht in Tönen
Von inhaltreicher Deutung zum Verstand:
Der Täufling soll nicht bösen Lüsten fröhnen,
Sich rein erhalten an der Tugend Hand;

Nach dessen Lehre, der den Bund geschlossen;
Nach dessen Willen, der den eignen Geist
Mit Vaterliebe waltend ausgegossen,
Und wahres Heil der Menschenwelt verheißt.

Nicht schaden wird's der Laute klarem Sinne,
Wenn Teufelswerke dir die Formel nennt,
Daß im Gedankenstrom nicht zerrinne
Der Sünde leicht verlockend Element.

So hörten wir des großen Friedrichs Erben,
Zum Schutze für des Vathen höchstes Gut
Im reichen England, sündigem Verderben
Mit Ernst entsagen und gefasstem Muth.

Den Orient, des Christenthumes Wiege,
Belebt der kühnsten Wilsersprache Schmuck:
Ein Werkzeug ist er zum gerechten Siege
Dem Welterlöser, nicht zum Geistesdruck.

Der Buchstab tödtet, lautet Jesus Lehre,
Der Geist nur ist es, der lebendig macht!
Wie stimmt zu dieses Christenthumes Ehre,
Was mordend, brennend Glaubenswuth vollbracht? —

Die Greul des Glaubens- und Gewissenszwanges
Sind Ausgebirten einer spätern Zeit,
Wo grober Trug von Christen jedes Ranges
Sich Lohn bedang für ihre Seligkeit.

Wer kann ergründen, wie verkehrter Glaube
Noch härter schmieden mag der Seele Joch,
Daß keiner mehr zu sagen sich erlaube:
Der Erde Kugel, sie bewegt sich doch!

Denn mehr und mehr vertauscht der Aberglaube
Die Lammesmiene mit dem Wolfsgezicht,
Ward ihm verblendete Vernunft zum Raube,
Und hält er als Untrüglicher Gericht.

Die Wege nach Canossa bleiben offen;
Wird, freierend und zertnirscht im Aufgewand,
Drei Tage dort Wagnabigung auch hoffen
Ein Fürstensohn von einem Hilbebrand? —

Des Ketzertodes mußten Niebre sterben,
Für schuldig frech durch Pfaffenmund erklärt,
Der Mitwelt als des Himmelreiches Erben
Durch steckenlosen Richterspruch bewährt.

Mit Flammenzügen schreibt's die Weltgeschichte:
Räumt keine Macht dem Aberglauben ein;
Erschien' er auch mit Engelsangesichte,
Der Menschheit Führer darf kein Unhold sein.

Nur nicht verzagt! Der Geist der Wahrheit leitet
In alle Wahrheit ein, mit heitrem Sinn,
Dem Frieden hold und ohne Grübeln schreitet
Er fort zu aller Gläubigen Gewinn.

Was auch, von dieses Geistes Hauch gebrungen,
Ein Weiser noch verkünden mag als neu,
Das mag, so weit der Ruf davon erklingen,
Der Wahrheitsfreund erwägen ohne Scheu.

Der Meister hatte Vieles noch zu sagen
Den Jüngern, deren Seelen er durchschaut,
Nur fehlte diesen Kraft es zu ertragen,
Des Geistes Walten blieb's darum vertraut.



Ist jener Fund ein Theilchen von dem Vielen,
Das andrer Zeit verhieß der Menschensohn,
Ein Korn, aus dem noch Früchte zu erzielen
Für dieses Gottesreichs Religion? —

Anbetung weicht dem Schöpfer und Erhalter
Der Mensch nach keiner aufgedrungenen Norm,
Ist er entrückt dem frühen Kindesalter
Und einer diesem angemessnen Form.

Ein Forscher auch, beim Ernste regen Strebens,
Im Denken meidend jeden dunkeln Traum,
Erkennt die Schranken dieses Erdenlebens,
Und läßt der frommen Sehnsucht freien Raum.

Nicht Lust zur Neuerung soll umgestalten
Erträglich Formenwert der Frömmigkeit:
Beginnt es mit dem Irrthum vorzuwalten,
Dann ruft zur Ahnung die erfahrene Zeit.

Wer zweifelt, wenn ein Heldenarm von Nöthen
Im Glaubenskampfe gegen solchen Feind,
Der gern mit Blut ein Schlachtfeld möchte röthen,
Daß auch ein starrer Führer dann erscheint?

Er wäre nicht mit Eisen starr umgeben
Nach altem ritterlichen Kriegsgebot,
Doch muthvoll, um vor keinem Feind zu beben,
Und gläubig auch bereit zum Helbentod.

Für jezt verlangt er nichts als Waffenruhe,
Vergönnte nur den Worte- und Federkrieg
In Kreisen, wo es keinen Schaden thut,
Wenn nicht sogleich erfochten sei der Sieg.

Unnützes Blutvergießen zu vermeiden,
Verweilt er bei des Gegenstandes Werth;
Hier sollten Gründe der Vernunft entscheiden,
Nicht rückwärtslos Gewalt mit blankem Schwert.

Erinnern würd' er, wie beim Selbestlingen
In einem Zauberkasten, unversehrt,
Als bald die Seelen aus dem Fegfeuer springen;
Wie schwerer Kampf dem Abtaßkram gewehrt;

An Scheiterhaufen, Bann und Kerkergritter,
Wodurch umsonst die Glaubensstirnannei
Ihr finstres Reich und seine bunten Klitter
Zu schütten suchte, wie durch Geisnerei.

Man habe stolz sich in des Lichtes Fluren
Alein gedünkt, nun sei's auch andern heil,
Selbst Laien Augen forschten nach den Spuren
Des Wegs zu lauterer Wahrheit Silberquell.

Zwar sei das Ziel, wie allgemein verlautet,
Wid jezt von keinem Sterblichen erreicht,
Wer aber schon des Baches Klarheit schaute,
Sei auch der Quelle nachzugehn geneigt.

Wo diesen Weg noch ungehindert wandle,
Wer eigener Kraft zum Fortschritt sich bewußt,
Sei's besser, daß man friedlich unterhandle,
Nicht herrschen lasse wilde Kriegeslust.

Verwerflich sei der blinden Eifer Stimme,
Die, aufgeregt durch roher Triebe Blut,

Nicht achteten bei ihrem tauben Grimme
Vergeblich nur um Wahn vergoßnes Blut.

Im offenen Kampf behauptete sich am längsten
Die Wahrheit, nicht Geheimnißräumerei;
Vor dieser schwebten die noch kaum in Aengsten,
Auf deren Einsalt sie berechnet sei.

Die Tugend weigerte sich ein Schwert zu führen,
Zum Schutze trag' es die Gerechtigkeit,
Wenn's nicht gelang durch Güte die zu rühren,
Die schon entsagten aller Menschlichkeit.

Drum dürf' es auch der Glaube nicht erheben,
Als abzuwehren die Selotenzunft,
Weil sie, gewohnt an Buchstab nur zu kleben,
Der Menschen Kleinod höhnte, die Vernunft.

Beim Tadel, daß auf unbekanntem Wege
Sie selber schon im Eifer sich verirrt,
Gebühre doch des Wahren treue Pflege
Nur ihr, die Truggewebe leicht entwirrt.

Wenn Friedensworte so der Krieger spräche
Zum neuen lernbegierigen Geschlecht,
Nicht eher müßig eine Lanze bräche,
Gern gäb' es wohl dem Helbentworte Recht.
Oldenburg, Juni 1842. B.....n

L i t e r a t u r.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten
aus der Geschichte Dänemarks von C. A. Weinböhler.
Leer 1842. 224 S. 8.

(F o r t s e z u n g.)

Wigeld tritt ein, und Foelke ertheilt ihm seinen
Auftrag, den er mit Freuden empfängt und dessen schnelle
Ausführung er so prahlerisch verspricht, daß Keno nicht
umhin kann, ihm spottend zuzurufen:

»Trag Sorge nur, daß er das Spiel nicht wende,
Und dann der Jäger der Gejagte werde.«

Aber Wigeld antwortet ihm mit verächtlichem Blicke:

»Sei unbekümmert, bin kein Neuling mehr,
Mit meiner Armbrust schoß ich Adler schon,
Als Du noch kaum die Kinderstuhle vertretet.«

So entspinnt sich ein Wortstreit, den Keno's Born in
einen blutigen Kampf verwandelt hätte, wäre nicht Foelke
verführend dazwischen getreten. Sie ruft den Bastard auf
zum Kampf zu eilen, und ihn umarmend fordert sie auch
den Sohn zur Versöhnung auf. Nachdem die feindlichen
Brüder sich umarmt haben, entläßt sie Wigeld mit dem
Segenswunsch:

»Der Sieg sei dein Begleiter, guter Sohn,
Und zu dem Höchsten feig' mein brünstig Flehen,
Daß seine Hand genädig möge walten,
Und Dich dem Vaterland' und uns erhalten.«

Kaum aber haben sie und Keno den Wigeld verlassen, da ruft dieser aus:

»Jetzt, Wigeld, stähle jeglichen Gedanken
Zu unbeugsamen, kräftigen Entschluß!
Sei was zu sein du hoffst! — das was du bist
Werfen! ins Grab und hebe aus der Asche,
Ein edler Phönix, glänzend dein Gesieder,
Des neuen Lebens Sonne zu begrüßen.
Was dunkle Nacht und Heimlichkeit gesponnen,
Soll kühn und freudig an das Licht der Sonnen!«

Indem er gehen will, begegnet ihm Haino, ein Diener von Nefse, und bringt ihm Botschaften

»Schlimmes,

Doch Gutes auch.«

Das Schlimme ist, daß der Bote, den er mit Briefen an Folkmar Alena gesandt, von Focko's Reitern aufgefangen, erschlagen und seiner Briefe beraubt worden, das Gute, daß Deca ihm auf denselben Abend eine Zusammenkunft zusagt:

»Ihr Gatte ist entfernt, — wollt Ihr sie sprechen,
Ist die Gelegenheit sehr günstig jetzt.«

Beides treibt ihn zur Eile, das Auffangen seiner Botschaft, daß er das Feld gewinne, bevor seine Verrätherie entdeckt werde, und die Botschaft Deca's, daß er

»den Golt der Minne

Vorher im Flug als Lohn des Kampfs gewinne.«

Zetta unterhält mit ihrer Hima sich von der Grausamkeit ihrer Mutter

»finstre Ahnung

Hält ihr der Zukunft trüben Spiegel vor,
Und ihre Seele weissagt schlimmen Ausgang.«

Hima tröstet sie:

»Nun, was auch komme, Ihr mögt ruhig sein,
Denn hier auf Erden winkt Euch häuslich Glück
Und broden dann die wohlverdiente Palme.«

Von ihrer Vortrefflichkeit und den Vorzügen ihres Vaters unterhält sie ihren ehemaligen Pflegerling, als dieser hereintritt. Das Gespräch der Liebenden nimmt bald eine sehr ernste Wendung. Sibrand erzählt von dem Bunde, den mehrere Edle Frieslands für die Freiheit desselben geschlossen. »Es gilt,« sagt:

»Es gilt das Wohl, die Freiheit unsers Landes,
Und dennoch müßt' ich los von ihm mich sagen,
Vielleicht ihm feindlich gegenüber treten,
Wenn Zetta es gebietet —

Zetta

Gott verflüchte

Solch' fluchenswerth Beginnen! — Ständ' es wirklich
In meiner Macht, des Vaterlandes Wohlfahrt
Durch Wort und That zu fördern, — selber würd'
Zu seinem Heil ich den Geliebten waffnen,
Ihm selbst das Schwert mit eignen Händen reichen,
Um Frieslands Freiheit schirmend zu bewahren.«

Doch als er nun ihr meldet, daß wahrscheinlich die erste Thätigkeit des Freiheitsbundes gegen ihre eigne Mutter gerichtet sein werde, und dann schließt:

»Auch ich soll diesem Bündniß mich gefallen,
Soll wählen zwischen Leben oder Tod,
Die Treue brechen meiner Muttererde,
Die Lieb' verkehren, die mich selig macht.
Entscheide, Zetta, ende diesen Kampf,
Nicht ohne Dich mag ich ein Eden finden,
In Dir ruht Himmel mir und Paradies.«

Da ruft sie aus:

»Du forderst Schweres —

Sibrand

Leichtes, theure Zetta,
Ein Wort von Dir löst jeden Zweifel auf.

Zetta

Wie kann ich ratthen? — Wähle frei und offen,
Und folge dem Gewissen, wie der Pflicht!
Doch wägnst Du dich durch dieses Pfand gebunden (sie zeigt
auf ihren Ring)

So fühl' ich solche Geisteskraft in mir,
Der Liebe schönsten Träumen zu entsagen,
Und Dich mit ihm, dir selbst zurückzugeben (sie will den Ring
abziehen)

Sibrand

Halt ein, Du tödtest mich! — eh' könnte ich
Dies Schwert ins Herz des eignen Bruders stoßen,
Als Dir entsagen —

Zetta

Nicht so stürmisch, Sibrand!

Was wäre eine Liebe, die Verbrechen
Von dem geliebten Gegenstand' begehrt?
Sie muß zum Höchsten, Herrlichsten begeistern,
Und für die Tugend selbst kein Opfer scheu'n.
Nur dann ist sie erhaben, rein und göttlich,
Ein heilig Feuer, das von Oben stammt.

Sibrand

Sprich Zauberin, soll ich dem Rufe folgen?

Zetta

Wohin Du gehst, folgt meine Liebe Dir!

Sibrand

Doch wenn der Mutter Ingrimm dann erwacht,
Sie Dich mir grausam zu entreißen trachtet,
Dich einem andern Mann vielleicht bestimmt, —
Ich mag nicht daran denken —

Zetta

Fürchte Nichts,

Ich bin nur Deine oder Christi Braut.

Sibrand

So darf ich mich den wackern Männern einen,
Du billigst selbst, Hochherz'ge, diesen Schritt?

Zetta

Zieh' hin, und frage nicht — was ich geschworen,
Ich halt' es fest und ewig! meine Hand
Belohnt den Streiter für das Vaterland.

Sibrand

Und wenn dann schön're Tage wiederkehren?

Zetta

Dann werd' auch ich dem Freien angehören!
Doch ob ihr streng' auch gehet zu Gericht,
Vergiß dabei die Mutter Zetta's nicht!

Sibrand

Nicht Leidenschaft nach Haß soll mich entfernen
Vom guten Recht, das schwär' ich bei den Sternen!

Tetta

So leb' denn wohl, der Himmel leite Dich!

Sibrand

Mit diesem kalten Wort entläßt Du mich?

Tetta

Was willst Du mehr?

Sibrand (umschlingt sie mit Festigkeit)

— Fest an die Brust Dich schließen,
Die Thränen Dir vom sanften Auge lassen,
Und Blick in Blick, wie Seel' in Seele tauchen,
Von Deinen Lippen sel'ge Wonne saugen, (er drückt einen Kuß
auf ihre Lippen, sie steht willenlos, von ihm umschlungen
und neigt zärtlich ihr Haupt auf seine Brust)
Dann, eingeweicht durch Deines Odems Wehen,
Der Freiheit heil'ges Werk vollendet sehen! (er eilt fort.)

Tetta

(steht einen Augenblick in sich gekehrt, dann bricht sie in Thränen aus, hebt den Blick zum Himmel und geht langsam ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Eingemachte Lesefrüchte

von * †

Motto: Im stillen Weltmeer der Gedanken liegen
Noch sicher manche unentdeckte Inseln;
Und mancher Stern mag sich darin noch spiegeln,
Den keines Späher's Auge noch gefunden.
Kannst Du nicht selbst die tiefen Wellen pflügen,
So horche willig doch des Weisen Stimme! —
Legener.

Anregung der Gedankenwelt ist Zweck des sinnlichen
wechselfreien Außenlebens, und Begründung wohlthuender
Gesinnung die schöne Frucht jener Regung.

Der Gedanke ist eine Flamme, sie verblüht — doch
es bleibt die Wärme und steigt, wenn die Flamme oft
wieder angefaßt wird. Sie läßt sich aus Holz und Stein
locken, aber am schnellsten am brennenden Lichte entzünden.

Flamme an Flamme entzündet sich schnell,
Schwer ist das Schöpfen am dunkelen Quell!

Solche Flammen finden sich zahllose in der schriftli-
chen Gedankenwelt großer Geister, die der Herr, gleich den
Kometen mit ihrem Strahlenschweife, durch seine Welt sen-
det. — Sie zusammenlesen und mit dem Gewürze der Zeit
steigern zur Helle, kann nicht zwecklos sein. Sie sind ein
Nachlicht für die Welt, das still verborgen brennt! Das
ewige Feuer im Tempel der Vestalinnen, aber unnütz,
wenn die Zeit nicht damit beleuchtet wird. Der Geschmack
der Zeit aber fordert die Würze.

Daher die eingemachten Lesefrüchte!

M u s i k.

Mit Bezug auf einen »Vorschlag« in N^o 19 b.
Bl. ersuche ich Diejenigen, die auf einen hieherzubehufenden
Musiklehrer reflectiren, indessen nicht geneigt sind, die von
mir gewünschte Garantie zu übernehmen, oder auch denen
das von mir vorgeschlagene Honorar zu beträchtlich er-
scheint, — daß sie durch diese etwaigen Steine des An-
stoßes sich nicht wollen abhalten lassen in Betreff dieser
Angelegenheit mit mir in gefällige Unterhandlung zu tre-
ten. Bewandter Umstände halber ist mir jeglicher Vor-
schlag schon an sich willkommen.

D. Kläemann.

D e u t u n g.

Die Sonne ist die tugendhafte Schöne;
Der Mond — die reuevolle Magdalene;
Die Sterne sind der Jungfrau'n holde Schaar,
Sie wandeln hin am Aether, hell und klar,
Und grüßen, Blumen auf der Himmelsflur,
Die Schwestern in dem Garten der Natur.

Uma.

Ausführung der Charade in N^o 25: Bernstein.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. Juni sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Heinrich Georg Schuppe und Sophie Car-
oline Martens. Wilhelm Heinrich Franz Weber und Dorothee
Johanne Catharine Fräulich.

2. Getauft: Catharine Helene Kröger, Peter Friedrich
Ludwig Stammer. Helene Sophie Friederike Auguste Wehren.
Sophie Catharine Luise Wilkens. Johann Caspar Bernhard
August Scheyer. Berthold Gerhard Wilhelm Wicke. Elisabeth
Lübbe. Anna Helene Catharine Gerdes.

3. Beerdigt: Anna Sophie Lucie Giese 20 J. Johann
Hinrich Meyer 23 J. Ein todtgeborener (unehel.) Knabe. Claus
Heinrich Martin Bodeker 8 J. Gerhard Willers 23 J. Johann
Willers 18 J. Johann Friedrich Fehrenkamp 28 J. Anton
Diebrich Jacob Hobach 62 J. Christiane Margarethe Wilhelmine
Spalthoff geb. Viet 44 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 26. Juni.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Carbt.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 27.

Sonnabend, den 2. Juli.

1842.

Frühlingsfeier.

Welch ein heil'ger Frieden,
Rings auf Hain und Flur!
Zu der Frühlingsfeier
Schmückt sich die Natur,

Flechten Silberperlen
Blumen sich in's Haar,
Bringen süße Düfte
Still zum Opfer dar,

Bittert Wächleins Welle,
Küßt den goldnen Strahl,
Strömen Jubellieder
Ohne Maas und Zahl.

Das ist Frühlingsfeier,
Rings in Hain und Flur;
Betend sink' ich nieder —
Aber schweigend nur.

Wilhelm.

Mittheilungen aus Hamburg und Altona von einem Oldenburger.

Altona, den 23. Juni 1842.

Nach dem Brande, der vorzugsweise der unglückliche genannt wird, (als ob es einen glücklichen geben könne)

mußte natürlich das Augenmerk darauf gerichtet sein, den Gang der Geschäfte wieder in möglichsste Ordnung zu bringen. Dies geschah einigermaßen durch Aufbauen von Bretterbuden in der Nähe der heimgesuchten Stätten, z. B. am Jungfernstieg, auf der Esplanade etc. während an anderen Trümmerstellen Viele an den Ort der früheren Behausungen gesteckt haben, welche den einseitigen oder beständigen Aufenthalt verkünden, auch ist schon ein Nachtrag zum diesjährigen Adressbuche erschienen. Viele Ähnlichkeit mit den Vorgängen beim hiesigen Brande hat die Schilderung des Winsworth in seinem neuesten Roman: Old St. Pauls &c., wo die Pest und das spätere große Feuer (1666) beschrieben werden; doch sollen dort wirkliche Brandstiftungen Statt gefunden haben. Uebrigens kommen Fehler, Unentschlossenheit, Diebereien etc. ganz auf dieselbe Weise vor.

Die öffentlichen Blätter werden es gesagt haben, wie die erste Bürgerversammlung, die höchst zahlreich besucht war, die Vorschläge, bis auf denjenigen, ein Procent vom Versicherungswerthe der Häuser mit zur Tilgung der Schuld einer neuen Anleihe von 32 Millionen zu benutzen, angenommen sind. Eine Commission ist aus Rath und Bürgererschaft ernannt, die den neuen Bauplan und das jetzt Nöthige berathen soll; doch wird es desselben eine bedeutende Menge geben, das besorgt und beseitigt werden muß, ehe der alte Muth, das frühere Vertrauen und die sonstige Regsamkeit wiederkehren.

Die auswärtigen Versicherungen sind schon theils bezahlt, so daß es für Manchen, in dieser Hinsicht, kein unglücklicher Brand war, wogegen ein Theil der Nichtabge-



brannten weit mehr zu bebauern ist, weil er die freihere Rundschaft verloren und eben das rechte Zutrauen noch fehlt. Der Insolvenz der hiesigen Asscuranzen muß jedenfalls der Staat abhelfen, da sonst der Mittelstand im höchsten Grade gedrückt werden würde und verarmen müßte. Wie selbst Capitalisten leiden müssen, ist leicht daraus zu ersehen, daß dargeliehene Summen augenblicklich wohl eben keine Zinsen abwerfen.

Eine gute Darstellung des Unglücks findet sich in den »Hamburger literarischen und kritischen Blättern,« die nach der Vernichtung der Börsehalle nicht mehr vom Gründer dieses Instituts v. H o s t r u p ausgehen, sondern Niebour und Dr. Wienbarg als Redactoren erhalten haben. Das Blatt wird gewiß durch diese, wie durch einige schon bekannt gewordene Mitarbeiter, einen neuen Aufschwung nehmen, hat sich jedoch etwas mehr vor groben sprachwidrigen Fehlern, die wahrscheinlich nur durch den Druck hervorgerufen sind, in Acht zu nehmen, da mancher Aufsatz, wie der gegen Dr. Steinheim's Vorlesungen über den Instinct, dadurch entstellt wird.

Auch das neue »Wandlacker Blatta« findet hier Absatz und werde ich vielleicht nächstens darüber berichten können.

Die Bergedorfer Eisenbahn scheint jetzt keine besondern Geschäfte zu machen; ihre Actien stehen schlecht, was wohl mit auf Rechnung der jetzigen Muthlosigkeit zu schreiben ist. Die Altona-Kieler Eisenbahn anzulegen ist jetzt beschlossen, doch verzichtet man einweilen auf den bei der Elbe ausmündenden Tunnel, da hierdurch eine Mill. erspart wird. Sie soll nach erfolgter Genehmigung den Namen Christians VIII. führen. Dem eifrigsten Beförderer des Unternehmens, Kaufmann Arne mann in Altona haben die hiesigen Liedertafeln vor einigen Abenden ein Ständchen gebracht.

Zum Sängerefest in Glückstadt am 27. d. M. geht von hier ein Dampfschiff ab, auch werden einige Holsteinische Liedertafeln, so wie die Lübecker, zur Mitfahrt hier eintreffen, und man wird mit den Fahnen u. einen feierlichen Einzug halten.

Das Theater findet wenige Besucher; von Gästen wüßte ich nur die Jezade zu nennen. Die Direction ist durch das Ausbleiben engagirter Gäste, die wahrscheinlich jetzt hier unberücksichtigt zu bleiben fürchten, etwas verlegen gemacht, und hat die Angeworbenen auch schon an die Erfüllung ihrer Zusagen gemahnt. Das Urania-theater scheint jetzt unter der Leitung zweier Schauspieler fortzugehen, wie es begonnen.

Die Pariser Academie der Aerzte hat den Hamburger ärztlichen Verein mit ihren Schriften beschenkt und ein beachtlicher, hochstehender alter Arzt hat ihm seine ganze Bibliothek testamentarisch vermacht.

Die Denkmünze von Loos ist hier dieser Tage angelangt und zeigt in scharfem Gepräge einen Phönix mit wassender Umschrift und auf dem Revers den Plan der Stadt Hamburg, mit deutlicher Bezeichnung des vernichteten Theils.

Ich hoffe, daß die Literatur uns nächstens mehr Ausbeute schaffen wird, zumal da Campe jetzt wieder in frühere Thätigkeit treten kann.

Für meine Ansicht über die Dubevant habe ich kürzlich an Kaumer (»England im Jahre 1841«) eine wichtige Stütze kennen lernen.

L i t e r a t u r .

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Dänemarks von C. A. Veinhöfer. Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Im zwölften Auftritt hören wir im Vorhofe des Klosters zu Hlo den Gesang des Requiem, beim Todtenamt verstorbenen Bräuer. Während desselben tritt ein Pilger auf, er sucht Aufnahme im Kloster und zunächst eine Unterredung mit dem Abt Rembertus. Diefem giebt er sich zu erkennen als Folkmar Altona, den flüchtigen Häuptling von Osterhusen und wird zuerst vom Abt zum Grabe seiner gemordeten Verwandten geführt, dann aber in den Schutz des Klosters aufgenommen.

Auf dem Schlosse zu Nefse harret Decca der bestellten Zusammenkunft mit Wigeld. Während sie mit Wigeld davon spricht, nahet er, erklettert die ihm hinabgelassene Strickleiter und schwingt sich ins Fenster. Verbrecherische Liebe und tödtliche Bosheit sind der Inhalt ihres Gesprächs, das plötzlich durch die Fußtritte des nahenden Lütet unterbrochen wird. Wigeld stürzt sich wieder aus dem Fenster, verliert aber dabei seinen Dolch, und noch kostet er zurückkehrend mit Decca, während Lütet bemüht ist, die verschlossene Thür zu erbrechen. Endlich giebt die Thür nach, Lütet stürzt ins Gemach, von Reiffgen mit Fackeln gefolgt und zürend ruft er:

»Warum verschlossen, Weib? — Nichtswürdige!
Ich hörte Stimmen — wer war hier? — Sieh Rede!«

Sie aber antwortet ihm verächtlich, und je mehr seine Wuth steigt, desto kälter wird sie. Da sieht sein Fuß an den Dolch, den Wigeld verlor, und plötzlich wird ihm ihre Untreue klar. »Ja,« ruft er

»Das Schicksal liefert selbst das Werkzeug mir,
Untreue zu bestrafen!« (Er tritt mit gezücktem Dolche zu ihr, ergriff sie beim Arme und spricht mit fürchterlichem Tone:)

Buhlerin!
Gesteh' jetzt Dein schändliches Vergehen,
Klar ist es, wie der Tag, der Stahl beweist's.
Dein eigner Wuhle ließ ihn hier zurück
Um der Verdammniß Dich zu übergeben!
Bekenne oder stirb!

Decca (ihn zurückstoßend)
Ich spotte Deiner Drohung,
Verschlossen bleibt mein Mund!

Ätzt (höst ihr den Dolch in die Brust)
Fahr' hin auf ewig!

So fällt Decca und ihre letzten Worte sind: »Rache! Rache! — Mörder!« Ätzt aber steht einer Bildsäule ähnlich einige Augenblicke regungslos da, dann stürzt er, wie vom Donner getroffen zu Boden.

Im vierten Aufzuge sieht Enno Edwardsna auf seiner Burg zu Greetshyl im tiefen Nachdenken, als seine Gemahlin Gela zu ihm eintritt. Ihr entdeckt er, daß die nächste Nacht zu einer Versammlung des Bundes für die Freiheit Frieslandes beim Uppstallsboom bestimmt sei. Da führt sie einen neuen Bundesgenossen ihm zu, den Folkmar Allena, der ihm erzählt, wie Wigfeld ihm Hilfe zugesagt, der Foelke sein Erbe wieder zu entreißen, aber er dennoch sich zu schwach fühle, allein den Kampf mit dem mächtigen then Broks zu bestehen, er sei also verkleidet dem heim'schen Boden wieder zugeeilt.

»Um gleichgesinnte Freunde aufzusuchen,
Zu forschen, ob die unerhörte Schmach
An einem edlen Häuptlinge verübt,
Nicht Mitgeföhlt erwecke — ob die Furcht
Vor ähnlichem Geschie nicht stärker wirke,
Als der bedrohten Freiheit Klageruf,
So dringen oft und doch — umsonst, vernommen.«

Da habe man Enno ihm genannt,
»Ein Bund der Edlen, heißt es, wird gestiftet,
Die alten Rechte wieder herzustellen,
Und so wie einst, des Friesenvolkes Stämme
Zu einer Kette Glieder zu verbinden.« —

Enno erwidert ihm:

»Ihr habt Euch nicht getäuscht, es wird getagt
Bei Uppstallsboom, — seid Ihr gewillt, wohl an,
So legt Eure Klage bei uns vor,
Und seid gewiß, es soll Euch Recht geschehen.
Vermittelt werde dann durch uns're Stimme —
Ein Friede, wie die Billigkeit es heischt,
Und die Versöhnung sei durch uns gestiftet.
Doch müßt auch Ihr dem Bunde fähig sein,
Entsagen der gefährlichen Verbindung
Mit Baierns Herzog, — daß nicht fremde Herren
Sich in den innern Zwist der Friesen mengen,
Um Helfer erst, Tyrannen dann zu sein.
Wollt Ihr Euch dem aufrichtig unterwerfen,
Sollt Ihr in uns die treuesten Brüder finden.«

Folkmar Allena.

Längst schon verschwand die Hoffnung auf den Herzog,
Der kaum sein eigen Holland schützen kann
Vor der Westfriesen nimmer ruh'nden Waffen.
Ich huldigte zum Schein dem Schattenfürsten,
Doch fand ich bald, wie er nur leere Titel
Und glänzende Versprechung geben kann.
Hier muß ich das Verlor'ne wieder suchen,
Hier Freunde mir erwerben — draußen nicht,
Wo Heuchelei und höflich Schrankenweisen
Die Wahrheit und die Männlichkeit vertritt,
Drum seid gewiß, aufrichtig fühl' ich jetzt
Daß nur das Heil im Vaterland zu finden.

Enno

Denkt Ihr auf solche Art, dann heiß' ich Euch
Im Namen Aller herzlich auch willkommen,
Und sage unsern kräft'gen Schutz Euch zu.«

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

In den Blättern für literarische Unterhaltung 1841, Nr. 64, wird ein Gedicht von der Lady Flora Hastings mitgetheilt und der Wunsch ausgesprochen, daß Jemand eine Uebersetzung davon liefere. Ich erlaube mir, Ihnen eine solche für Ihr Blatt zu schicken. Das Gedicht entstand, als die Dame zu Pompeji das Badrelief eines Sarges betrachtete, welches ein Schiff nach vollendeter Fahrt darstellt. Der Steuermann läßt das Steuer fahren, begleitende Genien reffen die Segel, und ein Vogel auf der Spitze des Mastes breitet die Schwingen aus, um hinwegzufliegen. Es gewinnt an Interesse, wenn man weiß, daß Flora Hastings, Hofdame der Königin Victoria giftig verläumdete, aus der Untersuchung vollkommen rein, aber gebrochenes Herzens, hervorging. Sie starb jung. Die unter ihren Papieren gefundenen Poesien sind von ihrer Schwester edit. Es befindet sich darunter eine Uebersetzung des »Fiesko,« des »Liedes an die Glocke,« der Ode Klopstocks an den Allmächtigen u. s. w., woraus hervorgeht, daß die Dichterin mit der deutschen Literatur vollkommen vertraut war.

Der Tag ist hin, die Fahrt ist aus,
Mein Schiff liegt nun im Hafen still.
Das Segel fiel; dem Wogenbraus
Und Sturm es nimmer trogen will.

Hell war der Morgen, als dem Wind
Sein weißes Segelwerk ich bot,
Als vor dem Lufthauch frisch und lind,
Die Well' es schnitt im Morgenroth.

Von keinem Wölkchen zeigt' der Tag
Getrübt der Sonne klaren Ring;
Den goldnen Strahl zuweilen brach
Ein Vogel nur mit dunkler Schwing'.

Nicht klag' ich, daß der Lauf der Zeit
Getäuscht die Hoffnung sonn'ger Früh;
Nicht, daß nur darum Hoffnung weit
Leitfeuer wies, daß es verglüh'.

Nicht klag' ich, daß mir Gram und Sorgen
Und Kummer schwer das Herz bedrück.
Genug, 's ist aus! — der nahe Morgen
Sieht Schiff und mich dem Drang entrück.

Und Sommers Säufeln, Winters Graus
Ist nun mir gleich, und Sonn' und Nacht.
Mein Segel fiel; der Kampf ist aus,
Der Himmel nah, mein Lauf vollbracht!

M u s i k.

Am Sonnabend den 2. Juli wird Herr Professor Füllich, Vortieher des Blindeninstituts in Hamburg, hieselbst mit seinen Zöglingen ein Concert veranstalten. Derselbe war auch im vorigen Jahre hier, und wird bei Allen, die seinem damaligen Concerte beiwohnten, eine freundliche Erinnerung zurückgelassen haben. Seitdem ist er viel gereist, und hat namentlich auch in Paris durch seine Productionen lebhaft interessiert. Sein Local in Hamburg ist abgebrannt. Das Institut mit 23 durchaus unbemittelten Zöglingen, besteht in Hamburg lediglich durch freiwillige Beiträge seiner Mitbürger, die ihm zunächst bei der allgemeinen Noth und Hilfsbedürftigkeit daselbst natürlich nicht, wie sonst, werden zugehen können. Er reist gegenwärtig, um durch Concertgeben das Institut vor seinem Untergange zu bewahren. Möge er hier viel Theilnahme finden.

A n k ü n d i g u n g.

Am Sonntag wird Herr Mariano Senepa, bei schönem Wetter, eine aerostatische Vorstellung auf dem Ziegelhofe geben, und dann eine Gruppierung, zwei Vorverfagen lassen und am Montag zum letztenmal vor dem Eversten Holze. — Das Wetter ist Herrn Senepa nicht günstig gewesen, weshalb sich sein Aufenthalt hier verlängert hat; auch konnte er die Vorstellungen nicht nach Wunsch ausführen. Da dies aber anscheinend sich bessert, so darf man sich gewiß von diesen beiden letzten viel versprechen. — Auch verkauft Herr Senepa kleine Ballons, welche sich vorzüglich halten und ein interessantes Spiel für Kinder sind. Seine Wohnung ist bei Hrn. Hilde am Mittelbamm.

Dreißyhlbige Charade.

Mein erstes Silbenpaar enthüllet dir
Des Glaubens Kind, (wie es der Dichter nennt.)
Die Dritte dient zum Schutze und zur Pier,
Das Ganze jeder Döbner kennt.

Der Glaube zählt bereits der Jahre viel,
Drum wird die Zeit allmählig kinderlos.
Die Gabe Dberons dient nur zum Spiel,
Und roh Metall nur birgt der Berge Schoof.

Wenn wir dem Glauben Jugendkraft verloh'n,
Ob dann wohl auch die Kinder auferstehn?
Der Zeitgeist spricht ein dictatorisch Nein! —
Die Dritte darf ihn nur im Kreise drehn.

Doch wenn der Glaube seine Fahne schwingt,
Durchwehen uns die Schauer der Geburt;
Wie wenn im Kampf der Dritten Ton erklingt;
Zeugt! — die Ihr es im heil'gen Krieg erfuhrt.

Ja schalte jetzt der Dritten Ton am Rhein,
Wir würden schnell die Ersten beiden seh'n,
Der Döbner nennt wieder sein
Das Ganze, würde seinen Ruf verstehn.

Kirchennachricht.

Vom 25. Juni bis 1. Juli sind in der Dö. Gem.

1. Copulirt: Obergerichtsanwalt Hilbert Meinen Eibers
Cropp und Margarethe Elisabeth Thöle. Johann Potes und
Muth Hilbers.

2. Getauft: Amalie Friederike Caroline Tiefte. Emilie
Johanne Friederike Kiesgen. Johann Friedrich Gerhard Meh-
rens. Carl Friedrich Martin Schiller. Johann Wilhelm Diederich
von Barel. Gesche Helene Wöbken. Anna Catharine Zo-
hanne Diederike Müller.

3. Beerdigt: Herculine Georgine Wilhelmine Köster 5 M.
Christian Wilhelm Georg de Vries 22 J. 9 M. Johanne So-
phie Christine Scherke geb. Ziegner 46 J. 1 M. Wäbte Mar-
garethe Werns 2 M. Heinrich Georg Christian Prisenner 27 J.
2 M. Helene Hoting 22 J. 9 M. Johanne Catharine Elisa-
beth Fichtbauer geb. Grabe 63 J. 5 M. Heinrich Schwarding
21 J. 10 M. Sofine Margarethe Wienten geb. Beckel 39 J. 6 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 3. Juli.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 22 und 23 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerman.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 28.

Sonntag, den 9. Juli.

1842.

Zu spät.

Zwanzigmal ist mir der Benz gekommen,
Brachte mir Vergifmeinnicht und Rosen,
Aber niemals hab' ich sie gewonnen.

Hätt' wohl mögen Eins für And're pflücken,
Aber da man nur für Mädchen pflücket,
Wie hätt's nur für mich sich wollen schicken?

Gudlich aber ist die Zeit gekommen,
Daß die schönste meiner Gartenblumen,
Knoepe halb, halb Rose, ich gewonnen.

Bin damit durch's Kirchhofsthor geschlichen,
Hab's gelegt dort auf den frischen Hügel
Einer Jungfrau, die zu früh verblühen.

Als sie lebte, hatt' ich das Verlangen,
Meiner Liebe Zeichen ihr zu geben;
Schweigend hat's die Tobte nun empfangen.

Und mir ist, als spräch's in meiner Seele:
Saudernd, hätt'st du dich überwunden,
Nimmer läge sie in dieser Höhle.

Th. Driete.

Auszug aus einem Briefe.

Moseldampfschiffahrt. — Das Hospital von Cuz. — Hornbacher Sauerbrunnen. — Wirkenfeld.

Ein Zufall hat mich kürzlich in die Gegenden Deines früheren Wohnortes geführt. Ich hatte in Geschäften das

heitere Trier besucht, wo mir schon vor zehn Jahren das Ehrendiplom als Schoppenstecher überreicht war. Dort hatte ich mich einen Tag länger aufgehalten, als nöthig war, um noch einmal die herrlichen Monumente der Römer, die porta nigra, das Amphitheater etc. zu besuchen und mich in Gesellschaft einiger lang entbehrter Freunde und bei einer Tasse Kaffee an der schönen Aussicht von Wettendorf's Häuschen zu ergötzen. Ich beeilte mich daher am Dienstag Morgen die »Mosella« zu besteigen, um vermittelt dieser und der Dampfschiffe des Rheines noch an demselben Tage nach Mainz zu gelangen.

Das reizende Moselthal, für Wagen nicht zu passiren, ist erst durch die Dampfschiffahrt dem Bewunderer der Natur und den umherziehenden Engländern eröffnet. Metz und Trier sind dadurch dem Rhein fast um die Hälfte näher gerückt. Auf den flüchtigen »Inerplossibles« gelangt man in sieben Stunden von dem ersteren Orte aus nach Trier, und von da in acht bis zehn Stunden nach Coblenz. Daher sind die Moseldampfschiffe stets mit Franzosen besetzt. Auch heute hatte sich eine große Anzahl derselben nebst einigen Engländern eingefunden. Letztere, mit ihren Guides in der Hand, plagten die Reisenden unaufhörlich mit Fragen nach dem Namen der einzelnen Dörfer, ohne sich um die reizende Gegend zu bekümmern. Die Franzosen dagegen ließen sich, um die Moselgegend mit allen Sinnen zu genießen, schon zum Frühstück einige Flaschen Braunenberger bringen. Wir hatten Dusemund passirt und unsere Blicke nach der schönen Ruine zu Berncastel gerichtet, als uns eine auffallend unregelmäßige Bewegung des Schiffs erschreckte. Die Schiffleute liefen durcheinander, der Capitain stürzte zu der Maschine,

die Sache schien bedenklich. Die Engländer notirten sich schleunigst Ort und Stunde, wo das untoward event vorgefallen. Mich beruhigte mein Nachbar, ein katholischer Geistlicher aus der Umgegend, mit den Worten: »das hat Nichts zu bedeuten. Das Uebel ist nicht so sehr gefährlich, sondern mehr ein chronisches Leiden, was die »Mosella« gewöhnlich zwischen Trarbach und Kochem befällt. Es hat nichts weiter Auffallendes, als daß es heute eine Stunde früher eintritt, als gewöhnlich.«

So schön nämlich das Schiff ist, so wenig läßt es sich hinsichtlich seiner Solidität den Rheinschiffen und dem zweiten Moselschiffe, dem »Balduin,« an die Seite setzen. Jeden Augenblick hat es Fehler an den Röhrenkesseln und heute war eine Stange der aus schlechtem englischen Puddlingseisen gearbeiteten Maschine gebrochen, so daß wir uns nur mühsam mit einem Rade bis nach Berncastel schleppten. Dort blieben wir liegen und ich nahm mit Vergnügen den Vorschlag des Geistlichen an, die Zeit zum Besuch des s. g. Hospitals von Cuzh zu benutzen. Es ist dies ein, an der linken Seite der Mosel gelegenes Asyl für invalide Geistliche mit herrlichen Gärten, fruchtbareren Ländereien, Weinbergen und andern Dotationen. Die Verwaltung unter dem zuvorkommenden Herrn Martini soll sehr gut sein. Nur ist zu bedauern, daß das Aeußere des Ganzen so sehr vernachlässigt wird.

Die Aussicht von dem Hospital aus auf die gegenüberliegende Stadt und Burg Berncastel ist eine der schönsten im ganzen Rhein- und Moseltthale.

Das Hospitium ist eine Stiftung des berühmten Cardinals Cusanus, der ums Jahr 1400 hier im Dorfe Cuzh geboren wurde. Er war ein Hirtensohn und hieß Chryppfs, im Moseler Dialect so viel als Krebs. Die Grafen von Blanckenhain, auf seine Talente aufmerksam gemacht, ließen ihn studieren und er schwang sich — einer der wenigen Deutschen — bis zur Würde eines Cardinals empor. Als solcher zeichnete er sich durch seinen Scharfsinn, seine philosophischen und mathematischen Kenntnisse aus. Er suchte auf eine eigentliche Weise Theologie und Philosophie mit der Mathematik in Verbindung zu bringen. Hat er auch nicht solches Aufsehen gemacht, wie einige nachfolgende Denker, so muß doch jeder, der einen Blick in seine Werke wirft, die Ueberzeugung gewinnen, daß er nicht minder zu dem großen Umschwung der Ideen im folgenden Jahrhundert beigetragen als jene. Er hat Einer der Ersten das alte scholastische Gebäude erschüttert. Seine Nachfolger fanden die Bahn gebrochen und Empfänglichkeit für neue Ideen bei Lesern und Hörern.

Höchst interessant wird es für Dich zu hören sein, daß sich in den mathematisch-astronomischen Werken dieses Mannes das s. g. Copernikanische System aufgestellt findet. Man könnte auf die Vermuthung gerathen, daß dies hinterher seinem im 16ten Jahrhundert gedruckten Werke eingeschaltet sei. Allein die Manuscripte der letzteren, die

nach seiner Anordnung im Hospitium zu Cuzh aufbewahrt werden, lassen darüber keinen Zweifel übrig.

Es scheint, mit dem Copernikanischen System verhält es sich ähnlich, wie mit so vielen andern Erfindungen. Anfangs von einem Denker nur angedeutet, und angebrüllt von den pythagoräischen Heerathen der in ihren ererbten Lehren bedrohten Schule, verliert sich die Idee im Halbdunkel der Culturgeschichte, bis es einem gewandteren und energischeren Kopf gelingt, dieselbe in ein klareres Licht zu stellen und in das Leben oder in die Wissenschaft einzuführen. Denn war es mit der Entdeckung von Amerika, mit der Reformation, mit der Dampfkraft nicht ebenso?

Wir hatten uns ungern von dem gelehrten Cardinal Cusanus und dem gefälligen Verwalter Martini getrennt, kamen aber noch immer zu früh auf der fliegenden Brücke nach Berncastel. Die »Mosella« lag dort und konnte für heute nicht weiter. Wir mußten uns entschließen, von Berncastel aus unsern Weg zu Lande fortzusetzen, um in Birkenfeld den Eilwagen nach dem Rhein zu erreichen. Mein Begleiter, der Geistliche, hatte nämlich denselben Weg zu machen und wünschte bei dieser Gelegenheit noch einmal das Fürstenthum Birkenfeld und die Moselgegend zu sehen.

Rasch fuhren wir die steile Höhe der Moselberge hinan auf der schönen Chaussee, welche die preussische Regierung vor einigen Jahren nach Long-Camp (campus longus) erbaut hat. Der Weg steigt $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Stunden unaufhörlieh, oft in übereinanderliegenden Serpentin und muß außerordentliche Summen gekostet haben. Von Long-Camp aus gelangt man über eine etwas einförmige Hochebene nach dem Städtchen Morbach und hinter demselben auf den Rücken des Hochwalds, den hier die Straße von Birkenfeld nach Berncastel durchschneidet. Man fährt auf sehr guten Wegen durch stundenlange Buchenwälder bis zu dem Hambacher Sauerbrunnen, dem ersten Oldenburgischen Orte, wo sich der Wald öffnet und die Aussicht auf eine fruchtbare und wohlangebaute Gebirgsgegend darbietet, welche durch ihre Viehzucht am ganzen linken Rheinufer und selbst in Frankreich berühmt ist.

Mich überraschten beim Austritt aus dem Walde die neuen Anlagen des bisher so gänzlich vernachlässigten Bades. Letzteres liegt bekanntlich in dem kleinen, nach Südwesten offenen Thale. In alten Zeiten soll der Brunnen sehr besucht gewesen sein. Die französische Regierung hat die Badehäuser zum Abbruch versteigern lassen. Von der Oldenburgischen Regierung ließ sich, zumal bei der großen Entfernung, nicht erwarten, daß sie zur Hebung eines solchen Bades viel thun würde. Indes hat sie in der letzten Zeit ein kleines Badehaus errichten lassen, welches dem Revierförster des Districts, der zugleich den Badewirth macht, zur Dienstwohnung dient. An beiden Seiten der jetzt ziemlich guten Straße sind Gartenanlagen gemacht, Pavillons erbaut und Promenaden bis auf die höchsten Punkte geführt, in welche der Hochwald ausläuft und von

denen man eine herrliche Aussicht auf das fruchtbare Thal von Birkenfeld mit der Ruine der Burg Birkenfeld im Hintergrunde genießt.

Zu bedauern ist, daß diese Anlagen — so freundlich sie auch sind — nach einem so kleinen Maßstabe gemacht worden, da sich hier mit wenigem Geld viel thun ließe. Es ist kaum für zwölf Badegäste Raum und für die Einrichtung bequemer Bäder, wie in den Taunusbädern und selbst in Vertriech, ist noch gar nichts gethan. Bei solchen Einrichtungen darf der Staat nicht auf den unmittelbaren Nutzen sehen, sonst würden Bäder, wie Vertriech u. a. gar nicht bestehen können. Selbst die größeren Bäder kosten ja dem Staate — wenn man nicht etwa die Pacht von der Bank mit in Anschlag bringt, weit mehr, als sie direct einbringen. Halbe Maßregeln taugen Nichts. Kleinere Summen auf solche Anstalten verwendet, gehen sicher verloren. Schon um nicht neben den vielen Bädern am Rhein und an der Mosel zu sehr in Schatten zu gerathen, müßte etwas Erkleckliches aufgewendet werden, wenn man es mit der Wiederbelebung des Badeortes ernstlich meint. In den Heiden des Herzogthums möchten freilich den Gästen die hiesigen Einrichtungen schon ganz »niedlich« erscheinen.

Uebrigens versicherte mir die hübsche Tochter unseres Wirthes, daß eine bessere Einrichtung beabsichtigt werde. Warum ist aber diese Einrichtung nicht gleich getroffen. Das Wasser ist vortrefflich und wird noch jährlich in Tausenden von Krügen versandt. Es ist in seinem Geschmacke und in seinen Bestandtheilen dem Schwabacher Brunnen sehr ähnlich, soll aber in manchen Fällen dies Nothbad an Wirkung übertreffen. Für gewisse Leiden junger Frauen soll es eine fast fabelhafte Heilkraft besitzen. Jedoch fragt es sich, ob nicht am Ende die gelegentliche Application einiger ganz gewöhnlichen Nebenmittel hier, wie in so vielen Bädern, die Hauptsache thut. Wenigstens möchte schon dafür der Umstand sprechen, daß eine junge unverheirathete Dame zu ihrem großen Leidwesen nach kurzem Gebrauch des Brunnens eben dieselben Wirkungen gespürt haben soll, wie die verheiratheten Frauen.

Jedenfalls ist bei solch erprobter Kraft des Wassers Mangel an Frequenz in unsern Zeiten nicht zu befürchten, zumal die Communication von allen Seiten sehr leicht ist. Von Berncastel aus gelangt man mit dem Postwagen in drei bis vier Stunden, von Birkenfeld aus in einer halben Stunde nach Hambach.

Die Stadt Birkenfeld hat sich, seit wir das letzte Mal zusammen waren, wenig verändert. Das Aeußere der Stadt mit seinen colossalen Dünghäufen, die noch immer nicht verschwunden sind, kann sich mit den benachbarten Städten Berncastel, St. Wendel und Kirn nicht messen. Indes wird jetzt eine ganz neue Straße vor dem Regierungsgebäude angelegt, an welcher mehrere große Häuser im Bau begriffen sind. Dies ist gewiß eine weit zweckmäßiger Maßregel, als die Alignementsversuche alter

wirklicher Gassen, mit denen man nach der Versicherung unseres Wirthes seit zwanzig Jahren die Einwohner plagt. Die ausgedehnte Viehzucht der Einwohner erfordert große landwirthschaftliche Anlagen, die zu einer städtischen Verschönerung sich nicht eignen. Diese Viehzucht und der Viehhandel aber müssen wohl stets die Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt und Umgegend bleiben, wenn gleich die große Zahl der hier domicilirten Beamten auch viel Geld in Umlauf bringen mag. Um aber von letzterem den rechten Nutzen zu ziehen, wäre es nöthig, daß sich die Einwohner mehr auf industrielle Beschäftigungen legen, woran hier am Hochwalde und in der Nähe so vieler gewerblichen Städte nicht zu denken ist.

Wir konnten uns erst am folgenden Mittag in den Saarbrück-Creuznacher Eilwagen einschreiben lassen, mit welchem wir bei der Stadt Oberstein in das malerische Nahethal gelangten. Leider erlaubte uns die Einrichtung der Post nicht, dort die romantisch gelegene Kirche, deren Ursprung Pfarrius neuerlich in seinen Gedichten uns wieder besungen, auch die Achatschleiferden zu besuchen, um derentwillen die Kreuznacher Badegäste jetzt häufige Ausflüchte hieher machen.

So beschwerlich die Straße von Birkenfeld nach Oberstein, ebenso bequem ist die von Oberstein nach Kreuznach, an welcher ich sogar die Anlage eines kleinen Springbrunnens in der Nähe von Monzingen bemerkte. Wir gelangten gegen Abend nach Bingen, noch freilich genug, um das letzte rheinaufwärts fahrende Dampfschiff besteigen zu können, welches uns denn bald nach Mainz brachte.

Bemerkung

über den Artikel: »Dingelstedt und der Correspondent der Mittheilungen aus Hamburg« in N^o 25 d. Bl.

Altona, den 26. Juni 1842.

Schon wieder ist das dortige W. über mich Armen hergefallen, um Dinge zu offenbaren, die zu verstecken weder je die Absicht bei mir gewesen, noch irgend eine Nothwendigkeit erforderte, und die auch wohl eben Niemand gerade herausverlangte, weil Jeder, den der Ausfall gegen Dingelstedt interessirte, sehr wohl die Gedächtnisse zur Hand nehmen, oder gar die, wie ich fest vermeine, mit Recht gerügten Stellen im Gedächtnisse mit sich herumtragen konnte.

Ohne mich auf weitere Untersuchungen einzulassen, wie wenig es dem Juden gezieme, dem Glaubensgenossen seinen ihm zukommenden Namen nur mit der gleichsam beschönigenden Versicherung zu geben, daß er ihm damit nicht »zu nahe treten wolle,« gehe ich sogleich zur einfachen Vorle-

gung des Grundes über, der mich zur Erbitterung gegen Dingelstedt angereizt. — So wenig ein wirklich Freier die Institutionen Nordamerika's als Muster ansehen wird, so lange sie das »Ebenholz« nicht gleiches Stammes, nicht gleiches Schöpferwerkes erachten: so wenig darf man es dem für Freiheit dichterisch Schwärmenden hingehen lassen, wenn er einen Theil seiner Nebenmenschen höhnlisch, oder, was ich aber bei Dingelstedt nicht herauszulesen vermag, »halb im Scherz« nicht in den Freiheitstempel lassen, sondern die kaum in die Vorhallen eingelassenen lieber wieder hinauswerfen oder einsperren möchte. — Welche Ursachen Dingelstedt (der sogar, um spitzig und wichtig zu sein, als Ritter für »christliche Zudennamen« austritt) überhaupt zu seinem Ausfalle führt, wage ich nicht zu untersuchen, weder ob ihn das Zuschneiden des früher bei jüdischen Bekannten offenen Geldbeutel's, noch ob das von Gukow sogenannte (deutsche) Einsaugen mit der Muttermilch angespornt; mich geht nur die öffentlich gefungene Schmach an, und wenn sie auch von einem sonst guten »Dichter« herrührt. — Gegen jede belästigende Einengung, gegen jede Zurücksetzung der Meinigen widersehe ich mich; jede Ohrfeige erwidere ich, so lange mir mein gutes Recht und die Faust bleiben; jede nicht provoeirte Entgegnung lasse ich ohne fernere Antwort. —

Oldenb. Correspondent.

Decazes.

(Aus den Mémoires d'une femme de qualité sur Louis XVIII., sa cour et sa son regne. T. II. p. 392.)

Im Grunde seines Herzens liberal war er Royalist geworden durch die Verhältnisse. Sein Blick war im Ganzen richtig, allein das Schicksal, welches alle Diejenigen zu verfolgen scheint, welche eine Laune Fortunens aus dem großen Haufen hervorzieht, um sie unter die Vornehmen zu mischen, verleite ihn, sich zu benehmen, als fehle es ihm durchaus an einem gesunden Urtheile. Als er auf den höchsten Platz im Staate gelangt war, hätte er darnach streben sollen, irgend eine wichtige Sache auszuführen, wodurch er sich einen Namen gemacht und sich ein Denkmal in der Geschichte gestiftet hätte, aber statt dessen hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich um den Beifall, die Freundschaft, die Vertraulichkeit des hohen Adels zu bewerben, er strebte nur darnach, demselben, wenn man so sagen darf, einverleibt zu werden, und um zu diesem unerreichbaren Ziele zu gelangen, vernachlässigte er die wichtig-

sten Interessen des Königs und des Staats. Die Herren von bürgerlichem Herkommen sollten sich nur sicher überzeugt halten, daß der Adel, mögen sie sich demselben noch so gefällig zeigen, mögen sie sonst Verdienste und Vermögen haben, so viel sie wollen, sie niemals vollständig zu den Seinigen rechnen wird. Er wird ihnen artig begegnen, aber hinter ihrem Rücken wird er sich über sie lustig machen; er wird sich ihrer Dienste zum Nutzen seiner Gasse gefallen lassen, aber nie wird er sie selbst zu derselben rechnen. Ein neugeborener Edelmann ist immer ein Eindringling, man muß ihn leiden, man duldet ihn, aber man liebt ihn nie, man geht immer nur unter gewissem Rückhalt mit ihm um, und nie, noch einmal sei es gesagt, wird man den Rang eines achten Edelmannes ihm einräumen. Napoleon, der doch Alles that, um den Adel für sich zu gewinnen, konnte es doch nicht dahin bringen, daß Frankreichs alter Adel ihn als Einen der Seinigen anerkannte, und als die Tuilerien in ihrem größten Glanze strahlten, war nicht er es, der den Adel dort empfing, sondern es war der Adel, der so gefällig war es ihm zu gestatten, daß er dort die Honneurs machen durfte. Der kleinste Edelmann vom alten Regime glaubte mehr Recht an den Tuilerien zu haben, als der Kaiser, dem er nur gewissermaßen bittweise erlaubte, einstweilen dieses Schloß zu bewohnen.

Auflösung der Charade in N^o 27: Wunderhorn.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 8. Juli sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hinrich Witte und Anna Catharine Neumann. Oltmann Ludwig Heinrich Wessels und Wäbke Margarethe Harmjan. Hinrich Bruns und Anna Margarethe Meyne.
2. Getauft: Johann Georg Christoph Lichtenberg. Wilhelm Gerhard Neunaber. Antoinette Juliane Meyer. Franz August Emil Böning. Alexandrine Charlotte Caroline Leberkus. Hermann Wilhelm Friedrich Weuß. Antoinette Wilhelmine Elise Pohl. Johann Heinrich Diedrich Gerken. Margarethe Nöben.
3. Beerdigt: Anna Margarethe Helene Cäcilie Friedberg 7 J. 11 M. Anna Helene Johanne Bohlen 9 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 10. Juli.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 29.

Sonnabend, den 16. Juli.

1842.

Stimmen in der Natur.

I.

Ich ging hinaus mit leidendem Gemüthe
In eines schönen Sommermorgens Helle,
Da schaute ich auf jeder frischen Blüthe,
Im Lusthauch zitternd, eine Thränenfelle.
Da sprach es: »Glänzt Thauperle nicht
Von Himmelslicht?
Betrachte recht nur dein Gemüthe,
Im Leid trägt's Blüthe.«

II.

Gehüllt die Seele in des Lebens Schmerzen,
Sing ich hinaus, den Himmel anzuschauen,
Es dunkelte bereits, und helle Kerzen
Erläuteten mehr und mehr auf Purpuraunen;
Sie sprachen: »Warum weinst du?
Bei uns ist Ruh',
Laß still die kurze Spanne schwinden,
Du wirst sie finden!«

Hedwig Hülle.

Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten
aus der Geschichte Dithmieslands von C. A. Weinhöfer.
Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Bald langten auch Enno von Barreck und Gerold von Beninga an. Sie erzählten:

»Furchtbar hat

Der Gottheit schwer Gericht sich offenbart
An der verruchten Foelke. Uttena
Hat in der Wuth sein eigen Weib erschlagen.«

Und:

»In Moermerland schwingt Zwietracht schon die Fackel.
Der Focko wird vom Wigeld hart bebrängt,
Und aus dem Kloster Ebedinga vertrieben,
Das allbereits in Asch' und Trümmer sank!«

Da ruft Enno aus:

»Dann ist es Zeit das Werk rasch zu beginnen.
Wir wollen flugs die Bundesgenossen sammeln
Es sehe diese Nacht uns noch vereint
Und fest verbunden, eine ehr'ne Mauer,
An der die Willkühr, wie des Meeres Bogen
An unerschütterlichem Fels zerfällt.«

Während so sich die Bundesgenossen, unter ihnen auch
Sytet tho Wichte, Haitet von Grothusen und
alle Beninga »die weit verzweigten,« näher zusammen
ziehen, läßt Foelke auf dem Schlosse zu Muriich uns
einen Blick in ihr Inn'res thun. Sie tritt gedankenvoll
auf, staut eine Weile, dann spricht sie:

»Hinweg von mir, ihr thörigten Gedanken,
Was drängt ihr euch, geschäftig ungerufen
Vor meine Seele? — Sucht gleich Ohrenbläsern
Mich mit mir selbst heimtückisch zu entzweien,
Und weckt des Zweifels Unruh in mir auf,
Als müßt ich des Gewissens Geißel fühlen.
Gewissen? — leerer Schall! — Was ich gethan,
Es reut mich nicht und soll mich nimmer reuen.
Die Welt mag schmähen, ich verpötte sie,
Der Pfeil springt ab vom Schild des Mächtigen,
Der Unbeschützte nur fühlt seine Spitze. —
Wie aber kommt's, daß ich nicht schlafen kann? —
Daß seltsam wirre Träume mich erschrecken,



Wenn sich der Schlaf auf meine Augen senkt?
Warum der Tag so kurz, die Nacht so lang? —
Doch es ist Nichts! — Hab' ich gebichtet doch —
Und fand Absolution! — that Buße dann,
Hab reichlich stets der Kirche und den Armen! —
— Ich bin nicht abergläubisch! — — alle Träume
Sie sind bedeutungslos! — — die Todten nicht,
Die Lebenden sind's, die ich fürchten muß.
Hab' ich den letzten Stein hinweggeräumt,
Der hemmend noch die Bahn mir sperren wollte,
Dann werd' auch ich, wie ehemals, ruhig schlafen,
Und doppelt süß wird mir der Schlummer sein!«

Da unterbrechen sie Nachrichten von Focko Ukena.
Sie erfährt, daß Wigeld das Kloster Thedinga zer-
stört und so den Focko gezwungen habe, dasselbe zu ver-
lassen, der sich nach Deteren gezogen, wo er Verstärkung
erwarte. Nachdem der Bote sie verlassen, fährt sie in ih-
rem Selbstgespräche fort:

»Triumph, es ist gelungen! — dein Geschick
Ist nun geworfen, Bastard! — ausgespielt
Die heuchlerische Poffe deines Lebens! —
So listig und so unbedacht zugleich. —
Wahnsinn'ger Thor, zu spät erfährst du nun,
Daß dir's an Wisd gebracht, als übermüthig
Mit Foelke's Schlaueit du den Wettkampf wagtest. (Sie öff-
net Focko's Schreiben)
Recht, braver Focko, recht! — Du thatest wohl!
Was liegt am Leben einer Handvoll Menschen,
Wird nur der Zweck erreicht — weshalb bedarf's
Noch der Erwähnung solcher nicht'gen Dinge? —
— Der Dödenburger nähert sich den Grenzen — nun
Der Graf hat Wort gehalten — in der Noth
Gilt hohen Preis die gute Nachbarchaft.
Die Bischöfe von Münster und von Bremen
Sind auch gewaffnet, auf dem Zug begriffen,
Den Klagen Focko's Nachdruck zu verschaffen,
Und an dem kirchenräuberischen Wigeld
Ein Beispiel ihrer Strenge darzutun.
Nun dann wohltauf, ihr wackern Krieger! stürzt
Den ärgsten Feind mir in den Staub hernieder,
Laßt mich den Fuß auf seinen Nacken setzen,
Und reich will ich die Mühe Euch belohnen.
Ha, ist nur er, der Schändliche, gefallen,
Wer darf mit mir sich messen unter Allen?
Ich mag mit Stolz dann selber von mir sagen,
Mir dient das Glück, ich kann das Höchste wagen.«

Aber im Begriff abzugehen erhält sie schon die Un-
glücksbotschaft von dem Tode ihrer Tochter Decca. Ihre
Tochter Tetta sinkt bei dieser Nachricht zusammen; doch
sie steht, wie vom Blitz getroffen.

»Ich kanns nicht glauben! — täuschet mich mein Ohr? —
Ist's Wirklichkeit, was meine Augen schauen?
— Wie? oder ist es nur ein böser Traum? —
Doch, nein, — ich wache — wache?»

O, meine Tochter, — mein geliebtes Kind —
Mußt' ich dich so verlieren! Selber dich
In eines Mordmörders Hände liefern! —
Ha, der verruchte Heuchler! — —
— könnt' ich nur weinen,
Mein Herz durch meiner Thränen Fluth erleichtern —
Sie sollten reich und überfließend strömen,
Den glühnden Schmerz zu stillen, der hier brennt! — —

Verlagte die Natur mir sanfte Zähren
Gab zum Ersatz sie mir der Eßwin Butz.
— — — — — Darum suchte er listig
Das unheilvolle Wort mir zu entlocken,
Daß er auf mich die Schuld des Mordes wälze! —
Doch wehe, wehe dir! du sollst es büßen!
Die Welt erfahre, wie der Tochter Ende
Im Innersten der Foelke Abscheu weckt!«

Sie ruft ihre Reissigen auf:

»Auf rüftet Euch! was Waffen tragen kann
Sei schnell versammelt, laßt durch Brokmerland
Den Kriegsruf schallen, — bei Wasalleneid
Soll Jeder flugs zu unsern Fahnen stoßen.
Fort! fättelt meinen Reiter, fort nach Nesse!«

Und als sie erfährt, daß Lütet zu seinem Vater sich
gesüchdet, ruft sie aus:

»Willkomm'ne Nachricht! Freu' dich Seele Decca's,
So bring ich Sohn und Vater dir zum Opfer!
Gemeinschaftlich erreicht' sie das Verderben,
Und nichts beschirme sie vor meinem Grimm!«

Umsonst bittet Tetta um Mitleid mit dem unglückli-
chen Lütet, »den Leidenschaft allein zu diesem Keufersten
trieb,« mit seinem Kindern, mit seinem Vater:

»O schöne, Mutter, ich beschwöre Dich,
Schon' wenigstens der unglücksel'gen Leben —
Der Greis verbrach ja Nichts —

Foelke

Unsunige,
Ein Attena zu sein ist schon Verbrechen.«
Vergebens fleht die Tochter:

»Stelle Dich
Den Wechselfällen nicht des Krieges bloß!
Soll ich auch um die theure Mutter klagen?»

Foelke

Du suchst umsonst mich aufzuhalten, Tetta,
In Stein verwandelt ward mein Herz, zu ihm
Dringt keine Stimme mehr, als die der Rache!«

Tetta

Erwarte wenigstens des Bruders Hülf.

Foelke

Ich bin mir selbst genug!«

Und als ihr nun berichtet wird, daß Alles zum Zug
bereit sei, sagt sie:

»Vor Allem laßt den Henker rüstig sein,
Er darf nicht fehlen, — wenn das Feld gewonnen,
Soll er vollenden, was wir kühn begonnen.
Blut sühnet Blut! So will es das Gebot!
Es büß' der Mörder durch den Henkertod,
Und weit erschalle dann die Warnungslehre:
So rächte Foelke ihres Hauses Ehre!«

Sie eilt dem Zuge zu und wirft die Tochter zurück,
die sie aufhalten will, aber diese giebt es nicht auf, die
Unglücklichen zu retten — — »die inn're Stimme spricht,

Das Gute zu vollbringen, zage nicht;
Es wird die Allmacht zu der Tugend Werken
Die schwache Macht durch ihre Gnade stärken!«

(Fortsetzung folgt.)

Der Schreckenstag eines Unbehülflichen.

(Nach Crift.)

Mein Vater war ein Landmann von nicht großem Vermögen und auch nicht größerer Gelehrsamkeit, als er sich auf einer Dorfschule hatte erwerben können; da nun meine Mutter gestorben und mich als einzigen Sproßling hinterlassen, beschloß er, mir den Vorzug, welcher ihn, wie er glaubte, glücklich gemacht haben würde, zu verschaffen und Alles daran zu wenden, mich der Wohlthat einer gelehrten Erziehung theilhaftig werden zu lassen. Ich ward deshalb auf eine lateinische Landschule geschickt, und nachdem ich daselbst den Grund zu meiner wissenschaftlichen Bildung gelegt, sogleich nach der Universität befördert, um mich für den geistlichen Stand durch eifriges Studium S. S. Theologiae geschickt zu machen. Da ich jedoch von meinem Vater nur geringen Zuzuschuß erhielt und von Natur schüchtern und blöde war, so hatte ich fast gar keine Gelegenheit, jene angeborene Unbeholfenheit abzuschleifen, welche die Ursache alles meines Mißgeschicks geworden, das mich seither betroffen, und die, wie ich zu befürchten anfangte, mich auch bis zum Grabe, wie ein unheilbares Uebel, begleiten wird. Ich muß bemerken, daß ich von Person groß und schönartig bin, daß meine Gesichtsfarbe bleich und mein Haar hellblond genannt werden kann; aber meine Schamhaftigkeit ist so erregbar, daß bei der geringsten Veranlassung das Blut mit Heftigkeit mir in die Wangen steigt, und ich ganz plötzlich wie von Schlarach übergoßen scheine.

Das Bewußtsein dieses unglücklichen Fehlers machte, daß ich Gesellschaften vermied und das klösterliche Leben des Collegiums lieb gewann, dem ich mich gänzlich zu widmen geneigt war, da ich wohl einsah, wie wenig die häuslichen Sitten des Vaterhauses geeignet sein könnten, einen wohlthätigen Einfluß auf mein äußeres Benehmen auszuüben. Ich faßte also den Entschluß auf der Universität zu bleiben und Privatunterricht zu ertheilen, als zwei unerwartete Ereignisse den Standpunkt meiner Angelegenheiten völlig umgestalteten, nämlich: der Tod meines Vaters und die Ankunft eines Oheims aus Ostindien. Dieser Oheim, dessen mir höchst selten von meinem Vater Erwähnung geschehen, hatte bereits allgemein für längst verschollen gegolten, — als er plötzlich, nur um eine Woche zu spät, in England anlangte, um seinem Bruder die Augen zudrücken zu können. Ich schäme mich fast zu gestehen, was aber, wie ich glaube, alle Diejenigen oft empfanden, welche eine bessere Erziehung, als ihre Eltern, genossen, — daß meines guten Vaters Unwissenheit und gemeine Ausdrucksweise, mich bisweilen über den Gedanken eröfthen ließ, mich seinen Sohn nennen zu müssen; es war daher eine sehr natürliche Folge, daß ich mir den Verlust

eines Vaters, den ich als solchen anzuerkennen mich nicht selten geschämt hatte, nur wenig zu Herzen nahm. Mein Oheim fühlte gleichfalls nur geringe Betrübniß, denn er war über dreißig Jahre von seinem Bruder getrennt gewesen und hatte unterdessen ein Vermögen gesammelt, von welchem er zu rühmen pflegte, daß es einen Nabob glücklich machen könne; kurz, er hatte die ungeheure Summe von hunderttausend Thaler mit sich nach Europa gebracht, und auf diese solide Basis seine Hoffnungen immer dauernder Glückseligkeit gebaut. Während er Pläne künftiger Größe und Vergnügungen ersann, ward er jedoch, entweder durch die Veränderung des Klimas, oder eine andere physische Ursache, mitten aus den Träumen der Freude nach kurzer Krankheit hinweggerissen, — mit einem Worte: er starb — und hinterließ mich als seinen Universalerben. Und jetzt, seht mich, im Alter von 25 Jahren, wohl ausgerüstet mit Latein, Griechisch und Mathematik, im Besitze eines großen Vermögens, aber so linksch und ungeübt in jeder feineren Form des gebildeten Umgangs, daß ich von Allen gewöhnlich nur der reiche, gelehrte Tölpel bezeichnet zu werden pflege.

Ich habe kürzlich ein Landgut gekauft, dessen Umgebung größtentheils reich an sogenannten Renten vom feinsten Welston ist; und wenn man meine Abkunft sowohl, als meine seltsame Unbehülflichkeit bedenkt, so wird man es kaum glauben können, wie sehr meine Gesellschaft von den benachbarten Familien (besonders denjenigen, welche mannbare Töchter haben) gesucht wird; die freundschaftlichsten Besuche wurden mir von vornehmen Herrn abgestattet und ich habe, gegen meinen Willen, die dringendsten Einladungen bereits wiederholt, unter dem Vorwande, abgelehnt, ich sei mit meiner häuslichen Einrichtung noch nicht völlig in Ordnung; die lautere Wahrheit aber ist, daß, wenn ich in der ernstlichen Absicht, die mir abgestatteten Höflichkeits-Bisiten zu erwiedern, antritt oder spazierte, mich aller Muth verließ, sobald ich mich den Thüren meiner Nachbarn näherte, und häufig lehrte ich unverrichteter Sache nach Hause, mit dem Entschlusse, es am nächsten Morgen wieder zu versuchen.

Endlich jedoch wollte ich meine Schüchternheit überwinden, und vor ungefähr drei Tagen nahm ich wirklich eine Invitation zum Mittagessen von einem Edelmann an, dessen offenes, ungezwungenes Wesen mich keinen Zweifel in die Herzlichkeit des Empfanges setzen ließ. Herr v. F., welcher ungefähr zwei Meilen von mir entfernt wohnt, ist ein Baron, dessen Gut unmittelbar an das von mir gekaufte Grundstück stößt; er hat zwei Söhne und fünf Töchter, sämmtlich erwachsen, die auf ihrem Stammsitz ein heiteres Familienleben führen. Mir meines plumpen Ganges bewußt, nahm ich vor einiger Zeit Privatstunden bei einem Professor, welcher erwachsenen Herrn Unterricht in der Tanzkunst ertheilt; und obgleich ich, anfänglich auf große Schwierigkeiten in der von ihm geübten Kunstfertigkeit stieß, so kam mir doch meine Kenntniß der Mathe-

matik ersaumlich zu Statten, indem sie mich das Gleichgewicht meines Körpers lehrte, und vor Allem die genaue Beobachtung des Schwerpunkts bei den fünf Positionen. Nachdem ich in kurzer Zeit die Geschicklichkeit erlangt, ohne Schlottern einhergehen zu können und gelernt, wie man eine regelrechte Verbeugung macht, wagte ich es dreist der Einladung des Barons zum Diner Folge zu leisten, da ich nicht zweifelte, daß meine neuerlangten Talente mich befähigen würden, den Damen mit ziemlicher Unerblichkeit unter die Augen zu treten; aber, ach, wie vergeblich sind alle Hoffnungen der Theorie, wenn sie uns nicht durch Praxis geläufig geworden. Als ich mich dem Hause näherte, erschreckte mich das Läuten einer Mittagsglocke und ließ mich besürchten, daß ich aus Mangel an Pünktlichkeit vielleicht schon die Tafel gestört hätte; von diesen Ideen befangen, ward ich roth wie Scharlach, während mein Name von Livreebedienten wiederholt gemeldet wurde und diese mich in die Bibliothek führten, ohne daß ich selbst wußte was oder wen ich sah. Bei meinem ersten Eintritt sammelte ich alle meine Stärke und machte der Frau vom Hause meine neugelernte Verbeugung mit möglichst ungezwungener Grazie, aber da ich unglücklicherweise den linken Fuß zu weit zurück in die dritte Position schnellte, trat ich höchst unsanft auf die giftige Zehe des armen Barons, welcher mir auf der Ferse gefolgt war, um mich mit den Gliedern seiner Familie auch persönlich bekannt zu machen. Die Verstärkung, welche hiedurch bei mir veranlaßt wurde, läßt sich kaum ausdrücken, weil Niemand als nur verschämte junge Männer von meiner Noth urtheilen können, und die Anzahl von dieser Gattung, wie ich vermüthe, sehr gering ist. Des Barons Artigkeit zerstreute allmählig meine Beklemmung und ich war in der That ersaumt, zu bemerken, wie gute Erziehung ihn selbst dahin bringen konnte, seine Gefühle zu unterdrücken und nach einem so schmerzhaften Zufall noch das Ansehen vollkommen heiterer Unbefangenheit zu behaupten. Die Heiterkeit der gnädigen Frau und das vertrauliche Plaudern der jungen Fräuleins brachte mich denn auch unmerklich dahin, meine Zurückhaltung und Blödigkeit abzulegen, bis ich endlich so kühn ward, mich in die Unterhaltung zu mischen und sogar neue Gegenstände aufs Tapet zu bringen. Da die Bibliothek reich mit Büchern und eleganten Bänden ausgestattet war, hielt ich den Baron für einen Mann von gelehrter Bildung, und vermaß mich, meine Meinung über verschiedene Ausgaben der griechischen Classiker zum Besten zu geben, worin, wie ich mit Wohlgefallen bemerkte, der Baron stets meinem Urtheile beizupflich-

ten sahen. Auf dieses Thema leitete mich der Anblick einer Edition des Xenophon in 16 Bänden, welche (da ich nie vorher von einer solchen gehört zu haben mich erinnerte) meine Neugierde so gewaltig entflammte, daß ich aufstand um mich mit diesem Werke in nähere Berührung zu versetzen. Der Baron erkannte meine Absicht und da auch er, wie ich vermüthete, aufsprang um mir eine Mühe zu ersparen und das Buch selbst herunterzunehmen, so beeilte ich mich nur um so mehr, ihm höflich zuvorzukommen und meine Hand schnell auf den ersten Band legend, wollte ich ihn mit einem kräftigen Ruck herausziehen, aber — wehe mir! statt des Buches stürzte ein Brett, welches durch Leder und Vergoldung den lockenden Anschein der 16 Bände darbot, unter Donnergepolter herunter, und fiel unglücklicherweise auf ein Porzellan-Schreibzeug, das unmittelbar unter demselben auf dem Tische stand. Vergebens versicherte mir der Baron, es habe Nichts zu bedeuten, — ich schaute, wie die Dinte von dem zertrümmerten Mahagoni-Tischchen auf den türkischen Teppich strömte und kaum wissend, was ich that, versuchte ich den Fortschritt der schwarzen Fluth mit einem weißen Taschentuch zu hemmen. Während meine Verwirrung den höchsten Punkt erreicht, meldete ein Bedienter, daß bereits aufgetragen sei, und zog mich dadurch aus meiner fast an gänzliche Stupidität grenzenden Bewußtlosigkeit.

(Schluß folgt.)

Kirchennachricht.

Vom 9. bis 15. Juli sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Dittmann Willers und Grete Schwarting, Johann Hinrich Kroghmann und Trine Kammer.
2. Getauft: Karl Diederich Bollberg, Catharine Gerhardsine Brand, Johann Gerhard August Meinardus. Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt: Thalke vor Mohr, geb. Wempe, 90 J. Friedrich Wilhelm August Burmeister 1 J. 5 M. Friedrich Holz 21 J. 9 M. Hinrich Wilhelm Prügert 25 J. Johanne Klenke 18 J. (verunglückt). Ahter Schwarting 28 J. 3 M. Friederike Helene Sophie Schröder 13 J. 5 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 17. Juli.

- Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
 Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
 Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 24, 25 und 26 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,
 ausgegeben von der Schulzischen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Straßerjan.

Druck- und Verlag: Schulzische Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 30.

Sonnabend, den 23. Juli.

1842.

Rococo.

Den man trug vor langen Jahren,
Solchen Rock also geschnitten,
Und die damals Mode waren,
Diese längst gestorb'nen Sitten —
Sehet an das große Wunder!
Aufgelebt sind sie jegunder;
Sei es Korn, sei es Stroh,
Ganz also;
Rococo!

Der im holden Jugendluz
Bonniglich mein Herz erhoben,
Süße Rosenknochenränze
Um mein junges Haupt gewoben —
Seht! nun ist er wieder kommen,
Hat zur Gattin mich genommen,
Ist so gut, ist so froh,
Ganz also;
Komm her, mein allerliebster Rococo!

Martha Schwertlein.

Der Schreckenstag eines Unbehülflichen.

(Nach Crift.)

(Beschluß.)

Während wir den Saal und eine lange Reihe von Zimmern bis zum Speisezimmer passirten, gewann ich

Zeit, meine zerrütteten Sinne zu sammeln, worauf man mich ersuchte, meinen Platz an der Tafel zwischen der Dame des Hauses und der ältesten Tochter einzunehmen. Seit dem Sturz des hölzernen Kenophon, glühte mein Gesicht fortwährend wie ein Feuerbrand, — dennoch fing ich schon an, mich ein wenig zu erholen und eine angenehme Abkühlung zu verspüren, als ein unerwartetes Ereigniß meine ganze Bluth und Flammenröthe abermals mit zehnfacher Stärke erweckte. Da ich meinen Suppenteller zu nahe an den Rand des Tisches gesetzt, schüttete ich, bei einer höflichen Verneigung gegen Fräulein Diana, welche meine Weste als besonders geschmackvoll gelobt, den ganzen brühendheißen Inhalt in meinen Schooß. Trotz des augenblicklichen Vorraths von Servietten, um die Oberfläche meines Anzuges von den Spuren der Fleischbrühe zu reinigen, waren meine schwarzseidenen Beinkleider doch nicht dicht genug, um mich vor den schmerzvollen Wirkungen dieser plötzlichen Wähung zu bewahren, und einige Minuten lang schien ich in einem siedenden Kessel zu schmoren; aber als ich mich erinnerte, mit welchem Heldennuth der Baron seine Pein verheimlicht, welche ich ihm durch meinen Fustritt verursacht, ertrug auch ich meinen Höllenschmerz mit Schweigen und fast in stoischer Selbstverläugnung halb gebrüht und versengt da, ohne einen Augenblick meine erzwungene Fassung zu verlieren, wenn gleich das ersickte Klichern der Damen und der Bedienten die Schwierigkeit um kein Geringes erhöhte.

Kaum vermag ich alle die verschiedenen Fehlariffe, welche ich während des ersten Ganges machte, heranzählen: meine Bedrängniß beim Zerlegen des Geflügels, beim Zurichten einiger Gerichte, welche neben mir standen, das



Umschütten einer Sauciere, das Herunterstoßen eines Salzfaßes, — vielmehr will ich zum zweiten Gange eilen, wo neues Unheil ganz mich überwältigte.

Ich hatte gerade ein Stück wohlgeschmeckenden Puddings auf der Gabel, als Fräulein Louise mich ersuchte, ihr eine gebratene Taube zu reichen, welche vor mir stand; um den Wunsch der Dame ohne Verzug zu erfüllen, steckte ich in der Eile, ohne zu wissen was ich that, den Pudding, heiß wie eine glühende Kohle, rasch in den Mund, und streckte die Hand nach der Taube aus; aber, o Himmel, mir schwanden fast die Sinne; es war unmöglich meinen Todesschmerz zu verhehlen, meine Augen drohten aus ihren Höhlen zu brechen. Endlich, trotz meiner Scham und Entschlossenheit war ich genöthigt, die Ursache meiner Qual auf den Teller fallen zu lassen. Der Baron und die Damen bedauerten mein Unglück und jeder rieth sogleich ein anderes Gegenmittel: der eine empfahl Del, der andere Wasser, aber alle stimmten darin überein, daß Wein am besten geeignet sei den Brand zu stillen. Ein Glas Xeres ward mir vom Schenkische geholt, welches ich mit Eile hinunterstürzte, — aber, — wehe! — wie soll ich die furchtbare Folge erzählen? — Ob der Kellermeister sich zufällig vergriffen, oder willentlich die Absicht gehabt mich vollkommen rasend zu machen, weiß ich nicht zu entscheiden, — so viel ist gewiß, er gab mir den stärksten Branntwein, mit welchem ich meinen bereits wunden und mit Blasen angefüllten Mund neigte. Ein abgesagter Feind aller Spirituosa wie überdies ein eifriger Anhänger der Mäßigkeitsvereine, deren Statuten ich unter keiner Bedingung übertreten haben würde, befand ich mich in der peinlichsten Lage die man sich denken kann. Was sollte ich, dessen Zunge, Gaumen und Hals förmlich roh gesotten, mit dem dämonischen Flammentranke anfangen? — hinunterschlucken konnte ich ihn unmöglich, und doch sah ich sonst kein Mittel mich seiner zu entledigen, bis ich, von Todesangst getrieben, die Hände convulsivisch gegen den Mund presste, und der verdammte Liqueur, gleich einer Fontaine, durch Nase und Finger weithin über den Tisch und Alles was darauf war, sprudelnd sich ergoß, während ich zerschmettert in den Stuhl zurücksank, vernichtet von dem allgemeinen Ausbruch des Gelächters, das von allen Seiten her mir in die Ohren schallte. Ein strenger Verweis des Barons brachte zwar bei der Dienerschaft eine ernstere Haltung hervor und hemmte selbst die Lachsucht seiner Töchter, welchen auch die Baronin durch Blicke das ungeziemende ihres Benehmens zu erkennen gab, allein das Maaß meiner Schande und ihrer Belustigung war noch nicht bis zum Rande gefüllt. Um mich von dem unerträglichen Zustand der Transpiration, welcher dieser Lufttritt hervorgerufen, zu befreien, griff ich, ohne zu wissen was ich that, in die Tasche und begann mit das Gesicht mit jenem unheilvollen Taschentuch zu trocken, welches noch ganz naß von den Folgen des Xenophontischen Sturzes, meine ganze Wisage in allen Richtungen mit Dinten-

striche überlächelten. Dies war zu viel! Selbst der Baron und seine Gemahlin konnten sich nun des lauten Lachens nicht mehr enthalten, welches jetzt wie ein Sturm über mich losbrach, während ich in völliger Verzweiflung vom Stuhle aussprang, aus dem Zimmer stürzte, und wie von Furien gepeitscht sinnlos nach Hause rannte.

Ohne jemals vom Pfade moralischer Nichtigkeit gewichen zu sein, dulde ich alle Qualen eines bösen Geistes. Die eine Hälfte meines Körpers war beinahe von kochender Bräthe gesotten, Zunge und Mund wie auf dem Roste gebraten und ich trage das Merkzeichen Cains auf die Stirne geprägt. Aber all dies Ungemach ist nur gering, gegen die ewige Schande, welche ich empfinden muß, wenn dieses Abenteuer jemals bekannt werden sollte.

Literatur.

Die quade Joelle. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinböfer, Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Hierauf führt der Dichter uns in die Versammlung der Verbündeten beim Upstallsboom. Unter ihnen finden wir Sptet tho Wichte, Wiard von Uhusen, Enno von Larelt, Gerold Beninga, Enno Edzardsna und Sibrand von Loquard. Nach der ersten Begrüßung trägt Sptet tho Wichte darauf an, zuerst ein Oberhaupt, einen »Taleman« zu wählen,

»Der Sprecher sei für die gemeine Sache,«

und Alle wählen Enno Edzardsna,

»Er soll des Bundes Haupt und Führer sein.«

Enno nimmt die Wahl an, er schwört den Kampfgefährten, »daß er sein Amt getreu verwalten will, zum Besten Aller und des Landes« und Gerold Beninga schwört »im Namen der Edlen wie der Gemeinen« sein »Wort zu achten und mit Rath und That« ihm »beizustehn, als eheliche Genossen.«

Enno schildert nun die Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit einer solchen Versammlung beim »Upstallsboom«

— — wo des Landes Richter,

Nach dieses Freistaats uralter Gewohnheit
Von dem gesammten Friesenvolk erwählt,
Mit Macht und Ansehn streng ihr Amt verwaltet,«

er wiederholt kurz die alte Geschichte des Landes, und schließt:

»So handelten die Väter und bewährten
Den alten Ruhm noch aus der Römerzeit:
Im Frieden groß, im Kriege stark zu sein!
Drum laßt auch uns dieselben Friesen heißen,
Die selbst die Weltbezwinger hochgeachtet

Vor allen andern Völkern deutschen Stamm's.
Wer nicht Begeißrung führt an dieser Stätte,
Wem nicht der Ahnen Stimme in dem Raufchen
Des dunklen Laubes dieser Eiden spricht,
Wes Herz nicht pocht für vaterländische Sitte,
Der kehle sich hinaus aus unsrer Mitte,
Denn er verdient den Friesennamen nicht:»

Alle erwidern:

»Wir wollen tren die alten Bräuche halten,
Und wie die Väter frei und einig sein!«

Dann fährt er fort in der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes:

»Das Band, das einst die sieben Seeland' fest
Und innig hielt umschlungen, ist zerrissen.

— — — — — Verschunden ist
Erstorben der Gemeingeist unsrer Väter,
Es denket Jeder an sich selbst allein,
Den eignen Vortheil, nicht das Ganze liebend»

und so kommt er auf das Benehmen der Foelke:

— — — — — auf diesem heil'gen Boden,
Dem Schauplatz unsrer altherwürd'gen Rechte,
Im Angesichte jener Freiheits-Eichen
Höhnt jetzt ein Weib mit frechem Uebermuth
Die Menschlichkeit, verachtet Wort und Schwüre,
Bertritt Verträge, sinnet Mord und Duaten,
Um ihrer Herrschucht heft'ge Sier zu füllen.»

Er zeigt, wie unwürdig es eines freien Volkes sei, das länger zu dulden, und fordert die Versammlung auf, mit gesammter Hand dem zu steuern:

»D'rum thut uns Einheit Noth — ja Einheit, Brüder,
Daß wir vor äußern Feinden uns bewahren,
Und vor der innern Tyrannie Gefahren!«

Alle geloben ihm Gehorsam, und nun entwickelt er ihnen alle Verbrechen, deren Foelke sich schuldig gemacht, indem er am Ende den Antrag stellt:

»laßt mit kräft'gem Willen

uns für die Ehre dieses Landes handeln,
Daß alle Welt erkenne, wie auch wir
Die That verabscheun, wie die Thäterin!

Sibrand von Loquard:

Und was beschließt Ihr? — Welche Strafe soll
Die Wittwe Decco's leiden? — Seid gerecht,
Doch stets bedenket, daß ein Weib sie ist,
Und richtet nicht zu streng, was sie verbrochen.
Ist schuldlos doch der Sohn an dem Vergehen;
Der Kinder schonet, was Ihr auch bestimmt.

Gerold Beninga:

Sie trete ab, von einer Vormundschaft,
Die sie zu lange schon sich angemast,
Keno ist reis an Fahren — ihm gehört
Die Herrschaft jetzt, nicht diesem falschen Weibe!
In eines Klosters stillen Aufenthalt
Such' sie Vergebung für des Lebens Sünden!

Alle:

Ja, also sei's! — Wir stimmen Gerold bei!«

Nun schwören sie den Bundeseid, den Enno auf sein Schwert sie leisten läßt. Er giebt des »Schwures In-

halte in drei Sätzen an, und ihn kurz zusammenfassend schwören Alle:

»Wir wollen männlich unsrer Freiheit schirmen,
Und keine Knechtschaft dulden in dem Land.«

»Wo eine Zwingsburg Tyrannie errichtet,
Sei sie von uns mit Flamm' und Schwert vernichtet.«

»Ja, wer sich schwört des fremden Herrn Vasallen,
Des Gut und Leben sei dem Staat verfallen!«

Dann vereinen sich Alle zum Gebet, und als die Knien aufstehen, bescheint die Sonne die Gipfel der Eichen. Enno begrüßt sie »zum günst'gen Zeichen,« aber noch haben sie nicht die heilige Stätte verlassen, als Pa-tiet von Grothusen mit der Botschaft heraneilt:

— — — — — Ein neuer Frevel droht!
Die Foelke ist nach Dornum aufgebrochen
Mit Ross und Mann, um ihrer Tochter Mord
Am Lütet Attena und seinem Vater,
Dem alten Hero, schonungslos zu rächen.
Wollt Ihr ein Unheil noch verhüten, eilt
Sonst müssen sie der Uebermacht erliegen!«

Der Entschluß ist schnell gefaßt, man eilt dem Hero zu Hilfe.

Der alte Hero steht auf seiner Burg zu Dornum am Fenster, versunken in Betrachtung der herbftlichen Natur, die auch ihn an den baldigen Abschied von der Erde mahnt.

»Schwach ist der Körper — aber frisch der Geist —
Und mein Gewissen frei von jeder Schuld,
Der ich vor Gott mich anzuklagen hätte;
Drum bin ich ruhig — schwindet Alles auch,
Die Tugend bleibt unsterbliche Gefährtin
Des Menschen, der sie liebt — und fährt durch Sorgen
Der Erdennacht ihn ein zum ew'gen Morgen!«

Aber schnell wird er unterbrochen, »mit verhängtem Jügel« sprengt sein Sohn »von Wenigen begleitet, quersfeldein auf die Burg von Dornum zu« und führt sogar seine Töchter mit sich. Hero geht, von einem alten Diener unterstützt, mit schwankenden Schritten zur Thür, da stürzt Lütet mit seinen beiden Töchtern ins Zimmer und wirft sich sprachlos an die Brust seines Vaters, die beiden Kinder klammern sich an den Großvater, der seinen Sohn umfaßt hält. Lütet wagt es nicht, ihm den Mord seiner Gattin zu gestehen, doch seine Reden verrathen die Verzweiflung in der das »schuldbelad'ne Herz erliegt.« Zürnend weist der Vater ihn von sich:

»Geh! geh! ich brauche kein Gesändniß mehr,
In Deinen Jügen les' ich Dein Verbrechen!«

Da bitten die Enkelinnen bei dem Großvater für den Vater; sie kennen nicht seine Schuld an dem Tode der Mutter, sie wäñnen

»ein böser Mensch hab' sie getödtet,
Doch werde ihn der liebe Gott schon strafen.«

Hero läßt die Kinder fortführen, und nun erzählt ihm Lütet, wie die That sich begab.

Hero:

»Gott, Gott! Du bist gerecht! mit tiefer Ehrfurcht erkenne ich die Fügung deines Willens.

Lütet:

Und dennoch, Vater, dennoch packte mich Verzweiflung, als die blut'ge That geschehen! Ich liebte Dcca, liebte innig sie, — Und hätt' ich meiner Kinder nicht gedacht, Ein Grabmal überwölbt' nun uns Beide, Es ruhten Mörder und Gemordete, Nun seit' an Seite in der stillen Klausel, Versöhnt im Tode, die das Leben schied.

Hero:

O fasse Dich, und such' der Kirche Gnade, Sie wird, wie ich, dem Reuigen verzeih'n.

Lütet:

Das will ich — nimmer kann ich wieder Zu meines Schlosses öden Sälen kehren, Wo Alles mir mit grausenollen Bügen Die Bilder der Vergangenheit erweckt, Drum floh ich Kesse — ein Geächteter, Der Selbstverbannung Strafe zu erdulden!

Hero:

Du wolltest, Sohn?

Lütet:

Zum heil'gen Vater pilgern, Von Land zu Lande unbekannt mich betteln, Bis ich zu Rom den Segen mir erungen, Mit dem St. Peter kranke Seelen läßt.

Hero:

Und dann?

Lütet:

Dann möge unbeachtet, unbeweinert Im fremdem Land die ird'sche Hülle ruhen Und Niemand mag erfahren, wo sein Ende Der unglücksel'ge Lütet hat gefunden.

Hero:

Du könntest los Dich sagen von der Heimath, Von Deinem alten Vater, Deinen Kindern? O Lütet!

Lütet:

So allein nur darf ich hoffen, Daß meines Namens traurige Erinnerung Den Kindern theuer, — daß mit Behmuth sie Des Vaters einst gedenken, — den schon früh Das Schicksal ihnen raubte — für ihn beten, Wenn sie das reine Herz zu Gott erheben, Und nimmer ahnen, welche schwere Schuld Aus ihrer lieben Nähe ihn verbannte.

Hero:

Und wer soll ihrer pflegen, sie beschützen?

In ihrem zarten Alter sollen sie Verwaist und hilflos sein, hinausgestoßen In eine kalte, mitleidlose Welt? — Denn meine Jahre, Lütet, sind gezählt, Und bald wird Gram auch diese letzten mir Zu Stunden kürzen, — ach, ich fühl' es wohl, Der Sand verrinnt — und eh' Du scheidest, Sohn, Magst Du des Vaters Gruft sich schließen seh'n.»

(Fortsetzung folgt.)

Aphorisme.

Wer aus gewohnten Kreisen scheidet, um neue gesellige Verbindungen anzuknüpfen, darf ruhig dem Fremden, das sich ihm bietet, entgegen gehen, wenn er in die neue Welt ein edles Herz, einen freien Geist und Talente mit hinübernimmt. Diese drei Himmelsgaben schaffen aller Orten Heimath, Liebe und Freundschaft um ihn her.

Alma.

Buchstabenräthsel.

Mit B. dien' ich zum Frauenschmuck und zu der Männer Ehr' Wenn sich ein Leser unterhält, fühlt er zum folgenden Begeh'r. Mit G. werd' ich gebrücht, bezahlt, verschickt, gesücht und gesucht

Und wer im Spiel' mich hat, wird wie es kommt, gepriesen und verflucht.

Mit E. bin ich für Fische nicht, doch sonst für Jedermann von Werth, Wenn auch bei Winters Frost und Schnee, der Städter nicht nach mir begehrt.

Mit S. bin ich ein Stäubchen fast, doch literarisch weltbekannt, Und werd' ich, gilt es Fanatismus, wohl als Opfettamm genannt. Mit Z. bin ich nicht mehr, als was zum Scherz das Räthsel nur bewegt,

Und, wer mit B. mich braucht und leise horchend lauscht, vernimmt

Oft was mit Sch. ein altes Sprichwort ihm bestimmt.

Kirchennachricht.

Vom 16. bis 22. Juli sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Emil Ludwig Heinrich Hinrichs. Marie Johanne Margarethe Rieken. Sophie Adelsheid Meyer. Franz Ludwig Klothar Rahlwes. Ein unehel. Mädchen. Ein unehel. Knabe.
3. Beerdigt: Catharine Sophie Subren aus Barel 17 J. 2 M. Sophie Johanne Wilhelmine Wehrkamp 17 J. 11 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 24. Juli.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Roth aus Jettel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ahrens.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 31.

Sonnabend, den 30. Juli.

1842.

Nastede, Juli 19. 1842.

Die Fürstin, sie lebe, die uns mit eigener Hand
Die Fahnen geziert mit goldgesticktem Band.
Wir Alle stehen vereint hier Hand in Hand
Und schwören Treue Ihr — dem Vaterland!

Die Fahne, sie ist des Kriegers Stolz und Lust
Er hängt an ihr mit treuergebener Brust;
Wo das Panier im Winde sich entrollt,
Zählt mit dem Tode er der Treue Sold.

Der Ritter, er trägt zum blutigen Kampf und Streit
Die Farbe der Dame, der er sein Herz geweiht;
Begeisterung leihet dies Zeichen seinem Muth
Und freudig opfert er für sie sein Blut.

Der Friede beschirmt noch segnend Stadt und Land,
Es einet die Herzen der Völker noch sein Band;
Doch wenn des Krieges Wettersturm ertobt,
Sei unfer Muth vor Dir als Ächt erprobt.

Nun bringet den Ruf noch einmal donnernd aus:
Hoch lebe der Oldenburger Fürstenhaus;
Herr Gott, beschütz in Noth es und Gefahr,
Laß stark es fortbestehn und blühen immerdar.

Die Abfahrt von Pyrmont.

Es war Ende Juli, als eine Extra-Postchaise vor dem Hause des Herrn Waldeck in Pyrmont hielt, — mich

zur ersten Station nach Nenndorf aufzunehmen. Die Sonne hüllte sich noch in ihre purpurnen Gewänder und erst einzelne Strahlen brachen sich Bahn durch die schwebenden wasserschwangeren Wolken.

Nur das Geräusch mehrerer Wagen störte den Schlummer, der noch rings um den sprudelnden Born des Heils ausgegossen war. Allgemach stieg mit majestätischer Pracht die Verkünderin des Tages höher zum himmelblauen Dom herauf, und küßte die zitternden Diamanthränen vom grünen Mantel der Erde, und sog mit wärmenden Strahlen die Millionen Tropfen von Fluß und Rain zu sich herauf in die höheren Regionen der Atmosphäre. Ein azurblaues Zelt, in dem einzelne schneeweiße Schäfchen zichen, überwölbt die ganze lebende Natur, und auch mich und diese Quelle und dieses alte Schloß mit seinen Tischbeinschen Gemälden und das friedliche Thal mit seinen noch schlummernden Bewohnern, und die hohen Berge mit ihren grünen Kronen und die ganze Natur mit ihren Myriaden lebender Geschöpfe.

Alles in dem großen Panorama sprach so heilig ernst mit den inneren Gefühlen meiner Seele und erfüllte das Gemüth mit so unendlich wohlthunenden Anklängen, daß ich aus den zauberischen Träumen erst herausgerissen wurde durch das fortwährende Knallen und Klatschen der Peitsche meines wackern Schwagers.

Denn schon früher als ich waren am Fuße der Griesener Berge zwei mit Extrapostpferden bespannte Züge angekommen, und eben stiegen einige in elegantem Reisekostüm gekleidete Damen aus dem vorderen Wagen, als auch schon der zweite sich seines Inhalts entledigte. Mein wackerer Postillon hatte seine beiden Cameraden bald eingeholt, und



so begann auch ich flugs mich in Bewegung zu setzen, die Gesellschaft einzuholen, und mich der Caravane anzuschließen, die zu Fuß wandernd, die steile Anhöhe zu gewinnen bemüht war.

Um nicht vom Staube der Chaussee belästigt zu werden, gingen alle den Nebenweg längst der Fahrstraße, und gewahrten in der bald wechselnden Unterhaltung nicht, was hinter und neben ihnen vorging.

Da setzt eine Trompete zu Trio ein und die andern beiden begleiteten hell und rein den choralmäßigen Gesang mit einer Präcision und Genauigkeit, daß wir uns alle wunderten, und wie sie so fortbliesen und die liebliche Weise das Echo aus den Schluchten und Bergen lockte, und wie die Felswände Antwort gaben, daß sie die fast schon verhallten Töne wieder gesammelt hätten, und die in reinen Accorden verschmolzene Grundmelodie noch einmal leise flüsternd an uns vorüberkam, um sich Smorzando aufzulösen und endlich ganz zu verlieren, da unterbrachen die Rosenlippen einer niedlichen Magdeburgerin das lautlose Schweigen mit dem selbstgefälligen Ausruf: »das sind die Postillone unseres so lieben von Nagler.« Keiner der andern sprach ein Wort, bis wir unversehens wie auf den Kamm des Berges gekommen waren. Dann stiegen wir wieder ein, erreichten schnell die Grenzsäule, tranken in quatrebras dem hochzuverehrenden General-Postdirector von Nagler und seinen wackern Postillonen zu Ehren schon Morgens 7 Uhr eine Flasche Splerie und lösten auch unsern Kreis auf, um auf drei verschiedenen Wegen die Reise fortzusetzen.

L i t e r a t u r .

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinländer.

Leer 1842. 224 S. 8.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke wirkt auf Lütet und er stürzt weinend in die Arme des Vaters. Aber bald wird er auch hier aufgeschreckt,

»Ein starker Zug von Reitern — —
So wie von Fußvolk nähert sich dem Schlosse,
Bewaffnet und bewehrt, als gings zur Fehde.«

»Konntest Du

Nicht der Paniere Farben unterscheiden?

frägt Hero den dieses Berichtenden Diener, und dieser antwortet:

Wie sind der Meinung, daß ganz deutlich uns
Der Broekische Adler auf dem schwarzen Grunde
Sich kenntlich machte.«

Dann berichtet er, wie er gegen einen plötzlichen Ueberfall Vorkehrungen getroffen, jedoch das Schloß nicht in der Verfassung sei, einen kräftigen Angriff auszuhalten, weil es an Mannschaft und Kriegsbedarf fehle. Hero begreift nicht, woher ihm ein Angriff kommen könne, da er seit Jahren schon mit der ganzen Welt in Frieden lebt, auch verläßt er sich auf seine Freunde

»Die wenn es gilt, zur Hülfe willig sind.«

Doch gegen seinen Sohn gewandt, rath er ihm zur Flucht:

»Du bist es, Unglückselger, den sie sucht,
Und keine Hoffnung auf Barmherzigkeit
Magst Du von dieser Furie Dir versprechen.«

Aber dieser zweifelt:

»Unmöglich, Vater! — dürfte sie es wagen
Die That zu kraßen, die sie selber rieth?
Nicht ich bin anguklagen, — sie allein
haucht den Gedanken in die Seele mir,
Als letztes Mittel, wenn kein anderes bliebe,
Der Gattin unbegabten Sinn zu brechen!
Was ich gethan, sie war die Stifterin.

Hero:

Kennst Du so wenig dieses Ungeheuer?
Daß sie den Rath ertheilt, treibt heft'ger nur
Zu blut'gem Werk sie an, daß vor der Welt,
Sie jeden Antheil von sich selber wälze,
Und einer Mutter herben Schmerz erkünstle.
D'rum trau' nicht dem Wort, das sie gesprochen,
Sola meiner Bitte, mach' Dich eilig fort.«

Indes Lütet will nicht den Vater verlassen, damit nicht die Rache der Foelke auf ihn falle, und während des Wettstreits der Vater- und Sohnsiebe tönen schon die Trompetenstöße vor dem Thore.

— — — »Die böse Foelke
Hat rings die Burg mit Kriegern eingeschlossen;
Schweder Ein- und Ausgang ist gesperrt.«

Nach wiederholtem Kampf mit seinem Sohne beschließt Hero ihr entgegen zu gehen, »die Wuth der Feindin zu besänftigen.« Er läßt das Zeichen geben daß er zu unterhandeln wünsche, und der Foelke

»Fried' und Freundschaft
Wie freien Zutritt in die Burg versprechen,
Wenn sie gelobt, daß Eigenthum und Leben
Ihm und den Seinen zugesichert sei.«

Aber

»Foelke will nicht unterhandeln,
Auch keine Freundschaft mit dem Hero schließen
Bis ihr der Mörder Lütet ausgeliefert,
Der auf dem Schlosse sich verborgen hält.
Ergebung auf Genad' und Ungnade
Allein begehret sie — wird dies verweigert
Soll auf den ersten Wink Gewalt der Waffen
Den Eingang ihr zu dieser Feste bahnen,
Und Alles, was da lebt, dem Schwerdt verfallen;
Die Burg jedoch bis auf den letzten Stein
Vertilget sein vom Angesicht der Erde.«

Kaum läßt man dem Hero eine Frist zu überlegen, schon rufen die Trompeten zum Sturm, da befiehlt er:

»die weiße Fahne wehe
Von unsern Binnen — laßt die Brücke fallen;
Frei zieh' die Feindin ein in unsre Hallen,
Damit nicht mehr des Schredlichen geschehe.«

Und die Brücke fällt, das Thor öffnet sich, Foelke zieht ein, an der Spitze ihrer Schaar. Sofort läßt sie ihre Fahne auf die Mauer pflanzen, die Thore besetzen und befehlt den Leuten Hero's, die Waffen niederzulegen. Erst auf einen Wink von Hero geschieht das, und nun läßt sie Alle in den Kerker führen, selbst Hero's alten Diener, der vergebens bittet, ihn bei seinem Herrn zu lassen.

»Dein Herr wird keines Dieners mehr bedürfen,
Und wär' es auch, ich sorgte schon dafür,
Daß ihm der letzte Dienst erwiesen werde!«

antwortet sie mit grausamem Wig, und läßt mit Gewalt ihn fortzuschleppen. Nun tritt Hero zu ihr:

»Ich stehe wehrlos jetzt, ein Greis vor Dir,
Der längst auf seinem Schlosse friedlich hauste,
Entwöhnt den Feinden und des Waffenlärms.
Wär' ich in Jugendkraft, dann zweifle nicht,
Es wäre Dir der Sieg bestritten worden,
Und eher hätt' ich unter Schutt und Trümmern
Ein Grab gesucht, eh' ich die Schmach erduldet,
So vor dem Ueberwinder mich zu beugen,
Ein Fiesender, der Willführ preisgegeben.
Doch meine Hand ist schwach, der Geist gelähmt,
Die brausend wilde Stuth, sie ist verfliegen,
Und darum tret' ich ruhig vor Dir hin,
Den Delzweig bietend, nicht das blut'ge Schwert.

Foelke (mit heftigem, stolzen Ton)

Spar' diese Heuchelei und dies Gewinzel,
Mein Handwerk ist die Rache! — Grauer Sünder!
Wo ist der Mörder Väter? — ihn begeh'r ich!
Wo ist er? sprich! — wo hältst Du ihn verborgen?
Denn, bei der heil'gen Messe sei's geschworen,
Sein Blut muß fließen, eh' die Sonne sinkt!

Hero:

Du thust nicht wohl, in diesem Ton zu rden,
Unziemlich Deinem Stande und Geschlecht.
Du selbst bist Mutter — würdest Du ein Kind, —
Wie groß auch sein Vergeh'n — in Feindes Hand,
Dem sicheren Verderben überliefern,
Und auf den Namen Mutter Anspruch machen,
Der alles Menschlich-Schöne in sich schließt? —
Welch eine Drohung wäre je vermögend,
So weit die heilige Natur zu schänden,
Daß seinen Sohn ein Vater selbst verriethe,
Um eine Handvoll Jahre zu erkaufen?
Nicht alle Schätze, die das Weltall faßt,
Nicht alle Marter, die die Hölle birgt,
Ja, nicht die Seligkeit des höchsten Himmels,
Entrissen meinen Lippen das Geheimniß,
Wär' meines Sohnes Zuflucht mir bekannt.

Foelke (mit höhnischer Wuth)

Du weißt nicht, wo er ist? — Nun, bei der Jungfrau,
Fast sollt' ich Deinen weißen Haaren trauen
Und dieser ernsten Beteuerung! —
Doch Du spielst falsch — ich weiß es, daß Du lügst!
— Befinn Dich wohl! — Du weißt nicht wo er ist?

Hero (fest)

Ich weiß es nicht und will es nimmer wissen!

Foelke

Du windest dich umsonst! — Ich habe Mittel,
Die Wahrheit zu erzwingen, die Du läugnest.

Hero (heftig auffahrend)

Ergwingen, Foelke? — O verliche nicht
An meinem Eisenwillen Deine Kraft,
So alt ich bin, sie würde doch erlahmen.

Foelke:

Es gilt die Probe! — Laß uns sehen ob
Dein Sohn mit gleicher Liebe an Dir hängt,
Und so viel Färllichkeit weiß zu vergelten.
Denn hält er sich nicht wirklich hier verborgen,
Mußt Du die Schuld des Mordes für ihn zahlen;
Und lauert er in dieses Schlosses Gängen,
Wird er gewiß nicht säumen Dich zu retten,
Wenn über Deinem Haupt das Schwert sich hebt,
Das einen Atrona vernichten soll,
Um meiner Tochter Schatten zu verschömen.

Hero:

Entsetzliche! was sinnst Du? —

Foelke:

Best' Du jetzt?
Ist die gerühmte Stärke schon dahin?
Du zitterst? ha!

Hero:

Vor Alter, nicht vor Furcht!

Foelke:

Ich könnte leicht mit glüh'nden Feuerbränden
Das scheinbare aus seinem Lager schrecken,
Doch Du bist mir gewiß und meiner Rache
Genüge dann Dein Blut!

Hero:

Grausames Weib

Ich spottete Deiner Wuth! — O, gü't'ger Himmel,
Beschütze meinen Sohn, und willig biete
Den Nacken ich dem Henkerbeile dar.»

Foelke ertheilt nun heimlich ihre Befehle einem Reifigen, der Henker nähert sich mit gezogenem Schwerte und die Reifigen ergreifen den alten von Dornum und schleppen ihn nach dem Hintergrunde. Nachdem er niedergekniet und die Augen ihm verbunden worden, spricht er ein kurzes Gebet, und schon hebt der Henker das Schwert zum Streiche, da ruft eine Stimme: »Halt!« und Väter stürzt herein, seine beiden Kinder an der Hand. Der erste Eindruck ist Erstaunen, dann aber wird die wilde Freude Foelke's sichtbar. Väter wirft mit seinen Kindern sich ihr zu Füßen und ruft:

»Hier bin ich, den Du suchst — kann Blut allein
Nur Deinen Born besänft'gen, — stürm' das meine!
Doch schenke Mitleid meinem greisen Vater,
Und sei darmhertzig gegen diese Kinder,
Die Nichts verbrochen, — Nichts, als daß ihr Schicksal
Mit mir, dem Jammerswerthen, sie vereinigt.«

(Fortsetzung folgt.)

Ludwigs XVIII. Urtheil über Goethe.

(Aus den Memoires d'une femme de qualité sur Louis XVIII. sa cour et son regne. T. III. p. 210.)

Ludwig XVIII. sagte: »Es ist zu verwundern, daß unser Jahrhundert so viele ausgezeichnete Schriftsteller in allen Fächern hervorgebracht hat, und keinen einzigen Mann von Genie.«

»— Aber, Sire, Herr v. Chateaubrian?«

»Meine liebe Gräfin, um ein Mann von Genie zu sein, genügt es nicht, eine lebhaftere Phantasie zu haben, und einen bilderreichen Styl, und dabei Ihr Freund zu sein; man muß etwas Großes, etwas ganz Neues geschaffen haben.«

»— Und »René« wäre keine große Schöpfung, keine ganz neue?«

»Es ist eben nicht meine Absicht schlecht von ihm zu sprechen, ich habe in Hartweck ihn zwanzigmal gelesen und wieder gelesen. Aber »René« hat zu viele Ähnlichkeit mit »Werther;« dieser aber steht allein ohne Vorbild.«

»— Und die beiden müßten Sie mit einander vergleichen?«

»Warum nicht? Ich thue es und gebe dem »Werther« den Vorzug als dem Einfachsten, dem Natürlichsten. Seine Verhältnisse sind durchaus die gewöhnlichen; das ist ein wichtiger Umstand. Diese alltäglichen Zustände erregen für die heftige Leidenschaftlichkeit »Werthers« nur um so größere Theilnahme. Welche Theilnahme aber kann man für »René« empfinden, für den Romanheld, der sich in seine eigne Schwester verliebt?«

Ich konnte Se. Majestät nur bemitleiden, die »Lotens« Butterbrot höher hielt, als die Veredlichkeit des Freundes des »Chaetas.«

Antwort.

Die Nachricht von der auffallenden Wirkung eines Blitzstrahls, welcher am 21. Juli das Haus der Wittve Mehrens außer dem Heiligengeistthore hieselbst getroffen, ist als verspätet anzusehen, nachdem in N^o 59 der Oldenburgischen Zeitung eine ausführliche und gründliche Beschreibung davon gegeben ist. Es wäre zu wünschen, daß

solche Naturereignisse mehr Gegenstände der Beobachtung und Mittheilung würden, denn die Sage verbreitet manche, die sehr auffallend sind, und worüber Gewißheit zu haben, so angenehm als nützlich sein würde. So soll der Schloßthurm zu Feyer von einem Blitzstrahle getroffen sein, der den Gewitterableiter verlassen, aber dennoch keinen Schaden angerichtet haben soll. So erzählt man von einem Manne, der zu Moorwarfen bei Feyer beim Graben beschäftigt ist, als ihn das Gewitter zwingt, ein Obdach zu suchen. Er läßt seinen Spaten im Lande stecken, und als er nach dem Gewitter zu ihm zurückkehrt, findet er den Stiel desselben vom Blitz zerschmettert. Unsere Bitte um Mittheilung von Tagesbegebenheiten hat zu wenig Erfolg — oder zu spät.

S o m m e r.

Was mich die Skypis gelehrt im sinnigen Forchen des Geistes, Hab' ich der Welt offenbart, wenn auch von Vielen verkannt. Wie sich entfalten mit Pracht des Lenzes duftende Blüthen, Bin ich zur Gabe geweiht, die sich die Freundschaft erkort. Wenn sich in feurigem Muth feindliche Kräfte erproben, Geb' ich mich jederzeit kund, sei es durch Sieg oder Tod. Weil' ich gleich ferne von Dir in heißen, südliden Zonen, Biete dennoch ich Dir willig zum Schmucke mein Kleid. Zauberisch walte ich da bei der Freude melodischem Rhythmus, Wo sich zum Reigen vereint heitere Laune und Lust.

Auflösung des Buchstabenräthfels in N^o 30: Band u. s. w.

Kirchennachricht.

Vom 23. bis 29. Juli sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Christian Gerhard Friedrich Heinrich Dauleberg. Louise Bernhardine Caroline Hübel. Catharine Hermine Antoinette Elise Pöhle. Carl Friedrich Gerhard Schwarting. Helene Wilhelmine Mathilde Dinklage. Diebrich Wilhelm Harms. Carl Bernhard Heinrich Ruper. Ein unehel. Knabe.
3. Beerdigt: Keine.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 31. Juli.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Grube.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 32.

Sonnabend, den 6. August.

1842.

Water Rhein.

Im dunklen Keller sitzen wir,
Und trinkt der Water Rhein,
Und führt uns in das Lustrevier
Der goldnen Träume ein.

Da zeigt sich manches theure Bild
In hoher Herrlichkeit,
Und lächelt gar so wundermild
Aus längst verschollner Zeit.

Das Mädchen, das gestorben ist,
Erblüht in neuer Pracht;
Der Reichtum, der verdorben ist,
Hat uns auf's Neu' gelacht.

Was uns vor Zeiten hoch entzückt,
Das stellet all' sich ein —
Durch ihn sind wir auf's Neu' beglückt;
Es lebe Water Rhein!

Die Stunden fliehen schnell dahin,
Die Zeit enteilt mit Macht —
Sie hat wohl nimmermehr Gewinn
Dem Bögern den gebracht. —

Das Glück, das wir im ganzen Jahr
Vergebens oft belauscht,
Das bringt uns eine Stunde dar,
Die uns beim Wein verrauscht.

D schauet in das grüne Glas —
Dort blühet jedes Glück,
Und blinket aus dem goldenen Raß
Mit klarem Aug' zurück!

So stoßt denn mit den Gläsern an
Und schenkt Euch munter ein;
Es rufe jeder frohe Mann:
»Hoch lebe Water Rhein!«

Paul Wilken.

Eine Anekdote vom Prinzen Wilhelm Heinrich, nachher König Wilhelm IV. von England.

(Aus Creoleana; or Social and Domestic Scenes and Incidents in Barbadoes in the Days of Yore. By J. W. Orderson. London 1842.)

Wilhelm Heinrich, der nachher so geliebte »Seemann-König« Wilhelm IV., war, als er noch zu den »Blau-Jacken« gehörte, wohl so toll und wild, als Prinz Heinrich beim Shakespeare, doch mußte er auch manchen »Jura*)« theuer bezahlen.

Rachel Polgreen, eine freigeborne Negerin, besaß eine Schenke und einen kleinen Laden. Langsam und bei kleinem wuchs ihr Wohlstand, und ihr Geschäft nahm zu, aber sie war auch nicht dumm und sie wußte ihre Rechnung zu machen.

Als Prinz Wilhelm die Fregatte »Pegasus« com-

*) Whistle (Piff) pflagen die Seemänner ihre Scherze zu nennen.

mandirte und mit derselben zu Barbadoes lag, hatte er bei Rachel sein Quartier am Lande, so oft er da zu thun hatte. Der klugen Wirthin kam das recht gelegen, und bald glänzte über ihrer Thür die goldne Aufschrift: »Hotel der königlichen Marine;« aber eine Begebenheit machte ihr Glück vollkommen.

Se. Königl. Hoheit hatte mit den Officieren des 49. Regiments gespeiset, welches damals auf Barbadoes stand, und war etwas vom rechten Strich ab, als er Abends in seinem Hotel anlangte, so gut wie die Herren seiner Gesellschaft, die in gleicher Stimmung ihn begleiteten. Dem Prinzen fiel es ein, einige Möbles zu zerschlagen, seine Gesellschaft half mit, und bald war Alles was sich im Hause befand, zu Grunde gerichtet; sogar die Betten waren zerschritten und der Inhalt war den Winden preisgegeben. Die schlaue und kluge Rachel kümmerte sich um Nichts; sie saß ruhig in ihrem großen Lehnstuhl vor der Thür ihres Hotels. Ein Aufwärter nach dem andern, eine Magd nach der andern kam und verkündigte den Gräuel der Verwüstung; sie rührte sich nicht. Ihr schien Alles gleichgültig, sie sah ja ungestört da, unerschüttert auf ihrem häuslichen Thron. Als die Berichte kein Ende nahmen, sagte sie mit vollkommenem Gleichmuth: »Geht, geht, Leute, das ist ja unsers Königs Sohn. Wenn der nicht thun kann, was ihm Vergnügen macht, wer soll's denn können? Laßt 'n gewähren! Laßt 'n sich amüßren; 's ist ja unsers Königs Sohn. Gott segne ihn!« So suchte sie beschwichtigend allen Hausgenossen ihre unerschütterliche Gemüthsruhe mitzutheilen und sah so vergnügt und zufrieden vor ihrer Thür, als wenn im Hause die größte Ruhe herrschte.

Unterdess war es Zeit geworden, daß der Prinz an Bord gehen mußte; er hatte »rein Deck gemacht,« wie die Seefahrer zu sagen pflegen, und nahm nun den Cours zum Hause hinaus. Aber nun traf er Rachel auf seiner »Laufplanke.« Zuerst sagte er ihr freundlich »Gute Nacht,« dann hob er sie mit dem Stuhl auf, und warf sie ungeschert ihres Widerstrebens auf die Straße, zum großen Jubel des versammelten Pöbels. Rachel zeigte nicht den mindesten Zorn; in den süßesten Tönen, deren sie mächtig war, sagte sie: »Was Prinz! Was Prinz! Kommen Sie morgen doch wieder! Sehn Sie doch 'n bißel nach, was Sie gemacht haben.« Damit raffte sie sich auf und hatte bald mit guter Leute Hülfe ihren Platz wieder eingenommen.

Der Morgen kam heran und Rachel erfuhr, daß der Prinz im Begriff wäre nach St. Vincent abzusegeln. Da gab's nun zu thun. Ein Schreiber hier, ein Aufwärter da, Freunde überall im ganzen Hause waren beschäftigt, ein Inventarium der gestrigen Zerstörung anzunehmen; das Recht der Abschätzung behielt die Frau vom Hause sich selbst vor. Noch hatte man am Bord des »Pegasus« nicht die Sonnenhöhe genommen, als ein dienstbarer Geist aus dem Hotel auf dem Deck stand, mit einer »vollständigen,

getreuen und genauen Berechnung des Verlusts, Schadens und der Unruhe, welche der Mtrs. Rachel Polgreen am Abend vorher in ihrem Hotel zugefügt worden« und wofür sie als Entschädigung die geringe Summe von 700 Pfund Sterling sich geziemendst ausbat. Der großherzige Prinz, schon als Jüngling und Fahrersmann eben so erhaben und ausgezeichnet, wie er später als König sich bewies, fragte nicht nach der Richtigkeit der Rechnung sondern wies ohne Weiteres den Betrag derselben auf das Handelshaus Firebrace und Comp. in Barbadoes an; Mtrs. Rachel aber konnte nun ihr »Hotel der königlichen Marine« mit allem Glanze ausschmücken, der dieser stolzen Benennung entsprach.

Literatur.

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinböfer. Leer 1842. 224 S. S.

(Fortsetzung.)

Die Kinder flehen für den Vater, und Nührung erkünnelnd zieht Foelke sie an sich, aber nur um ihnen zu sagen, was bis jetzt ihnen verborgen geblieben war, daß ihr Vater der Mörder ihrer Mutter sei. Verzweifelt ruft Lütet:

»Ha, ist es möglich? — auch den letzten Trost, Der Kinder Liebe denkst Du mir zu rauben?« und kalt erwidert sie:

»Er hat die Mutter Euch gemordet, Kinder, Wollt Ihr noch für ihn bitten?«

Nun fleht Lütet nur um das Leben seines Vaters:

— »Bei der Gnade, die Du selber hoffst, Bei der Barmherzigkeit des großen Gottes, Beschwör' ich Dich auf meinen Knien, Foelke, Verlege nicht des Vaters heil'ges Haupt, Vergönne ihm, an seines Sohnes Grab, Der Tage letzten Schimmer hinzuweinen, Bis Schmerz und Kummer dort uns bald vereinen.

Foelke

Er leiste Dir Gesellschaft aus Erbarmen Will ich die Zeit des Grames ihm verkürzen! Du gehst voran, und er folg' gleich Dir nach.«

Nun ertheilt sie ihre Befehle. Nach einem kurzen Wechsel ermutigender Worte zwischen Hero und Lütet öffnen sich die Thüren des Portals im Hintergrunde, man erblickt den Scharfrichter mit gezogenem Schwerte; auf dem Boden ist ein grüner und ein brauner Teppich ausgebreitet. Schon nähern sich Trabanten, um Hero und Lütet fortzuführen, da richtet noch einmal Hero an

Foelke mit feierlichem Ernst seine Rede und verkündet ihr weissagend ihr und ihres Hauses Geschick:

»Nicht Dich noch Deinen Sohn ereilt das Schicksal,
Dein Enkel büßet Deine Missethat! —
Stolz, übermüthig, ungerecht, tyrannisch,
Wird er in Feinde seine Freunde wandeln,
Das Unglück ihn in jeden Kampf begleiten,
Bis er hinabgebeugt zum Schmähllichen,
Ein Fliehender auf seinem eignen Erbe,
Des Ketters und der Ketten Schande trägt.
Nach vieler Jahre schmerzlichem Gefängniß,
Getrennt vom Vaterland und all' den Seinen,
Erlischt in ihm der letzte der then Brocks,
Ruhmlos, enteehrt, gebroch'nen Geiß's, ein Sklave! —
— Aus unserm Blut, das bald die Erde trinkt,
Seh' einen Stamm ich glorreich sich erheben,
Der schimmend Fries'land überschatten wird,
In weitverzweigten, blühenden Geschlechtern,
Peil, Ruhm und Freiheit diesen Auen bringend,
Und eine gold'ne Zeit der Einigkeit.«

Er segnet seine Enkel, Lütet nimmt mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes Abschied von seinen Kindern und diese sehen »Snabel! Snabel! für den Vater!« aber Foelke endet diese herzzerreißende Scene mit den Worten:

»Was soll das Gaukelspiel! — es sei beendet!«

Auf ihren Befehl führt man Hero und Lütet in das Portal, wohin Foelke ihnen folgt. Hero und Lütet halten ein kurzes Gebet, die Augen werden ihnen verbunden, sie knien nieder auf den Teppichen, der Henker hebt das Schwert und — die Pforten schließen sich. Reifige besetzen die Pforte aber Keno und Tetta stürzen herein, der Unthat zu wehren. Die Kinder klammern Hilfe suchend an sie sich an, aber vergebens; die Reifigen strecken ihnen ihre Spieße entgegen. Da zieht Keno das Schwert und will mit Gewalt eindringen, als die Pforten sich öffnen und Foelke heraustritt:

»Was giebt's? Wer braucht hier Gewalt? Du bist's Mein Sohn? — und Tetta? — was führt Euch hieher? — Ich wähnte Dich im Felde.«

Keno berichtet das Ende des Feldzugs:

»Nachdem das Kloster Lhedinga erobert
zog Foelke sich zurück bis an die Gränze,
Wo schon der Bundesgenossen Truppen von
Friesoythe her zum Einmarsch vorgezogen.
Als Wiheld sich der Gasse Deterens nähete,
Der Fremden Heer im Angesicht uns stand,
Und bald der Kampf entbrannte, trennt' ich mich,
Dem Plan gemäß, von Wiheld, der umringt,
Berzweifelnd sich in Deterens Kirche warf,
Wo er bebrängt und ringsum eingeschlossen
Vergebens um den letzten Athem rang,
Denn seiner Laufbahn Ziel hat er erreicht,
Das Schicksal ruft: bis dahin und nicht weiter.

Foelke

Er ist vernichtet?

Keno

Wenn kein Wunder ihn

Errettete, so fand er jetzt den Tod
Durch der Belag'rer Schwert.

Foelke

Du warst nicht Zeuge?

Keno

Ich eilte hier ein Unglück zu verhüten,
Das schwer bereinst auf uns noch fallen kann!

Foelke (mit gräßlicher Freude)

Du kommst zu spät! — die Rache triumphirt,
All' meine Feinde seh' ich untergehen!

Keno

Doch Attena?

Foelke

Hat seine Schuld bezahlt

Keno

Er starb —

Foelke (kalt mit Nachdruck)

Mit seinem Sohn durch Deterenshand!

Keno

Ich schaud're!

Tetta (sich abwendend und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend)

Gott verzeih' Dir, Mutter!

Foelke

Mein, wie die That, sei die Verantwortung!«

Da bricht schon die Vergeltung herein. Ein Trabant verkündet einen nahenden Kriegerzug. Foelke meint, es sei der siegend heimkehrende Ukena, aber

»der Girkfena Garrye

löst deutlich sich erkennen.«

Foelke will die Burg vertheidigen, allein Keno findet, daß solche dazu nicht geeignet sei,

»Lasset fest

Mit offenem Thor' und Helm uns sie erwarten
Heraus nicht fordernd, doch gerüstet auch
Um jede Unbill von uns abzutreiben.«

Foelke hält das für Kleinmuth, aber Keno ordnet seine Schaar zum Widerstande, als Enno Edzardsna an der Spitze der Verkündeten einzieht. Keno tritt mit gezogenem Schwerte ihnen entgegen:

»Steht und gebt Antwort!«

Enno

Gieb Du selber Rede

Wie Du dich eingedrängt in diese Feste,
Und welches Recht Du hier zu üben hast?
Wir sind die Freunde Hero Attena's,
Ihn zu beschützen sind wir hergekommen.
Drum weiche, oder wisse, daß dort draußen
Ein Heer versammelt, zahlreich und begeistert
Für Recht und Freiheit seines Vaterlandes,
Und fest entschlossen, jede Tyrannei

Bis auf die letzten Spuren zu vertilgen.
Wo ist der würd'ge Hero? wo sein Sohn?
Habt Ihr gewagt, die Hand an ihn zu legen,
Wird Frieslands Bund zur Rechenschaft Euch fordern!

Alle

Wir fordern Hero Attena von Euch!
Wir wollen frei ihn sehen!

Foelke (mit Hohnlachen)

Nun, wohl an!

Ich willfahr' Euern Wünschen! keine Fessel
Hält ihn gebunden, leb'ig jeden Zwanges
Genießet er die Ruh' und Sicherheit
Die ich Euch Allen gönne. — Dort schaut hin!

Sie giebt ein Zeichen mit der Hand, die Reissigen ma-
chen Platz, die Portalklügel werden geöffnet und man sieht
eine schwarze Decke über die Leichname ausgebreitet. Da
bemächtigt Zorn und Wuth sich nicht bloß der Anwesenden,
auch außerhalb der Mauern ertönt der Ruf:

»Nieder mit den then Broets! Tod, Tod der Foelke!«

Enno jedoch behielt seine Ruhe, er verkündet daß

»der Freiheitsbund

zu dem ganz Friesland sich vereinigt«

gekommen sei, jede Unterdrückung zu enden, er verkündet
der Foelke den Urtheilspruch des Bundes:

»Das Ende Deiner Herrschaft ist gekommen,
Kein Weib mehr unter Männern, fordern wir!
Dem Gängelband entwachsen ist Dein Sohn,
Nur ihm gebührt das Erbe seines Vaters,
Durch edle Thaten sühne er die Welt
Mit seinem Namen aus, den Du geschändet!
Verbürg in einem Kloster Deine Schmach
und büße Deiner Sünden ew'ges Brandmal,
Durch strenge Uebung frommer Werke ab.«

(Schluß folgt.)

Lückenbüßer.

Das Weib empfiehlt sich am meisten dadurch, daß es
Weib ist.

Der kleinste Fehler einer ungetreuen Frau ist ihre
Untreue.

Die Brünnette ist nicht so verschieden von der Blon-
dine, als jedes Weib morgen von dem ist, was sie heu-
te war.

Wer alle Sorge auf seine Vergnügungen wendet, hat
keine übrig für seine Pflichten.

Gute Maximen sind eine Fackel in der Dunkelheit.

Grundsätze sind der Stab des Blinden.

Die Geburt ehret nur deine Vorfahren; ehre dich selbst:
handle.

Wer viel gelebt hat, hat wenig zu leben übrig.

Die Freunde in der großen Welt sind wie die Wes-
pen; sie kommen nur so lange sie Honig wittern.

Du sagst: ich habe Freunde. Als Redensart mag das
hingehen, als Wahrheit aber mußt du es umkehren: sie
haben dich.

Eine stolze Seele schadet dem Stande nicht weniger,
als ein niedriger Geist. Jener läßt ihn unter sich, indem
er sich zu sehr erhebt; dieser läßt ihn zu weit über sich,
indem er sich erniedrigt.

Räthsel.

Was meine beiden Söhnen nennen, wird ausgeführt von Zweien
Und kann wohl manches Lauchers Ohr und manches Herz er-
freuen.

Nimmst du dem Wort

Das Ende fort

Und giebst zwei Lettern ihm zurück, ganz in demselben Maße,
Da führen wieder Zwei es aus, doch sind sie eins im Haffe.

Marie.

Auflösung der Homonyme in Nr 31: Straus.

Kirchennachricht.

Vom 31. Juli bis 5. Aug. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Anton Menke und Anna Sophie Hake.
2. Getrauft: Caroline Johanne Wilhelmine Köbbelen. Her-
mann Julius Karl Ammermann. Mathilde Sophie Henriette
Lichtenberg. Johann Gerhard Anton Goekes. Georg Otto So-
phus Gerharbi.
3. Beerdigt: Johann Nicolaus Müllershausen 33 J. 6
M. Helene Wilhelmine Mathilde Dinklage 21 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 7. August.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

Vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 33.

Sonnabend, den 13. August.

1842.

Der Abend.

Süße, heil'ge Stille,
Lächst zur Ruhe ein.
Abend senk' dich nieder,
Sollst willkommen sein.

Wasser nicht mehr brausen,
Well' an Well' sich schmiegt;
Von des Abends Kühle
Lieblich eingewiegt.

Vöglein in dem Walde
Suchen süße Ruh'.
Führe stiller Abend,
Führ' sie ihnen zu,

Und mir auch die Ruhe
In das Herze ein.
Abend senk' dich nieder,
Soll willkommen sein.

Wilhelm.

Sophie Toltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung von N^o 9*.)

Edzard dagegen diente mit wenigem Glücke fort, da die Gelegenheit zu Auszeichnungen ihm eben so sehr

fehlte, als der dazu erforderliche Geist und die Liebe zum Dienst. Friedrich Ulrich aber wurde vom Glücke begünstigt, welches solche Gelegenheiten ihm darbot, und er wußte dieselben zu benutzen. Schon zwei Jahre nach der Schlacht bei Fleurus, als in dem Treffen bei Steinfirchen er wieder verwundet worden, ernannte König Wilhelm III. von England als Erbstatthalter und General-Capitain der vereinigten Niederlande ihn zum Brigade-General und nachdem in der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden im J. 1693 er durch seine Tapferkeit dem Könige Leben und Freiheit gerettet hatte, empfand dieser eine solche Dankbarkeit gegen ihn, daß er, als sein Regiment nach dem Frieden von Ricswyck abgedankt werden mußte, ihn drei Jahre lang aus seinen Domainen besolden ließ, bis er ihm ein Regiment wieder geben konnte. Friedrich Ulrich blieb in dem Dienst der General-Staaten und starb 1710 als General-Lieutenant.

Edzard, der auf gewöhnlichem Wege des Avancements es nur bis zum Oberstlieutenant gebracht hatte, erhielt beim Frieden den Abschied als Oberster und verließ nicht ohne einige Zufriedenheit den ihm verhassten Dienst. Er beschloß sich nach Norden zu begeben und dort in Ruhe sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Sein dereinstiger Antheil an den Apanagegeldern von Ostfriesland und die Einkünfte der nach dem Tode seiner Mutter ihm als dem ältesten Sohne zufallenden Herrschaft Püttingen sicherten ihm für die bescheidenen Ansprüche,

unterbrochenen Novelle jetzt nicht mehr passend sei; da sie aber von mehreren Seiten darum ersucht ist, so folgt solche hier und soll ununterbrochen bis zum Schluß mitgetheilt werden. — Anm. der Redact.

*) Die Redaction glaubte, daß die Fortsetzung dieser so lange



die er an das Leben machte, eine hinreichende und anständige Existenz.

Seine Mutter aber war mit dieser seiner Bescheidenheit wenig zufrieden. Hatte sie schon, als ihre Söhne noch Kinder waren, den lebhaften, ritterlichen Friedrich Ulrich dem ruhigen, fast bürgerlich gesinnten Edzard vorgezogen, so hatte sie später durch die glänzende Heidenlaufbahn ihres jüngsten Sohnes sich noch mehr geschmeichelt gefühlt, und sie empfand es fast als eine Beschimpfung, daß ihr ältester Sohn mit einem niedrigeren Range aus dem Dienste entlassen wurde, während der jüngste von seinem Fürsten als ein Freund behandelt, die Aussicht behielt, noch höher zu steigen. Sie nahm daher auch die Nachricht Edzard's, daß er zu ihr kommen und bei ihr in Ruhe und Frieden seinen Büchern leben wolle, sehr kalt auf, und ihre Antwort war nicht ohne bittere Anspielungen auf die glänzendere Stellung seines Bruders.

Unter diesen Umständen konnte es Edzard eben nicht sehr auffallend finden, daß ihm kein festlicher Empfang zu Theil wurde, als er in Norden anlangte, aber schmerzlich war es ihm doch, daß seine Mutter ihn ruhig in ihrem Zimmer erwartete, nachdem seine Ankunft ihr durch die Dienerschaft gemeldet war. Sie saß am Fenster in der Nische, welche die dicke Mauer bildete auf einer Erhöhung von zwei Stufen, in einem sammetenen Lehnstuhl und spielte mit dem Hündchen auf ihrem Schooße. Ohne aufzusehen, reichte sie mit einem kalten: *Bon jour, mon fils!* ihm die Hand zum Kuß, und hieß ihn dann sich setzen. Fast zu ihren Füßen unter der Erhöhung saß auf einem niedrigen Schemel ein junges Mädchen, mit Teppichstickerei beschäftigt. Es hob kaum den blondgelockten Kopf und schlug schüchtern die großen blauen Augen auf, als er eintrat, aber als er nun mit bewegter Stimme über die Kälte sich beklagte, womit seine Mutter ihn empfangt, als er mit brüderlicher Liebe seinem Bruder gern Glück und Ehre überließ, als er schilderte, wie es weniger an ihm gelegen, als an den Verhältnissen, worin das Schicksal ihn gebracht, daß er nicht auch sich ausgezeichnet habe, als er erzählte, was er auf dem Krankenlager in Wavre gelitten, wie lange es gedauert, bis er wieder auf dem Schauplatz des Krieges erscheinen könne, und als er damit schloß, daß er mit seinem Geschick völlig zufrieden sei, gern seinem Bruder Glanz und Ruhm überlasse, wenn er nur die Liebe seiner Mutter wieder erlangen, nur in der Nähe derselben sich mit seinen Lieblingsstudien beschäftigen, ihr durch seine Liebe und seine Unterhaltung das Leben verschönern könne, da traten Thränen in die großen blauen Augen des Mädchens, sie heftete verflohen längere Blicke auf den Grafen, und ihre mitleidigtraurige Miene drückte die Zweifel aus, daß er diese Wünsche erreichen werde.

Der Wärme, womit er sprach, konnte doch die Gräfin nicht widersehen; sie fühlte, daß sie im Unrecht sei, und

nachdem auf einen Wink von ihr das Mädchen sich entfernt hatte, ließ sie ihren Sohn näher treten und es kam nun zu gegenseitigen Erklärungen, welche die Verhältnisse, in welchen Edzard am Hofe seiner Mutter leben sollte, auf eine leidliche Weise regelten. Die Dienerschaft wurde hereingerufen, und erhielt die darauf sich beziehenden Befehle; die Gräfin selbst führte ihren Sohn in die Zimmer ein, die sie zu seiner Wohnung hatte einrichten lassen, und es wurde sogar auf den folgenden Tag ein Gastmahl angeordnet, wozu Bürgermeister und Rath von Norden nebst anderen angesehenen Angestellten eingeladen wurden, damit sie dem heimgekehrten Grafen vorgestellt werden und ihm zu seiner Zurückkunft Glück wünschen könnten.

Edzard hatte bald sich wieder eingewöhnt in seinem Geburtsorte, und mit Vergnügen packte er die Kisten aus, die er vor seiner Abreise zur Armee dahin gesandt hatte. Bald sah er sich wieder von seinen Freunden umgeben, den Dichtern Cornelle und Racine, Moliere und La Fontaine, denen Boileau der Satyriker und Kritiker sich anschloß. Aber auch ernste Schriften standen in zierlich vergoldeten Einbänden in seinem Bücherstrolche, die Pascals und Bossuets, die er gern las ohnz für seinen Protestantismus zu fürchten, und der »Telemach« Fenelons, der im romantischen Gewande ungefracht Lehren vortrug, welche mit den damals gewöhnlichen Regierungsmaximen in grossem Contrast standen. Sogar die Philosophie, wie Descartes sie lehrte, war ihm nicht fremd geblieben, und Fontanelle, der philosophische Gegenstände mit Anmuth und Eleganz zu behandeln verstand.

Seine Wände waren mit Bildern von der Hand berühmter Künstler geschmückt, und er selbst hatte in Paris sich nicht geringe Fertigkeit im Zeichnen und sogar in der Delmalerei erworben, die er nun, nachdem er lange ihr hatte entsagen müssen, mit erneuertem Eifer wieder übte.

Auch die Musik die durch Lulli in Paris neu ausgebildet war, hatte ihn angezogen, er spielte die Viola da Gamba und begleitete manchmal mit derselben seine schöne Tenorstimme, wenn er die Arien der beliebtesten Opern, die er in Paris gehört hatte, sich wiederholte.

Der Winter war diesen stillen Genüssen besonders günstig, und als Edzard seine Mutter daran Theil nehmen ließ, wurde diese allmählig nachsichtiger gegen seine unritterlichen Neigungen.

Die Gräfin hatte nämlich auch wohl in ihrer Jugend französische Dichter gelesen und ließ sich auch jetzt manchmal durch ihre Kammerfrau Sophie Foltenius vorlesen. Diese, wie wir schon gehört haben, aus Oldenburg gebürtig und eine Tochter des Gräfl. Oldenburgischen Raths Dr. Foltenius war mehr die Gesellschafterin als die Dienerin der Gräfin. Sie hatte eine standesmäßige Erziehung genossen, sprach fertig Französisch, war in manchen Künsten geübt, und nur ihre bürgerliche Herkunft war

Schuld daran, daß sie auf den Namen eines Gesellschaftsfräuleins nicht Anspruch machen durfte, dessen Platz vollständig auszufüllen ihre Bildung sie in den Stand setzte.

Wenn Edzard Abends sich zu seiner Mutter an den Camin setzte, ihr von Paris erzählte und manchmal auch wohl aus den Dichtern vorlas, dann befand gewöhnlich auch Sophie sich im Zimmer, sich mit Handarbeit beschäftigend. War sie gerade im Vorlesen, wenn er eintrat, dann hörte er oft mit Vergnügen ihrer weichen, melodischen Stimme zu, und wenn sie das Buch weglegte, nahm er es wieder auf und fuhr da fort, wo sie aufgehört hatte. Sprach er dann über das Gelesene, so vernahm er oft mit Verwunderung ihr bescheidenes Urtheil, welches von ihrem gebildeten Geschmack wie von ihrem unverdorbenen Gefühl Zeugniß gab. Nach und nach wurden diese Unterhaltungen ausgedehnter, die Gräfin sogar bemerkte mit Vergnügen den Geist und die Kenntnisse ihrer Dienerin, und als Edzard den damals noch ganz neuen Versuch machte, die Rollen eines Trauerspiels oder eines Lustspiels zu vertheilen und so sie zu lesen, ließ die Gräfin selbst sich bewegen, mit derselben, wie mit ihrem Sohne im Lesen abzuwechseln.

(Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r .

Die quade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Weinböfer.

Leer 1842. 224 S. 8.

(V e r s t a n d .)

Als Keno dazu schweigt, wendet dann der Mutter Zorn sich gegen ihn. Sie hält ihm vor, daß sie nur für ihn gehandelt:

»Ich mußte Dir die schroffe Bahn erst eb'nen,
Auf der Du nun gemächlich schreiten willst! —
Geh! — Undankbarer! — ich verachte Dich, —
Und mög' ich nimmermehr Dein Antlitz schauen!«

Vergebens hält er ihr vor, daß ihre Thaten nur »Jammerswerthes« hervorgebracht, sie fährt in ihrem Zorne fort:

»Recht, klage mich noch an vor diesen Feinden,
Die spottend jetzt auf mich herniedersehen.
Ich kenne Dich und sie! — Nur Einen noch vermiß ich
Um stolz an meinem Falle sich zu weiden,
Den Folkmar Alena. — Ihn würd' ich Dir
Zum Waisenkunde wünschen, daß er einst,
Wie Deinem Vater, auch Dein Herz durchbohre.
Dann würd' auch ihm ich noch vergeben können,
Und meinen Erzfeind meinen Rächer nennen!

Folkmar Alena schlägt das Visir auf, tritt vor sie hin, wirft den Tod seiner Nefen ihr vor:

»Ja, dieser Dolch, für Dich wär' er geschliffen,
Wär' größ're Marter nicht das Leben Dir,
Als alle Qualen, die der Tod auch bietet!

Foelke (ihn verächtlich anblickend)

Ja schäume nur und wüthe! daß ich Dich
Aufs Innerste verwundet, macht mich jubeln!
Um alle Schätze, die das Meer verbirgt,
Vertauscht' ich nicht den herrlichen Triumph,
Den mir des Feindes herber Schmerz bereitet.«

Vergebens sucht Keno sie zu besänftigen, sie ruft ihm zu:

»Zurück von mir!
Ich kenne Dich nicht mehr — bist nicht mein Sohn, —
Ich hasse Dich, wie alle diese Vorden,
Die meinen Sturz begehren! — Wohl es sei,
Ich überlasse Dich dir selbst, zurückgezogen
Im Kloster zu Dyckhausen, will ich dort
Mich Deiner Thorheit freuen, und nur dann
Noch Deiner mich erinnern, wenn mir Böses,
Das Dich betraf, die Kunde einst berichtet.«

Vergebens macht Sibrand von Loquard ihr Vorschläge zu einem friedlichen, frohen Leben; auch ihn fährt sie an:

»Sprich nicht mit mir — Dein Werk hast Du gethan,
Meineibiger! — zum Sibram wähl' ich Dich,
Und höhrend trittst Du jetzt mir gegenüber!«

Und Tetta, welche ihr die Kinder Decca's zuführt, bekümmert den Wunsch:

»Du nährst die Ratten, die dereinst bestimmt,
Den Busen zu zerfleischen, der sie wärmt!
Drum herze sie, so hegst Du meine Rache!
Doch nimmer will ich mehr Dich wiedersehen!«

Endlich reißt sie von ihren Kindern sich los:

»Fort!
Ich fluche Euch — dies sei mein letztes Wort!«

So geht sie ab und wird durch Bewaffnete zum Kloster geleitet. Nun begrüßt Enno den Keno

»Als einen freien Häuptling dieses Landes
Der seiner bessern Neigung folgen darf,
Entledigt jenes ungerechten Zwanges
Den eine unnatürlich strenge Mutter
Ihm auferlegt,«

und fordert ihn auf, dem Bunde beizutreten. Keno zweifelt noch

»daß ein solcher Bund,
So heimlich abgeschlossen, nicht vielleicht
Nur Böses bräute,«

Doch Enno versichert:

»Auf Ehre und Gewissen schwören wir,
Gewalt und Ungerechtigkeit zu unterdrücken,
Dem Schwachen beizustehn mit Gut und Blut,
Und nie zu dulden, daß ein Opfer er
Dem übermüthigen Tyrannen werde;«

und nachdem er ihm die Nothwendigkeit eines solchen Bundes auseinandergesetzt, zeigt sich Keno zum Beitritt bereit,

wenn ihm und den Seinen ihr Gebe unbekürzt bleibe.
»Nuch,« fährt er fort,
»Nuch bleib es meiner Mutter unbenommen,
Sich einen freien Aufenthalt zu wählen,
Und Niemand möge das Vergangene
Zum Vorwand gegen sie der Rache nehmen!«

Gerold Beninga erwidert:

»So lange sie in stillem Frieden lebt,
Soll das Vergang'ne auch vergessen sein!«

und jetzt schließt Keno sich dem Bunde an, die Versöhnung mit Folkmar Allena ist die Folge davon und Letta vereinigt sich mit Sibrand von Loquard, dem sie die Kinder der Schwester als Mitgift zubringt. Enno steht in dieser Stunde der Versöhnung den Beginn einer schöneren Zeit für das Vaterland, und fordert die Bundesgenossen auf:

»Die unglücksel'gen Opfer dieses Tages,
Die wir nicht retten konnten, laßt uns ehren,
Zur dunkeln stillen Ruhestätte tragen
Und feierlich versenken in die Gruft.
Dies sei der Todten letzte Herrlichkeit,
Die ihrem Staud der Staubgeborne weicht!
Doch fort und fort, von Munde stets zu Munde
Bewahr' der Enkel diese Trauerkunde,
Und denke schauernd dessen, was geschah:
Der bösen Foelke und der Alten!«

Ein Trauermarsch beginnt, und während die HAUPT-linge und ihr Gefolge sich zum Zuge ordnen und dem Portal sich nähern, fällt der Vorhang.

Daß die sogenannte poetische Gerechtigkeit nicht eine strengere Strafe über dieses Ungeheuer, diese Foelke verhängte, werden vielleicht Manche dem Verf. zum Tadel anrechnen, allein, wenn auch Blut das Blut sühnen sollte, wer hatte ein Recht, das ihrige zu vergießen, ohne in dieselbe Schuld zu verfallen, die Schuld der eigenmächtigen Mache? Erkanteten doch die HAUPTlinge Ostfrieslands keinen Herrn über sich, als Gott. Emmius mußte hier sein Führer bleiben, und der sagt: *Facinus id atrox visum cunctis, qui audiverunt. Sed potentem foeminam in iudicium vocare aut ad poenas deponere per Frisiam nemo tum poterat, nemo etiam audebat. Et veteris reipublicae forma sensim conversa, postquam paucorum nobilium potentia supra reliquos invaluit, pro legibus vis et arma fuerunt* *).

*) Die That empörte Alle, welche davon vernahmen. Die mächtige Frau vor Gericht zu fordern oder gar zur Strafe zu ziehen, vermochte aber in ganz Friesland Niemand, Kei-

llebrigens ist dem Vernehmen nach die quade Foelke in Emden zweimal bei überfülltem Hause gegeben worden und muß also dennoch zur dramatischen Darstellung sich wohl eignen, ungeachtet sie nicht eigentlich dazu bestimmt war.

ner hätte es auch gewagt. Nachdem die alte republikanische Form nach und nach verändert war, und die Macht einiger Adlichen sich über die der Andern erhoben hatte, herrschten statt der Gesetze nur Gewalt und Waffen.

Buchstabenrätthsel.

Wie man so zu wandeln pflegt im Leben,
Mit Freud' und Lust, mit Ach und Weh,
Wird gewöhnlich sich von selbst ergeben,
Beachtet man mich stets als B.
Nach unserm Eigenthum zu streben
Siegt unsern Nachbarn gar zu nah,
Doch werden nimmer wir erbeben,
Denn Wachsamkeit lehrt uns ihr B.
Mein Ufer schmücken zwar nicht Reben,
Doch ström' ich sildreich, klar und hell,
Wo Fleiß und Wohlstand eng sich verweben
Durch segensvolle Gau'n als L.

Auflösung des Rätthfels in N^o 32: Duett, Duell.

Kirchennachricht.

Vom 6. bis 12. Aug. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hermann Hinrich Nicolaus Suhr und Helene Gerhardine Meyer. Martin Hinrich Peter Jäger und Metta Müller.

2. Getauft: Helene Hermine Friederike Meyer. Heinrich Georg Conrad Fuhrken. Mar Friedrich Hermann Gourbet. Catharine Marianne Jacobine Ahlers. Johann Dieblich Kreuz. Anna Helene Catharine Hinrichs. Helena Detken. Mathilde Johanne Theodore Leptien.

3. Beerdigt: Johanne Elise Sophie Bachmann 21 J. 7 M. Johann Boehlen 41 J. 10 M. Johann Hinrich Ebert Rüscher 2 J. 8 M. (im Wasser verunglückt). Heinrich Schwerdfeger 18 J. (in der Hunte extrunken). Antoinette Friederike Marie Halle 11 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 14. August.
Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 27, 28 und 29 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 34.

Sonnabend, den 20. August.

1842.

An die Menschheit.

Millionen fremder Welten, die am Himmelszette schweben,
Wandern ihre ew'gen Gleise von dem Schöpferaug' umgeben,
Und Pygmäen, Zwerggestalten, welche selbst sich Menschen nennen,
Müssen ewig immer habern, ewig an einander rennen;

Könntet nicht, gleich den Gestirnen Ihr das rechte Gleis be-
halten,
Und die Eintracht, Ruh' und Friede stets in Euren Seelen
walten?

Pflanzt nicht in Eure Herzen selbst ein Gott sein Ebenbild?
Und Ihr selbst wollt es verwischen in ein Chaos bunt und
wild.

Stolz auf Eure kleinen Geister, rühmt zum Herrschen Euch
geboren
Blähet Euch mit mächt'gem Wissen, und seid Nichts als — eitle
Thoren.

Sehet kaum, wie sich entfaltet die Natur mit ihren Blüten,
Und doch wagt Ihr's über Welten, über Jenseits nachzubrü-
ten.

Seht, und lernt erst selbst Euch kennen, und Ihr werdet schau-
bernd finden

Eine Unzahl von Gebrechen, — Laster die das Herz entzünden,
Die der Gottheit Euch entfernen, während Ihr im Wohne lebt,
Und dabei im Dunkeln wandelt, daß Ihr nach dem Lichte strebt.

W. W.

Sophie Foltensius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Sophie sang auch und begleitete ihren Gesang durch
ihr fertiges Spiel auf der Mandoline; Edzard hörte

ihr mit Entzücken zu, und bald suchte er von seiner Opern-
musik hervor, übte Duetten mit ihr ein, oder sang ihr mit
Ausdruck und Gefühl die Arien des primo Amoros. Seine
Mutter freute sich so an den Kunstgenüssen des französi-
schen Hofes Theil nehmen zu können und hatte diese häus-
lichen Concerte recht gern, da sie doch größere, die sie
entbehrte, sich nicht verschaffen konnte.

So verging der Winter Allen recht angenehm und der
Frühling kam heran. Edzards Fenster gingen auf den
Garten des »Fräuleinshofes« und wenn er auch nicht er-
warten durfte, hier Partien zu finden, wie Le Notre
sie in Versailles geschaffen hatte, so schien ihm doch
der Garten gar zu dürftig, das Terrain gar zu wenig be-
nutzt, und er bekam Lust, nachzubilden, was er gesehen, so
weit die Beschränktheit des Raums und der Mittel es ge-
statteten. Seine Mutter erlaubte ihm gern, daß er die
Arbeiten im Garten anordne und leite, denn sie hatte we-
nig Sinn dafür, und nur Sophie hatte einige Blumen-
partien anlegen lassen, die sie sorgfältig pflegte und deren
Erzeugnisse ihr diente, das Gemach ihrer Herrin und ihr
eigenes zu schmücken.

Da trafen Edzard und Sophie wieder im Garten
zusammen; sie bat ihn ihrer Blumenstücke zu schonen, wenn
sie auch in seinen Plan nicht passen sollten, denn nur
höchst ungern möchte sie einen Frühling ohne Blumen
verleben, und als er das ihr willig zugestand, obgleich er
über das Parterre gern anders verfügt hätte, da wurde sie
gar so kühn, um die Erhaltung der Laube von Syringen
und Weisblatt zu bitten, welche sie in den Mauerresten
eines ehemaligen Dominikanerklosters angelegt hatte, und
Edzard, so wenig auch solche Lauben, solche Ruinen



in das System eines *De Notre* paßten, schlug ihr Nichts ab.

Die Arbeiten schritten vorwärts und oft sahen und sprachen sich Edzard und Sophie im Garten. Der Mai kam heran, die Springen der Laube blühten und die Nachtigal stütete in dem wenigen Gebüsch, welches Edzard ihr in der Nähe der Ruinen gelassen hatte, mehr um diese zu verdecken, als um des Gebüsches selbst willen. Die Rosenzeit kam heran, und Edzard stand am geöffneten Fenster und trank den Duft, der aus dem Garten zu ihm aufstieg. Da tönte Sophiens Gesang von den Ruinen her, wo die Nachtigal früher gesungen, und Edzard fand ihren Gesang weit süßer, weit mehr zum Herzen dringend, als den der gefiederten Sängerin. Lange noch horchte er zu ihr hinüber, als sie verstummt war, und dann stimmte er ein Duett aus Lullys »Psyche« an, welches er oft mit ihr gesungen. Scherzend fiel sie ein und so sangen sie Worte der Liebe über den blühenden und duftenden Garten sich zu, wie spielende Kinder, nicht ahnend die Gefahr, die es bringt, den schlummernden Amor zu wecken.

Auch floß noch der Sommer ruhig und ohne besondere Vorfälle hin. Das Jahr 1678 war durch vielen Regen ausgezeichnet, die Gartenlust wurde bald vereitelt und Edzard machte daher eine Reise nach Auriich, an den Hof seines Oheims, des Fürsten Christian Eberhard, wo er bis zum Herbst verweilte.

Der nasse Sommer hatte fast überall eine gänzliche Missernte zur Folge gehabt, und gegen den Winter entstand großer Mangel im Lande. Edzard's Mutter nahm sich der Nothleidenden mütterlich an, so weit ihre Kräfte reichten, und Sophie war gewöhnlich die Spenderin ihrer Gaben. Aber die Apanage, welche sie zog, war doch nicht sehr groß, und da dieselbe, wie es in damaliger Zeit gewöhnlich war, meistens in Naturalien aus den Einkünften gewisser Vorwerke bestand, so hatte sie selbst durch den Mißwachs bedeutend gelitten.

So stieg auch in Norden die Noth immer mehr, und unter dem geringen Volke wurde sie so drückend, daß sie den roheren Theil zu wilden Excessen verleitete. Ein Kaufmann war, ob mit Recht oder Unrecht in den Auf gekommen, daß er den Landeuten abgerathen, Getreide zur Stadt zu bringen, weil die Preise nothwendig noch steigen müßten, und wüthend stürmte der Pöbel sein Haus, um es zu demoliren und ihn selbst todtzuschlagen, falls man seiner habhaft würde. Unheilbrohend tönte das Geheul der Tobenden, untermischt mit den Tönen der Sturmglocke, welche sie angezogen, und dem Geräusch der Trommel, welche die Bürgerwachen zur Wiederherstellung der Ordnung aufrief, nach dem »Fräuchenhofe« hinüber, und Edzard eilte zu seiner Mutter um ihr beizustehen, im Fall auch ihr Gefahr drohen sollte.

Aber die hohe Frau hegte männlichen Muth. »Welche Gefahr könnte mir drohen,« sagte sie; »weiß doch Jeder,

daß ich helfe, so viel ich kann. Und gäbe es dennoch Frevler, die einen Angriff auf dieses Haus wagen wollten, so wird die hohe und starke Hofmauer schon sie abhalten, dem Hause nahe zu kommen. Wäre nur Sophie erst wieder da!«

»Was ist's mit Sophien?« rief Edzard bestürzt, und die Mutter erzählte nun, Sophie sei wie gewöhnlich ausgegangen, Armen Unterstützung zu bringen, und müsse gerade die Straße passiren, wo der tobende Pöbel sein Wesen treibe. Sie habe derselben einen Diener nachsenden wollen, allein Keiner derselben wage es auszugehen, aus Furcht von den Tumultuirenden gemißhandelt oder mit fortgerissen zu werden, und so in Gefahr zu gerathen, wenn dann die bewaffnete Bürgerschaft, um die Ruhe wieder herzustellen, von ihren Feuergewehren Gebrauch machen sollte.

»Ich hole sie,« sagte Edzard schnell.

»Was, um des Mädchens willen, wollt Ihr Euch in Gefahr begeben?« sagte die Mutter unwillig. »Ich bin demselben in Gnaden gewogen, und es sollte mir leid thun, wenn ihn ein Leides widerführe, aber bedenkt doch, daß es am Ende doch nur zu meinem Hausgesinde gehöret, und daß Ihr mein Sohn seid, ein Graf von Ostfries-Land! Bedenkt, daß Ihr mich verlassen wolle, um des Mädchens willen!«

»Ihr sagtet ja eben selbst, gnädigste Frau Mutter, daß Ihr Euch hier vollkommen sicher befändet, und was das Andere anlangt, was Ihr da sagt von der Verschiedenheit des Standes, darüber zu disputiren ist jetzt nicht Zeit: ich gehe!«

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer, holte Waffen und Hut, und eilte der Gegend zu, welche die Mutter ihm als diejenige bezeichnet hatte, wohin sie Sophien gefandt.

Mit Mühe gelangte er in die Straße, wo der wüthende Pöbel vor dem Hause des Kaufmanns Focke Siemens sich zusammengedrängt hatte; Einige, welche ihn erkannten, machten ihm Platz, weil seine Gestalt ihnen imponirte, aber die Achtung vor seinem Stande fand keine Stätte in den Gemüthern eines Volks, das der Hunger zu Unthaten trieb. Auch stand der Graf in keinem Verhältnisse zu den Bürgern von Norden, welches ihm irgend einen Einfluß hätte verschaffen können.

So war er doch allmählig vorgeedrungen bis an das Haus, dem der Tumult galt, und gerade hier im dichtesten Knäuel, des von beiden Seiten her zusammen gedrängten Volks, erblickte er Sophiens zerrissenen, im Winde flatternden Schleier. Es war nicht bloß die Gefahr des Gedränges, der sie ausgesetzt war, die Gefahr, gedrückt, gequetscht, niedergeworfen, unter die Füße getreten zu werden, es war auch die Gefahr erschlagen zu werden, von den Mobilien aller Art, welche blinde Zerstörungswuth aus den zerrinnerten Fenstern des Hauses auf die dichte Men-

schennasse warf, von den Ziegeln, Latten und Sparren, welche dieselbe vom Dache des Hauses herunter schleuderte, es war die Gefahr, die mit dem Trommelgerassel der Bürgerwehr immer näher kam. Edzard aber, als er den Schleier erblickte, fühlte in sich eine bisher ungekannte Kraft. Während wie die Löwin, die ihre geraubten Jungen in der Hand des Jägers entdeckt, warf er rechts und links Alles aus dem Wege, so daß selbst die, welche ihn nicht kannten, ihn anstauten und unwillkürlich Plag machten. Als er aber die Stelle erreicht hatte, wohin der Schleier ihn winkte, als er nun endlich Sophien erblickte, wie sie kaum noch sich aufrecht hielt, fast nur ansrecht gehalten von der dichtgedrängten Masse, die zu fallen ihr nicht gestattete, da ergriff er sie mit starken Armen, warf die Halbhornmütze auf die linke Schulter, und indem er den Degen zog, rief er: »Geht Raum, oder ich schaffe mir selbst ihn!«

Er schreckt fuhr Alles auseinander, mehr von Staunen als von Furcht ergriffen, und viel schneller kam Edzard mit seiner Würde ins Freie, als er früher bis zu der Stelle gelangt war, wo er sie rettete.

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, ihr Kopf ruhte auf dem seinigen; schwer wurde ihm nicht die Last, die er trug, aber es war ihm, als hätte er Alles gerettet, was die Welt Werthvolles für ihn hatte. Sobald er sich außer aller Gefahr sah, setzte er Sophien auf die Steinbank vor einem Hause, damit sie sich etwas erhole, und holte ihr aus dem nahen Brunnen in der Krampe seines Huts Wasser, sie zu erquicken, denn alle Mähe in die festverschlossenen Häuser zu dringen, und dort eine Erquickung zu holen, war vergebens.

Sophie, als sie wieder zu sich gekommen, stammelte verworrene Reden, von »Gn. Hochgräf. Gnaden,« und »Ihre hohe Gnade,« und »ewige Dankbarkeit« und dergleichen mehr, und Edzard verstand sie nicht. Aber sie sah ihn an, mit ihren schönen blauen Augen, und das verstand er, und er dachte des ersten Blicks aus diesen Augen, die sie zu ihm ausschlug, als seine Mutter ihn so kalt empfing, und es fielen ihm die letzten Worte wieder ein, die seine Mutter ihm sagte, als er forztog Sophien zu retten: »Bedenkt, daß Ihr mich verlassen wollt, um des Mädchens willen!«

Er hätte gern über das Alles nachgedacht, aber es war dazu jetzt eben so wenig Zeit, als damals zum disputiren. Sobald Sophie sich so weit erholt hatte, daß sie den Weg nach dem »Fräuleinshof« machen zu können glaubte, reichte er ihr die Hand, und führte sie dahin.

Sie gingen stumm neben einander her. Sophie wagte es nicht wieder, den Blick zu ihm aufzuschlagen, und wenn er in ihr blaßes Angesicht schaute, gewahrte er fast geschlossene Wimpern, in denen Thränen perlten. Sprachten sie auch nicht, so dachten doch beide gewiß, dachten recht wichtige Gedanken, und hätten diese laut werden kön-

nen, hätten vielleicht sie ein Gespräch gebildet, denn beide verhandelten für sich denselben Gegenstand.

(Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Litteratur.

Worte über die Turnanstalt zu Zeven, ein Versuch zur Verbreitung der geordneten Leibesübungen im Großherzogthum Oldenburg, nebst einem Leitfaden für angehende Turnlehrer und zum Selbstunterricht von S. Mendelssohn, Turnlehrer zu Zeven. Mit erläuternden Abbildungen. Zeven bei C. L. Mettcker. 1842. 8. 136 S.

Der Verf. vorstehenden Buches hat früher hier am Orte in Militärdiensten gestanden und besonders durch Geschicklichkeit in der Handhabung des Bajonets sich ausgezeichnet; späterhin hat er seinen Abschied genommen und sich dann in verschiedenen Posten redlich und tüchtig durchgeschlagen, bis er nun an der Turnanstalt zu Zeven einen sein Streben einigermaßen belohnenden Beruf gefunden. Ohne wissenschaftliche Bildung, aber früh besetzt von einem glühenden Eifer für Gymnastik und gespornt von dem Drange, seinem Vaterland in diesem Fache einst dienen zu können, hat er durch eifriges Studium sich für seinen Beruf unablässig theoretisch und praktisch zu bilden gesucht und sich nicht auf die Turnkunst beschränkt, sondern auch in die dahinschlagenden Zweige der Medizin durch Selbstunterricht und Umgang mit Aerzten einzudringen sich bemüht, um sein vorgezeichnetes Ziel vollständig und allseitig zu erreichen.

So ehrenwerth dies nun auch ist, und so sehr es für den Vf. in Person spricht, so wäre es doch hier unerwähnt geblieben, wenn es nicht die vorliegende Schrift erforderte, die ja auch schon nach dem Titel nur einen lokalen Zweck hat. Gegen überspannte Forderungen muß die Kritik hier im Namen des Vfs. Einspruch thun. Denn freilich, wer denkt, in dem Buche ganz was Neues und Besonderes zu finden, der wird sich getäuscht sehen; er nehme aber immerhin vorlieb mit den Zeugnissen von Gütesinths, Werner, Jahn und andern erfahrenen Männern, aus deren Schriften der Vf. eine gute Auswahl in den Text eingeflochten hat, immer mit Angabe der Quellen, ohne sich mit fremden Federn zu schmücken; und wer wissenschaftliche, systematische Entwicklung oder rhetorisch vollendete Darstellung verlangt, wird sich mit der Intention des Vfs. begnügen müssen, diese aber, wenn er billig ist, gebührend anerkennen.

Das Buch sollte von der Turnanstalt zu Zeven handeln. Das dünkte dann dem Vf. nicht genug, und es ließ sich darüber auch vielleicht kein Buch schreiben. Er fügte



also noch eine Art Apologie des Turnens hinzu und endlich noch den Leitfaden, der eigentlich wohl der Haupttrag des Buches sein soll. Außerdem leitete ihn noch, vielleicht unbewußt, der durchgehende Gedanke, sich selbst damit zu empfehlen. Es hat daher nicht fehlen können, daß es jetzt dem Buche an Einheit gebricht. Auch wird und muß das dem Buche Abbruch thun, wär's auch nur, weil es dadurch zu hoch im Preise gestiegen ist, um als Leitfaden in Volksschulen Eingang zu finden. Für den Leitfaden sind die ersten sechzig Seiten eine überflüssige Zugabe, und umgekehrt. Auch die beigelegten Atteste, obwohl sie einen Beweis liefern, wie die Besseren und Vernünftigen überall von dem Werth und der Nothwendigkeit gymnastischer Bildung durchdrungen sind, sind für den Leitfaden nur Ballast.

So wie es jetzt ist, mag sich aus dem Buche, wenn der Vf. zu größerer Herrschaft der Darstellung gelangt, mit der Zeit ein Leitfaden gleichsam abklären. Die Sprache des Vfs. ist durchweg frisch, rein und korrekt; nur die Dedication an das Großherzogliche Consistorium laborirt an einem unbeholfenen Stil, und außerdem kehrt mehrmals eine Phrase wieder, die einen so notorischen Pöppel trägt, daß heut zu Tage Keiner sie mehr mit einem ernsthaften Gesichte ausspricht. So S. 46 »im Militärdienste, dem ja jeder gesunde Knabe dereinst anzugehören sich schmeicheln darf« und S. 128 »ich weiß übrigens, wie wenig ich mir mit einer solchen Hoffnung schmeicheln darf.« Leid thut es einem, daß der Vf., indem er von seiner Bereitwilligkeit zur Verbreitung der Gymnastik redet, S. 147 sagt: »ohne die geringste Vergütung zu verlangen, werden sie mich stets äußerst willig finden.« — Dergleichen gehört allenfalls in die wöchentlichen Anzeigen, aber nicht in ein Buch. Ueberhaupt möchte man, daß das Bemühen des Vfs., sich zu empfehlen oder geltend zu machen, weniger hervorträte; obwohl man sich dasselbe aus seinem Lebensgange erklären kann, ohne ihm das zur Last zu legen, was in andern Verhältnissen Krämergeist wäre und einem Buche das Urtheil sprechen würde.

Das Buch beginnt mit einer Beschreibung, wie die Turnübungen in Jever betrieben werden. Besseres hätte der Vf. nicht thun können. Es geht einem das Herz auf, wenn man liest, wie die Turner an den bestimmten Tagen auf das Kommandowort zusammentreten, ihre Fahne holen, im Kreise um dieselbe stehend einige Lieder singen, dann nach vollendeten allgemeinen Übungen sich riegenweise unter Anführung ihrer Vorturner an die verschiedenen Turngerüste und Übungsplätze vertheilen, endlich mit einem Gesange um die Fahne den Schluß machen. Jeder Turntag schließt sich so zu einer runden Gestalt ab. Welch ein unschätzbare Gewinn diese Form ist für den Sinn

und Geist der Jugend, weiß, wer es erfahren hat; wer als herzloser, vernünftelnder Merker und Kritiker hinzutritt, mag es als Laub und Ländelei verschreien dies Fahnenwesen, dies Salutiren, dies Aufmarschiren, dies Liederfingen. Der Offizier weiß, wozu der kleinliche Kamassendienst gut ist; der Lehrer weiß, was Tische und Bänke in der Schule zu bedeuten haben und würde bald verzweifeln, wenn ambulando sollte Schule gehalten werden; in der Kirche ist Orgel und Gesang zur Erhebung, und die Kirchengänger haben ihre Plätze: so muß der Turner seine Fahne haben, sein Kommando, seinen Vorturner, sein fromm, frisch, frei und fröhlich Lied, das nennt er sein eigen und fühlt sich darin. Anders wird nichts daraus als ein rohes Walgen und ein wißtes Wesen, welches demoralisirt, statt, wie jede Ordnung, den Geist zu kräftigen und den Sinn für Regel und Harmonie zu bilden.

(Schluß folgt.)

Biersylbige Charade.

Das erste Sylbenpaar:
Gutes bringen wir nie, und sind droh gefürchtet von Allen,
Nur sieht der Böse uns gern, wenn seinem Feinde wir droh'n.

Das andere Sylbenpaar:
Böses kennen wir nicht; die Nähe des Freundes und Feindes
Wärzen wir durch Sympathie unserer milden Gewalt.

Alle vier:
Wenn un're Ersten sich nie mit den Besten würden vereinen,
Wär' unser Ganges auch fremd immer der menschlichen Brust.

Auflösung des Buchstabenräthfels in N 33: Bahn,
Fahn, Eahn.

Kirchennachricht.

Vom 13. bis 19. Aug. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Christian Carl Semplicius Klünder und Helene Catharine Hinrike Hummel.
2. Getauft: Karl Wilhelm Adolf Stabr, Dtmann Heinrich Lesber. Ein unebel. Mädchen.
3. Beerdigt: Friedrich Diederich Wilhelm Mahlsiedt 7 W. Christiane Charlotte Wilhelmine Böhme 6 J. 2 W. Antoinette Friederike Marie Halle 10 W. Hermann Heinrich Mühlensiedt 45 J. Henriette Gesine Louise Cassenbarth 2 J. Gerhard Gerdes 31 J. 3 M. Peter Friedrich Ludwig Fitter 18 J. 6 W. Friedrich Gottfried Brinkmann 42 J. 1 M. Marie Elise Henriette Schmidt 6 W.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 21. August.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

Mittheilungen

aus Oldenburg.

Ein
vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen
Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 35. Sonnabend, den 27. August, 1842.

Leuzesweilen.

Du meinst, der holde Frühling sei entflohn,
Weil Alles reife schon.
Auf unsrer Flur?
Stauhe, und sei nur nicht bange,
Senzchen das fliehet noch lange
Sädelnd auf buntem Thron.

So manches Täubchen ist noch Jungfer Braut,
Es feimt so manches Kraut
Im Moose noch,
Siehe nur, wie in der Laube
Näschchen aus grünlicher Haube
Halb erst erwachet, schaut.

Durch Herbst und Winter ziehet sich ein Mai,
Der hat kein Handwerk frei
Im ganzen Jahr.
Senzchen sein Fingerlein rühret,
Wo es noch kolt und gebieret,
Wo es noch frisch und neu.

Th. Driske.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Diese Begebenheit hatte das Verhältnis zwischen Ed-
gard Eberhard Wilhelm Grafen zu Dürriesland
u. s. w. und der Kammerfrau seiner Mutter wesentlich ge-

ändert. Graf Edgard war sich bewusst geworden, daß
er das schöne, vortreffliche Mädchen liebe, und Sophie
gewahrte gleichfalls, aber mit Schrecken, daß sie nicht allein
von ihm geliebt werde, sondern daß auch ihr, der schöne,
edelgesinnte Graf nicht gleichgültig sei, sie war ihm dank-
bar für ihre mit eigener Gefahr ausgeführte Rettung, aber
sie fühlte auch, daß er nicht anders hätte handeln können
und daß Dankbarkeit nicht genüge, ihm zu vergelten.

Der Graf, — wir wollen ihn nicht besser machen, als
er war, — sah eben kein großes Unglück darin, daß er
das Mädchen liebe. Die Moral seiner Zeit nahm keinen
Anstoß daran, daß ein Mann von Stande mit einer Per-
son des andern Geschlechts, die ihm am Range nicht gleich
war, in der engsten Verbindung lebte, ohne mit ihr durch
die Ehe verbunden zu sein. Auch Anstand und Sitte ließ
das zu, denn die Mode erlaubte es ja, die Mode gebot
es sogar. Wie jetzt, geborchte auch damals der Deutsche
willig dem Gebot der Mode, aber seine Sprache, diese
Gränzhüterin und Bewahrerin der Deutschheit, wollte ihm
kein Wort leihen, eine solche Verbindung zu bezeichnen,
und das französische Wort Maitresse mußte diese französi-
sche Sitte oder vielmehr Unsitte bemänteln. So dachte
also Edgard die Geliebte zu seiner Maitresse zu ma-
chen, und setzte voraus, daß sie dabei Nichts werde zu er-
innern finden, da er ja in Paris solche Verhältnisse
häufig gesehen, und keine Maitresse, selbst keine Dame
von edler Geburt, sich dieses Titels geschämt hatte. Auch
seine Mutter, meinte er, werde damit zufrieden sein, denn
die kannte und achtete ja die Sitten Frankreichs, als
die Richtschnur für die Handlungsweise jedes gebildeten
Mannes von Stande.



Sophie aber dachte ganz anders. Sie kannte keine Liebe, als eine solche, die in gegenseitiger Hingebung bestehend, nur durch die heilige Ehe geheiligt werden konnte. Heilig war die Ehe damals noch, nach den religiösen Ideen, welche man damit verband, obgleich sie vielleicht mehr noch entweiht wurde als jetzt; aber man war noch gewohnt, das Wort Ehe fast nie ohne diesen Zusatz auszusprechen. So begriff sie also nicht, daß ein Band zwischen ihr und dem Geliebten möglich sei, welches nicht die heilige Ehe geknüpft habe, in der Ehe aber mußte nach ihren Ansichten Alles gemeinschaftlich sein, wie die Liebe, so die Güter, so der Stand und die Ehre. Da sie nun nicht wollen konnte, daß der Mann, den sie liebte, ihr einen Rang und Stand gebe, wofür sie nicht geboren war, daß er vielleicht ihr die Vortheile einer standesmäßigen Ehe opfere, so bemühte sie sich, die Liebe in ihrem Herzen zu unterdrücken und zu vertilgen.

Diese verschiedene Ansicht des Verhältnisses mußte auch verschiedene Handlungsweisen bewirken. Edzard fand bald Unbefangenheit genug, der Geliebten, wie man zu sagen pflegt, förmlich den Hof zu machen, und seine Mutter fand diese kleinen Aufmerksamkeiten, diese Gefälligkeiten die er derselben bewies, nicht auffallend, denn sie hielt es für einen unerläßlichen Theil der feineren Bildung, daß ein junger Mann solche jedem Frauenzimmer erzeige. Sophie aber, die bisher nur ein geraderes, selbst derberes Benehmen junger Männer gekannt, und daran vielleicht nicht ganz mit Grund den Gedanken an Aufrichtigkeit geknüpft hatte, nahm die Menscheringen Edzards wüthiger, und sie trette sich darin nicht. So glaubte sie Zurückhaltung, selbst Kälte zeigen zu müssen und reizte dadurch nur noch immer mehr den Grafen, der früher nur zu gut sich vergewissert hatte, daß dieß Benehmen mit ihren Gefühlen nicht im Einklang stand.

So verfloß der Herbst und der Winter, ohne daß sich dieses gegenseitige Betragen besonders geändert hätte, da Sophie jede Gelegenheit mit dem Grafen allein zu sein sorgfältig vermied, da sie ein Billet, welches er in ihren Stuckkorb zu bringen gewußt, ihm mit der Nachricht zurückgeschickt, daß sie sofort um ihre Entlassung bei seiner Mutter nachsuchen werde, im Fall er wieder an sie schreiben würde.

Aber der Frühling kam, und da Edzard in der jüngsten Zeit mehr Ruhe bewiesen, weniger Gelegenheit gesucht hatte, sich ihr zu nähern, glaubte Sophie wieder ohne Scheu dem Genuß der Natur im Garten sich hingeben zu dürfen. Wie im vorigen Jahre erschien sie unbefangen, verrichtete dort kleine Handarbeiten, und ließ wieder heiter und froh ihre Stimme mit dem Gesange der Vögel wetteifern. Edzard schien lange den Garten zu meiden, wenn sie darin sich befand, aber endlich, als die Gräfin gerade einen Besuch bei der Wittve des Hofrichters von Kniphausen auf Lütetsburg machte, als Edzard ausgeritten war und man ihn erst spät Abends

zurück erwartete, stand er plötzlich vor ihr, vor ihrem Lieblingssteig in den Ruinen.

Sophie suchte es zu verbergen, wie sein Erscheinen sie erschreckte, aber Edzard selbst fühlte auch, wie ihm der Muth fehlte, ihr zu sagen, was er ihr zu sagen gekommen war. Doch faßte er sich bald und klagte nun über ihr seit dem Tage, wo er das Glück gehabt, sie aus dem Tumult zu retten, gänzlich verändertes Betragen gegen ihn, er schilderte ihr, wie gerade seit jenem Tage er die Gewissheit erlangt habe, daß er ohne sie nicht leben könne, und beschwor sie dann, nicht länger ihm die Liebe zu verbergen, die, wie er glaubte, auch in ihrem Herzen lebe, und ihn zum glücklichsten Menschen zu machen.

Es wurde Sophie nicht leicht, ihre Ruhe wieder zu gewinnen, allein sie sammelte sich doch, und sie hatte zu oft schon sich die Möglichkeit einer solchen Scene gedacht, als daß sie ganz unvorbereitet gewesen wäre. Sie gestand dem Grafen offen, was sie für ihn gefühlt, seit sie zum Erstenmale ihn gesehen; auch ihr sei nicht fremd geblieben, welchen Eindruck sie nach und nach auf sein Herz gemacht, und sie habe das mit Vergnügen bemerkt, weil seine Achtung ihr theuer gewesen; sie dankte ihm ihre Lebensrettung ganz von Herzen, aber solche sei ihr gar nicht unerwartet gewesen, denn nächst Gott habe sie nur an ihn gedacht, als sie in der Gefahr sich befunden; seit jenem Tage aber sei es ihr klar geworden, daß sie Unrecht gethan, indem sie ihrem Gefühl für ihn nachgegeben, und noch mehr, indem sie seiner Liebe sich getreut und wohl gar solche besördert habe. Nur ewige Vereinigung könne das Ziel der Liebe sein, eine solche Vereinigung aber sei ihr ohne das heilige Band der Ehe nicht denkbar, und von einer Ehe könne ja einmal zwischen ihm, dem Grafen von Dstriesland und ihr, der Kammerfrau seiner Mutter, nicht die Rede sein. Darum bitte sie ihn, daß er sie ihrem Schicksal überlasse und sie vergesse; auch sie wolle, wo möglich zu vergessen suchen, wie glücklich sie hätten sein können, wenn Gott sie beide in demselben Stande hätte lassen geboren werden.

Edzard freute sich innig dieses Geständnisses ihrer Liebe, aber er suchte, als sie so ohne alle Einschränkung die Ehe als das Ziel der Liebe aufstellte, und er wagte es nicht, der Weise zu gedenken, wie er die Vereinigung mit ihr sich möglich gedacht hatte. Dennoch konnte er seine Liebe nicht aufgeben, und wenn er auch zu redlich war, die Möglichkeit einer Ehe nur anzudeuten, da er diese sich selbst noch gar nicht einmal gedacht hatte, so konnte er doch nicht umhin, Hoffnungen für eine Zukunft zu erregen, wo andere Verhältnisse eine ewige Verbindung möglich machen dürften.

Was Edzard von der ersten vertraulichen Unterredung gehofft, was Sophie davon gesücht hatte, das geschah; die Scheu wich nach und nach und mancher Sommerabend fand sie in vertraulicher doch unschuldiger Unterhaltung im Garten, ohne daß sie sich einander, ohne daß

sie sich selbst gestanden, wohin das führen sollte. Erst als der Sommer schwand, als der Herbst und dann der Winter die Unterhaltungen wieder in das Haus und gar an den Camin verwies, als Odzard dieselben nun ganz oder doch in der bisher genossenen Freiheit entbehren mußte, da veranlaßte ihn die Sehnsucht, ein unerwartetes Alleinsein zu benutzen, um Sophien den Schmerz dieser Entbehrung zu klagen und als nächstes Heilmittel eine heimliche Verbindung anzudeuten, die ohne die heilige Weihe der Ehe wie diese unauflöslich sein sollte, bis der Graf selbstständig genug wäre, öffentlich bekennen zu dürfen, was bis dahin ihn im Geheimen beglückt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Litteratur.

Worte über die Turnanstalt zu Jever, ein Versuch zur Verbreitung der geordneten Leibesübungen im Großherzogthum Oldenburg, nebst einem Leitfaden für angehende Turnlehrer und zum Selbstunterricht von S. Mendelssohn, Turnlehrer zu Jever. Mit erläuternden Abbildungen. Jever bei C. L. Mettcker. 1842. 8. 136 S.

(Beschluss.)

Es folgt dann (S. 17) eine Verteidigung des Turnens in Gesprächsform. Hierbei zeigt sich freilich des Vf. Mangel an Darstellung. Der Gedanke, das Für und Wider dialogisch abzuhandeln, war gewiß gut; hier aber hält der Angreifer nach dem ersten Anlauf, der das Gespräch in Gang bringen soll, gleich eine lange wohlgeordnete Rede, und der Verteidiger setzt eine noch längere Abhandlung entgegen, die größtentheils besteht aus Ausführungen bewährter Meister. Gespräch also ist das nicht zu nennen; die Sache aber ist gut. Man muß sich schämen für seine Mitbürger, wenn man gegen das Turnen Gründe vorbringen hört, wie diese: das Turnen sei halbschreiend, die edle Zeit zum Lernen würde durch Gauflerkünste vergeudet, Schulwege und Spaziergänge gäben genug körperliche Übung, Turnanzüge kosten Geld u. dal. — und doch hat der Vf. diese und ähnliche Einreden in der Praxis erfahren. Er widerlegt dieselben, wie gesagt, meistens mit citirten Zeugnissen, handelt auch von der weiblichen Gymnastik mit richtigem Takt. Einiges, was dem Vf. selbst zukommt, soll hier angeführt werden, damit man einen Begriff habe, wie er denkt und spricht; vorher aber siehe hier ein Zeugniß, das vor allen Dingen pädagogisch wichtig und zu beherzigen scheint: (S. 44) »Das Bestehen dieser Anstalt (die Jeverische ist gemeint) ist um so wünschenswerther, da die Schüler dadurch, daß ihnen in

der Nähe ihrer Wohnungen täglich Veranlassung und Gelegenheit zu solchen edlen Vergnügungen in den freien Stunden gegeben wird, immer mehr von dem zu häufigen Hinausgehen aufs Land abgehalten werden, woran sich nur zu leicht das Besuchen der Wirthshäuser, das Rauchen, Trinken und Spielen knüpft, und wodurch die Vergnügungssucht gefördert und nicht selten der Sinn für das Höhere und Edlere abgestumpft wird. Nur auf diese Weise werden die Verbote, womit die Lehrer leider nur zu oft vergebens dagegen eifern, durchgreifend helfen.«

Dem Vf. kommt es sehr zu Statten, daß er die Militärverhältnisse kennt; er gewinnt dadurch einen schlagenden Beweis für seine Sache. »Auch die gewöhnlichen Handarbeiten,« heißt es S. 27, »sind nicht geeignet, die körperlichen Anlagen gehörig zu entwickeln; ja in der Regel sind sie dem sich im Wachsthum befindenden jugendlichen Körper mehr schädlich als nützlich. Und dies ist auch ganz natürlich, indem durch dieselben einige Körpertheile treibhausmäßig gezeitigt, oder wieder andere gänzlich vernachlässigt werden. Wollen Sie Beweise für diese Behauptung, so bedenken Sie nur, daß in der Regel von hundert militärpflichtigen Jünglingen, die schon früh zu vielen und anstrengenden Arbeiten angehalten wurden, kaum vierzig militärfähig sind. Und werfen Sie dann, wenn sich diese kleine Anzahl zu den Rekruten zählt, einen prüfenden Blick auf dieselbe, so wird es Ihnen klar werden, wie die gänzliche Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung sich zum Nachtheil des Militärstandes überhaupt und besonders zum Verderb des Exercirlehrers, so wie zur Qual der Exercirenden gestaltet. Sehen Sie, wie unbeholfen und steif die angehenden Vaterlandsverteidiger dahinschreiten, wie es bei der Stellung die Hüfte, Knie, Ellenbogen u. s. w. verrathen, was sie früher vorzüglich getrieben, und daß sie die Cultivirung der körperlichen Anlagen dem gewöhnlichen Lebensschritt, welcher den physischen Menschen unverantwortlich vernachlässigt, überlassen haben.«

Ein andermal giebt dem Vf. seine militärische Erfahrung ein treffliches und treffendes Bild an die Hand: (S. 28): »die Turnkunst ist in Beziehung auf den menschlichen Körper das, was die militärische Subordination für ein Kriegsheer ist; wie diese auf jeden einzelnen Soldaten dergestalt einwirkt, daß er sich für seine Bestimmung eigne, so subordinirt die Gymnastik dem Körper seine Glieder, Muskeln u. s. w. so, daß er seine Obliegenheiten zu erfüllen vermag.« — Handgreiflich klar, in der Darstellung populär und frisch ist auch das Beispiel S. 36: »Werfen Sie doch gefälligst einen Blick auf Ihres Nachbarn Sohn, den rüstigen und gewandten Christian. Schönheit des Ganges, der Haltung u. s. w. werden Sie ihm eben so wenig absprechen können, als Gesundheit verkündendes Ansehen. Aber wo mag er dieser schätzenswerthen Eigenschaften theilhaftig geworden sein? Bevor er nach D. kam, diente er, das wissen Sie, wegen seines gänsehaften Ganges, seines tölpelhaften eckigen Benehmens und seines fahlen Angesichts

nicht selten unsern Kindern zur Zielscheibe ihres Wiges. An einem andern Orte, als in D. ist er nicht gewesen, und wie er uns versichert, hat sich seine dortige Thätigkeit einzig auf militärische Verrichtungen erstreckt. Was mag denn wohl seine so auffallende Umwandlung bewirkt haben? Die gesunde Soldatenkost konnte ihn allein nicht so vortheilhaft umgestalten; denn auch hier waren seine Speisen von gehöriger Qualität und Quantität. Sicher verdankt er daher dem militärischen Exerciren sein jetziges Wohlaussehen und seine Gewandtheit. Also hat ihn die militärische Gymnastik, ein Zweig der unseigen, so auffallend verwandelt.

Der letzte Theil des Buches, der Leitsfaden, ist durch zwei Tafeln illustriert, welche durch die Anschauung die Beschreibung ergänzen; denn jedermann weiß, wie schwer es ist, irgend welche mechanische Bewegungen und Verrichtungen mit Worten zu beschreiben. Auch in diesem Theile hat der Vf. seinen richtigen Takt im Allgemeinen dadurch bewährt, daß er besonders diejenigen Uebungen abhandelt, welche sich ohne alle oder wenigstens mit sehr geringen Zurüstungen anstellen lassen, als: Gehen, Laufen, Springen, Stellungen, Biegungen, Hanteln, Balanciren u. s. w. Beim Darren und Red beschränkt er sich auf die Verrichtungen. Darüber hinaus dürfte auch kaum der Leitsfaden gehen, wenn er noch einmal besonders erscheinen sollte. Denn die genannten Uebungen sind das Fundament der Turnerei; die eigentlichen Kunst- und Kraftstücke, Welen u. dgl. findet sich nachher jeder schon selbst nach eigener Lust, und nur zu oft werden die Elemente vernachlässigt. Daß aber der Vf. auch im Besonderen seinen Beruf mit Besonnenheit und pädagogischer Haltung treibt, zeigen die Vorichtmaßregeln, die er angiebt, und die Rücksicht auf die Gesundheit und harmonische Ausbildung des ganzen Körpers, die er bei vielen Gelegenheiten z. B. S. 90. 100 zu erkennen giebt und empfiehlt.

So ist denn von Herzen zu wünschen, daß die Worte des Vfs. nicht bloß Worte bleiben mögen, sondern dazu beitragen, den Sinn für Gymnastik zu wecken und zu fördern, so wie er selbst in seinem Berufe, den er mit solchem Ernst und Eifer ergriffen, kräftig fortwirke, überzeuge, daß das Gute sich am Ende immer Bahn brecht. Er hat auch seine Bemühungen schon durch Errichtung einiger Filaleturnplätze gekrönt gesehen. Was aber die Ansehnlichkeit und Widerwärtigkeiten betrifft, denen am Ende kein Stand entgeht, so halte er sich an den alten Turnervers:

Und alle, die uns verlachen
Mit ihrem frechen Spott,
Die Feigen, Stolzen und Schwachen,
Die tröste der liebe Gott!

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Einladung.

Zu dem Abschwinneu seiner Schwimmschüler, Mittwoch den 31. August um 5 Uhr Abends, ladet die Eltern derselben so, wie Alle, die sich dafür interessieren, gehorsamt ein
Schmidt, Schwimmllehrer.

Logogryph.

Selbsterkenntniß, sprach die Stoa, sei die erste Pflicht im Leben; Ich auch dien' ihr, aber willst du ihren hohen Zweck erstreben, Darfst du nicht allein mir trauen, denn was dir durch mich ersicht

Ist nur deine Aussenheit, mit der Wahrheit zwar vereint. Sicher darfst du mir vertrauen, nimmst du mir das zweite Zeichen, Heilig anerkannt als Wächter, darf ich der Gewalt nur weichen, Fehlen meine beiden Bege, bin im Kampf ich stets willkommen, Sei's im Scherz oder ernstlich. Noch ein Zeichen weggenommen Mir am Ende, und ich werde schnell zum heißen Sehnachtsziele Für des Jünglings Liebeschmerzen, kehrt du mich nun um, so lüthe

Ich, die heiße Gluth des Blutes, noch ein Zeichen, nimm am Ende Und du ruffst das kleine Wörtchen, heßt verwundernd du die Hände. Jedes Organismus Anfang bring ich dann in leichter Hülle Ausser mir entsteht kein Leben, so war es des Schöpfers Wille.

Auflösung der Charade in N 34: Schadenfreude.

Kirchennachricht.

Vom 20. bis 26. Aug. sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: Diedrich Wilhelm Hermann Carl Stücher- mann und Helene Catharine Hinrike Hummel.

2. Getauft: Anna Louise Wilhelmine Kaewer. Ferdinand Heinrich Georg August Wüfing. Gerb Bökmann. Catharine Didejohanni. Ludwig Anton Theodor Gieske. Diedrich Ol- maans.

3. Beerdigt: Auguste Hinrike Friederike Mehrens 1 J. 11 M. Johanne Friederike Adelheid Hardegis 8 M. Julius Carl, Friedrich Anton Westkamp 4 J. 2 M. Adick Gerhard Bernhard Bethufen 23 J. Wittwe Anna Leseber geb. Leseber 62 J. 3 M. Ein todtgeborener Knabe.

Berichtigung. In N 34 der Mittheilungen muß es heißen: 1. Copulirt: Christian Carl Simplicius Kländer und Johanne Catharine Brunken.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 28. August.
Fest (Anf. 8 Uhr) Herr Kirchenrath Roth.
Vorm. (Anf. 9 1/2 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.



Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 36.

Sonnabend, den 3. September.

1842.

Mittheilungen aus Hamburg und Altona von einem Oldenburger.

den 12. Aug. 1842.

Kürzlich ist in Hamburg das erste Gebäude von den Tausenden, die noch der Auferstehung entgegenbarren, gerichtet worden; noch ist aber im Ganzen nur am Aufräumen des Schuttes zu arbeiten, womit ganze Felder außerhalb der Stadt bedeckt werden, denn obgleich so viele Hände ämstig beschäftigt sind, kann man doch die Ruinehaufen mit ihren Staubwolken nur mühsam und zum Nachtheil der Augen und Kleidung passieren. Ein Theil der neuerichteten Buden sieht schon von außen zierlich aus und Manche enthalten recht hübsche Sachen, doch macht es wohl etwas bedenklich, wenn man auf den kommenden Herbst und Winter blickt, und bedenkt, wie es die Leute dann möglich machen werden, gegen die rauhen Anmel-dungen der Witterung sich zu schützen, da nur wenige Gebäude mit Rauchfängen versehen sind, und man doppelt Ursache hat, sich mit dem Feuer in Acht zu nehmen. Auch sind vor den Thoren manche Wohnungen auf feuchtem Wiesengrunde errichtet, was nicht ohne Besorgniß vor Ent-wicklung von Krankheiten zu betrachten ist, obgleich jetzt Gottlob! bei der lieblichen Witterung kein solches Element vorhanden ist. Man sieht übrigens den Budenbewohnern und den Spaziergängern nicht mehr den Harm und die Angst der verwichenen Tage an, da diese bei Vielen gewiß durch die ihnen gewordene Unterstützung, bei Andern durch Entschädigungssummen, bei den Meisten durch guten Muth

und Vertrauen gehoben sind. Die Religiosität bewies sich am festgesetzten Bußtage durch fleißigen Kirchenbesuch und guten Ertrag bei der für den Kirchenbau angestellten Col-lecte. Daß die Stadtanleihe zu Stande gekommen, und ähnliche Angelegenheiten werden Ihnen die öffentlichen Blätter gemeldet haben.

Das Stadttheater nahm einen neuen Aufschwung durch die Anwesenheit des Hannoverischen Schauspielers Gruner, wodurch es möglich wurde »Werner,« »Faust« (mit der Musik von Madzivil) u. zu produciren.

Die Altonaer Liedertafel hat das Fest in Glückstadt mitgefeiert, die Gesellschaft ist aber durch den heftigen Regen sehr gestört worden; herzlich wohlgemeint und zu heiterer Stimmung erregend sollen die bilderreichen, aber noch mehr patriotischen Trinkkränze gewirkt haben. Ueber das Ganze wird von dem tüchtigen Musiker und Lehrer H. Wiebe ein Bericht erscheinen und in diesen Tagen die Presse verlassen. Eine Fahrt der Gesellschaft auf der Eisenbahn wurde auch durch den Regen sehr behindert, doch ging der frohe Gesang der Lieder im Saale zu »Trascati,« der kaum die 700 Anwesenden fassen konnte, ungestört und mit Instrumentalmusik wechselnd, vor sich, indem die Sänger eine Art Gallerie einnahmen. Der Gesang verhallte aber gar zu sehr wegen des Menschengedränges, und störend wirkte der dazwischen fallende monotone Aus-ruf der bestellenden Aufwärter, so daß sie zufällig auf die Sängervorte: »Herr der Gnade!« reimten: »eine Limonade!«

Die herrliche Nachtigal, der kräftige Uhländ, hat sich einige Zeit in Hamburg aufgehalten, und die dortige Bibliothek benutzt; daß er bedeutend gefeiert sei, ist dem



Ref. nicht zu Ohren gekommen. Er flog dem höheren Norden zu, wahrscheinlich um sich neue Anspannungen und Anregungen in warmer Brust unter südliche Dach zurückzutragen.

Von hiesiger Literatur wußte ich Ihnen nur mitzutheilen: »Lappenbergs Schilderung des Londoner Brandes,« der die neulich von mir bei *Answorth* erwähnte Beschuldigung der Brandstiftung durchaus zurückweist, und »Therese's Tagebuch,« in welchem die geistreiche Dame nur gar zu partiell das eigene Geschlecht auf Unkosten des unsrigen (die wir Alle nicht viel taugen sollen) erhebt. — *Guzkow* hätte seine Schriften, zumal abgehandene Kritiken und sehr redselige Abhandlungen ungesammelt lassen können, wir gönnen ihm zwar eine kleine Collecte für seine Tasche, hätten aber lieber Wichtigeres dafür geboten erhalten, als kleinlichen Neid und schlechtverhehlten Haß gegen gleichartige Schriftsteller oder gegen Einzelne sowohl als Gesamtheiten, die das Unglück haben, in Religion und Politik nicht in seiner Meinung zu schreiben und zu leben; er erhebt sich einmal sogar zu dem Witze über sich selbst, daß er sagt: »ich bin ja bekanntlich sehr unftitlich!« — Das führt mich zu den hier mit seltenem Beifall im »Freihafen« gelese- nen »Helgolandica« des *Dr. Ab. St.*, dem *Guzkow* mitgetheilt hatte, ein Prediger wäre weither gereiset gekommen, um sich demselben als Ebenbild des »Blasewow« (wie es doch gewiß keinen Menschen unter denen giebt, die nicht in Irrenanstalten eingesperrt sind) zu erkennen zu geben. Ganz ähnliche Anekdoten hat man vom *J. Paul*, dem sich unter Anderen ein bekann- ter (schon verstorbener) Bremer Philosoph und Pädagog als »*Dr. Kagenberger*« vorstellte, worauf *J. Paul* erwiderte, daß es ihm wie dem lieben Gott ginge, der schaffe seinen Menschen, der Charakter finde sich aber erst hernach dazu.

Von fremder Geistesnahrung, die hieher ihren Weg gefunden, wußte ich Ihnen nur *James Morley Ernstein* (the tenants of the heart) zu nennen, welcher Roman wirklich alle Achtung für das Rechlichkeitsgefühl des Verfassers einflößen muß.

Bei Gelegenheit unserer neulichen Eisenbahnfahrt habe ich die Entstehung der Eisenbahn als Metamorphose ver- fälscht, und mache dabei nur die Bemerkung, daß *Mars* auch als Gott des Eisens (wenigstens bei Chemikern und in Recepten) gilt.

Entstehung der Eisenbahn.

Jüngst hint' im Loct das Anapäst
(Da er das Segn vom Fall verloren,
Zu dem ihn *Mars* gebracht) Hephäst
Vor *Jovis* Klageoffne Ohren:
»O großer Schickelsfabricant!
Manch Ding noch unterhalb der Wolke
Geschleht, von dem doch weder Kant
Noch Hegel'n träumt beim Menschenvolke;

So hat der kriegeslust'ge Gott
Dir Blitz und Donner abgesehnen
Und tödtet, wer erträgt den Spott?
Selbst Menschen, wo Du's nicht befohlen.
Auch läßt er, wie durch Zauberkunst,
Von Officieren, seinen Kindern,
Großern aller Damen Gunst:
Das mußt durch Abndung Du verbindern!« —
»Dalt!« rief hier *Jeps* voll Majestät,
»Von diesen vorgebrachten Klagen,
Kraft unserer Autorität
Woll'n wir die letzte niederschlagen;
Doch für die erste Schandthat soll
Zur Strafe *Mars* als Knecht Dir dienen;
Stets über ihn in Eile roll'
Nachdem Du ihn gedrückt zu Schienen.« —
Darauf begann alsbald *Vulcan*
Den *Mars* gehörrig zuzustufen;
Fuhr lustig auf der Eisenbahn
Und ließ uns Menschen sie benutzen.

Sophie Voltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Sophie's erste Empfindung war *Jorn*, die nächste war *Trauer*; dann brach sie in Thränen aus und es dauerte lange ehe sie Worte fand, ihm ihren Abscheu vor einem Verhältnisse auszusprechen, das, wenn auch im Ge- heimen durch die Ehe gerechtfertigt, doch in den Augen ihrer noch nicht mit den verderbten Sitten der großen Welt so vertrauten Umgebung als ein sündhaftes erscheinen mußte. Sie gestand ihm offen, daß sie, wenn er nicht ablasse, durch seine Anträge die Ruhe zu stören, die sie so mühsam sich zu erringen suche, kein anderes Mittel sehe, als einen Aufenthalt zu verlassen, der bis jetzt ihr eine angenehme Stellung gewährt habe, und einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen, wo sie, die mittellose Waise, gar keine Aussichten habe.

Edzard bemühte sich, sie zu beruhigen. Er versprach, ihr nicht mehr von Liebe zu sprechen und er hielt um so besser Wort, da *Sophie* jedes Alleinsein mit ihm immer mehr zu vermeiden suchte. Aber nun sah sie, wie er sich- bar litt, wie der Kampf in seinem Innern seiner Gesun- dheit Gefahr drohte, denn sie selbst empfand, wie diese Un- terdrückung der lebendigsten Gefühle auch ihr ganzes Wes- sen angriff. Nur in einer Trennung fand sie Rettung, aber wohin sollte sie, ein hilfloses Mädchen sich wenden, wenn sie dieses Asyl verliesse? Ihre Familie in *Olden- burg* war gänzlich ausgestorben, nur einen einzigen Bru- der hatte sie, der fünfzehn Jahre älter als sie, bereits *Advocat* in *Stade* war, als ihr Vater starb und den sie daher wenig kannte. Durch seine Vermittelung aber war sie zu der Gräfin von *Districkland* gekommen, und so

durfte sie auch ohne seine Einwilligung es nicht wagen, die Stelle bei derselben aufzugeben, zumal sie nicht wußte, wohin sie dann sich wenden sollte, wenigstens nicht glaubte, ohne seine Einwilligung einen andern Aufenthalt wählen zu dürfen. Sie entschloß sich also an ihn zu schreiben, ihm Alles offen zu entdecken und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Diesen Entschluß führte sie im Anfange des Jahres 1701 aus, und wie sehr auch ihr Herz dabei litt, sie verhehlte dem ihr im Ganzen doch fremden und fern stehenden Bruder es nicht, daß eine Verbindung mit dem geliebten Edzard ihr höchstes Glück sein würde, wenn sie möglich wäre, ohne seinen Rechten und Verhältnissen zu schaden.

Der Licentiat Anton Günther Foltenius war im Jahre 1765 geboren und einer der letzten Tauspächter des Grafen Anton Günther, bei dem sein Vater in Gnaden stand. Er hatte mit Fleiß sich auf die Rechtswissenschaft gelegt und bereits einige sogenannte Specimina academica drucken lassen, als er von der Universität nach Hauße zurückkehrte, allein in Oldenburg wenig Ausichten fand, weil die besten Stellen dort damals von Kopenhagen aus besetzt wurden, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sich dazu tüchtige Eingeborne vorfinden oder nicht. So wandte er sich denn nach dem damals der schwedischen Krone angehörigen Herzogthum Bremen, wo sein Vater einige Verbindungen hatte, und ward Advocat in Stade. Dieß war er, wie gesagt, als sein Vater starb und kein Vermögen aber eine achtzehnjährige, schöne und höchstgebildete Tochter hinterließ. Als Bruder mußte er derselben sich annehmen, wenn er auch sie früher wenig gekannt hatte, und durch einen academischen Freund in Ostfriesland gelang es ihm, ihr die Stelle bei der Gräfin zu verschaffen, wo sie, einige schroffe Seiten in dem Character der Gräfin, die man nach damaliger Ansicht der Standesverhältnisse leichter verzieh, als es jetzt geschehen würde, abgerechnet, und welche sie nach und nach so zu vermeiden lernte, daß weder schmerzliche Verührung noch irgend eine Verletzung darin zu finden war, ein sehr angenehmes Leben führte, bis Edzards Erscheinen den stillen und ruhigen Gang desselben unterbrach und Gefühle weckte, die Sophien bis dahin unbekannt geblieben waren.

Sophie hatte einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihrem Bruder unterhalten, sie hatte getreulich ihm alle kleine Begebenheiten ihres Lebens berichtet, sie hatte sogar in Ermangelung anderen Stoffs für ihre Briefe, von ihrer Lectüre, die sie mit der Gräfin trieb, ihm Rechenschaft abgelegt und ihr Urtheil über dieses oder jenes Buch nicht verhehlt. Foltenius war selbst nicht ohne allgemeinere Bildung; neben seinen Berufsarbeiten hatte er zwar das deutsche Staatsrecht sich zum Lieblingsstudium erwählt, allein er war doch auch dadurch auf das Studium lebender

Sprachen gekommen und diese hatten ihn mit Werken bekannt gemacht, die er, wenn sie deutsch geschrieben gewesen, wohl schwerlich gelesen haben würde. So erfreute er sich des Briefwechsels mit seiner Schwester, worin sie mit ihren Gefühlen und ihrem Wissen sich ihm unverholen aussprach, denn sie hatte ja keinen nähern Freund, und sich mitzutheilen ist dem Menschen Bedürfnis; so ward sie ihm täglich lieber, und hatte er früher nur aus brüderlicher Pflicht Antheil an ihrem Wohl genommen, so empfand er nun nach und nach Zuneigung und Liebe zu dem lebenswürdigen Mädchen.

Sophie hatte in ihren früheren Briefen wohl der Ankunft des Grafen Edzard erwähnt; sie hatte späterhin seine Theilnahme an ihren Beschäftigungen und Unterhaltungen geschildert, aber nach und nach war er immer seltener in ihren Briefen genannt. Wie er ihrem Herzen allmählig näher geworden, so hatte allmählig sie es immer mehr ungeschicklich gefunden, seiner in ihren Briefen zu gedenken, und es war daher nicht leicht für sie, jetzt auf einmal die gegenwärtigen Zustände darzustellen und zu zeigen, wie und seit wann sich das Alles so gestaltet habe.

Sie hatte sich jedoch vorgenommen, aufrichtig und offen zu sein, und selbst ihre eigne Schwäche weder zu beschönigen noch zu verhehlen, und so gelang es ihr in ruhigen aber nichtsdestoweniger eindringlichem Ton ihre Lage zu schildern. Was sie zu sagen nicht gewagt hätte, das hatte sie den Muth zu schreiben, obgleich sie oft selbst beim Schreiben erröthete, und die ganze Erzählung schloß sich mit der dringenden Bitte, so bald als irgend möglich sie von dem Hofe zu Norden wegzunehmen, und, wenn er nicht selbst sie zu sich nehmen könne, ihr irgend ein anderes Unterkommen zu verschaffen, wo sie, vor dem Grafen durchaus verborgen, sich nach und nach wieder beruhigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

In einer Charade in № 32 des »Nordsterns« von diesem Jahre wird auf eine so hämische, und den unsaubern Geist ihres Verfassers beurkundende Weise der hiesige Liebesverein angegriffen, daß es sich nicht weiter der Mühe lohnen kann, einem solchen Nachwerke gegenüber Worte zu verlieren, die irgend einer Vertheidigung ähnlich sehn. Die Sache selbst läßt der Verein also mit Ruhe dem Urtheile aller derjenigen dahin gestellt sein, die Fähigkeit dazu und genügende Kunde davon besitzen, was der Verein leisten kann. Nur die Art und Weise des Angriffs soll hier gerügt werden, und dem anonymen Verfasser damit zugleich die Ansicht mitgetheilt sein, welche

der Verein hierüber hat, wobei er, um nicht weiter zu gehen, als ihm hiernach die Grenzen gesteckt sind, die Mängel des Machwerks an sich ganz außer Acht läßt.

Zunächst also 1. findet der Verein es wenig einem gebildeten Menschen angemessen, eine harmlose, jeglichem Partzwecke fremde, Gesellschaft so schadenstroh anzugreifen, als in der Charade geschieht. Nicht die Sache hat dem Verfasser am Herzen gelegen, sondern viel niedriger ist offenbar das Motiv; sonst hätte er eine unschuldigere Einkleidung gewählt. Da übrigens der Verein nicht weiß, daß er mit irgend jemandem in Streit lebt, oder daß er auch nur unwillkürlich Veranlassung zu seiner Anfeindung gegeben hätte, so kann auch dies nicht einmal den Grund zu der Charade und ihrer Veröffentlichung gegeben haben. Nur reine Lust, sich an dem Unfalle Anderer zu weiden, oder bloß auch eignes Gefallen an einem, zufällig dem sonst geistesarmen Gehirnkasten des Verfassers entsprungnen Witz, vielleicht gar, wenn eine Vermuthung über den Verfasser den Verein nicht trägt, eine kleine Portion Schmeichelei hat die Feder geführt. Solchen schönen Motiven gegenüber braucht man denn freilich wenig Worte zu machen, um dem Verfasser vom Publicum den Namen beigelegt zu sehen, den er verdient.

Dann aber 2. hält der Verein es für feig und hinterlistig, auf falsch unterstellten, oder falsch gedentelten Thatfachen einen Angriff aufzubauen, ohne es zu wagen, das Machwerk zugleich mit dem Namen des Verfassers dem Publicum vorzusetzen. Wenn es schon überall wünschenswerth ist, daß jeder frank und frei mit dem auftritt, was er andern Leuten gegenüber thut, um wie viel mehr kann man dies von dem verlangen, welcher Andere zu tadeln sich herausnimmt! Doch es ist ja nicht mehr reiner Tadel allein, der hier sich geltend macht, wie schon oben bemerkt ist. Der Beweggrund ist ein unedlerer, daher denn der Verfasser nur zu sehr Ursache hat, mit dem Deckmantel der Anonymität sich zu bekleiden, um mit dem Aufstellen des Machwerks zugleich sich nicht selbst vor dem Publicum zu prostituiren.

Um inzwischen zu schließen und diese für nöthig erachtete Erklärung nicht zu sehr zu verweilkünftigen, glaubt der Verein nur noch die Hoffnung aussprechen zu können, daß seine obige Ansicht von der Sache von Vielen getheilt werde, und daß es wohl wenige Leser des Nordsterns gebe, die auch nur auf kurze Zeit wahre Freude an dem Machwerke gehabt haben.

So gleichgültig es übrigens dem Vereine ist, den Verfasser der Charade kennen zu lernen, so erklärt doch derselbe, daß er auf fernere Entgegnungen in dieser Sache — wenn überall — doch jedenfalls nicht anders eingehen werde, als wenn sie mit dem Namen ihrer Verfasser bezeichnet sind.

Bochhorn 1842. Aug. 24.

Der Lieberverein daselbst.

Auf Friedrich des Großen Schwerdt und Laute.

Von Preußens Friedrich konnte Deutschland sagen:
Die Gallier hat er auf deutsch geschlagen;
Von Gallia's Laute muß' Europa sagen:
Die hat er wie sie selbst geschlagen. —

Oldenburg, den 16. Aug.

Roelcke.

Auflösung des Logogryphs in N° 35: Spiegel, Siegel,
Sieg, Sie, Eis, Ei.

Kirchennachricht.

Vom 27. Aug. bis 2. Sept. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hinrich Friedrich Meyer und Meta Margarethe Kröger geb. Kruse.

2. Getauft: Johanne Ernestine Marianne Bulling, Gerharden Margarethe Catharine Bartholomäus, Anna Helene Wilhelmine Sander. Ein uneheliches Mädchen.

3. Beerdigt: Johann Friedrich Geerken 28 J. 11. M. Diedrich Christian Jonas Poff 43 J. 2. M. Thalka Margarethe Sieling geb. Renken 83 J. 11. M. Eine vor der Taufe verstorbene Tochter des Arbeiters Kieselhorst 10 L. Johanne Ernestine Marianne Bulling 24 L. Christian Meyer 75 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 4. September.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Langreuter.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N° 30 und 31 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,
ausgegeben von der

Schulze'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmanu Straßerjan

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 37.

Sonnabend, den 10. September.

1842.

Der Regenbogen.

Wie ruhen die dampfenden Berge so still,
Kein Schimmer des Lichts sie mehr küssen will,
Seit Tagen und Monden hält dauerndes Wogen
Von Nebel und Regen die Höhen umzogen.

Von sonnigen Strahlen gemieden so lang,
Wird mächtig den triefenden Furen so bang,
Es langen die Breiten des Korns zu den Spigen
So sehrend, als stehren sie: »wollt uns schügen!«

Schon quellen die Aehren hochreifender Saat;
Ach, ist denn kein Helfer von Oben, der naht?
Wie will es um Vorrath für Dürstige stehen,
Läßt sich der allliebende Helfer nicht sehen!

Die Hoffnung entweicht, es strömet mit Macht
Hernieder von Oben bei Tag und bei Nacht,
Es drohet der Himmel mit düstern Geberden
Stets mehr noch der Dränger der Erde zu werden.

O Herr! gib ein Zeichen der Gnade uns nur,
Du wollest verschwommen nicht ganz unsre Flur!
Erböte der Armuth herzinniglich Beten:
Laß Heurung und Hunger nicht gar uns zertreten!

Und siehe, da steigt allmächtig empor,
Aus Farben gebildet vom lieblichsten Flor,
Der Bogen des Bundes, aus Perlen gestaltet
Und Lichte, das auch im Verborgenen walzet.

Hoch steht er im Ebale und lehnt sich so hehr
An grüne Gebirge, gleich schügender Wehr,
Es flattern die Vögelin ihm jubelnd entgegen,
Als ahnten auch sie den verheißenen Segen.

Und inner dem Bogen, da waltt noch ein Meer
Von düstern Gewölken so grauenhaft schwer:
Es bilden sich Krosse und freitende Mannen,
Als thät' in den Kreis sie ein Zauberer bannen.

Sie ziehen und steigen, und steigen und zieh'n;
Sie tummeln sich mächtig; sie harren und steh'n;
Bald werden es Drachen, von Riesen gejagetz
Bald ist's ein Gebirge, das mährchenhaft raget.

Stets lassen die Formungen kühner sich seh'n,
Gleich Ofsians-Geistern auf neblichten Höh'n;
Doch wie sich Gestalten stets dräuend gebären,
Der schimmernde Bogen läßt's rubig gewähren.

Erst als sich vertieret das tummelnde Heer
Von Nebelgebilden im grauslichen Meer
Und sonnige Blicke die Wolken durchglühen,
Da sieht man den Bogen sich leise verziehen.

Der Mensch steht, von Schaam und von Ehrfurcht erfüllt,
Wann neu sich ihm Himmelsverheißung erfüllt,
Ihm wollen die Furcht und das Zagen nicht weichen
Bevor er gesehen erfüllende Zeichen. —

Friedensthal bei Pyrmont, Ende Juli 1840.

Hedwig Hülte.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Foltenius war seit einem Jahre Consulent in Hamburg, weil seine Einnahme in Stade nicht seinen Wün-



schen entsprechen wollte, und er in der größeren Stadt einen größeren Wirkungskreis, besonders auch für sein Lieblingstudium, das Staatsrecht, zu finden hoffte, aber seine Lage war durchaus nicht von der Art, daß er seine Schwester zu sich nehmen konnte. Auch erschien die Sache ihm aus einem ganz anderen Gesichtspuncte als ihr, und seine erste Antwort war lediglich beschwichtigend, indem er Sophien rieth, in ihrem bisherigen Betragen Nichts zu ändern, bis er Alles wohl erwogen und ein so genügendes als erwünschtes Auskunftsmittel gefunden habe.

Foltenius war keinesweges ein unrechtlicher Mann, aber er war Advocat. Er betrachtete das Verhältniß seiner Schwester aus dem juristischen Gesichtspunct, er sah seine Schwester wie eine Clientin an, die seinen Rath suchte, und dabei hielt er es nun für seine Pflicht, seinen Rath darauf zu richten, daß sie nicht allein bei diesem Verhältnisse keinen Schaden leide, sondern die möglichst großen Vortheile daraus ziehe.

Was man so Delicateſſe zu nennen pflegt, war nicht eigentlich seine Sache, er zergliederte sich das Verhältniß seiner Schwester zu dem Grafen Edzard mit dem anatomischen Messer, welches keine Schöpfung kennt und nöthig erachtet. Der Graf Edzard Eberhard Wilhelm von Ostfriesland liebte Sophie Marie Foltenius, die Tochter des weiland Gräfl. Oldenburgischen Rathes Dr. Foltenius und sie war ihm wieder gewogen. Warum konnte daraus nicht ein Ehebündniß hervorgehen? Er war freilich Mitglied eines regierenden Hauses, aber nur ein apanagirtes Mitglied, und sie war die Tochter eines Rathes und Doctors der Rechte; ein Doctor der Rechte aber konnte auf alle Vorrechte des Adels Anspruch machen, das war ausgemacht und anerkannt. Von einer sogenannten Mißheirath war hier also gar kein Gedanke, nur die mütterliche Einwilligung durfte man nicht erwarten, denn Edzards Mutter hatte andere Ansichten vom Adel, als die Juristen damaliger — und noch jetziger Zeit. Aber Graf Edzard war längst volljährig, und wenn er auch gegen den Willen der Mutter heirathete, so konnte doch diese ihm Nichts entziehen, nicht die väterliche Apanage, nicht die Herrschaft Püttingen, die nach ihrem Tode auf ihn fallen mußte, da sie dieselbe nicht als Allodialgut, sondern nach den herkömmlichen Rechten und Verträgen besaß.

Warum sollte also nicht Graf Edzard die Sophie Marie Foltenius heirathen? Warum sollte diese nicht Gräfin von Ostfriesland werden? warum sollte nicht ihr Sohn einst Besizer und regierender Herr von Püttingen sein? Schon als er über diese Fragen im Reinen war, stand seine Ansicht fest, daß seine Schwester eine Thövrin sei, wenn sie den Grafen hindern wolle, eine eheliche Verbindung mit ihr einzugehen, und sein Entschluß war gefaßt, um seiner Schwester willen diese Verbindung durch alle von den Rechten gestattete Mittel zu befördern.

Bedachte er aber nun noch gar, daß der regierende Fürst von Ostfriesland nur Einen Sohn hatte, einen

schwächlichen Prinzen von zehn Jahren und daß nach dessen Tode die fürstliche Würde und die Regierung des Fürstenthums auf den Grafen Edzard fallen könne, so erschienen auch für seine künftige Existenz die Folgen einer solchen Verbindung so vorthellhaft, daß er in keinem Falle davon abzugehen beschloß.

Glücklicherweise mußte Sophie bald nach dem Empfange seines Briefes die Gräfin auf einer Reise nach Püttingen begleiten, wo einige Regierungs-Anordnungen dieselbe mehrere Monate beschäftigten; Edzard aber hielt sich unterdeß am fürstlichen Hofe zu Aurich auf, der im Herbst vorher durch den Tod der Fürstin in tiefe Trauer versetzt war.

Als die Gräfin nach Norden zurückgekehrt war, wo Edzard sie bereits erwartete, der des in seinen Garten zurückkehrenden Frühlings und Sommers sich erfreute, da empfing dieser die Geliebte mit so sichtlicher Freude, daß diese selbst kaum ihrer Empfindungen Herrin blieb, aber um so lebhafter fühlte, wie sie sich von ihm trennen müsse, wenn sie dem treu bleiben wollte, was sie als Pflicht erkannt hatte. Sie bat also dringend ihren Bruder, daß er komme, sie zu holen, da sie sonst sich genöthigt sehe, auch ohne seine Einwilligung Norden zu verlassen.

Foltenius, dessen Plan unterdeß, wie wir gesehen, gereift war, schrieb ihr kurz, daß er kommen werde, und bestimmte ihr den Tag, gegen welchen sie sich zur Abreise bereit halten sollte, doch empfahl er ihr die größte Verschwiegenheit, damit der Graf ihr kein Hinderniß in den Weg legen könne. Mit der Gräfin wollte er selbst sprechen, welches Sophien um so lieber war, da sie dadurch der peinlichen Lage enthoben wurde, worin ein Entlassungsgesuch sie der Gräfin gegenüber würde gesetzt haben.

Als er nach Norden abreiste, hielt er zuerst in Oldenburg sich einige Tage auf, um nähere Erkundigungen einzuziehen, dann ging er zu demselben Zwecke nach Aurich, wo er jedoch nur einen Tag verweilte. In Norden angekommen, war sein erster Gang zu seiner Schwester, indes sprach er noch wenig mit ihr über seine Pläne. Es konnte ihm aber doch nicht verborgen bleiben, mit welcher Leidenschaft sie den Grafen liebe, und sie gestand ihm aufrichtig, daß sie glaube, mit demselben glücklich sein zu können, wenn nicht der Unterschied der Stände eine Verbindung mit ihm unmöglich mache, und daß sie mehr Norden zu verlassen wünsche, um ihr Herz besser beherrschen zu können, als weil sie irgend etwas von der Zudringlichkeit des Grafen fürchte, der mit der größten Verschiedenheit gegen sie sich benehme.

Dann ließ Foltenius bei dem Grafen sich melden. Er erklärte ihm, daß er vernommen, wie ein Liebeshandel zwischen ihm und seiner, des Foltenius, Schwester sich

angesponnen, und er daher die Reise nach Norden gemacht habe, um dem näher nachzuforschen, und falls er es also fände, solche Maßregeln zu treffen, wodurch größeres Unheil vermieden werden möchte. Leider habe er bei einer Unterredung mit seiner Schwester die Bestätigung jenes Gerüchtes erfahren, und es sei nun kein anderes Mittel, als seine Schwester so schnell als möglich von Norden zu entfernen. Er sei daher entschlossen, die Entlassung seiner Schwester bei der Frau Gräfin nachzusuchen und benachrichtige er den Grafen lediglich davon, damit derselbe der Erfüllung dieses Gesuchs kein Hinderniß in den Weg lege, ansonst er der Frau Gräfin den ganzen Zusammenhang der Sache entdecken müsse, welches doch schwerlich dem Herrn Grafen angenehm sein werde. Zugleich ersuchte er den Herrn Grafen für die Zukunft alle Versuche, seiner Schwester persönlich oder auch schriftlich zu nahen, durchaus aufzugeben, widrigenfalls er gegen ihn zur Hülfe des Rechts seine Zuflucht werde nehmen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Freier auf der Probe.

Fallst.aff.

Von welcher Beschaffenheit war denn Cure Liebe?

F. orb.

Wie ein schönes Haus, auf eines Andern Grund erbaut; ich habe also mein Gebäude dadurch verloren, daß ich mich zufällig in dem Platz irrte, wo ich es aufgerichtet.

Die lustigen Weiber von Windfor. Act 2. Sc. 2.

Ein junger Herr, welcher den Stuger in einer kleinen Landstadt mit ziemlichem Anstand gespielt, hatte durch seinen unwiderstehlichen Hang zu vornehmen Zeitvertreiben, als da sind: Karten, Regel, Liebeshändel, Casinos, Wälle, Maskeraden, Schützenfeste oder andere Mummereien, den Becher kostspieliger Freuden bis auf den Hefen geleert, und sah schauernd die erste Stunde nahen, in welcher sein letzter Thaler von dem erschlafften Geldbeutel Abschied nehmen würde. Als er einst des Abends von einem jener Orte lärmender Zerstreung, die er gewöhnlich zu besuchen pflegte, schwach an Geist und Körper, zu seiner einsamen Wohnung zurückwandelte, und zum erstenmal in seinem Leben, einen festen Blick auf seines Glückes Trümmer warf, stand er wie Hercules am Scheidewege sinnend still, und überlegte, ob er allen Mühseligkeiten durch eine geladene Pistole, oder durch einen beherzten Sprung in den Graben, heroisch ein Ende machen sollte.

Während er so zwischen Feuer und Wasser unschlüssig schwankte, kam ihm der höchst sinnreiche Gedanke, nicht

frevelhaft Hand an sich selbst zu legen, sondern vielmehr sich durch die Hand einer reichen Braut aus dem düstern Labyrinth der Armuth und drohenden Schande dem Leben von neuem zuführen zu lassen. Mit diesem trostreichen Entwurf ging er zu Bette; glänzende Träume umgaukelten ihn, — er sah sich im stolzen Biergespann dahin fliegen, fühlte die Liebkosungen schöner, rosenwangiger Houris, deren Besitz er mit der Mitgift seiner Gattin sich zu erkauften gedachte, und schlürfte schon zum Voraus die Wonnen künftiger Genüsse.

Am folgenden Morgen sann er seinem Plan von neuem ernstlicher nach, und fand ihn in jeder Hinsicht untadelhaft, bis auf den kleinen Umstand, daß er noch nicht recht wußte, wann oder wo er die reiche Erbin quæstionis ausfindig machen sollte. Im Städtchen, wo alle Welt ihn mit den verschwenderischen Windbeutel nannte, war einmal an eine solche Parthie nicht zu denken, deshalb faßte er den weisen Entschluß, seine Nege lieber anderswo, des bessern Erfolgs wegen, auszuwerfen.

Nach vielem Sinnen und Suchen verfiel er zuletzt auf einen alten, reichen Bauer, der auf seinem eigenen Lande, ungefähr vier Stunden von dem Städtlein, hauste, wegen seiner ökonomischen Lebensprincipien daselbst wenig Bekanntschaften hatte und der glückliche Vater einer einzigen Tochter war. Im Hause dieses Landmanns fand er mit Hülfe eines Freundes, dem er die Hälfte der Beute versprach, in Kurzem nicht allein Zutritt, sondern auch willkommene Aufnahme. Des Bauern Töchterlein war eine ziemlich unbeholfene Landtschöne, mit rothen Wausbaeken, im Geschmack der Cherubim des Rubens, und ihre plumpe Figur war auch eben nicht zum vortheilhaftesten mit der ererbten Garderobe ihrer seligen Mutter ausgestattet, da dieses Costüm theils einer frühern Zeit angehörte und theils der jetzigen Vestigerin offenbar vom Schneider nicht angemessen worden zu sein schien. Kurz, sie gewährte einen wahrhaft abenteuerlichen Anblick. Ihr Geist stand im vollkommenem Einklange mit ihrem Aeußeren: sie konnte nur von Hühnern und Gänsen sprechen und wenn unglücklicher Weise irgend ein anderer Gegenstand aufs Tapet kam, so beschränkte sich ihre Unterhaltung nur auf: Ja, ja! oder: Ne, ne! oder sie wechselte mit den emphatischen Interjectionen: o Heer! und: o Japhus! regelmäßig ab; — aber, alles was darüber hinausging war ihr vom Uebel.

Diese Holzpuppe stand freilich in schneidendem Contrast zu den muntern, gepuzten, scherzhaften Nymphen, mit welchen der junge Herr bisher die Zeit verändelt, aber sorgfältig verschloß er in seines Busens Tiefe das unaussprechliche Gefühl dieses himmelweiten Abstandes. Seine schmeichelnde Zunge nannte des Mädchens Dummheit, himmlische Unschuld, und ihre Klatschrosen-Wangen verglich er mit poetischer Uebertreibung, der zarten Nöthe süßduftender Centifolien. Kurz, das Ende vom Liede war, daß er nach diesen Präludien sich an den Vater wendete und mit Inbrunst um die Hand seiner holden Tochter flehte.



Der Bauer hatte während seines sechzigjährigen Weltlaufs so viel Menschenkenntniß gesammelt, daß er, wie schlaft sich der junge Freier auch maskirte, nichts desto weniger den Glücksjäger unter der angenommenen Vermummung hervorgucken sah. Deshalb war er Anfangs willens, jeder Bewerbung um sein Töchterlein die Thür zu verschließen, aber bei kälterer Ueberlegung bedachte er dann auch wieder auf der andern Seite: »der junge Mensch habe recht seine Manieren und so könne er ihm vielleicht wohl Unrecht thun; auch hätte er bis jetzt noch gar keine Besorgniß wegen der Mitgift blicken lassen, was die Redlichkeit seiner Absichten wenigstens in ein günstiges Licht zu stellen scheine — das Mädchen sei bereits in mannbarem Alter, warum sollte sie also noch länger im Hause hocken und am Ende zum Ladenhüter werden. Er wolle daher gern dem Anliegen des Freiers Gehör geben, aber seine Uneigennützigkeit vorher noch auf eine entscheidende Probe stellen.«

Der Bewerber ward darauf benachrichtigt, daß der Vater gegen die Heirath nichts einzuwenden hätte, wenn seine Tochter ihre Einwilligung zu geben geneigt sein sollte; es war also leicht voranzusehen, welche Antwort von Seiten des guten Mädchens erfolgen würde, wie sie sich dann auch ohne Umstände bereit erklärte, dem Willen ihres Vaters blindlings gehorchen zu wollen. — Der Handel ward mithin zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen.

(Schluß folgt.)

Buchstabenräthsel.

- 5 8 5 2 7 Zu der Ruh und zum Behagen bin ich einzig nur erfunden.
 9 2 7 1 5 5 8 Mancher Kranke, der mich brauchet, kann allein durch mich gesunden.
 9 1 9 8 Durch Talent und Laune schaffe ich Euch manche schöne Stunden.
 6 6 7 Manchem, der mein Ansehn scheuet, kann ich dennoch trefflich munden.
 9 2 5 9 8 3 Täuschung, Wahrheit, Wunderkuren brachten einst mir viele Kunden.
 9 1 6 4 7 1 5 Meines Heldenarmes Waffen schlugen einstens tiefe Wunden

Hierbei N^o 32 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

- 1 3 3 5 6 7 Nimmer ward, wo ich regiere, jemals Klares Recht gefunden,
 9 6 5 5 8 Wer auf meinen Beifall bauet, trauet bisser Kettenhunden.
 4 3 6 7 Ich verschenke Diamanten und das reine Gold bei Pfunden
 6 9 2 1 5 8 Willst du Fleiß und Ordnung lernen, mußt auf mich als Beispiel schauen
 5 6 9 4 9 Wen ich überrasche dem bereit' ich Schrecken, Furcht und Grauen
 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Hoffnungsloser Liebe bin ich einstmals schweremuthsvoll erlegen
 4 7 9 2 Manchem müden Wand'rer leih' ich Schutz vor Sonne, Sturm und Regen
 9 4 9 9 2 Möge zur Unmäßigkeit nicht mein Wohlgeschmack dich verteilen.
 5 7 7 6 3 9 Hörst du mich und liebst die Ruhe, so entferne dich bei Zeiten.
 3 1 8 5 2 Groß und kräftig leb' ich meistens nur allein noch in den Sagen
 9 6 3 5 Eine Römergotttheit herrsch' ich einst in blut'ger Vorzeit Tagen
 6 9 6 3 1 7 7 1 5 Prangend in des Lenzes Gürtel spend' ich reichlich süße Düste
 6 9 5 8 7 Und erfüll auf grünen Zweigen mit Gesang die Frühlingstäfte.

Kirchennachricht.

Vom 3. bis 9. Sept. sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt: Hinrich Brünning und Anna Friederike Christiane Dürkop.

2. Getauft: Diedrich Heinemann. Christoph Friedrich Ludwig Wessels. Christian Gerhard Anton Heinrich Fischbeck. Gesche Margarethe Helene Koopmann. Johann Friedrich Deppe. Justine Marie Henriette Bullerbief. Thalte Margarethe Janssen. Diedrich Gramberg. Elise Friederike Gesine Catharine Wolf. Ein unehel. Knabe. Ein unehel. Mädchen.

3. Beerdigt: Johann Nicolaus Bonewald 33 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 11. September.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bödel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 35.

Sonnabend, den 17. September.

1842.

Lied.

Ich kann! einmal ein schönes Lied;
Ich hab' es längst vergessen! —
Das klang mit wunderreichem Ton
So frohlich und vernehmlich;
Mein Herz im tiefsten Busen schwoll,
Sobald das hohe Lied erscholl,
Von Erd' und Himmel gelungen!
Wer bringt mir doch das Lied zurück?
Es war das Lied von meinem Glück,
Das Lied, das lange verkungen.

Paul Wilken.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Foltenius war ein Mann von Anstand und Bildung, der sich sehr wohl zu benehmen wußte, und er sprach nach damaliger Weise sehr gut, wenn gleich seine Art sich auszudrücken, ungeachtet der Vorliebe unserer Zeit für das Rococo, jetzt langweilig und geschmacklos erscheinen möchte. Graf Edzard suchte anfangs bei seiner Anrede, dann aber faßte er sich, und wie er es redlich meinte, so beschloß er auch gegen den Bruder seiner Geliebten sich offen auszusprechen. Er verhehlte es demselben nicht, daß er Sophien liebe, er gestand demselben, daß eine immerwäh-

rende Verbindung mit ihr das Ziel seiner innigsten Wünsche sein würde, aber er mußte auch einräumen, daß seine Mutter in eine solche Verbindung nie willigen werde. Ohne Einwilligung seiner Mutter, aber sich zu vermählen fand er höchst bedenklich, da nicht allein seine künftige Existenz von dem Willen derselben sehr abhängig sein könne, sondern er auch sie zu sehr liebe, als daß er einen solchen Verdruß ihr bereiten sollte, wie sie ihn bei ihren Ansichten und Grundsätzen unfehlbar von einer solchen unstandesmäßigen Heirath haben würde. Dem imponirenden Aeußern des Vicentians gegenüber wagte er es nicht, das Verhältniß einer Maitresse zu erwähnen, aber eine Ehe an der linken Hand schlug er doch vor. Davon wollte Foltenius nicht hören, denn ihm war es darum zu thun, seine Schwester als Gräfin von Ostfriesland anerkannt zu sehen. Er setzte dem Grafen auseinander, daß Sophie als die Tochter eines Raths und Doctors der Rechte durchaus nicht so tief unter ihm stehe, wie er wohl vermeine, und daß nur eine öffentlich anerkannte, gleiche Rechte ertheilende Ehe ein ferneres Zusammenleben zwischen Edzard und Sophien heiligen könne. Wolle der Graf darin nicht willigen, so werde Foltenius nicht allein seine Schwester sofort mitnehmen, sondern nach den von dem Grafen jetzt geäußerten Ansichten sehe er sich auch genöthigt, dann der Gräfin Alles zu entdecken, damit diese etwaigen Nachstellungen von Seiten ihres Sohnes bei Zeiten vorbeugen könne, denn leider sei auch seine Schwester so sehr in ihrer Liebe zum Grafen befangen, daß er fürchten müsse, sie könne Anträgen desselben nachgeben, welche ihrem eignen Wohl und der Ehre ihrer Familie entgegen wären.

Auch von einer heimlichen, erst nach dem Tode der Mutter zu veröffentlichen Ehe sprach daher Edzard verzweifelnd, und Foltenius wußte auf der einen Seite die Hindernisse einer öffentlichen Ehe so leicht zu beseitigen, während er auf der andern Sophiens unvermeidliche Entfernung und ihren künftigen Aufenthalt in einem fernem, dem Grafen unbekannt bleiben sollenden Lande, so hervorzuheben wußte, daß Edzard endlich keinen andern Weg zu seinem Glück fand, als die öffentlich anerkannte Ehe mit Sophien.

Ueber einen Punct wurde er jedoch mit Foltenius noch einig: die Ehe sollte, um alle Hindernisse zu vermeiden, heimlich geschlossen, dann aber sofort seiner Mutter angezeigt werden.

Foltenius verließ den Grafen sehr zufrieden, nachdem er demselben die größte Verschwiegenheit dringend empfohlen hatte. Ohne seiner Schwester das Geringste von dem Erfolg seiner Unterredung, wie von seinen Plänen zu sagen, suchte er zunächst eine Audienz bei der Gräfin zu erlangen. Diese stugte, wie früher ihr Sohn, als Foltenius lediglich um die Entlassung seiner Schwester aus ihrem Dienste bat, ohne irgend einen Grund dieser Bitte beizufügen. Sie konnte ihr Bestreben nicht bergen, daß Sophie eine Stelle aufgeben wolle, die doch gewiß ihre großen Vorzüge habe, sie ließ sich herab, diese zu schildern, und endlich gar zu gestehen, daß es auch ihr nicht gleichgültig sein werde, Sophien zu entbehren, an deren Gesellschaft sie so sehr sich gewöhnt habe.

Da rückte Foltenius langsam und behutsam, anfangs mittelst leiser Andeutungen, dann allmählich deutlicher damit hervor, aus welchem Grunde er die Entfernung seiner Schwester von Norden suchen müsse und weshalb er die Wünsche der Gräfin nicht erfüllen könne.

Die Gräfin nahm die Sache anfangs leicht; sie meinte die Verbelei eines jungen Herrn mit der Hofe seiner Mutter habe ja nicht viel zu bedeuten, an eine Heirath brauche man ja dabei eben nicht zu denken; in ihrem Dienste könne freilich Sophie nicht bleiben, aber sie finde es nicht anstößig, künftig mit der Geliebten ihres Sohnes umzugehen; am französischen Hofe wären solche Verhältnisse öffentlich, und Niemand finde etwas Unschickliches darin.

Foltenius aber nahm jetzt eine ganz andere Miene an, er zeigte ihr, daß man in Deutschland noch nicht überall so denke, und daß seine Schwester, die Tochter eines Raths und Doctors der Rechte, zu gut sei, die Mätresse eines Grafen zu heißen, wenn man etwa sie nicht für gut genug halte, seine Gemahlin zu werden.

Das hatte die Gräfin freilich nicht erwartet, allein indem sie von dem Gesichtspunct ausging, daß eine solche Vermählung etwas Unmögliches, ja ganz Undenkbares sei,

vermied es auch Foltenius, diese ihre Ansichten heftig zu bestreiten, indem es ihm wenig darum zu thun war, sie zu überzeugen, vielmehr nur darum, daß sie seinem Plane kein Hinderniß in den Weg lege, sondern sogar denselben befördere.

So kam denn eine Verabredung zu Stande: die Gräfin willigte in die Entlassung ihrer Kammerfrau, die Foltenius mit sich nach Hamburg nehmen und dann bei einer Dame in Schweden, deren Bekanntschaft er in Stade gemacht, wieder in Dienst bringen wollte. Damit aber der Graf Edzard diesem Plane nicht allein kein Hinderniß in den Weg lege, sondern auch nicht erfahre, wohin seine Geliebte entführt worden, wollte die Gräfin denselben auf einige Tage zu entfernen suchen, und während der Abwesenheit desselben sollte Sophiens Abreise vor sich gehen.

Kaum war diese Verabredung getroffen, als Foltenius den Inhalt derselben dem Grafen mittheilte, damit dieser ruhig dem Willen seiner Mutter sich füge, denn das lag gerade in dem Plan, wodurch Foltenius ihn mit der Geliebten vereinigen wollte.

Sophie erfuhr am wenigsten von der Sache, obgleich sie die Hauptperson war. Ihr Bruder wagte es nicht, seinen Plan ihr zu entdecken, weil er von ihrer falschen Delicateffe, wie er ihre Rechtslichkeit nannte, fürchtete, sie möchte demselben entgegen wirken und ihn der Gräfin entdecken. Ihr sagte er daher bloß, daß sie zur Abreise sich bereit zu halten habe, und daß ihre Reise vor sich gehen solle, sobald der Graf zu dem beabsichtigten Besuch in Nürich abgegangen sei.

Noch an demselben Tage trug nämlich die Gräfin ihrem Sohne ein Geschäft in Nürich auf, welches mit dem Fürsten selbst verhandelt werden mußte und ihn auf einige Tage dort aufhalten konnte. Der Graf reiste ab, und noch an demselben Tage nahm auch Sophie Abschied von ihrer verehrten und ihr so wohlwollenden Herrin. Es kam nicht zwischen ihnen zu einer Erörterung des Hauptgrundes dieser Trennung, aber die Gräfin gab der liebgewonnenen Gesellschafterin manche Beweise ihres Wohlwollens und diese schied unter bitteren Thränen, indem sie sich vorwarf, die Güte ihrer Gebieterin mit Undank gelohnt zu haben, als sie, freilich unbewußt, die Liebe ihres Sohnes auf sich gezogen hatte.

Es war am 11. Aug. 1701 als so beide Norden verließen, Graf Edzard um nach Nürich zu fahren, Sophie mit ihrem Bruder, um den Weg nach Hamburg zu nehmen.

Foltenius und Sophie konnten, da sie die Abreise des Grafen hatten abwarten müssen, nicht früh abreisen und so kamen sie an diesem Tage nur bis Neuenbürg, wo sie im Herrenthrage das erste Nachtlager neh-

men wollten. Wie erkannte und erschrak aber Sophie, als sie hier den Grafen Edzard erblickte! Er hatte gleich nachdem er Norden verlassen, statt den Weg nach Aurich zu nehmen, der mit Foltenius getroffenen Abrede gemäß, den Weg nach Neuenburg eingeschlagen. Auch zwei fremde Herren waren da angekommen, welche Sophiens Bruder als Bekannte grüßten.

Nachdem diese Herren mit dem Vicentianen sich besprochen hatten und dieser dann mit dem Grafen sich eine Weile unterhalten, wurde endlich auch Sophie in das Geheimniß eingeweiht. Die beiden Fremden, des Vicentianen Bekannte aus Oldenburg, hatten, von ihm dazu aufgefordert, die heimliche Trauung in Nastede vorbereitet, Edzard war damit zufrieden und auch Sophie ließ von ihm und dem Bruder sich bereden, daß sie ihre Einwilligung gab, freilich mit pochendem Herzen, aber doch mit heimlicher Freude; denn es war ja doch immer ihr sehnlichster Wunsch gewesen, die Gattin des Geliebten zu werden, und sie trauete den Kenntnissen wie der Liebe ihres Bruders, der ihr, so war sie überzeugt, nicht zu einem so wichtigen Schritte raten würde, wenn solcher ihr und dem mit ihr dadurch verbundenen Gemahl nachtheilig werden könnte.

Dennoch brachte sie die Nacht schlaflos hin, aber am andern Morgen fuhren sie sämmtlich nach Nastede ab, Sophie zwar noch im Wagen ihres Bruders, aber schon war ihre sämmtliche kleine Habe in den Wagen des Grafen gebracht, damit sie von Nastede aus ohne Aufenthalt mit ihm weiter fahren könne. Was aber in Nastede geschah, das haben wir schon im Eingange dieser Erzählung erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Freier auf der Probe.

(Beschluß.)

Nach Verlauf einiger Wochen wurde die Trauung im Hause des alten Menalkas vollzogen, der seinen Sidam sogleich nach der Ceremonie mit der Mitgift der jungen Frau bekannt machte, welche sich zum heudigen Erfahren des Schwiegersohnes fast auf 30,000 Thaler belaufen mochte. Der Schlangkopf aber führte seinen angenommenen Charakter mit bewunderungswürdiger Gewandtheit durch, that als ob er gar nichts von dieser Angelegenheit zu hören wünschte, er schwur hoch und theuer, daß er noch bis jetzt an dergleichen Kleinigkeiten gar nicht gedacht, sondern nur die vortrefflichen Eigenschaften seines liebreizenden Weibchens betrachtet, deren unverdorbenes, alleiniges Selbst, ihm theuer wäre als alle Schätze der Welt.

Hierauf gieng zu Tisch, wobei jedoch der Schwieger-

vater die geistlichste Eile empfahl, da er es sich in den Kopf gesetzt, noch an demselben Nachmittag die jungen Eheleute zu ihrer Behausung nach der Stadt zu geleiten, wie es die heutige Mode und der seine Weltton mit sich bringe, dem er nun einmal, aus Rücksicht für seiner Tochter Vermögen, zu huldigen beschloffen habe.

Der Schwiegersohn war ein wenig bestürzt und suchte mehrere Entschuldigungen vor, welche hauptsächlich darauf hinausliefen, daß es ihm unmöglich sei, am ersten seligen Tage der Vereingung mit der Gebieterin seines Herzens, eine, wenn auch noch so kurze Reise zu unternehmen. Der alte Landwirth behauptete, das sei Alles nur Schnickschnack, der ihn von seinem Vorsatz nicht abwendig machen könne, sie beide in ihre neue Behausung einzuführen, wodurch, wie er hoffe, der ehelichen Zärtlichkeit durchaus kein Abbruch geschehen werde. Was war zu thun? — Die Reise mußte volens volens vor sich gehen. Der Schwiegervater legte vor den Augen des Bräutigams, die, theils in Gold, theils in Banknoten bestehende Mitgift in ein kleines Kästchen, nahm es unter den Arm und setzte sich, zur Seite des jungen Ehepaars, in den Wagen.

Der Weg, den sie nehmen mußten, führte durch ein Gehölz; kaum hatten sie jedoch die Mitte desselben erreicht, als zwei Reiter mit verlarvten Gesichtern aus dem Dickicht hervorbrachen und den Wagen anhielten. Der eine von diesen unheimlichen Gästen faßte sogleich den Stücker bei der Kehle und hielt ihm eine Pistole auf die Brust, während der Andere sich dem Wagen nähernd mit barschem, gebieterischem Tone die erschrockenen Reisenden andonnerte: »Wie sind Glückritter und fordern auf der Stelle die Herausgabe des Brautschazes, welchen Ihr bei Euch führt, wie wir erfahren haben.«

Der Bauer und sein Schwiegersohn fluchten und baten, lärmten und lamentirten, aber vergebens, der Räuber beharrte kaltblütig auf seiner Forderung. Nach vielem nutzlosen Parlamentiren kehrte sich endlich der Reiter zu dem jungen Chemann und flüsterte ihm leise ins Ohr: »Damit Ihr seht, daß wir keine unbilligen Leute sind, wollen wir Euch die Wahl zwischen zwei Dingen lassen, — gebt uns entweder die Braut oder die Mitgift; aus Gründen gilt uns das einerlei, und Niemand soll je Eure Entscheidung über diesen Punkt erfahren.«

Der Bräutigam bedachte sich nicht lange, sondern flüsterte ihm sogleich wieder zu: »Dann nehmt die Braut in Gottes Namen!« — »Bruder,« rief nun der Räuber seinem Spießgesellen zu, »wir sollen nur die Braut hinnehmen.«

Im Nu packte der Bauer seinen zärtlichen Schwiegersohn beim Kragen, schüttelte ihn tüchtig und rief mit donnerndem Stimm: »Aha, Schelm! so war meine Vermuthung doch nicht ungegründet, daß es Ihm nicht um meine Tochter, sondern um ihre Mitgift zu thun war. Gott sei gelobt, noch sind beide nicht in seine Krallen gerathen! — Denn steht Er, Herr Hasensfuß, der Mann, der ihn mit



meinem Kinde traute, war kein wirklicher Pastor, sondern nur ein Better im Pastorock; und diese Leute hier sind keine Buchflepper, wie Er meint, sondern meine guten Freunde, die mir behülflich waren, um ihn aufs Glatteis zu führen. Weil er nun so schlecht in der Probe bestanden, so wollen wir auch weiter keine Gemeinschaft mit Ihm haben. Ich fahre wohlgenuth mit meiner Tochter und meinem Geldkasten nach Hause und Er kann wieder zu seinen Stadtmannfellen oder zum — Teufel gehen la

Bei diesen Worten versetzte er den verdügten Brantigam mit einem gewaltigen Fußtritt aus dem Wagen auf die Straße und hieß den Fuhrmann in raschem Trabe den Weg zur Heimath einschlagen. Der Ausgestoßene, dem ein unbedachter Augenblick durch des Schicksals Rute den herrlichsten Preis aus den Händen gerissen, schlich nun kleinmüthig und zerknirscht dem Städtlein zu, und hatte unterwegs die schönste und beste Gelegenheit, darüber nachzusinnen, ob er jetzt, wie der sentimentale Werther zur Pistole greifen, oder sich, wie die liebeskranke Sappho, in den kühlenden Fluthen ein Grab suchen sollte.

Dreißylbige Charade.

So wie der Lenz erwacht, zieht er Euch wieder
Zur ersten meiner Sylben maglich hin,
Die, neu belebt durch vieler Sängers Lieder,
Geschmückt ist mit dem ersten jungen Grün.

Im heißen Sommer heut sie ihren Schatten
Dem Wandrer, der noch Ruhe schmachtet, darz
Nimmt schüßend in sich auf die jungen Satten
Und mancher Liebenden beglücktes Paar.

Und wenn der Herbst mit seinen trüben Tagen
Ein Bild uns heut von alles Irdischen Ziel,
Sehn wir sie noch mit schaurigem Behagen,
Ergötzen uns am bunten Farbenpiel.

Wir eilen noch aus dem erwärmten Zimmer,
Wenn schon der Winter strenge uns gebeut,
Bewundern sie in ihrem Demantshimmer,
Wenn auch kein Sängerschör uns mehr erfreuf.

Der Ehrenname, der in's Künstlers Leben
Der höchste seiner Wünsche ist und was,
Das Ziel von seinem stetigen regen Streben,
Ist's, den Euch nennt mein letztes Sylbenpaar.

Mit ihm benannte einst den Wetterlöser
Auf Erden seiner gläubigen Jünger Mund,
Und ihn begrüßend, machte ihn ein böser
Verräther seinen Feinden also kund.

Und ist es stets Dein eifrigstes Bestreben,
Es über Deine Leidenschaft zu sein,
So gehst Du ruhig, heiter durch das Leben,
Die Krone der Unsterblichkeit ist Dein.

In meiner ersten findest Du das Ganze,
Wenn sie die Frühlingssonne neu belebt,
Wenn sie erscheint im jugendlichen Glanze
Und jedes Pflänzchen grünend sich erhebt.

Im Wonnemond genießest Du das Ganze,
Erkreuzt Dich mit Andern gern vereint,
In munterer, trauter Freunde heitrem Kranze,
Wenn es in duftendem Getränk erscheint.

Auflösung des Buchhaberräthsels in N. 37: Jerusalem.

Kirchennachricht.

Vom 10. bis 16. Sept. sind in der Dtd. Gem.

- 1. Copulirt: Keine.
- 2. Getauft: Theodor Ludwig Friedrich Gottschmidt, Gerhard Carl Gathemann, Hinrich Hoes, Hermann Heinrich Unnau, Johann Gerhard Wemp, Anna Catharina Hultmann, Henriette Caroline Angelica Wallroth, Ein unebel. Knabe.
- 3. Beerdigt: Ludwig Dieblich, Heinrich Gerhard Eining 5 M., Johanne Friederike Warkne 1 M., Wilhelm Müller 66 J., Johanne Sophie Kirchhoff geb. Dugend 61 J., Johann Hinrich Rüper 1 J. 11 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 18. September.

Früh (Ans. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Ans. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Ans. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N. 33 und 34 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schalzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulsche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

No 39.

Sonabend, den 24. September.

1842.

Zwei Gedichte und zwei Fragen.

Unter den vielen schönen Worten, die bei Gelegenheit der Königs-Reise und der Dom-Feste am Rhein gesprochen worden, verdienen ohne Frage die beiden Gedichte von **Penk**: »Unsern Könige« und »Rechtfertigung« als zu den schönsten zu zählen, einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe. Vielleicht sind sie nicht allen Lesern dieser Blätter bekannt geworden, und auf jeden Fall wird es nicht unpassend noch unwillkommen sein, wenn sie auch hier eine Stelle der Aufbewahrung finden. Und wie sie gewiß am Rhein zu manchen Betrachtungen, Wünschen und Auzuwendungen Anlaß gegeben, so möge es gestattet sein, diesen auch noch zwei Worte von der Nordsee aus anzuhängen.

Unsern König.

Mit Glockentlang, Standarten, Ehrenbogen,
Den König grüßt der königliche Rhein.
Wie glänzt der Strom, wie drängen sich die Wogen!
Wie schau'n die Ufer stolz und froh herein!
Die Freude jauchzt aus tausend munteren Kehlen
Und donnernd trägt der Wiederhall sie fort!
Doch darf zum Guten nicht das Beste fehlen:
Das ist, o Herr, ein freies Wort.

Du kommst, o Herr, zum Götter Dombaustelle
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weih'n.
Sie rührten Dich, der Vorzeit edle Reste,
Laut sprach zu Dir das bröckelnde Gestein.
Du winkst, o Herr, und die Gerüste steigen,
Sich widerspiegelnd in dem goldenen Strom!
Und was sich auch für Wetterwolken zeigen:
Fortbau'n willst Du den Götter Dom.

Fortbau'n, süwahr! da hast Du es getroffen,
Das ist ein Klang, der unserm Ohr gefällt,
Das ist's, o das, was Deine Völker hoffen,
Das ist die Lösung der verjüngten Welt!
Nicht Dome blos, nicht Burgen und Paläste,
Bau fort, o Herr! — an einem andern Haus,
Bau' fort, bau' fort an einer andern Stelle:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbau'n allein, Fortbauen heißt Erhalten!
Dieselbe Huld, die Du dem Dom bescheert,
D laß sie auch im Vaterlande walten!
Auch dies, o Herr, ist einen Grundstein werth.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll steht unser Vaterland:
Es schaut auf Dich, es steht mit stummer Miene: —
Auch ihm, auch ihm ein Wink von Deiner Hand!

Dem Krähne gleich dort auf des Thurmes Mauer,
Der regungslos durch manch Jahrhundert stand,
So steht die Presse Herr! Sie steht voll Trauer
Weil sie noch nicht die volle Freiheit fand.
D laß auch sie sich frisch und frei bewegen,
Wie Du den Krähne sich neu bewegen heißt,
Und laut und stolz, der ganzen Welt zum Segen
Grüßt, Protectori! Dich der Geist.

Wahrscheinlich haben nun einige Bekenner des Glaubens: »psui ein politisches Lied! ein garstig Lied!« — oder einige vornehme Feinschmecker es höchst unpassend und gegen allen Ton und guten Geschmack gefunden, wenn dem König, der doch nur an den Rhein gekommen, um sich mit seinen treuergebenen Unterthanen an Concerten, Tafeln, Reden, Revüen, Doms und Bürgerfesten zu erfreuen, von Einem aus dem Volk mit dergleichen ernstern, zudringlichen und hartkörnigen Anforderungen entgegen ge-

treten werden, welche an jedem andern Ort (ja, wo denn?) schicklicher vorzubringen gewesen wären — — wahrscheinlich haben solche königliche Wortführer dem Dichter über sein unzeitgemäßes Mahnen Vorwürfe gemacht, und der Dichter hat dann wiederum es höchst passend und ganz dem Ton und Geschmack der Zeit angemessen gefunden, sich dagegen zu vertheidigen durch folgende

Rechtfertigung

(von Pruz.)

Man hat die Poesie verlaget,
Man zürnt mit uns Poeten,
Daß wir mit stolzem Muth gewagt
Vor unser Volk zu treten.
Daß wir gewagt, mit lautem Ton
Die Schlummernden zu wecken,
Daß wir gewagt, auf ihrem Thron
Die sichere Macht zu schrecken.

Schaut am Euch, sagt man, Alles still!
Die Kämmer gehn und grasen;
Die ganze Welt ist ein Idoll;
Was nützt es Lärm zu blasen?
Ihr ruft zur Schlacht Tag aus Tag ein;
Wer soll die Schlachten schlagen?
So laßt doch das Trompeten sein!
Es will ja doch nichts sagen.

Die Muse ist ein Weib — wohlan!
Für Weiber ist die Klausur.
Was sieht denn Eure Muse an?
Was will sie außer'm Hause?
Macht Verse wieder wie zuvor,
Singt: Blüthe liebes Weiden!
Und findet das kein offnes Ohr,
Je nun, so schweigt ein Weisgen!

Und wär' es auch und wär' es so
Wir wollen doch nicht schweigen!
Doch in die Lüste stolz und froh,
Soll'n unsre Lieder steigen,
Und wären alle Verden stumm,
Und alle Nachtigallen,
So soll die Freiheit doch ringsum
Von allen Zweigen schallen.

Was? Wenn der Mond am Himmel steht,
Und wenn die Sternlein flimmern,
Da soll Euch hurtig der Poet
Ein Mondscheinliedchen wimmern?
Doch wenn aus Nacht und Nebel bricht
Der Zukunft goldne Sonne
Da wolt Ihr, soll der Dichter nicht
Ausjauchzen seine Sonne?

In jedem Halmchen, jedem Moos
Soll der Poet sich freuen —
Er soll die Blumen, klein und groß
Poetisch wiederkauen.
Doch wie? wenn der Geschichte Baum
Laut rauscht mit allen Zweigen,
Daß freut Euch nicht, das hört Ihr kaum!
Da soll der Dichter schweigen?

Ihr laßt ihn gerne bies und das
Von Wein und Reben singen,
Und wenn der Wein sich rührt im Faß,
Gleich muß die Leier klingen.
Doch wenn der Geist, der ew'ge, gährt,
Daß alle Herzen dröhnen,
Das dünkt Euch nicht besingenswerth,
Da soll kein Lied ertönen?

Ihr hört dem Dichter ruhig zu
Singt er von Liebeschmerzen;
Ihr kriegt nicht satt sein ewig: »Du
Du, du liegest mir im Herzen!«
Doch wenn ein Mann zur Liebsten sich
Die Freiheit hat erkoren,
Da dünkt das Lied Euch kümmerlich,
Das schmerzt Euch in den Ohren?

Nun aut, so rütscht denn auf dem Knie
Und räuchert Eurem Fetisch!
Und klagt, die neue Porzelle
Sei gar zu unästhetisch!
Wir kümmern uns den Teufel drum
Wie man uns kritisire
Und ob ein feines Publikum
Uns höchlich begoutire!

Dich, deutsche Jugend, dich allein,
Dich suchen unsre Lieder!
Dein Ohr ist wach, dein Herz ist rein,
Dein Busen halt sie wieder.
Die Jugend nur, die Jugend nur,
Die Jugend soll uns hören!
Und nicht Kritik und nicht Censur
Soll unsre Lieder stören!

Drum also nichts von Kritik und nichts von Censur! — Aber zwei Fragen möchten wir uns erlauben:

1. Sollte dem Dichter Pruz für sein schönes Gedicht an den König, welches reichlich so viel Wahrheit und Werth hat als jenes Lied vom »freien deutschen Rhein« — wohl dafür aus königlicher Hand ein Ehrenbecher zu Theil werden?

Wenn jemand davon etwas erführe, so bitten wir es laut bekannt zu machen, und die Zweifler — es giebt deren — recht tüchtig nach Hause zu führen.

2. Wenn Pruz in Ton des Rechtfertigungsliedes weiter sänge und dadurch unsre deutsche Literatur mit herrlichen Schätzen edler stolzer Dichtungen bereicherte — sollte er wohl Aussicht haben, in den neuen geistigen Verdienstorden aufgenommen zu werden?

Sophie Voltenius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Rasch rollte die Kutsche mit dem jungen Ehepaare durch Oldenburg, wo es sich gar nicht aufhielt, um

keine Aufmerksamkeit zu erregen. Obgleich sie aber den sogenannten Sommerweg nahmen, obgleich sie so wenig als möglich unterwegs rasteten und nur so viel, als zur Erholung der Pferde nöthig war, konnten doch Edzard und seine junge Gemahlin nicht Bremen erreichen, bevor das Thor geschlossen wurde. War das Thor aber einmal geschlossen, so wurde es damals nicht vor dem Morgen wieder eröffnet, selbst nicht der Post. Dadurch glaubte man sich gegen etwaige Ueberfälle zu sichern, allein das vorige Jahrhundert hat den Einwohnern Bremens mehrmals Gelegenheit gegeben zu erfahren, daß es keiner nächstlichen Ueberfälle bedurfte, um ihre Stadt militärisch zu besetzen.

Als Graf Edzard schon in Delmenhorst sich vergewisserte, daß er Bremen nicht mehr erreichen werde, noch mehr aber, als seine Gemahlin durch die heftigen Gemüthsbewegungen der letzten Tage und durch die schnelle Reise bei starker Hitze sehr angegriffen, sehnlich wünschte, etwas ruhen zu können, beschloß er in Delmenhorst zu übernachten. Am andern Morgen befand seine Gemahlin sich fast noch schwächer als am Tage vorher, und da das junge Ehepaar im dortigen Gasthose eine unerwartet gute und bequeme Aufnahme gefunden hatte, so beschloß es, wenigstens den Tag noch dort zuzubringen, da doch nun keine Nachstellung mehr zu fürchten, und das Band ihrer Vereinigung für immer geknüpft war.

Um aber doch den Tag nicht ganz unbenutzt verstreichen zu lassen, beschloß Graf Edzard an seine Mutter zu schreiben, ihr das Geschehene zu entdecken, und ihre Verzeihung sich zu erbitten. Er wandte alle Beredsamkeit der Liebe an, ihr zu schildern, wie es ihm unmöglich gewesen, ohne Sophien je glücklich zu sein, er bot Alles auf ihre Verzeihung zu erlangen und ließ keine Saite des Mutterherzens unberührt, welche den Ton angeben möchte, der allein ihn zu der Mutter zurückrufen konnte; er malte mit den glühendsten Farben ihrer französischen Lieblingsdichter ihr das Glück, welches sie umgeben werde, wenn er und seine geliebte Gemahlin sich vereinigten, durch Liebe und Güte ihr das Leben zu verschönern. Auch Sophie schrieb an die Gräfin. Demüthig flehte sie um Verzeihung des Schritts, welchen sie gethan; sie gestand, daß ohne Edzards Liebe sie nicht hätte glücklich sein können, sie erzählte, wie sie dennoch bereit gewesen, ihr Lebensglück eher zu opfern als in eine Verbindung zu willigen, die ihrem Geliebten die Liebe seiner Mutter, ihr selbst die Zuneigung ihrer gnädigen Herrin entziehen könne, wie aber fast zufällig und ohne ihr Wissen das Zusammentreffen ihrer Abreise mit der des Grafen bei diesem einen Entschlusse hervorgebracht, dem länger zu widerstehen sie sich zu schwach gefühlt, da sie hätte fürchten müssen, daß die Trennung dem Grafen Gesundheit und Leben hätte kosten können. Sie vereinigte sich mit ihrem Gemahl um das Bild zu vervollständigen, welches dieser von dem kün-

tigen schönen, fast idyllischen Leben in Norden entworfen hatte.

Die Schreiben wurden durch einen Boten abgesandt und es wurde um baldige Antwort dringend gebeten, die Edzard und seine Gemahlin in Delmenhorst erwarten wollten; aber der Bote kam ohne Antwort zurück. Die Gräfin hatte ihm nur durch ihrer Diener Einen sagen lassen, er möge nur gehen; der Graf Edzard von Ostfriesland werde schon von der Gräfin hören.

Die Gräfin hatte wirklich durch diese Briefe die erste Kunde von der Reise ihres Sohnes ins Oldenburgische vernommen, den sie in Aurich vermutete. Um so erbitterter war sie über eine Handlung, die sie nie gut zu heißen fest entschlossen war. Sie ließ einen Rechtsgelehrten kommen, dem sie auftrug, Alles anzuwenden, daß dies verhaftete, ohne ihre Einwilligung geknüpft Eheband so schnell als möglich für ungültig erklärt oder wieder getrennt werde.

Meent Kettwig war damals der berühmteste Advocat in Ostfriesland und hatte besonders in Ehesachen sehr intricate Fälle kräftig verhandelt. Der Hof war ihm freilich nicht ganz günstig, aber der Gräfin war es zu sehr um Erreichung ihres Zwecks zu thun, als daß sie solche Rücksichten hätte beachten sollen. Sie ließ ihn kommen, um seinen Rath zu vernehmen und wo möglich seiner Hülfe sich zu bedienen, allein seine Ansichten von der Sache waren nicht den ihrigen verwandt. Dennoch versagte er ihr nicht seinen Rath, denn er war ja Advocat, und sogar ließ er, von ihr mit kündigen Vollmachten und einer ansehnlichen Cassé ausgerüstet sich nach Oldenburg senden, um beim dortigen Consistorium auszuwirken, daß die Ehe, als der nöthigen Formalitäten und namentlich ihrer Einwilligung ermangelnd, für nichtig erklärt werde.

Das Consistorium in Oldenburg fand es nicht angemessen, auf die Anträge des Advocaten Kettwig einzugehen, zumal Licentiat Foltentius solches unter der Hand zu hintertreiben wußte. Es wurde ihm erwidert, daß dem Ausschritte nach an den Formalitäten einer rechtsverbindlichen Copulation es nicht ermangele, sollte jedoch die Frau Gräfin von Ostfriesland vermeinen, ein Anderes im Wege Rechts ausführen zu können, so sollte derselbe ihr nicht versperrt werden, vielmehr zu jeder Zeit offen sein.

Eine solche Klage gegen ihren, freilich noch immer zu Delmenhorst sich aufhaltenden Sohn anzustellen, konnte jedoch der Gräfin um so weniger passend erscheinen, als derselbe, als Mitglied eines regierenden Fürstenhauses sich darauf doch nicht würde eingelassen haben. Sie beschloß also die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, jedoch alle Verbindung mit ihrem Sohne abzubrechen.

Nichtsdestoweniger erging es dem armen Pastor Fabricius recht schlimm. Schon am 25. Aug. wurde eine Citation an ihn erlassen, auf den folgenden Tag vor dem Consistorium zu erscheinen, um zu vernehmen, was wegen

der Copulation des Grafen von Norden mit ihm zu reden sei. Er entschuldigte sich schriftlich, daß er nicht erscheinen könne, weil er unpäßlich sei und sich der Cur des Doctors Gazal bediene; allein man nahm die Sache ernstlich, der Doctor Gazal wurde vernommen, und da der meinte, daß der Herr Pastor nicht so krank sei, daß er nicht reisen könne, so wurde dieser auf den 29. Aug. wieder verabladet.

Da mußte denn also der gute Pastor erscheinen, und als er aufgefordert wurde, zu erklären, was ihn bewogen, die Copulation des Grafen vorzunehmen, erzählte er den Vorgang aufrichtig, wie er gewesen. Auf die Frage, ob der Graf ihm etwa Versicherung gegeben, dafür einstehen zu wollen, falls ihm vielleicht Ungelegenheiten entstehen würden, producirte er die von dem Grafen erhaltene Bescheinigung und setzte hinzu, der Graf habe ihm mündlich zu verstehen gegeben, daß hiebei ganz kein Bedenken Statt finde, maßen er ein abgetheiltes Reichsgraf und schon längstens aus der Vormünder Händen wäre. Er bat dabei, daß in Ansehung seiner jetzigen bekannten Schwachheit, und weil die Copulation so eifertig zugegangen, daß er sich vorher nicht bedenken können, ihm darob nichts Präjudicialisches zu wachsen möge.

Nachdem die Sache von den Mitgliedern des Consistoriums reiflich erwogen worden und diese ihre Abstimmungen zum Theil schriftlich zu den Acten gegeben hatten, erhielt Fabricius folgendes Consistorial-Rescript vom 31. Aug. 1701:

»Ihr werdet Euch guter Maßen zu erinnern wissen, was wegen der von Euch verwichener Zeit eigenmächtig vorgenommenen Copulation zwischen dem Heren Grafen von Norden und sel. Dris. Foltenii Tochter passiert, welschgestalt Ihr darüber im allhiefigen Consistorio in Rede gestellet, und was darauf von Euch ausgesaget und gestanden worden. Wenn nun die Nothdurst erfordern will, daß dieses von Euch beschene Verfahren der Gebühr angesehen werde, auch deshalb die Suspendio ab officio decretiret worden, so denunciiren wir Euch solche hiermit, mit dem Befehl, daß Ihr Euch von nun an bis weitere Verordnung aller priesterlicher Functionen bei Vermeidung anderer sonst zu erwartender großer Ungelegenheit enthaltet, und die, für solche von Euch beschene Copulation empfangenen und ad pios usus zu verwendenden 12 Rthlr. innerhalb acht Tagen ad Consistorium liefert, immahen denn den Pastoribus zu Wieselstede, Jade und Großenmeer allbereit der Befehlig beigelegt, an Cure Statt die vorkommende priesterliche Arbeit inzwischen zu verrichten und dafür die einkommenden Accidientien zu genießen, und bleibt dem Consistorio wegen der übrigen Intraden dessen fernere Verordnung vorbehalten.«

Zugleich wurde aber auch in einem Berichte an den

Landesherrn auf seine Remotion angetragen und sein Adjunct Maes als Nachfolger in Vorschlag gebracht. Zwar wurde die Copulation des Grafen nicht besonders hervorgehoben, um die Entfernung vom Amte zu motiviren, aber doch angeführt als Folge der Trunkliebe und des leichtsinnigen Betragens des Pastoren, und so wurde denn nach dem Antrage des Consistoriums vom Könige entschieden. Schon am 9. Oct. wurde der Pastor Maes als Nachfolger des Pastor Fabricius zu Mastede introducirt, und dieser begab sich nach Varel, wo er erst im Jahre 1733, wie unser Gewährsmann sagt, in Armuth und großer Leibeschwachheit starb, und dann auf oberlischen Befehl in der Stille zu Mastede beigelegt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenrathsel.

Mit a bin ich nicht männlich und nicht weiblich,
Mit i zwar unbekannt, doch unbeschreiblich,
Mit o durch Wissenschaft und Wig bewährt,
Mit u als Deyheus oder Sproß geehrt.

Auflösung der Charade in N^o 38: Waldmeister.

B i t t e .

Varnhagen's Denkwürdigkeiten, Bd. 5, welchen ich seit längerer Zeit einem Bekannten zur Lectüre mitgetheilt habe, bitte ich ganz ergebenst an mich zurücksenden zu wollen.
A. d. Sta hr.

Kirchennachricht.

Vom 17. bis 23. Sept. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Marie Louise Ferdinande von der Decken. Johanne Caroline Marie Louise Moltke. Anna Christiane Henriette Möller. Wilhelm Gottlob Beerhard Behrens. Ahtert Martin Ludwig Harms. Helene Friedeberg. Martin Aden. Heinrich Dittmann Schröder. Gilsrd Gerhard Senen.
3. Beerdigt: Marten Wempe 40 J. Wäbke Helene Meyer geb. Böckmann 33 J. 4 M. Friedrich Anton Georg Dittmanns 3 J. 4 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 25. September.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 40.

Sonnabend, den 1. October.

1842.

Hamburgs Dank*) an das hilfesehende Ausland.

Der Dank — er soll dir werden!

Was du an mir gethan,
Im Himmel und auf Erden
Schrieb's ja ein Engel an.
Doch ist von heißen Thränen
Das kranke Aug' noch wund,
Was soll ich dir denn danken
Schon in der Leidensstund'?

Des Unglücks Pfeile traßen
Zum Tod das arme Herz,
Es wird noch lang nicht schlafen
Der kaum geweckte Schmerz.
Ich steh' ja noch am Grabe
Und wein' das Auge wund;
Was soll ich dir denn danken
Schon in der Leidensstund'?

Wohl bin ich stolz — du neigtest
Zu mir dich lieb und treu.
Wohl bin ich stolz; du zeigtest
Wie theuer ich dir sei!
Doch ob du's trostvoll küßtest,
Das Aug' blieb thränenwund;
Was soll ich dir denn danken
Schon in der Leidensstund'?

*) Wenn auch sonst in der Regel die Mittheilungen keine schon gedruckte Beiträge aufnehmen, so haben wir doch auf den Wunsch eines gebornen Hamburgers dieses in den »Hamburger Nachrichten« erschienene Gedicht hier mitgetheilt, da er dafür hält, daß die Tendenz und der Werth desselben die möglichste Verbreitung im Auslande bedinge.

Wenn einst den tiefen Kummer
Der Liebe Blick besiegt
Und wenn in süßen Schlummer
Der müde Schmerz sich wiegt: —
Dann will ich Dank dir bringen
Für Das was du gethan!
Im Himmel und auf Erden
Schreib's ja ein Engel an!

B. Heitmann.

Sophie Foltinius.

Eine Novelle.

(Fortsetzung.)

Graf Edzard und seine Gemahlin blieben noch eine Weile in Delmenhorst. Sie konnten hier in fast ländlicher Stille das erste ruhige Beisammensein ungestört genießen, und hofften von einem Tage zum andern erfreuliche Nachrichten aus Norden zu erhalten. Endlich kam Licentiat Foltinius und berichtete, was in Oldenburg geschehen war; das schlug ihre Hoffnungen ziemlich nieder. Er aber sprach ihnen Muth ein und beredete sie, ihn nach Hamburg zu begleiten, das werde sie zerstreuen und von der Zeit lasse sich viel erwarten. Er habe mit dem Advocaten Kettwich, dem er anfangs habe entgegenwirken müssen, nähere Bekanntschaft gemacht; in ihren Rechtsansichten stimmten sie ohnehin so ziemlich überein, und der habe ihm versprochen, die Gräfin möglichst umzustimmen, damit sie von ihrem, doch nicht ausführbaren Beginnen,

die Ehe für ungültig erklären zu lassen, abstehe, gutheißt, was nicht mehr zu ändern sei, und die junge Gräfin als ihre Schwiegertochter auf- und annehme.

Das junge Ehepaar nahm den Vorschlag an, den Vicentiaten zu begleiten, denn Edzard hatte ja ohnehin die Absicht gehabt, zuerst nach Bremen und dann weiter zu reisen, ohne eben einen besonderen Reiseplan gemacht zu haben. Sie hielten also einige Tage sich in Bremen auf, wo Edzard Einkäufe machte, damit seine Gemahlin als Gräfin erscheinen könne, eine Kammerjungfer für sie annahm und überhaupt Alles mehr einrichtete, um in Hamburg standesmäßig auftreten zu können. Dann reisten sie nach Hamburg, wo es an Zerstreuung und Unterhaltung ihnen nicht fehlte. Sophie erfreute sich hier auch besonders der Oper, die sie nur aus Edzard's Erzählungen kannte, und die damals fast die einzige, wenigstens die beste in Deutschland war.

Aus Norden wollte aber immer noch kein Brief eintreffen und die Nachrichten, welche Folkenius von seinem neuen Freunde Kettwich erhielt, waren auch eben nicht tröstlich. Die Gräfin hatte seinen Rath kaum anhören wollen, und endlich, als er wiederholte Versuche gemacht, ihren harten Sinn zu beugen, ihm allen ferneren Zutritt verweigert. Das verbitterte Sophien alle Genüsse, die das neue, bisher ihr unbekanntes Leben in der großen Stadt ihr schaffen konnte; sie fühlte es tief, was sie immer gefürchtet hatte, daß die Verbindung mit ihr des Geliebten Glück gestört habe, und wenn sie alle Folgen überdachte, welche solche haben könne, so machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den, durch ihre Liebe nur zu sehr unternünftigen Zuredungen ihres Bruders nachgegeben.

Manche Berathung wurde von ihr mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder gepflogen, und endlich kamen alle drei überein, man müsse durch persönliche Unterwerfung gegen die Gräfin, durch zärtliche Bitten zu erlangen suchen, was den Briefen nicht hatte gelingen wollen. Edzard entschloß sich mit seiner Gemahlin nach Norden zu reisen, mit ihr der harten, stolzen Mutter zu Füßen zu fallen, und sie um Vergebung anzusehen.

In Norden angekommen, wagte er es nicht, gleich bei der Mutter vorzufahren; er kehrte in einem Gasthof ein und schrieb von dort aus ihr einen rührenden Brief, worin er um die Erlaubniß bat, ihr seine Gemahlin vorstellen zu dürfen. Die Antwort war, sie erkenne ihn nicht mehr als ihren Sohn, und sie sei so wenig für ihn zu sprechen, als für die Person, welche er seine Gemahlin nenne.

Die Erkundigungen, welche Edzard einzog, gaben ihm bald Gewißheit, daß seine Mutter solche Maßregeln getroffen, welche ihm jeden Zutritt zu ihr abschneiden, und sein Stolz erlaubte ihm auch nicht, solche Mittel anzuwenden, wodurch er sich denselben hätte erschleichen können, besonders da er sich das Wort gegeben hatte, nicht anders wieder, als mit seiner Gemahlin vor seiner Mutter zu er-

scheinen. Er beschloß also nach dem früheren Rathe seines Schwagers von der Zeit zu erwarten, daß sie durch einen günstigen Zufall herbeiführe, was seinem eifrigen Bestreben unerreichbar erschien, oder daß sie das harte Mutterherz erweiche und der Gräfin mildere Ansichten bringe. Er mietete sich daher in ein Bürgerhaus am Markte ein und lebte hier eingezogen, fast bürgerlich. Sein Privateigenthum, welches er im Fräuchenhofe zurückgelassen, ließ seine Mutter ihm verabsolgen, er richtete seine Wohnung so angenehm ein, als es möglich war, und beschloß, nur seiner geliebten Gattin und den Studien zu leben.

Sophie hätte in dieser Lebensweise sich glücklich fühlen können, glücklicher, als in einer solchen, wie sie dem Stande ihres Gemahls zukam, wenn nicht der Gedanke ihr jeden Genuß getrübt hätte, daß sie es sei, um welcher willen er die Liebe seiner Mutter und alle Unnehmlichkeiten einer Existenz aufgeopfert, an welche er von seiner Kindheit an gewöhnt war. Dabei verbarg sie ihm diese Empfindungen so viel als möglich, um nicht noch seine Gutbehrungen ihm fühlbarer zu machen, vielmehr bot sie Alles auf, ihm auch dieses ungewohnte Leben zu erheitern. Lectüre, Musik und Gesang füllten den Winter aus, Spaziergänge und kleine Fahrten in der Umgegend begrüßten den kommenden Frühling. Dabei stand sie mit bürgerlicher Sorgfalt und Kunde dem Hauswesen vor, machte die freundliche und gefällige Wirthin, wenn die Honoratioren der Stadt zum Besuche da waren, und war im Umgange mit denselben ganz die anspruchslose, lebenswürdige Gesellschaftlerin, welche man in ihr geschätzt hatte, als sie noch Mamsell Folkenius hieß.

Auch der Graf zeigte sich anspruchslos und freundlich im Umgange mit seinen Mitbürgern, aber er unterließ es doch nicht, von Zeit zu Zeit durch diesen oder jenen angesehenen Angestellten, der zuweilen bei seiner Mutter zur Tafel geladen wurde, den Versuch zu erneuern, daß er ihre Vergebung und die Aufnahme seiner Gemahlin erlange. Nur einem geistlichen Herrn war es einmal gelungen, sie dahin zu bewegen, daß sie von ihrem starren Nein abließ. »Laßt ihn die Person von sich thun, mit welcher er lebt,« hatte sie am Ende gesagt, »laßt ihn dann ruhig zu mir zurückkehren, und ich will ihn wieder aufnehmen, wie den verlorenen Sohn sein Vater aufnahm.« Unwillig verwarf Edzard einen solchen Vorschlag, und bat den Herrn Pastoren, ihr gelegentlich zu sagen, daß ihm seine Gemahlin zu lieb, die Ehe zu heilig und seine Pflicht zu theuer sei, als daß er hierauf weiter antworten könne. Seiner Sophie aber verschwiez er das, um sie nicht noch mehr zu tranken, denn so sehr sie denselben ihm auch zu verbessern suchte, erkannte er doch den Gram, der an ihrer Seele nagte.

Als sie ihm dann aber im Sommer 1702 einen Sohn gebar, hoffte er, die Mutterfreude werde ihren geheimen Trübsinn verschücheln, und wie er selbst höchlich erfreut war, so schien es ihm, sogar seine harte Mutter müsse von

der Freude ergriffen werden, die doch jede Großmutter so lebhaft empfindet. Er zeigte die Geburt ihres Enkels ihr schriftlich an und wiederholte nun in den rührendsten Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, seine Bitte um Verzeihung für sich, um Liebe für die Mutter seines Sohnes.

»Einen Bastard könne sie nicht für ihren Enkel erkennen,« ließ sie durch ihren Secretair ihm antworten; »an welche Bedingungen die Verzeihung für ihn geknüpft sei, habe sie ihm schon eröffnen lassen; Liebe könne sie nie für eine Person hegen, die ihre Gnade so abscheulich gemißbraucht habe.«

Sophie erfuhr Nichts von dem; sie schien neues Leben zu gewinnen in dem Leben ihres Kindes. Sie war ihm ganz Mutter und oft stand ihr Gemahl im Anschauen verloren, wenn sie da saß, den sanften Blick auf das freundliche Antlitz des holden Knaben gesenkt und sinnig überdenkend, welch' ein Schicksal vielleicht diesem Sprößling eines edlen Hauses darum bevorstehe, weil die Liebe, nicht die Convenienz ihm das Leben gegeben. Er eilte dann zur Staffelei und ein Madonnenbild gab die geliebten Züge in heiliger Verklärung wieder.

Nach und nach aber wurden Sophiens Wangen blässer und der Gram in ihrem Innern übte wieder seine Gewalt aus. Die Sorge um die Zukunft ihres Kindes kam nun zu der früheren, und auch ihre körperlichen Kräfte schienen durch die Pflege desselben zu leiden. Indes verfloß der Winter und noch ein Sommer und noch ein Winter, der kleine Ferdinand wuchs heran und erheiterte durch seine kindischen Spiele die trüben Stunden der Eltern. Es war ein zartes aber lebhaftes Kind, und die schönen Züge der Mutter herrschten vor in dem blühenden Gesicht.

Im Frühling 1704 konnte er schon an der Hand seines Vaters einen kleinen Gang wagen, und oft blieben die Bürger von Norden stehen und sahen ihnen nach, wenn so der noch immer schöne Graf mit der blassen, schlanken Gemahlin, den lieblichen Knaben in der Mitte und gefolgt von der Wärterin desselben unter den Bäumen, die den Marktplatz umgaben, lustwandelten. Das sichtlich Wohlgefallen in Aller Blicken blieb dem Grafen nicht verborgen, und darauf baute er einen Plan.

Er erfuhr, daß seine Mutter eine Spazierfahrt nach Dütetsburg machen wollte, um in dem dortigen Gehölze sich zu ergehen, obgleich auf der Burg eben damals Niemand dabei war. Auch er fuhr mit der Gemahlin und dem Kinde dahin, und unter irgend einem Vorwande wußte er jene zu bereden, daß sie im Wirthshause zurückbliebe, während er mit dem Knaben einen Gang machen wolle. Plötzlich stand er im Gehölze vor der lustwandelnden Mutter, mit dem Knaben an der Hand, der, wie er ihm geheißt hatte, seine »gnädigste Frau Großmutter!« lachte. Aber mit zornigen Blicken rief sie: »Weg mit dem Bastard! weg mit dem Bastard! wenn Ihr mein Sohn sein wollt!« und wandte ihm den Rücken. Das

war mehr, als er ertragen konnte. Zerstückt kam er in das Wirthshaus zurück und sagte seiner Gattin nur, daß er zufällig seiner Mutter begegnet sei, und sie ihm den Rücken zugewandt habe, aber er gab nun alle Hoffnung einer Ausöhnung mit der Hartberzigen, Unerbittlichen auf, wenn nicht ihre Sterbestunde, die doch allem Irdischen Glanz und Werth raubt und den Blick in das Land der allgemeinen Gleichheit eröffnet, sie noch herbeiführen möchte.

Der Aufenthalt in Norden wurde ihm nun immer mehr zuwider und auch seiner sichtlich stochenden Sophie glaubte er, würde es heilsamer sein, an einem andern Orte zu leben, wo nicht der Anblick des Hauses, in dem seine Mutter lebte, wo einst ihre Liebe sich entsponnen und ihnen eine süße Gegenwart gegeben hatte, ohne eine so bittere Zukunft ahnen zu lassen, sie immerfort an Das erinnerte, was ihren Kummer nur nähren konnte. Zufällig erfuhr er, daß in Delmenhorst eine anständige Wohnung zu haben sei, er erinnerte sich der Wonnestage, die er dort verlebte, erheitert durch schöne Hoffnungen, die leider bereitelt waren, und schnell war sein Entschluß gefaßt, seinen Wohnsitz nach Delmenhorst zu verlegen.

Hier lebten die gräßlichen Gatten eben so eingezogen, eben so bürgerlich, wie sie in Norden gelebt hatten, aber der schöne Thiergarten bot ihnen manchen Genuß in der Natur, den sie in Norden entbehren mußten, die Nähe von Bremen gab ihnen Gelegenheit zu mancher Zerstreuung, die den einfachen Gang ihres Lebens angenehm unterbrach. Nur Vermehrung ihrer stillen Freuden glaubten sie erwarten zu dürfen, als im Frühling 1705 Sophie die Hoffnung äußern konnte, abermals Mutter zu werden.

Da traf die zärtlichen Eltern ein harter Schlag. Der kleine Ferdinand, der den Gram der Mutter mit eingezogen hatte, dessen Lebhaftigkeit mehr die Folge eines krankhaften Zustandes, als einer erhöhten Lebenskraft war, dessen blühende Wangen nur den Wurm anzeigten, der vom Kern seines Daseins zehrte, erkrankte mit dem ersten Knospen des jungen Laubes, und so sorgsam auch die Pflege der Eltern war, so viel Mühe sich die berühmtesten Aerzte Bremens gaben, ihn zu erhalten, er wurde den trauernden Eltern geraubt. Edzard stand mit dem Grimm der Verzweiflung an der Bahre, worauf der mit Rosen bekränzte Liebling schlummerte; Sophie stand still, ohne Thränen, nur um den geliebten Gatten besorgt. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie nicht lange von dem Sohne ihrer Liebe getrennt sein werde, aber sie hütete sich wohl, solche laut werden zu lassen. Die Leiche des kleinen Grafen von Ostfriesland wurde einstweilen in Delmenhorst beigesetzt, bis die Verhältnisse es gestatten würden, ihn in die Familiengruft zu Aurich aufzunehmen zu lassen.

Edzard hatte sich seit vorgenommen, bei seiner Mutter keine Schritte mehr zu thun, daher zeigte er auch den Tod seines Sohnes ihr nicht an; dem Fürsten von Dsi-

friesland zeigte er ihn an, auch seinem Bruder: Niemand antwortete. Auch nicht ein Wort des Trostes ward ihm, nicht ein Beweis der gewöhnlichen Höflichkeit. Aber Edzard unterhielt Verbindungen in Norden, wodurch er von dem Befinden seiner Mutter und von den Vorgängen an ihrem kleinen Hofe stets in Kenntniß erhalten wurde.

Am 19. Mai 1705 erhielt er einen Brief, der ihm berichtete, daß die Gräfin, seine Mutter, plötzlich bedenklich erkrankt sei und man ihr Aufkommen bezweifle. Da glaubte er, habe die Stunde der Versöhnung geschlagen, aber es war ihm nicht möglich, die Gattin, wie er es gehofft hatte, an das Sterbebette der Mutter zu führen. Die Trauer um den verlorenen Liebling, und der Zustand, worin sie sich befand, für sie, ach, kein Zustand der Hoffnung mehr, hatten mitgewirkt zu dem sie nie ganz verlassenden Gram um das zerstörte Glück ihres Geliebten, und auf dem Krankenlager empfing sie die Botschaft von der vielleicht tödtlichen Krankheit ihrer ehemals so gnädigen Herrin, jetzt ihrer unverzeihlichen Mutter und erbitterten Feindin. Edzard mußte also am 20. Mai allein die Reise nach Norden antreten, er trieb, er eilte, er kam am Abend desselben Tages an, aber — seine Mutter war schon am Morgen verschieden. Also auch die Hoffnung vereitelt!

(Schluß folgt.)

Aphoristische Gedanken.

Der bescheidenste Mann ist es nicht immer in der Liebe; seine Stilleheit giebt ihm wenigstens einen Freund, dem er sein Glück erzählen kann.

Wenigen Männern würde es einfallen, die Eroberung der schönsten Frau zu machen, wenn der Triumph auch immerhin unbekannt bleiben müßte.

Es ist ein der Frau natürliches Gefühl, daß ihr in der Liebe Geheimniß und Finsterniß gefällt.

In der Liebe möchte die Frau ihre Leidenschaft vor den Augen Aller verbergen, und dieselbe sich selbst verhehlen, wenn es möglich wäre; der Mann hingegen schreit

sie gerne aus. Die öffentliche Meinung macht zwischen den beiden Geschlechtern folgenden Unterschied, daß sie den erstern Recht und den letztern Unrecht giebt.

Der Mann liebt wenig und oft; die Frau viel und selten.

Die Schamhaftigkeit ist das Kleid der Schönheit; sie verdoppelt ihre Anziehlichkeiten, indem sie sie verbirgt, also soll sie sich nie von ihr trennen. F. . . S.

(Wird fortgesetzt.)

Scharade.

Ahn' de Erste kann de Tweede nich gahn,
Ahn' de Erste kann de Tweede nich stahn;
Dat Ganze averst dat is 'n Mann,
De söwahr mehr as Brot äten kann.
Wat de Doctor's noch so studeert,
Mit all' ere Med'cin nich cureert,
Dat moot för den Wannermann wicken,
Fangt he an to badden unn to srieken.
Unn jagt em uck de Regeerung to 'n Lande henuht,
So maakt he sich doch nich süh soveel daruht,
Es moht' em doch wol lopen laten,
Denn för em sträfs Richters unn Affaten.

Auflösung des Buchstabenräthsels in N^o 39: Hammet, Himmel, Hommet, Hummel.

Kirchennachricht.

Vom 24. bis 30. Sept. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Gustav Hermann Tilly und Almuth Margarethe Christiane Meyer geb. Schnittger, Heinrich Friedrich Christoph Müller und Margarethe Dorothee Elisabeth Seyer.

2. Getauft: Friederike Wilhelmine Pauline Marie Berndt, Caroline Theodore Hermine Henriette Stassen, Marie Johanne Catharine Kruse, Hinrich Ahlers, Helene Gessine Louise Heyne, Henriette Marie Margarethe Düser.

3. Beerdigt: Friedrich Anton Bernhard Ahlers 16 J. Johann Carl Conrad Röser 8 J. 2 M., Hermann Dieblich Fesefeld 87 J. 10 M., Sophie Adele Corneliuss 13 J. Fr. Hauptmannin Anna Elisabeth Caroline Lehmann geb. Groninger 36 J. 10 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 2. Oktober.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Eckardt.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Hansing aus Bardewisch.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

→ Hierbei N^o 35 und 36 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

No. 41.

Sonnabend, den 8. October.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Palms: »Sohn der Wildniß.«

Unsere zum Hoftheater erbobene Bühne ward gestern (Sonntag den 2. Oct.) mit dem »Sohn der Wildniß,« einem »romantischen Drama in 5 Akten von Fr. Palm,« wieder eröffnet.

Das Stück spielt in und um Massalia (das heutige Marseille), eine phoënisische Kolonie in Gallien, hundert Jahre nach deren Gründung, also circa 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Die Fabel ist folgende. Myron, ein Waffenschmied und Bürger von Massalia, in ziemlich dürftigen Umständen lebend, wird auf einer Handelsreise in die Umgegend von einem Schwarme wegelagernder Tektosagen, Angehörigen einer großen gallischen Völkerschaft, gefangen. Ein Fährer, der 20 Schritt davon die Sache mit angesehen, aber wunderbarerweise nicht mitgefangen worden ist — ein willkürlicher und ganz unerklärlicher Umstand, da Sklaven für diese Wilden werthvolle Beutesüße sind — bringt die Nachricht davon in die Stadt, und meldet, daß ihm die Tektosagen »nachgerufen« nur für 30 Unzen Silbers könne der Waffenschmied die Freiheit wieder erhalten. Myrons Gattin fällt in Ohnmacht, aber seine Tochter, die schöne entschlossene Parthenia denkt an Rettung des geliebten Vaters. Sie wendet sich an die Freunde, Akras, Amynt, Epenor. Aber die Freunde haben kein Geld, wenigstens kein Geld für die Befreiung ihres Mitbürgers und Freundes, und entfernen sich achselzuckend. Sie wirft sich dem »Timarchen« der Stadt zu Füßen. Er erklärt, daß alte Sagen die Stadt hindern, ihre Bürger weiter zu schützen »als der Schatten ihrer Mauern reiche,« und geht mit Gefolge vorüber. Da demüthigt sich das stolze Mädchen vor dem, eben vorher verschmähten reichen Freier, dem geizigen Kaufmann Potyodor. Sie bietet sich ihm als Weib, als Magd an, für den Preis der Freiheit ihres Vaters. Vergebens! der boshafte Geizhals verhöhnt sie, wirft ihr die Worte der eignen frühern Abweisung ins Antlitz, und verläßt sie mit dem spottenden Rathe, selbst zu den Tektosagen zu gehen. Dieser Gedanke zündet; Parthenia macht sich auf. Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt. Lager der Tektosagen im Wald um ihren, eben seinen letzten Methrausch ausschlafenden Führer Ingomar. Myron, als Sklave, trägt Meth zu, und beweint sein Geschick. Der unterdeß erwachte Ingomar verspottet ihn mit seinem Schmerz, seiner Sehnsucht nach der Heimath, nach Weib und Kind, nach Freiheit. Freiheit ist auf den Bergen und in den Wäldern, Primath wo es Beute giebt, Weiber, Pab! — verächtliche Kreaturen, Sklavinnen u. s. w. Da erscheint Parthenia geleitet von einigen Tektosagen, denen sie schon durch ihr tapferes Auftreten imponirt hat. Während Scene zwischen Vater und Tochter, edelmüthiger Wettsreit zwischen beiden. Endlich überredet die Tochter den Vater, seine Freiheit um den Preis ihrer Sklaverei zu nehmen. Die Tektosagen willigen ein — der Alte geht ab, mit einigen für den Zuschauer, der die Verhältnisse Massalias so eben kennen gelernt hat, lächerlichen, für die Tochter sehr wenig tröstlichen, für seinen Plan endlich sehr unklugen Drohungen, daß er »wiederkehren werde« um die Tochter mit den Waffen zu befreien. Parthenia bleibt. Als Ingomar ihrer Thränen spottet, hemmt sie dieselben augenblicklich. Diese Festigkeit imponirt, das entschlossene Mädchen gefällt ihm. Eine Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Bruder kommt dazu. Die Liebe beginnt ihren Operationsplan, und schießt in 10 Minuten, ehe der Vorhang des zweiten Aktes fällt, hat sie durch den Zauber ihrer Anmuth den wilden, rauhen Räuberhüuptling in einen geschmeidigen Cavaliere servente umgewandelt, der ihr auf ihr Gebot, Blumen pflückt, sich statt auf seinen Stab, wo sie ihre Kränze windet, zu ihren Füßen setzt, und sich von ihr erzählen läßt, wie man »es mache« wenn man bei den »Griechen« mit »Liebe« um Weiber freie, und was »Liebe« sei. Parthenia erwiedert auf das letztere mit der Definition aus einem von »der Mutters« gelernten Liede, die Liebe sei:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag u. s. w.

Sie geht und läßt ihn sinnend und diese Schlagworte wiederholend, zurück. Der Gute ist verliebt bis über beide Ohren. — Dritter Akt: die Tektosagen sind ihrem Führer auffässig, den seine verliebte Schwärmerei und Träumerei von allen Raub- und Kriegsunternehmungen abzieht. Sie lassen ihm bis zum nächsten Tage



Bedenkzeit, ob er mit ihnen ziehen oder allein zurückbleiben will. Der wilde Bursche ist ganz verwandelt. Liebe und Zorn gegen die Griechin, die ihn so verzaubert, kämpfen in ihm. Es folgt eine lebenshaftige Scene zwischen ihm und Parthenia. Noch einmal zum letztenmale bricht die eingeborne Wildheit des Natursohnes hervor. Die hochmüthige Verachtung des Barbaren, des »Minderdiebs« im Munde der stolzen Griechin reizt ihn auf. Er fühlt sich als Herr der Scavin, bereit, sie zu seinem Willen zu zwingen. Parthenia entreißt sich ihm und zückt den Dolch gegen ihren jungfräulichen Busen. Da zum ersten Mal in seinem Leben fühlt er »was Furcht sei.« Sein Barbarenmuth, sein Häuptlings- und Heldensolz ist gebrochen — übermannt von so viel Heldengröße eines Weibes. Er giebt ihr die Freiheit. In dem Augenblicke wo sie, selbst im Innersten von Liebe bewegt sich entfernen will, überfallen sie einige Tectosagen, die in ihr des Häuptlings verderbliche Zauberin, erblicken. Sie schleppen sie fort, um sie an die Küste zu bringen, und als Scavin zu verkaufen. Ihr Hülfeschrei ruft Ingomar'n herbei. Er erschlägt den einen der Entführer, giebt den andern als Wehrgeld für den Einschlagen und zugleich als Lösegeld für die Griechin seinen vollen Antheil an der Beute, und sagt sich von den Genossen los, um die Geliebte in die Heimath zu geleiten. Sie nimmt das Geleit an, und beide gehen ab, er voran, ein Körschen mit Gebirgen, sie folgt ihm, Schild und Speer tragend. — *Verter Akt.* Die Liebenden — denn das sind sie, erscheinen nach dreitägiger Wanderung in Massalias Nähe. Der Weg war gefahrlos. Ein Sumpf hat seinen Schild verschlungen um der Geliebten den Weg zu bahnen, seinen Speer hat er zerbrochen, um ihr ein Feuer gegen die Nachtälte zu zünden. (Weitläufig: diese Gefährlichkeit des Weges, den vorher das Mädchen ganz ohne Hilfe, nur von einem »Knaben« begleitet, und der Altersschwache Myron ganz allein zurückgelegt, sind gegen alle Einrede der Wahrheit fingirt, um Schild und Speer unterzubringen). Sie wollen scheiden, und — können nicht. Endlich reißt er sich los, aber — nur um wiederzukehren. Er ist entschlossen, der Geliebten nach Massalia zu folgen, und »ein Grieche zu werden.« Myron erscheint. Er hat beschlossen, die Fischer zur Rettung seiner Tochter aus der Gewalt der Tectosagen aufzufordern, ein Unternehmen, an dessen Möglichkeit kein Zuschauer glauben kann. Scene des Wiederfindens von Vater und Tochter. Myron ist zwar anfangs bange, den wilden Häuptling, diesen Löwen auf zwei Beinen, in sein friedlich bürgerliches Haus aufzunehmen, als dieser aber Thierfell und Hart abzulegen, und als guter Arbeiter in Schmiede- und Feldarbeit mit »anzugreifen« verspricht, als er sich von Parthenia selbst sein »Schwert« aus der Hand nehmen läßt, willigt Myron ein. — *Fünfter Akt.* Einige Monate sind vergangen. Ingomar arbeitet treu und ehrlich als civilisirter Neugriechischer Schmiedegeselle, nur hat er vor der reisenden Hausfrau nicht den gehörigen Unterwürfigkeitsrespect. Parthenia redet gütlich zu. Aber bald wird die Sache schlimm. Das Gerücht kommt auf, der Tectosagenhäuptling sei ein verkappter Spion, der die Stadt an seine Gesellen zu verrathen im Schilde führe. Der Timarch läßt den Myron zifiren, und durch ihn dem Ingomar Haus und Hof in Massalia nebst Bürgerrecht und Parthenia's Hand anbieten, wenn er seine Brüder verrathen und in eine Falle locken wolle. Myron ist entzückt über die Ehre und das Glück, das seinem Hause von dem Herrn Timarchen zugebracht ist. Aber Ingomar weist empört den Antrag zurück. Dafür soll er aus der Stadt gejagt werden. Hier aber — und dies ist ein schöner Zug, erhebt sich Parthenia, und erklärt, daß sie ihm folgen werde. Doch dazu kommt es nicht. Tectosagenschwärme zeigen sich auf den Höhen vor der Stadt. Ihre Führer erscheinen, ein Häuptling ihres Volks sei hier gefangen. Ingomar erklärt, er wohne hier als freier Mann. Sie fragen, ob man ihn unehrerbietig behandelt, und drohen in diesem Falle einen Vernichtungskrieg. Ingomar erklärt »daß man ihm so eben noch Bürgerrecht und Hab und Gut geboten« — verschweigt

aber die Bedingung. Die Tectosagen beruhigen sich und gehen, nachdem sie dem Timarchen nochmals Achtung gegen ihren Häuptling eingeschärft. Ingomar bleibt, nimmt Haus und Land vom Timarchen an, wird Bürger und Meister in Massalia und heiratet Parthenia. Plaudite!

Dies Plaudite ist bereits erfüllt. Das Stück ist auf den meisten deutschen Hoftheatern (der Verfasser ist Hr. Graf v. Münch-Bellinghaußen) gegeben, und mit Beifall gegeben. Wir sahen dasselbe vor Kurzem in Dresden. Der Applaus war dort bedeutend. Unser Oldenburger Publikum hielt sich auffallend still, selbst bei den brillantesten Schlag- und Effectparthien. Man lachte oft. Es war kein Auslachen, aber — es war jedenfalls kein Lachen, welches der Verfasser beabsichtigt haben mochte. Die jähe Schnelligkeit dieses Uebergangs von der weberverachtenden Roheit des Barbaren zur Aufmerksamkeit, Liebe, Hingebung, kurz zur vollen Liebeschwärmerei — gesehen wir es uns nur, so artig und naiv es ausieht, hat etwas Komisches. »Aber Romeo und Julie in der Nacht des Maskenballs?« — Verzeihung! Romeo ist kein Tectosage. — Allerdings durchzuckt in jenem ewigen Liebesgebicht der Blick der süßesten Liebesempfindung mit Gedankenschnelle für ewig sein Herz. Aber dies Herz ist das schon für Liebe empfängliche Herz eines ritterlichen, gebildeten, in die Romantik seiner Zeit getauchten Sohnes des italienischen Mittelalters. Romeo ist kein Barbar, kein Methausender Minderdieb, aus der Zeit des heidnischen Galliens, fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt. Und Parthenia — ist keine Julia.

Das Thema selbst ist uralt, aber darum doch ewig neu. Die Roheit einer wilden, kräftigen Natur durch die Liebe gezähmt, Amor auf dem Löwen reitend, Goethes »Miespielender Knabe«, dem der Löwe langsam folgt. Aber dieser Gegensatz ist nicht der einzige, den die Fabel in sich schließt. Barbarenthum und Griechensitte, Roheit und Kultur sind die beiden andern Pole, die hier thätig werden mußten. Der Sieg der Kultur, der geistigen Freiheit, des sittlichen Adels in Familie und Staatsverband, Sitte und Kunst gegenüber der barbarischen Thierheit, dem Recht der Faust im Räuberhordeutreiben — dieser Sieg, angebahnt durch die Liebe, vollendet durch die Bildung und Einsicht des »Sohns der Wildniß« — das war die Aufgabe, die sich notwendig darstellte. Hr. Palm scheint davon ein Bewußtsein gehabt zu haben. Natürlich. Die Sache lag zu klar, zu greiflich auf der Hand. Aber — er ließ die eine Hälfte fallen, er dachte mit der andern auszukommen, und brach seinem Stücke das Herzblatt aus. Das hellenische Alterthum ist der Boden des Stückes. Aber die antike Welt ist kein Spielzeug, es ist ein Schwert; wer damit nicht umzugehen weiß, der lasse es, er schneidet sich in die Finger. Die Massaloten waren ächte Hellenen, die muthigsten Seehelden der alten Welt (nicht ackerbauende Pfahlbürger), Pytheas' Name steht neben Columbus; ihre Verfassung die eines streng aristokratischen Freistaats — das Alles brauchte zwar Hr. Palm nicht zu wissen. Aber das konnte und mußte er wissen, daß seine »Griechen« solche Griechen wie er sie dem »Sohn der Wildniß« gegenüberstellte, diesem die Lust verderben mußten wie Griechen zu werden. »Oder sind Feigheit und Engberzigkeit, Spielbürgerlichkeit und Egoismus, Treulosigkeit, Hintertlist und Verrätherrei die alleinigen Früchte, welche der Baum der Kultur trägt? Ist dieser Myron, ist dieser Timarch, sind diese Polydor, Elyenor, Adrast und wie sie alle heißen, Repräsentanten der Bildung und Sitte, des heroischen, durch Besonnenheit gezügelten Muths, der edlen Gesinnung des freien stolzen Bürgerbewußtseins der Hellenen? Steht nicht dies Griechengefinde, von dessen Kultur doch fortwährend geschmägt wird, tief unter dem, von ihm verachteten, worttreuen, stolzen, großmüthigen, ritterlichen »Barbaren?« Fühlt dies schließlich Hr. Palm nicht selbst, und empfindet man nicht Mitleid mit diesem Ingomar, daß er, statt dem Timarchen sein Geschenk von Haus und Hof und Bürgerrecht vor die Füße zu werfen, dankbar die, nur aus Zwang gereichte, anfangs um den

niederträchtigsten Herrath gebotene Gabe annimmt, und ein Spießbürger wird wie die andern auch? Denn Spießbürger sind es, reine Volkspießbürger irgend eines kaiserlichen Krähwinkels in griechische Kleider gekleidet, Griechen wie Ehren Squenz, Schneck und Bettel, die unsterblichen Athener Shakespeare's. Man soll keine Geister citiren, wenn man nicht auch zugleich der Jausberformel mächtig ist, die sie beherrscht. Was brauchte Hr. Palm volle zweitausend dreihundert Jahre zurück zu gehn, um für das Thema seines Stückes die rechten Leute zu finden. Die konnte er näher haben. Ein wilder ungrischer Gyzosch oder Kopsirt und eine hübsche Wienerin oder Pestherin hätten das Mämliche besser gethan. Damit war dann auch der Widerspruch dieser ganz romantischen Liebesfingamentalität gegen das griechische Alterthum gehoben, was davon nichts und am wenigsten 500 Jahr vor Christi Geburt wußte. Zwischen ihm und jener romantischen Definition der Liebe: *amoc am isidite*

Zwei Seelen und ein Gedanke

Zwei Herzen und ein Schlag u. s. f.

liegt eine jahrtausendlange Kluff, und griechische Mädchen die über ihr Herz verfügen und mit ihrer Mutter, mit ihrem Geliebten von Liebe reden, wie Hr. Palm's Parthenia — sind Unmöglichkeiten, Undinge. Und dennoch wäre das jetzt verfehlt Stück so leicht zu einem befriedigenden zu machen gewesen, hätte Hr. Palm, wie gesagt, seinen Vortheil verstanden, und den Sohn der Wildniß nicht durch die sentimentale Liebe allein in das Pfahlwort elenden Spießbürgerthums gelockt, sondern den kräftigen Räuberhauptling als den freien Genossen edler freier Männer, das Barbarenthum durch wahrhaftige Kultur wirklich überwunden dargestellt. So aber steigt in Wahrheit das erstere, und wir schämen uns der traurigen Rolle, welche die zweite spielt. Der »griechische« Timarch ist ein Tyrann, ein Wiener Polizeispector, seine Mitbürger zahme, vor ihm sich bückende und duckende Kleinräuber, und der Erbärmlichkeit, Feigheit und Hinterlist des kultivirten Volks gegenüber wird nun die Gradheit, Ehrlichkeit, Treue und Hochherzigkeit des naturwüchsigen Barbaren auf den Thron gehoben, der doch auch wieder erbärmlich genug ist, bei solchen Schelmen wie diese Massalotten zu bleiben, statt ihnen ihr Bürgerrecht vor die Füße zu werfen, und mit seiner Parthenia lieber in die Wälder zu seinen treuen Stammgenossen zurückzukehren. Kurz der Verf. hat sein Ziel verfehlt, ja er hat die Pointe des Stückes völlig umgebogen und verkehrt, weil er nicht wußte, was Freiheit und Bildung, was griechischer Staat und Griechenthum war. Sein Stück ist in dieser Beziehung eine Verfündigung an dem antiken Geiste der Freiheit, der Sitte und des Rechts, deren Früchte uns in Hr. Palm's »Griechen« als faul erscheinen.

Bei der Dresdner Aufführung hatte ich das Stück besonders nach den beiden ersten Acten gegen scharfe Kritiken mehrerer Freunde vertheidigt. »Der erste Act exponire gut, der zweite gebe mit geringen Mitteln sehr anziehende Situationen (die sich leider aber bis zum vierten hin unaufhörlich und ermüdend wiederholen). Das Ganze sei als ein Opersujet, ein »Mährchen« zu betrachten, mit dem man nicht Alles so genau nehmen müsse.« Am andern Morgen schrieb mir Julius Moser: »ich denke noch oft an das »Mährchen« (wie Sie es nannten) gestern im Theater. Diese Dichtweise drückt so recht das Seelenleben des Oesterreichischen Volks aus, welschem man von aller Realität nichts gelassen hat, als die Liebe der Geschlechter, welche, wie die Lerche beim Gesange, nicht die Erde berühren darf.« — Wie klar und tief ist damit dies Dichtungsweisen charakterisirt.

Hr. von Münch ist übrigens ein nicht unbegabter Poet, wenn ihm auch in seinen Stoffen noch kein glücklicher Griff gelungen ist. Hier freilich hat er einen solchen gethan, aber er hat ihn nicht benutzt, nicht bewältigt. — Die Sprache kennt man von der Grisebis her. Sie ist gebildet und leicht, die Verse sauber und

weich wie glattgeschorner Sammet. Trivialitäten sind uns nicht aufgefallen; nur einer Ungereimtheit sei gedacht: es ist die Laubfroschfarbe, welche dem Gemüth beigelegt wird in den Worten Partheniens, wenn sie ausruft:

»D sein (Ingomar's) Gemüth ist grün wie seine Wälder.« Dies ist von unwiderstehlich komischer Wirkung.

Ueber die Aufführung noch ein Paar Worte. Parthenia (Madme Grabowsky) vielleicht die und da in Action und Sprachton zu heftig u. markirt, spielte gut u. gab für künftige Leistungen gute Erwartungen. Ingomar (Hr. Moltke) sprach oft sehr undeutlich. Der kolossale Bart mag mit Schuld daran gewesen sein, aber auch die sprudelnde Raschheit, mit der die Verse zum Theil herausgestoßen wurden. Sonst war sein Spiel von gewohnter Lichtigkeit, und zuweilen eines bessern äußern, d. h. hörbarern Erfolges werth. Standen die Darsteller dieser beiden Rollen in Einigem hinter den Dresdnern (Dem. Bayer und Hr. Schöpe) zurück, so war dagegen Hr. Paake (als Myron) und das Zusammenspiel unfreilich hier besser. Polydor (Hr. Köpe) dürfte bei der Wiederholung des Stückes vielleicht einige zu stark aufgetragene Farben mildern. Uns erschien er nahe an Karikatur streifend. Innere Säßlichkeit bedarf auf der Bühne des vollen äußern Ausdrucks nicht, um ihre Wirkung zu thun. Eine Nebenperson, der Fischer Lyton drängte sich etwas zu stark vor. Dem Vortrage des Fisches endlich, der von vielen Darstellern zur Prosa zerissen wurde, dürfte mehr Sorgfalt zuzuwenden sein. Für Immermann war ein solches Zerreißen der gebundenen Rede das Widerwärtigste, und ich denke, Immermann war und ist eine Autorität in diesen Dingen, wie sie kein Schauspieler, der seine Kunst liebt und achtet, besser wünschen kann.

Dumme Dutton.

(Cf. Grimm's deutsche Mythologie S. 314 und 315.)

In Altenhöffen thäten Hünen leben,
Denen hat man den Namen »Dutton« gegeben.

Die waren ein Schrecken weit und breit
Durch ihre unbändige Riesigkeit.

Als aber die Segend nun mehr ward bebaut,
Da haben's die Dutton nicht länger, getraut.

Und sie beschloßen: Wir wollen ziehn,
Wir wollen ziehn in den Himmel hin.

Weil sie aber den Eingang nicht wußten,
Zuvörderst sie ihn suchen mußten.

Und suchten lange sie und dorten
Den Eingang zu der Himmelspforten.

Da kamen sie an ein großes Raß,
Ein stiller, heller See war das.

Da spiegelt der Himmel so blau darin —
Sie schauen hin, sie stürzen hin.

Im Wasser sind sie umgekommen;
Ob sie in den Himmel gekommen, hab' ich nicht vernommen.

Doch die Ertrunkenen hat fortan
Dumme Dutton benamset man.

Heinrich Süßholz.

Aphoristische Gedanken.

Die Freundschaft eines Mannes ist seiner Liebe vorzuziehen; die Liebe einer Frau ist aller zarten Gefühle werth.

Die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist wie Liebe der Engel, rein und uneigennützig.

Der Mann, welcher allen Frauen zu gefallen sucht, die Frau, welche allen Männern angenehm sein will, können sich in der Koketterie die Hand reichen, denn sie geben sich in Nichts nach.

Die Lobsprüche gefallen dermaßen der Frau, daß sie, woher sie auch immer kommen mögen, gut aufgenommen sein werden: der Bildhauer, der ihre Gestalt, der Haarkräusler, der ihre Haare, der Schuhputzer, der ihren Fuß preiset, und der Affe, so sehr er auch Affe sein mag, der ihre Schönheit rühmt, werden ein dankbares Lächeln erhalten, und Platz in ihrer Erinnerung nehmen.

Man ist sehr nachsichtig für das Mädchen mit angenehmen Außern; Alles was sie sagt und thut, hat Grazie; es scheint, achtzehn Jahre und Lebensfrische ersetzen jedes andere Verdienst. Ältert sie, verliert sie diesen Glanz von so kurzer Dauer, so wird man strenger; der Esprit, den man bei ihr fand, scheint mittelmäßig, die Niedlichkeiten, die man an ihr bewunderte, werden zu angenehmen Mienen, einformig, abgeschmackt; weil das Prisma von ihr gefallen. Man muß großen Werth gehabt haben, um alsdann nur noch einigen zu haben.

Nichts ist so lustig, nichts so düstlich, als eine weißgekleidete Frau, deren Contours sich zeichnen in einem halben Lichte.

Nichts ist mehr grazios, nichts ist reizender, als eine hübsche Frau an der Harfe; nichts edler, nichts stolzer, als ein schöner Mann auf dem Pferde.

Die Stimme der Frau geht zum Herzen, und läßt da alle zarten Gefühle schweigen; die Stimme des Mannes dringt in die Seele und entwickelt da die Energie, den Muth, indem sie ihm eine mehr männliche Feder geben.

Man glaubt weder den Frauen noch den Diplomaten die Wahrheit, und in ihren Reden setzt man immer mehr Schlaueit voraus, als sie wirklich haben.

(Wird fortgesetzt.)

Räthsel und Homonyme.

Gestern so, und anders Morgen,
Als wie heute, Freud' und Sorgen,
Furcht und Hoffnung, Trost und Leiden,
Tod und Leben, Willkommen, Scheiden!
Doch beim Handel, und beim Borgen
Nient es, daß man die Befehle,
Die ich gebe, nie verlege.
Jedermann erfreu' ich, ist die Sage,
Doch erreg' ich manche Klage;
Denn nicht immer bring' ich Segen.
Aber die Studenten schauen
Stets mit Sehnsucht mir entgegen;
Ihnen nehm' ich manche Plage.

Auflösung der Charade in N^o 40: Behnmann.

M. f. Oldemb. Bl. 1842, S. 259. 276. 311.

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 7. Oct. sind in der Old. Gem.

- 1. Copulirt: Johann Friedrich Gottfried Hermann und Wilhelmine Leopoldine Auguste v. Wilhelmi.
- 2. Getraut: Anna Hoes. Gerbardine Sophie Würdemann. Ein unehel. Mädchen.
- 3. Beerdigt: Philipp Jacob Kauf 73 J. 11 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 9. Oktober.

- Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
- Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
- Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 37

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerian.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 42.

Sonnabend, den 15. October.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

II.

Schillers Kabale und Liebe. Aufgeführt den 6. October 1842.

„Was dieses Stück vor fünfzig Jahren,“ schreibt der alte Zelter an Goethe, „auf mich und sämtliche Sprudeljugend für electrische Macht ausübte, magst Du dir denken. Wer nur jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so sehr herabsätzen, als Moritz that, der freilich Recht hatte, doch nicht den Anzug der französischen Revolution abndete. Es gehört in jene Zeit, und ist in sofern ein geschichtliches Stück, voller Kraft und Geist, trotz der niederrächtigen Gesellschaft, die sich darin beföhdet.“ Kabale und Liebe ist ein geschichtliches Stück, trotz der engen bürgerlichen Grenzen, in denen es sich scheinbar beschloffen hält. Es rollt und grollt darin der ferne Donner, der die französische Revolution verkündet, welche den damaligen Weltzustand aus den Angeln heben sollte. Nur scheinbar ist das Leben der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft der Grund und Boden des Stückes. Der tiefere Hintergrund ist der Staat, die Staatsidee, die Idee der Freiheit. „Diesen Degen gab ihnen der Fürst,“ sagt die Lady, und Ferdinand antwortet: „der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten. Diese Antwort bedarf keines Commentars. Sie sagt Alles.“ Hr. v. Schlegel sah in Kabale und Liebe nur ein Stück, welches schwerlich durch den überspannten Ton der Empfindsamkeit rühren, aber wohl durch peinliche Eindrücke

soltern könne.“ Hegel in einer gelegentlichen Aeußerung war nicht viel gerechter: „die Individuen quälten sich da unter drückenden gegenwärtigen Verhältnissen mit ihren kleinen Particularitäten und Eigenschaften herum.“ Die Romantiker verwurften das ganze Stück als unpoetisch. Die Nationalisten de pur sang zeigten die Verstandesfehler der Leidenschaft an. Erst die neueren Kritiker blickten tiefer. Hoffmeister wies den Charakter Ferdinands in des Dichters eigener Bildung und Subjectivität historisch nach, und anerkannte den hohen Werth des Ganzen, ohne sich über die Fehler und Mißgriffe im Einzelnen zu verblenden, die er, mit Recht, auf die Mängel der damaligen Bildung des Dichters setzte. Heinrichs faßte das Princip des Stückes tiefer. Er entwickelt die Gegensätze, die hier im Kampfe verbluten, mit der Gewalt des Denkens. Aber er wird dabei scholastisch. Er fixirt Dichter und Gedicht, und macht beide zu absoluten; er verachtet den Verstand und dessen kritische Berechtigung, und wird selbst unverständlich. Das hat auch Strauß in seiner Kritik der Werke beider Interpreten Schillers anerkannt. Es bedarf des Aufwandes an speculativem Mißzeug nicht, um die Potenzen zu erkennen, die sich in diesem Seitenstück der Kämpfer bekämpfen. Es ist das versteinerte Herkommen in der bürgerlichen Gesellschaft, die gefesselte Willkür im Staate, das l'état c'est moi, auf der einen, und die absolute Berechtigung der Person und des Individuums zur Selbstbestimmung auf der andern Seite, deren Conflict durch die Liebe nur herbeigeführt wird. Ferdinand ist längst mit dem ganzen Weltzustand um ihn her zerfallen. Er durchschaut die Hohlheit desselben, er sieht die Fäulniß, welche den Staat ergriffen hat, der fern von aller organischen Gestaltung

nur das Object ist, an dem sich Raune und Ehrgeiz, Tyrannie und Habsucht bethätigen. »Er hat immer zu der Regierung seines Vaters den Kopf geschüttelt.« Er »hat Grundzüge von den Akademien mitgebracht, phantastische Träumereien von Seelengröße, und persönlichem Adel, die an einem Hofe nicht passen wollen, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo auf eine geschickte Art groß und klein zu sein.« Er scheidet den »Fürsten« vom »Staate,« und steht wie Friedrich der Große in dem Ersteren nur die höchste Spitze, die »Hand« des letzteren. Das sind sehr revolutionäre Gedanken für einen zwanzigjährigen Major, und Ferdinand hat alle Anlagen zu einem revolutionären Fanatiker. Aber er steht einsam mit seinem Wissen, einsam in einer Welt um ihn her, der seine Uebersetzungen, Träumereien, Phantasmen, Albernheiten, und an der Spitze dieses Weltzustandes in seinem Vaterlande steht — sein Vater! Das ist das Zanberwort, das seinen Arm lähmt, und das Schwert des Handelns seiner Hand entfallen läßt. Ferdinand wird ein britender Träumer, ein Phantast, er lernt die Flöte blasen. Der Sohn eines andern Vaters, auf einer andern Lebensstufe geboren, hätte er vielleicht für die politische Freiheit seines Vaterlandes als Gefangener oder auf dem Schaffot geendet. Der Sohn des allmächtigen Ministers und Günstlings, der Edelmann, dessen Stammbaum ein halbes Jahrtausend zählt, der »Major« rettet seine Freiheit in das Reich der Liebe. Auf diesem Boden sichtet er den Kampf aus, denn auch dahin verfolgt ihn die allgemeine Knechtschaft, die Unfreiheit des Weltzustandes. Er sichtet diesen Kampf aus mit aller Energie, mit allem Fanatismus der Leidenschaft. Das Verhältniß der Liebe und Achtung zum Vater war schon gelöst, ehe die Liebe den Konflikt zwischen beiden herbeiführte. Dieser Konflikt ist aber nicht die Folge einer bloßen Liebescaprice, Ferdinand nicht bloß ein verliebter Schwärmer. Es ist der ungeheure Riß, die unausfüllbare Kluft zweier Welt- und Lebensansichten, es ist der Kampf einer alten Weltansicht mit dem keimenden Frühlinge einer neuen Zeit, eines neuen Lebensgehalts, der hier in die Erscheinung tritt. Ferdinand hat den Hnin des Vaterlandes, die Vernichtung der Staatsidee, die Herrschaft der Kabale und Lüge, des Trugs und Verraths, des Lasters und Frevels in der Welt um sich her ertragen, statt ihr im Kampfe zu begegnen. Er flüchtet sich in die stille Welt des Herzens, in die Arme der Liebe. Erst als auch hierhin ihn die Welt verfolgt — da, im Kampfe der verzweifelnden Nothwehr wendet er sich gegen die Welt und ihren Verstand, gegen den Staatszustand und dessen gegenwärtige Bedingungen, gegen Standesunterschiede und Standesvorurtheile, und gegen — den eigenen Vater, den Vertreter dieser Momente. Es ist der gehegte Hirsch der sich endlich gegen seine Dränger lehrt.

»Die Leidenschaft bringt Leiden!« Sie waffnet seinen Arm, der ganzen Welt ins Antlitz zu trogen, aber sie unnebelt seinen Verstand. Die edle Leidenschaft des Her-

zens und seiner unendlichen Berechtigung siegt über allen äußerlichen Zwang der Weltmacht, aber sie erliegt dem Weltverstande und seinen Intriguen. Diese Intriguen sind plump, das Netz so grob gesponnen, daß ein Moment verständiger Reflexion es durchreißen müßte. Aber die Leidenschaft ist blind. Das ist ihr Wesen, ist ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Was jeder Zuschauer im König Oedipus und in Kabale und Liebe klar durchschaut, das ist den Augen der in Leidenschaft befangenen Helden beider Tragödien verborgen. Daß man sich in der Beurtheilung von Kabale und Liebe an den Begriff der Leidenschaft zu halten habe, das hat Hinrichs vortreflich hervorgehoben. Die Leidenschaft ist blind, und die blindeste aller Leidenschaften ist die Eifersucht der Liebe. In diese Nacht dringt kein Tagesstrahl der Vernunft. Darum unterliegt die Leidenschaft, denn sie ist ihrer Natur nach Selbstmörderin, und der herzlose Weltverstand, die Kabale, die Intrigue triumphirt. Aber dieser Triumph ist zugleich ihre Niederlage, wie das Unterliegen der Leidenschaft, deren Sieg. Denn die Handlungen und Consequenzen der Leidenschaft liegen außer und über der Berechnung des Verstandes, und der Verstand wird in seiner Isolirung, indem er sich rein auf sich selbst stellt, selbst Leidenschaft, selbst blind. Ferdinand und sein Vater gehen beide an dem zu Grunde, was für sie das höchste Pathos ist, und sie gehen durch dasjenige zu Grunde, wodurch jeder einzelne dem andern überlegen ist.

Man hat den Eindruck des Stückes einer peinigenden Folter verglichen. Diese Welt, diese Zustände und Verhältnisse, diese Konflikte lägen uns jetzt so fern, seien uns so fremd geworden, daß wir Mühe hätten uns mitten hinein und in die Empfindungen der Handelnden und Leidenden zu versetzen. Dadurch entsehe ein Zwiespalt. Diese Gegensätze hätten für uns ihre Bedeutung verloren, weil sie längst überwunden seien, u. s. w. Ich glaube das nicht. Das Peinigende, abgesehen von den Gewaltthätigkeiten und Gewaltthaten der Leidenschaft gegen den Verstand in dem innern Bau des Stückes, in den Motiven u. s. f. — besteht darin, daß diese Gegensätze und Kämpfe in ihrer extremsten Gestalt uns so nahe liegen, daß ihre furchtbarsten Konflikte, ihre extremsten Ausbrüche nur durch einen so geringen Zeitraum von uns getrennt, sie selbst aber noch keineswegs ausgefochten sind. An dem Thema, welches dort angeschlagen ist, arbeiten und ringen sich noch heute die Geister ab. Jener alte Weltzustand ist zwar theoretisch aber noch lange nicht praktisch überwunden. Erst die volle Bewältigung mag die Unbefangenheit geben, deren die Gegenwart noch nicht fähig ist. Wir sind selbst noch Partei. Denn was Ferdinands und Luise's Liebe in Konflikt mit dem sie umgebenden Weltzustande bringt, was dem Ersteren seine Antwort an die Lady Milford eingiebt — eine Eruption die uns den Vulkan ahnden läßt, der in seinem Innern gährt und siedet — es ist derselbe Geist der die Kette gegründet, der die Sta-

tuten der vereinigten rheinischen ritterblütigen Ritterschaft diktiert, und noch größere Thaten in unserer Nähe vollbracht hat. Darüber kann sich Niemand verblenden, als der, welcher mit lebenden Augen blind ist.

Die Aufführung konnte im Ganzen für höchst gelungen gelten. Alle Mitglieder hatten den sichtbarsten Fleiß auf ihre Rollen verwendet und spielten mit einer Liebe und Begeisterung, die der Dichtung würdig war. Freilich sind es solche Werke, an denen sich die Schauspieler unserer Zeit allein erfreuen und wieder aufrichten können. Hr. Haake (Musikus Miller), hat uns nie im höheren Grade befriedigt. Seine Darstellung war geradezu mustergerällig. Die H. H. Häser (Ferdinand) Berninger (Präsident) und König (Wurm) entsprachen ihren Rollen durch tüchtige Leistungen. An allen genannten war namentlich das Maashalten im Affekt zu rühmen, welches nur einmal von Ferdinand in der letzten Scene aufgegeben ward. Schrei und Niedersürzen überschritten dort die Grenzlinie des Schönen in der Kunst. — Hr. König war kein karikierter Bösewicht, er malte die innere Häßlichkeit nicht gefühllos ins Grelle. Wie dürfte in dieser Rolle weiland Hr. Bumeister gearbeitet haben! — Auch Mad. Grabowsky (Luise) und Fräul. v. Zählhas (Baby Milford) befriedigten. Erstere gelangen die affektvollen Scenen mit ihrem Vater oft bis zu herzerschütternder Wahrheit. Letztere zeichnete sich in der Erzählung ihres Lebensganges durch tief eindringendes Pathos aus, schadete aber in andern Rollen durch den beibehaltenen launigen Sprachsinn, welcher auch sonst dieser Künstlerin offenbar in ihren Darstellungen Eintrag thut. Dieses stets durchdrönende unterdrückte Weinen wird zuletzt unerträglich. — Verfehlt erschien die Auffassung des Hofmarschalls v. Kalb durch Hrn. Jenke. — Hr. Jenke ist ein Künstler, der eine abweichende Ansicht eines Kunstfreundes ehrt, weil er wie jeder tüchtige Künstler in der Kunst die Person von der Sache scheidet. Der Hofmarschall v. Kalb ist allerdings hohl und leer; in ihm ist kein echter Lebensgehalt, er ist Höffling im prägnanten Sinne des Wortes, und Höffling an einem heillos verderbten Hofe. Aber er ist kein so unerträglich fader Pinsel, kein so durchaus alberner Geck. Die Strumpfsandgeschichte ist lächerlich; aber der Erzähler braucht darum noch nicht bis zur Albernheit abgemacht zu erscheinen. Es giebt gescheiterte Leute als der Schillersche Hofmarschall, die in diesen Regionen auf gleiche Kleinigkeiten eben so großes Gewicht legen. Kalb ist ein Geck, der nach Wisam duftet und zwei Uhren trägt, aber in allen diesen und ähnlichen Dingen ist er nur der Repräsentant seiner Kollegen von 1780, nicht schlechter und besser als die andern eben auch. Er ist kein Ferdinand im Menschenlichen, er ist etwas verlobt, aber er macht nicht den Eindruck einer Vogelscheuche. Er ist leichtsinnig, oberflächlich und leicht, in Thun und Reden, und gelegentlich ein Schelm, aber kein Pedant, keine Karikatur. Gestern war er beides, der Jenkesche Malvolvo in moderner

Hofmannform. Wird er leichter und flüchtiger, feiner und flüssiger gefaßt, so wird auch der Gedanke des Präsidenten, ihn zum Gegenstande der Eifersucht seines Sohnes zu machen minder unbegreiflich und ungläublich erscheinen, als es gestern der Fall war. Schiller hat dafür gesorgt, daß kein Schauspieler diesen Blaskopf zu einem Geistreichen machen kann. Seine Farben sind pastos aufgetragen, die Striche sind fest und entschieden. Schiller wollte ihn eher verächtlich als lächerlich. Aber im Interesse des Ganzen liegt es, mehr die äußerliche Feinheit, die superficielle Gewandtheit, die flatternde Stugerhaftigkeit dieses hochfürstlichen »Kupplers« hervortreten zu lassen, als ihn zu einem steifen, abgezeckelten, pedantischen Gecken zu machen. Dieser Hofmarschall ist endlich kein Held — er will sich davon machen bei der Duellscene, er hat keine Lust sich über dem Schnupftuch zu schiefen — noch dazu für nichts und wieder nichts. Aber er benimmt sich bei Schiller immer noch als ein »Mann von Erziehung«, und einem Rasenden gegenüber ist seine Lage so schlimm, daß das Fünkchen von leichtsinnigem Humor, welches ihm hier noch bleibt (»O Gott sei ewig Dank, er wird witzig!« ruft er einmal aus) nicht gering anzuschlagen ist. Auch hier malte Hr. J. zu grell. Der Hofmarschall kann für sein Leben zittern, aber seine Angst darf nicht Verzerrung, nicht lächerliche Karikatur werden. Das Lachen über diesen »Namsmermann« hier und überall ist schlimm für Ferdinand, dessen Eifersucht es mit trifft. Hier ist ein Punkt, wo der denkende Künstler das Recht, ja die Pflicht hat, dem Ganzen und seiner Intention zu Liebe im Einzelnen selbstständig und schaffend zu verfahren.

Schließlich noch eine Bemerkung über den Charakter Wurms. Er ist kein abstracter Bösewicht, kein Teufel. Er dient der Schlechtigkeit der Großen zu seinen Zwecken. Diesen opfert er Alles; und warum sollte er Menschen schonen, die er haßt und verachtet? Er ist im Innersten so revolutionär wie Ferdinand, aber es ist ein kalter berechnender Verstand, der die Schlechtigkeit des Weltzustandes, die er durch und durch kennt, zu seinen egoistischen Zwecken benützt. An eiferner Consequenz zu ihrer Erreichung übertrifft er selbst den Präsidenten. Und dieser Mensch — liebt, liebt wirklich, er liebt Louise. Das scheint ungläublich und ist doch wahr. Er, der aufstrebende geheime Secretair des Ministers, will die Tochter des armen Musikanten heirathen. Er sprengt ihr Liebesverhältniß zu Ferdinand in die Luft, aber er glaubt auch nicht an die Möglichkeit, daß es Ferdinand mit seiner Liebe letzter Ernst sei und — bleiben werde oder könne. Schönheit, Reinheit und Liebenswürdigkeit haben Macht über diesen Menschen. Seine Bewerbung ist keine Speculation, sie ist Leidenschaft. Man könnte sagen: sein Verstand suche die Ergänzung zu seinem Herzen. Eben darum aber, weil er hier wirklich menschlich fühlt, erschüttert ihn die Folge seiner Ränke an der Reihe der beiden Opfer, in dem Grade, daß er sein Dasein wegwirft. Jetzt



ist ihm Alles andere gleichgültig, und er hat nur noch eine Leidenschaft, die der Rache gegen den Genossen seines Frevels, der ihm davon die größere Hälfte zuwälzen will. Der Darsteller hatte diesen Uebersprung von der gehaltenen Ruhe wider Leidenschaft tödlichen Hasses gut aufgefaßt und ausgedrückt; dagegen hätte er die Neigung Wurm's zu Linsen vielleicht etwas mehr heraustrreten lassen können.

III.

Die beiden Foster oder das Glück hat seine Launen. Nach einem englischen Plane von K. Töpfer. Aufgeführt Oldenburg, den 9. Oct. 1842.

Ein reicher Kaufherr in London, Thomas Foster, verstoßt, aufgereizt durch seine böse Frau zweiter Ehe, seinen einzigen Sohn (erster Ehe) Robert, weil dieser seinen Oheim Stephan Foster, den jüngern Bruder des Thomas, einen überaus lockern und leichten Gefellen, aus dem Schuldhurme losgekauft hat, und zwar mit einer aus dem Comptoir des Vaters entnommenen Summe. Dafür adoptirt ihn sein Oheim, der im Laufe der Handlung das Herz einer reichen jungen Wittwe gewinnt, die den jungen hübschen Gefellen am Fenster des Schuldhurms, ihrem Hause gegenüber, kennen gelernt hat. Sie heirathet ihn scheinbar aus Caprice, um einmal zu empfinden, was Sorge sei. Allein innerlich ist sie von ächter Neigung erfüllt. Diese Neigung trägt gute Früchte. Stephan Foster zieht einen völlig neuen Menschen an, giebt Würfel und Karten auf, und wird aus einem vagabondirenden Kneipgenie ein gelehrter Chemann, thätiger Hausherr, Geschäftsmann, Sheriff u. s. f., der seinen Neffen und Adoptivsohn Robert zu seinem ersten Comptoiristen macht, und ihm die Hand seiner Geliebten, der Tochter des reichen Kaufherrn Walter Brown gewinnen hilft. Der reiche, hartherzige Bruder Thomas wird indessen durch den Untergang einiger Schiffe und gewagte Speculationen zum Bettler und wandert zuletzt in den Schuldhurme. Wie er bis auf den letzten Augenblick sein eigen Fleisch und Blut verlängnet hat, so verlängnet ihn dies zwar nicht wieder, aber der jüngere Foster verlangt doch, daß er sich demüthigen und sich der selbsten Hartherzigkeit schuldig bekenne, ehe er selbst etwas für ihn thue. Dazu kommt es denn auch am Schlusse nach langem Sträuben des älteren. Sein von ihm verstoßener Sohn Robert bestiehlt den Adoptivvater, um den Vater aus dem Schuldhurme zu lösen. Dafür läßt ihn jener zum Scheine selbst verhaften. Zuletzt, bei Gelegenheit eines großen Festes, wo der verarmte Thomas seinen reichen Bruder beim Könige wegen Härte gegen seinen Sohn verklagt, zwingt ihn des Bruders einfache Darstellung seine Beschuldigung zurück und auf sich selbst zu nehmen. Dies ist der erwartete und verlangte Moment der Versöhnung.

(H i e r z u e i n e D e i l a g e.)

In selben Augenblicke, wo der jüngere Bruder den älteren als Theilhaber an Geschäft und Vermögen annimmt, zeigt sich auch zugleich der Sohn, welcher im Schuldhurme verumthet wurde als frei und als glücklicher Gatte der Tochter des reichen Kaufmann Brown. Und so endet Alles in Freude und Herrlichkeit. — Welch eine Fülle von charakteristischem Leben ist doch in diesem Alt-England! Ich kenne das Original nicht, weiß nicht, wie viel Hr. Töpfer ab- oder zugehan hat. Aber das weiß ich, daß diese englischen Dramatiker an ihrer Nationalität eine unerschöpfliche Fundgrube haben. Der Titel auf dem Fettel meldet: "Charaktergemälde aus dem 15. Jahrhundert nach einem englischen Plane von Karl Töpfer. Warum nennt Hr. Töpfer seinen Vorgänger nicht, von dem er doch ohne Zweifel nicht weniger als Alles hat? Ob das Original Prosa ist? ich möchte es fast bezweifeln; alles ist auf einen gewissen höhern Styl angelegt, und Hr. Töpfer hat höchst unrecht gethan, daß er in den bewegteren Scenen die Jamben nicht angewendet hat.

Für die Aufführung ist das Stück reich an Charakteren, welche guten Schauspielern zu thun geben. Es weht einen zuweilen ordentlich ein Chaffsearscher Geist an. Stephan Foster (Hr. Heuser), die Hauptrolle, ward mit außerordentlicher Frische und Lebendigkeit gespielt. Dieser Lebendigkeit fehlte, namentlich in der ersten Hälfte des Stückes, nichts als etwas mehr Feinheit. Der wilde Patron ist dabei immer noch — ein Gentleman. Er sagt das auch selbst wiederholt, aber geftern hatte er zuviel vom gamin de Paris, als daß man es ihm hätte glauben können. Die Manieren können leicht, übermüthig, hier und da etwas nach der Schenke schmeckend sein, aber — der Gentleman muß immer durchblicken, und — vor Allem Sprache, Bewegungen, Gesten, äußerer Anstand dürfen nichts Gemeines haben. Hr. H. wird es leicht sein, künftig diese Flecken zu tilgen, und ein reines Ganze zu geben. Ritter Klingsporn (Hr. Röbe), der Sohn des unsterblichen Pistol, und Master Lamm (Hr. König) sind in der Dichtung nur mit rohen Strichen angelegt. Dem Schauspieler bleibt eine feine Schattirung dazu zu thun, damit nicht Figuren der Puppenkomödie daraus werden. Agnese v. Walsted ward von Fr. v. Bahlhaas recht anmüthig dargestellt. Thomas Foster und Frau (Hr. Gaake und Dem. Scholz) brachten, jener den hartherzigen geldstolzen Kaufherrn, diese die boshafte, eitle, zänkische, auf ihr Eingebrautes pochende Kantsippe und Stiefmutter gut zur Erscheinung. Die Mundheit und Präcision des Zusammenspiels, der Fleiß des Memorirens der Rollen verdienten alles Lob; und werden dem Stücke immer ein dankbares Publikum sichern.



Antwort auf zwei Fragen.

Mein Herr!

Als ich gestern in der Schulzeschen Buchhandlung herumsüßerte, fiel mir in der Ecke über einen Faden gehängt Ihr Auffag in № 39 der Mittheilungen: »Zwei Gedichte und zwei Fragen« in die Augen. Ich hatte schon von der Einsendung zweier Gedichte von Pruz gehört und mich mit Andern gefreut, daß unsere Mittheilungen immer höher und weiter greifen; daß noch Fragen daran hängen, wußte ich nicht. Ich wurde neugierig, dachte, Ihre zwei Fragen könnten vielleicht aus den Vier Fragen sechs machen, und sah hinein. Nun wundert es mich, daß noch Niemand Ihnen erwünschten Bescheid gegeben hat. Vielleicht hat man es nicht der Mühe werth geachtet, vielleicht gedacht, es wäre ja nur so Späses halber gefragt, vielleicht auch nicht auf so kitzliche Fragen antworten mögen — was weiß ich's? Kurz, seien Sie versichert, hätte ich Ihre Fragen eher gelesen, so würden Sie längst Antwort erhalten haben; ich weiß aus Erfahrung, wie unangenehm es ist, zu fragen, ohne Antwort zu kriegen. Leider kann ich Ihnen die Antwort nicht in zwei Worten geben, wie ich wohl möchte; denn da Ihre Fragen hervorgehen aus der Prosa Ihres Auffages, und diese wieder zusammenhängt mit der eingesandten Poesie, so zwingen Sie mich, weiter auszuholen. Indessen will ich mich so kurz fassen als möglich. Glauben Sie, Sie machen es einem sauer, kurz zu sein; ich könnte noch zehnmal mehr sagen, ohne Ihren Auffag, so kurz er ist, allseitig und vollständig zu beleuchten.

Sie haben zuerst das Gedicht mitgetheilt, welches den Titel führt: Unserm König. Unterdessen ist es vollständig in Druck erschienen, und Sie werden hoffentlich auch die noch fehlenden Strophen kennen; wo nicht, so haben Sie hier die zwei letzten:

Herr, zürne nicht! Wir wissen, was wir wollen,
Und das wirs frei bekennen, das ist Pflicht.
Herr, die Geschichte drängt! Die Räder rollen
Und wolle es Gott, Gott selber hielt sie nicht!
Gieb frei den Weg! Fürwahr es ist das Beste,
Du baust zugleich, o Herr, den eignen Thron:
So sprich das Wort zum zweiten Dombaustre,
Sprich aus das Wort: Constitution.

Das ist der Bau, zu welchem Du berufen,
Auf diesen Säulen gründe sich Dein Ruhm!
Hier knie du mit uns auf denselben Stufen!
Denn auch die Freiheit ist ein Heiligthum.

Paläste fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort;
Und ewig dann zu Deinem Ruhm wird sprechen,
Das heut Dich grüßt, das freie Wort.

Was meinen Sie dazu? Nicht wahr? man hat es nun schon so oft gelesen, aber immer mächtiger ergreift es; ja man traut manchmal seinen Augen und Ohren nicht, daß das ein Dichter unserer Tage sein soll! Seit Schiller ist solche Sprache, seit Uhland solche Rede in Deutschland nicht gehört! Nicht wahr? der Mann, der einen König so anredet, muß doch groß von diesem Könige denken? und man weiß nicht, soll man den König höher halten, dem solche Worte voll Inbrunst und Glauben dargebracht werden, oder den Sängern, der so kühn und gewaltig in die Saiten braunt? Ein König, wie — — Verzeihen Sie, ich hatte vergessen, daß Sie anderer Meinung sind, und Sie müssen's freilich besser wissen, da Sie den König kennen, »der doch nur an den Rhein gekommen, um sich mit seinen treuergebenen Unterthanen an Concerten, Tafeln, Reden, Revuen, Dom- und Bürgerfesten zu erfreuen.« — es fehlt nur noch, daß Sie hinzusetzen: und sich von seinem Hospoeten Pruz schöne Lieder vorsingen zu lassen. — Herr! Sie bringen einen in Verzweiflung mit ihrem vermaledeiten Doh! Ist das so weltbekannt? Haben Sie mit dem Könige zu Rathe geseffen? stehen Sie so intim mit ihm? Wenn es mir etwa einfiele zu sagen: der unbekante Verfasser, der die schönen Gedichte von Pruz in den Mittheilungen doch nur eingesandt hat, um seine zwei Fragen anzubringen; würde das mehr einfältig oder mehr boshaft sein? Nein, mein Herr, gehen Sie doch mit Ihrem Doh; ich glaube es nicht; ich habe ein anderes Zeugniß von einem Reisenden, der in Berlin gewesen ist und den König in Person kennt. »In Preußen, sagt dieser Reisende, fand ich Alles anders als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. — Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten constitutionellen Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig ist, die aber nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfnis so lebhaft fühlt. Der König« — geben Sie Acht, mein Herr, was der Reisende vom König sagt: »Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitgast der Russen und morgen zum Taufpather der Engländer zu machen.« — Sie sehen, mein Herr, dieser Reisende kann das nicht glauben, was Sie so bestimmt wissen. Dieser Reisende heißt Thiers, und der es aus dessen eigenem Munde hat

heißt Guklow. Wenn Sie die Briefe aus Paris von Guklow nicht bekommen können, so lesen Sie doch geschwind die Beilagen zu N 266 und 267 der Augsb. Allg. Zeitung, und lernen Sie von einem Franzosen, große Dinge nicht klein zu nehmen. Freilich, Thiers ist ein Staatsmann; so wie Sie urtheilt der erste beste politische Kennengießer.

Dies bei Gelegenheit des Königs. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nun auch noch wieder vorführe, was weiter daran hängt. Wahrscheinlich, sagen Sie, haben nun einige Bekenner des Glaubens: psui, ein politisches Lied! ein garstig Lied! — oder einige Feinschmecker es höchst unpassend und gegen allen Ton und guten Geschmack gefunden — und was Sie noch mehr sagen; Sie wissen ja, auf welche Weise Sie das folgende Lied: »Rechtfertigung« einführen. Aber um's Himmels willen, wo haben Sie Ihren curiosen Geschmack her? Sie sehen eine edle stolze Dichtung, aller möglichen Verdienstorden würdig; ich sehe nichts, als einen frischen, fetten, muthwilligen, heiteren Erguß einer poetischen Kraft, die ihre Rechtfertigung vor der Eitelkeit trägt, ein Lied ohne ängstliche Polemik, ohne Haß, ohne Bitterkeit, ohne Ingrimm, ganz leicht und lustig;

Wir kümmern uns den Teufel drum,
Wie man uns kritizire,
Und ob ein feines Publikum
Uns höchlich degoutire.

Kurzum, das Lied ist eben so launig heiter, als das andere hier ernst; eben so kock und muthwillig, als das andere großartig kühn und erhaben; eben so allgemein, als das andere individuell; eben so amüsant, als das andere Herzen ergreifend und hinreißend. Nein, mein Herr, und wenn Sie mir's auch verbietet und versiegelt brächten, so glaub ich nimmermehr, daß die Rechtfertigung in der geringsten Beziehung steht zu dem Königsliede; ich glaube nicht, daß Prutz es überhaupt nöthig gefunden, sein Königslied zu rechtfertigen; und daß er sich gar sollte erniedrigen haben, es zu rechtfertigen gegen solche Leute, wie Sie unter Bekennern des Glaubens und Feinschmeckern verstehen, das glauben Sie hoffentlich selber nicht.

Drum also — so schicken Sie Ihre Mittheilung — drum also nichts von Kritik und Censur. Bravo! mein Herr; rufen Sie auch mit mir: Ein Dichterwort soll

man nicht drehn und deuteln! und: Pereant die Kennengießer und Philister!

Sie wollen noch eine besondere Antwort auf Ihre Fragen? Sie spazien, mein Herr, ich habe Ihnen ja geantwortet.

Singverein.

Außerordentliche Versammlung, Montag den 17. October

Program.

1. Chöre aus Judas Maccabäus von Händel.
 2. Frühlingsglaube, Lied für Sopr., Alt, Tenor und Bass von H. Grosse.
 3. Motette von J. Haydn: »des Staubes eitle Sorgen.«
 4. Psalm von Fr. Schubert für 2 Sopr. und 2 Altstimmen.
 5. Lieder von Mendelssohn.
 6. Introduction und Duet aus der Entführung v. Mozart.
 7. Lieder von Fr. Schubert.
 8. Der 134. Psalm, comp. für 2 Chöre v. F. Pachner.
- Die Fremdenkarten werden die verehrlichen Mitglieder ersucht, am Sonntag Nachmittag oder Montag Vormittag bei Herrn v. Harten abholen zu lassen. W. D. W.

Kirchennachricht.

Vom 8. bis 14. Oct. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hermann Hinrich Wente und Anna Helene Gerhardine Fensch.
2. Getraut: Anna Catharina Freels, Johanne Soppie Pape, Johanne Margarethe Henriette v. Bloch, Helene Catharine Sophie Willers, Bede Schellstede, Anna Margarethe Catharine Daneken, Gesche Helene Margarethe Heinemann, Ein unebel. Knabe.
3. Beerdigt: Johann Hinrich Bruns 2 J. 2 M. Ein todtgebornes Mädchen des Johann Reten zu Ipwegen. Anna Soppie Kue aus Neusüßende 30 J., im Wasser verunglückt mit ihrem neugebornen Kinde.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 16. October.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Indem wir uns erlauben den verehrlichen Abonnenten mit der heutigen N den ersten Nachtrag zu dem im Anfang d. J. erschienenen neuen vollständigen Verzeichniß aller in unserer Leihbibliothek aufgenommenen Bücher gratis zu übergeben, empfehlen wir diese Büchersammlung, die alles Beachtungswerthe der belletristischen Literatur der neuern Zeit, so wie das Vorzüglichere aus den Fächern der Reisebeschreibungen, Biographien, Geschichte etc. enthält und jährlich durch mehr, denn 300 Bänden vermehrt wird, zur geneigten Benutzung unter den im Catalog bemerkten äußerst billig gestellten Bedingungen.

Schulze'sche Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Straßerhan

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

№ 43.

Sonnabend, den 22. October.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

IV.

Ernst und Humor. Lustspiel in 4 Akten, von Bauernfeld. (Ausgef. Oldenburg. 16. Octbr. 1842.)

„Neue Wesen kehren gut,“ sagt das Sprichwort, und unser Hoftheater scheint das zu bestätigen, denn auch die gestrige Vorstellung gab ein neues Zeugniß von dem Fleiß und der Sorgfalt, mit welchen die Mitglieder der Bühne sich selbst dem Publikum zu empfehlen und ihrer Kunst, wie ihrer Standesehrdung Ehre zu machen bestrebt sind. Solch ein Streben verdient Anerkennung; denn die Ehre der Anerkennung ist der geistige Lohn des Schauspielers. Wahre Ehre aber hat er nur, wenn er sich als wirkendes Glied einer Kunstanstalt betrachtet sieht, deren Zweck und Ziel die vollendete künstlerische Darstellung jedes, auch des untergeordnetsten poetischen Erzeugnisses ist. In diesem Sinne muß ihm die Kritik willkommen sein. Schon daß er kritisiert wird, darf ihm als Bürgschaft gelten, daß man ihn achtet. Denn das Schlechte kritisiert man nicht, und eine Bühne, welche gar keine öffentliche Beurtheilung erfährt, ist schwerlich — über der Kritik.

Das Publikum steht im engsten Verhältnisse zur Bühne, und umgekehrt. Beide können und sollen sich gegenseitig fördern. Thun sie es nicht, so sinken sie beide herab. Ein gebildetes, aufmerksames, in Tadel und Beifall gewissenhaftes Publikum, ein Publikum, welches von der Bühne Kunstgenuss, und nicht bloß beliebige Ausfüllung müßiger Stunden verlangt, ist der beste Lehrmeister und

Regulator der Bühne, während es eben durch ein solches Verhalten sein eigenes Interesse fördert. Bei aller billigen Rücksicht auf allgemeine Bedingungen und besondere Verhältnisse, bei aller Milde gegen den Anfänger, können doch, in gewissen Dingen, Publikum und Kritik nicht streng genug sein. Nachlässigkeit, Unfleiß, Soloperie, Verstöße gegen die gute Sitte, gegen Bildung und Geschmack, gegen Sprache u. dgl. müssen gerügt werden; die Zeiten, welche die vollendetste Bühne der Welt besaßen, hatten zugleich immer das strengste Publikum derselben. In Athen reichte ein falsch betontes Wort, ein falsch gesprochenes Vers hin, um das ganze Theater zu alarmiren. Lessings kritischer Kanon, seine kritische »Tonleiter,« gilt auch hier: »Gelinde und aufmunternd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper. Der Kunstrichter welcher gegen Alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen Alle höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob.«

Hr. Heuser wurde gestern gerufen. Dieses Herankommen ist eine sehr zweideutige Kritik, die überdies sehr im Preise gesunken ist. Man sollte es eigentlich abstellen. Denn eine gute durchdringende Stimme entscheidet hier sehr oft allein, während andere, deren Stärke nicht gerade im Schreien besteht, ohne daß es ihnen darum an Urtheil gebrähe, sich bei solchen Anlässen meist passiv verhalten. Wir gönnen indeß Hr. H. diese Aufmunterung von Herzen. Er hatte sie als solche verdient. Sein Talent ist unbezweifelbar. Aber — es fehlt noch viel an der feineren Ausbildung desselben durch Studium und Kunst. Seine Manier ist noch zu eintönig, entbehrt noch aller



feinern Schattirung. Diese Lustigkeit und Lebendigkeit ist wie der Sonnenschein, der auf unseren unübersehbaren Flächen »wie festgenagelt« gleichförmig ausgebreitet liegt, ohne Wechsel von Licht und Schatten durch Berg und Thal, Wald und Feld. Selbst dieser Bauernfeldsche Baron Adolf von So und So, dies heitere, vagabondirende, humoristische, beiläufig indes schon 36 Jahr alte Genie — ist doch immer ein Cavalier von feiner Erziehung, bei dem selbst die Nonchalance nichts Studentenhaftes, Burschikoses, haben darf. Herr Heuser war, wie neulich im Foyer, auch hier nicht so in genug, es fehlte die Grazie der Nachlässigkeit. Er war ein 20jähriger frischer, lustiger, ungenierter, mitunter etwas ins derbe gerathender Tausendfüßler von humoristischem Bruder Studio, aber kein Mann, der in seinen aristokratischen Lebensverhältnissen die Sprünge und Capriccios seiner Laune zum Besten giebt. Er hielt fast während aller vier Acte eine oder beide Hände in den abschleichen Taschensutteralen gesteckt, — was schon im gewöhnlichen Leben ungeschickt und anstandslos aussieht, und arbeitete mit dem Schnupstuche in einer Weise, über welche sich Goethe in den »Regeln für Schauspieler« (Werke Bd. 44. S. 74.), die überhaupt den jüngern Schauspielern dringend zur Beachtung zu empfehlen sind, so nachdrücklich erklärt. Weil er ferner Alles in gleichem Tempo, Ton und Färbung nahm, lahmt hier und da sichtlich die Darstellung, trotz aller Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit. Fehler endlich in der Aussprache wie dramatis personae statt dramatis p. beleidigen das Ohr unerträglich. Der Accent ist die Seele des Wortes. Was würde ein Deutscher sagen, wenn er einem Ausländer statt »Gespenster« (· · ·) etwa Gespenster (· · ·) aussprechen hörte.

Die Palme verdiente gestern ohne Zweifel Hr. Bluhm *) (Kaufungen). In Feinheit und anmuthiger Nuancirung stelle ich diese scheinbar unbedeutende Rolle unter seine besten Leistungen. Die beiden Scenen mit der jungen Wittve (im ersten und letzten Act) mögen an Wahrheit und individuellem Leben ihres Gleichen suchen. Auch ward er von seiner Partnerin Frä. v. Zahlhaas tüchtig unterstützt, ein Glück, das Hr. Moltke leider entbehren mußte. Hr. Jenke als »Lebemann« der gemüthliche Beethoven und Shakspeareenthust, der Inhaber des ersten Hotels der Welt und »Freund von Alexander Dumas,« war eine ergögliche Figur, aus der schwerlich viel mehr zu machen ist. Der Jäger war nicht respectvoll genug, er trat seinem Herrn zuweilen zu nahe auf den Leib. Die Bedienten auf der Bühne müssen durchaus vergessen, daß sie eigentlich keine sind; gemeinlich scheint ihnen das recht schwer zu werden.

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß uns Hr. Bluhm auch neulich als Ver in einen wahren Genuß gewährt, und unsere vor zwei Jahren gemachten Ausstellungen (Mittheilungen 1840. Nr. 23) sich wohl zu Nutzen gemacht hat. Nur die Verspaare schleifte er zuweilen noch zu sehr in einander, statt einen unmerklichen Ruhepunkt eintreten zu lassen.

Hr. Bauernfeld ist ein ergiebiges Talent. Er produziert rasch und hat bereits gegen 20 Lustspiele geschrieben, die alle die unverkennbarste Familienähnlichkeit haben. Er gilt für den Dichter des Conversationstons der höheren Stände, aus deren Treiben er seine Stoffe zumeist entlehnt. Eigentlichen Kunstwerth haben diese Sachen nicht, es sind keine Gemälde, es sind colorirte Steindrücke, die man nur in einem gewissen Lichte betrachten darf. Es sind »sterbliche Menschen,« »Futter für Pulver,« aber auf unsern Theatern »füllen sie eine Grube so gut wie andere.« Diese Bauernfeldschen Sachen scheinen an die Spanischen Mantel- und Degenstücke dadurch zu erinnern, daß sie Heiteres und Ernstes zusammen mischen. Aber an Feinheit, an Bewegung der Leidenschaft, an kunstvoller Composition, verwickelten Intrigen, interessanten Situationen, an idealer Erhöhung des Lebens und der Lebensverhältnisse, kurz an Poesie stehen sie meilenteuf unter diesen Mustern der Conversationspoese. Es ist das alltäglichste Treiben, von jedem Hauche der Poesie verlassen, mit daguerreotypischer Treue fixirt. In diesem Lustspiele z. B. wird der »Genst« durch einen Grafen repräsentirt, der vor ein Paar Jahren einen Menschen im Duell erschossen, dazu eine Braut durch den Tod verloren und eine, für Erkältung sehr empfängliche Haut hat, und deshalb ein Misanthrop ist. Weiter erfahren wir nichts von ihm. Er ist ein Graf, sonst nichts, ein abstracter Graf von 1842, ohne Lebensstellung, ohne alle und jede Wirksamkeit in seiner Zeit, und das Ende vom Liede ist, daß er von zwei, sich in ihn beim ersten Anblick verliebenden Damen die jüngste heirathet, nachdem ihn der »Humorist« des Stückes, Baron Adolf, über seinen Duellmord beruhigt hat. Dieser Baron Adolf giebt sich nämlich zuletzt als der erschossene Duellgegner zu erkennen. Dieser Coup ist unglücklich bis zur Abgeschmacktheit. Er war aber nothwendig, um den Duellmord möglich und dadurch den »Genst« des Grafen erklärlich zu machen. Die Fabel, oder da eine solche nicht vorhanden, die zusammengezeichneten Situationen des Stückes sind folgende. Baronesse Sella, Wittve, und ihre Nichte Natalie sehen auf Spaziergängen den interessanten schwarzgekleideten »ernsten« Grafen. Beide verlieben sich in ihn, ohne ein Wort mit ihm gesprochen zu haben, obgleich die eine Braut eines jungen in Paris lebenden Veters ist, und die andere halb und halb einem Hausfreunde, Ritter von Kaufungen, der ihr seit dreihalb Jahren in allen Verhältnissen treuer Freund gewesen, ihre Hand versprochen hat, und diesen wackeren Mann auch wirklich zuletzt heirathet. Durchgehende Pferde vermitteln die Bekanntschaft. Der Graf reitet mit einer Hand ein Kind vor dem Ueberfahren und mit der andern die Baronin, indem er die durchgehenden Pferde »an der Deichsel aufhält.« (Auf diese Kunstfertigkeit sollte der Mann ein Patent nehmen.) Die Wittve ladet ihn dafür zum Diner ein, er schlägt es aus und bestellt Postpferde. Kaufungen, der darüber sehr erfreut, benützt den günstigen Augenblick und erhält dafür eine Act von Jawort. Aber das

erste, was er dafür thun muß, ist: mit seiner Braut zum Grafen zu gehen, um ihm, den »Lebensretter«, noch einmal zu danken. »Wittve Braut« liebt nämlich den interessanten Grafen trotz des eben gegebenen Jaworts — und obgleich sie kaum zwei Worte mit ihm gewechselt. Der Graf bleibt, und kommt zum Thee. Zu diesem Thee stellt sich aber auch der »Humora« ungeladen ein. Ein junger Mann der im Hotel gehört hat, daß zwei junge interessante Damen in der Nähe ein Landhaus bewohnen (am Genfersee nämlich) erscheint zum Erstaunen des Grafen und seiner Wirthin im Besüchzimmer. Man fragt ihn wer er sei, er entwickelt, daß es viel besser sei zu fragen: was einer sei, stellt sich als reisendes »Genie« dar, hält eine Rede zum Preise des deutschen Genies und spricht auch sonst allerhand Scherzhaftes. Man erwartet nun, daß endlich die Wirthin ihn auffordern werde im Ernst zu sagen wer? woher? wie? u. s. w. Nichts von alle dem. Man überzeugt sich, daß man ein Genie vor sich habe, und damit gut. Der Graf blättert in der Mappe des Genies, findet ein Bildniß; es ist das des Pariser Bräutigams der Nichte, und zugleich dem Genie ähnlich. Allgemeine Ueberraschung! Die Tante erklärt ihn für den Cousin, und das Genie nimmt die Erklärung an, umarmt Cousine und Braut und man geht zum Thee. Dergleichen ist nun auf dem Boden des Phantastisch-Poetischen ganz in der Ordnung, aber in so prosaisch realen Verhältnissen wie hier wird es inept und abgeschmackt. Man bedenke doch nur! In einer Zeit wo man ohne Paß und vollständige Legitimation nicht von Scherau nach Flachsengingen reisen kann, solche tollhändlerischen Motive anzuwenden. Eine Braut die ihren Bräutigam nicht kennt, ein Mensch der sich für diesen ausgeben läßt, ohne Plan, ohne Zweck. Es ist eine Confusion um des Teufels zu werden. Weiter! Steigende Eifersucht Kauffungens auf den Grafen, Gelat, angebotenes Duell, — der Graf erklärt er schlage sich nicht. Der »Humora« erklärt, das sei feige. Die Braut kanzelt ihren Bräutigam darüber ab, und fordert ihn auf, dies dem »Ernst« selbst ins Gesicht zu sagen. Der »Humora« autorisirt sie dazu. Ueberdies hat der Graf nach dem Gelat das Haus verlassen. Sein Jäger kann ihn nicht finden, sucht ihn in Celia's Hause. »Schreck Nataliens, Angst wegen »Selbstmord.« Sie sucht ihn selbst auf, trifft ihn im Walde, und beschwört ihn, »sich mit ihrem Bräutigam zu duelliren,« der ihn für feig erklärt habe. Der Ernst sagt: mein Fräulein Sie denken entweder sehr groß — oder sehr sonderbar« (ist bloße Arroganz statt: absurd), beharrt aber dabei, daß er sich nicht schlage. Die »Braut« ist untröstlich, daß der Graf nicht ihrem Bräutigam den Hals brechen will, und der Graf (o Schlaueit des Dichters) entdeckt so, daß Natalie ihn liebt. — Ueberdies kommt Hr. v. Kauffungen wieder zu Celia, mit der er eine Zeit lang geschmollt hat, und verlangt Ernst zu machen mit der Hochzeit. Da gesteht Celia, daß sie den Grafen liebe. Der gute Kauffungen ist darüber anfangs etwas betreten. Aber er sagt sich

halb. »Das wird sich geben, sagt er, reizende Celia, wenn Sie erst meine Frau sind.« Versöhnung. Zuletzt kommt der »Humora« und erklärt er sei gar nicht der Nefte und Bräutigam, er sei der Baron so und so, der dem Bräutigam ähnlich sehe und sei. Auf den Bräutigam selbst sei indes nicht zu warten, der habe sich in Paris »verplemptert.« Nun kann der »Ernst« die vacante Braut heirathen. Aber der Duellmord verfinstert noch seine Seele. Der Humor weiß auch hier Rath: »er ist der angeblich durchs Herz geschossene Italiener; er hat in Venedig damals unter falschem Namen und gut maskirt gelebt.« Allgemeines Erstaunen, Nahrung, Umarmung, Doppelverlobung. Schluß.

Das Drama soll »der Natur den Spiegel vorhalten und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen.« Allein wenn hier Bauernfelds Stück ein Spiegel des Lebens der höhern Stände wäre, so möchte man Gott danken, daß man dieser aristokratischen Gesellschaft fern steht. In diesen Menschen pulst kein Lebensblut, es sind schemenhafte Schatten. Da ist alles platt, und bei der geringsten Berührung der Kritik guckt das rothe Kupfer vor. Man bedenke doch, es sind Menschen unserer Zeit, in Verhältnissen lebend, die wir vor uns sehen, es ist die prosaischste Realität, und auf diesem Boden und in diesen Verhältnissen gehen Dinge vor, werden Motive angewendet, die höchstens im Bereiche des phantastischen Lustspiels, wie es die Spanier haben, Berechtigung finden. Die Liebe ist das treibende Element, und »die Liebe entschuldigt alles« heißt es bei den spanischen Kritikern, wenn sie von den Extravaganzen ihres Lustspiels reden. Aber in welcher flauen, matten, schwächlichen Gestalt tritt bei diesem Wiener Poeten die Liebe auf. Und welcher totale Mangel an Plan und Composition, wie hängt und schlottert alles verbindungs- und haltlos! wie sind die komischen Partien und Gestalten (Hr. Lebemann) mit den Haaren herbeigezogen! — Wie frostig und matt sind die Anspielungen auf Gegenwärtiges, diese kleinen Spigen gegen Hr. v. Raumer, gegen Gräfenberg u. dgl. Hielten nicht gute Schauspieler das Stück, und wären wir nicht an noch unendlich viel Geringeres im Theater gewöhnt, es müßte durchfallen.

Hr. v. Bauernfeld bedenkt nicht, daß alle wahre Komik den Ernst zum Hintergrunde hat, daß sie ohne einen solchen Hintergrund leicht und flach wird. Und ist denn wirklich das Leben unserer höhern Stände so nichtig und inhaltsleer, wie es hier erscheint? ich weiß es nicht und hoffe es nicht. Aber das weiß ich, daß dieses »Conversationsgenre« kein gesundes Gewächs am Baume unserer Poesie und unseres Lebens ist. Es ist weder rechter Ernst noch rechter Spas (von Humor nun gar nicht zu reden, denn davon hat Hr. B. auch nicht die leiseste Ahnung), es ist nicht kalt noch warm. Wir fühlen nichts bei diesen »Schmerzen« des »Ernstes,« und wenn wir über den Bauernfeldschen »Humoristen« lachen, so ist dies Lachen

nicht verschieden von dem, was uns ein Spasmacher mit einigen Wigen entlockt. Ihr Lustspielmacher reitet noch immer den alten abgetriebenen Gaul dieser lauwarman Liebesgeschichten, als ob sonst keine komischen Stoffe in der Welt wären. Und doch liegen sie zum Greifen nah, dussendweis. Nur Eins. Es giebt Leute, die das Mittelalter bis auf die Burgen und Raubnester wieder herstellen möchten. Stellt sie uns vor wie sie in alterthümlicher Kleidung in diesen engen kleinen gewölbten Zimmern hausen, wie der Theekessel und die Kaffeemaschine in der Kemenate summen, und die Allgemeine Zeitung neben den Wandgewaffen paradiert. In einer solchen Burg (Dr. Bauernfeld hat sie ganz in der Nähe) ist sogar eine Folterkammer, ein Verließ eingerichtet, und Gefangene Puppen, versteht sich) darin, die der Burgwärtel, indem er eine Schnur zieht, mit den Ketten rasseln läßt. Ist das nicht komisch? Könnte nicht so ein Liebhaber des Mittelalters auch noch weiter gehen? Könnte er nicht einmal zum Spaß ein Paar Kaufleute «niederwerfen,» oder nach Verabredung mit einem gleichgestimmten Bruder Ritter, demselben «Fehde» ansagen? und dazu die Verwickelungen mit Holzel und Gensd'armes, die an die Verabredung nicht glauben, und das Publikum, das für diese Revenants nur nach die Empfindung hegt, die der ehrenwerthe Ritter von der Mancha erweckt! O Don Quirotel laß einen Hauch deines Geistes diese Conversationspoeten anwehen, und gib uns ächten Humor, der Herz und Nieren erfrischt; einen frischen Trunk feurigen Weins statt dieses ewigen Theewassers.

Sophie Foltenius.

Eine Novelle.

(W e s t l u f.)

Edzard's Herz litt sehr; denn so ungerecht seine Mutter von jeher gegen ihn gewesen war, so hatte er doch nie aufgehört, sie zu lieben, und was hätte er nicht darnun gegeben, noch vor ihrem Tode auch ihre Liebe wieder zu erlangen! Allein jetzt traten andere Sorgen ein; als ältester Sohn der Verstorbenen und ihr Nachfolger in der Regierung der Herrschaft Püttingen hatte er Anstalten zur Bestignahme, zur Huldigung und vor Allem zur gebührenden Beisetzung der Leiche zu treffen. Da erschien plötzlich aus Auriich ein Bevollmächtigter seines Bruders, der damals sich bei der Arnee in Brabant befand, producierte eine Bescheinigung des Magistrats zu Norden, wornach die verstorbene Gräfin dort ihr Testament deponirt habe, und verlangte, daß solches sofort eröffnet werde.

Dem war Nichts entgegenzusetzen, das Testament wurde

de eröffnet, und — Edzard sah sich förmlich von seiner Mutter enterbt. Nicht nur die Nachfolge in der Herrschaft Püttingen hatte sie ihrem jüngsten Sohne Friedrich Ulrich vermacht, sondern auch alle ihre bewegliche Habe, und sogar hatte sie für den Fall, daß dieser ohne Leibeserben stürbe, bestimmt, daß jene Herrschaft dann dem derzeit regierenden Fürsten von Ostfriesland anfallen solle. Als Grund seiner Enterbung hatte sie die Heirath Edzard's ohne ihre Einwilligung, die Mißheirath, angeführt.

Dagegen war nun einstweilen von Edzard Nichts zu machen; das Testament hatte keinen äußern Fehler und kraft desselben wurde Friedrich Ulrich's Bevollmächtigter in den Besitz des ganzen Nachlasses gesetzt. Er eilte nur wieder nach Delmenhorst seiner Sophie diese Nachricht so schonend als möglich beizubringen und zugleich ihr die Versicherung mitzutheilen, welche der Advocat Kettwich ihm gegeben, daß dieses Testament unumöglich zu Recht bestehen könne.

Er fand seine geliebte Gattin fast schwächer als er sie verlassen hatte, doch schien sie sich zu erholen, weil sie den Geliebten wieder in ihrer Nähe wusste. Nach und nach konnte sie wieder auf sein, konnte selbst Spaziergänge ins Freie wagen; Rosen blühten dann wieder auf auf den blaffen Wangen, aber das waren Rosen, wie sie auf Gräbern blühen.

Friedrich Ulrich hatte indeß die Arnee verlassen, in Püttingen die Huldigung eingenommen und dann sich nach Norden begeben, die feierliche Beisetzung der Leiche seiner Mutter in der Fürstengruft zu Auriich anzuordnen und sie dahin zu geleiten. Edzard bekam von diesem Allen nur durch seine Freunde Kunde, nicht einmal der Tag der Beisetzung seiner Mutter wurde ihm durch den Bruder gemeldet. Anträge zu einem gütlichen Vergleich über den Nachlaß der Mutter hatte dieser kurz zurückgewiesen. Er ehre zu sehr das Andenken seiner Mutter, hatte er geantwortet, er stimme zu sehr mit ihr zusammen in den Grundsätzen, welche sie zu ihrem Testamente bewogen, als daß er auf irgend Etwas sich einlassen könne, welches demselben entgegen sei.

Die Leiche ward am 20. Aug. mit großer Feierlichkeit nach Auriich geführt, und in der Fürstengruft beigesetzt; Edzard fehlte in dem Gefolge. Friedrich Ulrich ließ gleich nach der Beisetzung den «Fräunchenhof» in Norden räumen; die besten Sachen, Kostbarkeiten und Documente wurden nach Auriich gebracht, wo der Fürst ihm zur Aufhebung derselben ein Vocal im Schlosse einräumte. Darunter befanden sich auch viele zum väterlichen Nachlasse gehörige Sachen, aber auch an diesen wollte er dem Bruder keinen Antheil zugestehen, selbst seine Apanage verweigerte er demselben, so lange er nicht das Testament der Mutter anerkannt. Er ließ einen Bevollmächtigten in Auriich zurück und reiste wieder zur Arnee ab.

(S i e z u n e i n e W e i l a g e.)

Beilage

zu № 43. der Mittheilungen vom Sonnabend den 22. October 1842.

So häufte Verdruss sich zum Verdruss, Sorge zu Sorge und kaum hielt Sophie sich noch aufrecht, da nahte die Stunde, der jede Mutter mit banger Furcht und süßer Hoffnung entgegensteht. Sie gab einer Tochter das Leben, aber sie hatte ihr das ibrige gegeben, ihr war Nichts geblieben; ein mattes Lächeln um dem für immer geschlossenen Munde schien anzudeuten, daß sie gern geschieden von der Erde, wo sie nur den unglücklich gemacht, den glücklich zu machen sie längstens schon gern gestorben wäre.

Im stummen Schmerz versunken saß Edzard an der geliebten Leiche, die blaß wie das Gewand worin man sie gekleidet hatte, da lag, und wenn er sich es dachte, wie er zuerst sie in Worten erblickt hatte, zu den Füßen seiner Mutter, wie sie gebilgt hatte in der Stryngenslaube, die schönste der Rosen des Gartens, dann grölle er mit sich selbst, daß er sie aus gierigem Eigennuß den freundschaftlichen Verhältnissen entreissen, worin sie gelebt, daß er die Rose gepflückt, um an seiner Brust sie verwelten zu lassen. So bemerkte er es kaum, als nach wenig Tagen man auch das Töchterlein brachte, im Sterbengewande es neben die Mutter zu betten. Es war nur ein kleiner Funke noch des Lebens gewesen, den die Mutter ihm hatte geben können, nur zu bald war er erloschen. Er ließ das blasse Kind an die Brust der blaffen Mutter legen, dann ließ er seine Staffelei bringen, und er malte Mutter und Kind, wie er einst sie als Madonna gemalt hatte. — Er bedurfte nicht vieler Farben dazu.

Sophie ward mit der Tochter im Arm in den Sarg gelegt, und mit feierlichem Geleite, wie der Gräfin von Dstreichsland es gezieme, ließ Edzard denselben nach Bremen bringen, wo er im Dom beigesetzt ward, denn zur Aufnahme in der Gruft, wo seine Mutter ruhte, war alle Aussicht verloren, besonders da auch das Testament derselben das Interesse des Fürstenhauses in Anspruch zu nehmen gewußt. Im Gefolge der Mutter befand sich auch der Sarg des kleinen Ferdinand, der mit ihr im Dom beigesetzt ward. Ihr Gefühl an der Leiche des Erstgeborenen hatte sie nicht getauscht.

Als nun Edzard nach Delmenhorst zurückgekehrt war, als er allein stand in den öden Räumen, wo bisher die Liebe gewaltet hatte, wenn auch neben der Sorge und dem Kummer, dennoch die Liebe, da fühlte er ganz was er verloren hatte: Familie und Vermögen, Lebenslust und Lebenskraft. Und die, wosfür mit Freuden er Familie, Vermögen und Alles hingegen hätte, wäre sie nur glücklich gewesen, sie schlummerte im Grabe. Kein Pfand der glücklichen Zeit war ihm geblieben, wo noch die Hoffnung ihnen leuchtete; kein Andenken als in seiner Seele. Und

hätte er nur die Gewißheit, daß sie glücklich gewesen in dem kurzen Zeitraum ihrer Vereinigung! Aber auch die mußte er entbehren: nur zu sicher war es ihm, daß die Vorwürfe, sein Glück gestört zu haben, welche Sophie sich machte, ihr das Leben verbittert, ihren und ihrer Kinder Tod herbeigeführt hatten.

Aber der Schmerz löste sich in Grimm auf. Er haderete mit dem Gesichte, das in solche Verhältnisse ihn verwickelt, mit den Menschen, die solche Verhältnisse geschaffen. Besonders zürnte er dem Bruder, der zuerst die Liebe der Mutter ihm entzogen, und dann als er kaum solche wieder errungen, seine Verlöbting, seine Enterbung bewirkt hatte und nun letztere hartherzig benützte, ihn dem Mangel hinzugeben. Er beschloß Nichts unversucht zu lassen, um sein ihm geraubtes Erbe sich wieder zu erringen. Er fühlte, daß er es nicht werde genießen können, da die ihm fehlte, um demüthigen es ihm entzogen war, aber es war ihm, als müsse er es thun, um gegen sie sich zu rechtfertigen, damit sie nicht ihm die Schuld gebe, welche allein der Ungerechtigkeit zur Last fiel.

Er verkaufte Alles, was er in Delmenhorst besaß und ging nach Wien, wo er eine Klage gegen seinen Bruder beim Reichshofrath anstellte, und das Testament seiner Mutter als ungültig anfocht. Die Prozesse beim Reichshofrath waren eben nicht gewohnt, schnell zu gehen, allein Edzard trieb auf alle mögliche Weise. Er setzte alle seine Kräfte, sein ganzes Leben daran, den Proceß zum Ende zu bringen und zu gewinnen. Mit Mangel und Dürftigkeit kämpfend sparte er kein Mittel, seinen Zweck zu erlangen, bald kannten alle Reichshofräthe seine halb verzweifelte Miene, womit er auf Entscheidung drang, und immer nur auf Entscheidung, denn er sollicitirte selbst, da er keinen Sollicitanten bezahlen konnte, wie es damals Gebrauch war. So gelang es ihm, schon innerhalb zwei Jahren ein Urtheil zu erhalten, und zwar ein völlig siegreiches Urtheil. Aber den Erfolg sah er nicht. Wie ein edles Ross, welches alle Kräfte anstrenge, das Ziel zu erreichen, am Ende der Laufbahn keuchend zusammenbricht, so hatte auch er alle Lebenskraft erschöpft. Er sank aufs Krankenlager und starb in Wien am 25. Juni 1707.

Friedrich Ulrich blieb also im ungestörten Besitze sowohl des väterlichen als des mütterlichen Nachlasses. Das war aber auch ein Mann, nach dem Sinne der Welt, ein vernünftig er Mann. Er hatte auch eine Liebchaft, aber es fiel ihm nicht ein, das Mädchen zu heirathen, er hielt es als seine Maitresse im Hause des Hoffouriers zu Ulrich. Als er nun durch den Tod von den Präensionsen seines Bruders befreit, sich im ruhigen Besitze der

Herrschaft Püttingen sah, dachte er darauf, sich aus ebenbürtiger Ehe legitime Nachkommenschaft zu verschaffen; er bewarb sich also um die Prinzessin Marie Charlotte von Ostfriesland, die Tochter des Fürsten Christian Eberhard. Dieser machte anfangs allerlei Schwierigkeiten, gab aber doch endlich seine Einwilligung, wenn der Graf jener Person sich entledigen und des Spiels sich enthalten wolle. Er spielte nämlich so, daß die Stände von Ostfriesland, die als seine Taufpathen sich seiner immer angenommen, fast jährlich 2000 ρ für ihn hatten bezahlen müssen, um ihn den Verlegenheiten zu entziehen, worin das Spiel ihn gebracht. Der Graf versprach alles Verlangte, erhielt am 8. April 1708 die förmliche Zusage und vermählte sich am 10. April 1709 mit der Prinzessin. Er mußte, bis der Feldzug geendigt war, seine Gemahlin in Aurich lassen, kam aber im Winter dahin zurück und führte, da der Fürst unterdessen verstorben war, sie nach Norden, wo er seine Residenz im »Fräuchenhofen« einrichtete. Bald aber fing er an zu kränkeln und starb schon am 13. März 1710, nachdem seine Gemahlin am 1. Juli ihm eine Tochter geboren hatte. Diese Christiane Louise genannt, wurde am 26. Aug. 1726 dem Grafen Johann Ludwig Adolph von Biedenkunzel vermählt, dem sie die Herrschaft Püttingen zu brachte.

Aphoristische Gedanken.

Der rechtschaffene Mann bereichert sich langsam und selten.

Die Freundschaft zwischen Männern löst sich auf durch eine Frau, und die zwischen Frauen durch einen Mann.

Die Frauen lieben sich wirklich nur alsdann, wenn sie der Liebe und ihren Ansprüchen das Lebenwohl gesagt haben.

F... 8.

(Wird fortgesetzt.)

Charade.

Die Sonne steigt; es weht gelinder
Ein Balsamweh um unsre Brust;
Des Blüthenlenges holde Kinder
Erwachen zu erneuter Lust;
Zu innigliebendem Vereine
Kußt sie der Mädchen zarte Hand.
Sie alle knüpft der Silben Eine,
Der Liebe stummberedtes Pfand.

Wie gern verweilen uns're Blicke
Auf dem Symbol der Unschuldsweilt!
Doch ach! wenn ihm des Menschen Lücke
Der Silben Erste zugefällt;
Die, süßem Golde gleich, dem Herzen
Des mütterlichen Stamms entquillt,
Doch als die Schöpferin der Schmerzen
In schwarze Schleier sich verhüllt.

Dann schwingt das flammensprühnde Ganze
Der Kriegesdämon wild empor;
Vor seinem trübren Feuerglanze
Versinkt in Schutt der Städte Flor.
Nicht in dem Dienst der Charitinnen
Schmückt es der Jungfrau Festgewand;
Hoch von des Tempels heil'gen Binnen
Wälzt es den ungeheuren Brand.

Auflösung des Räthfels in N^o 41: Wechsel.

Den Verfasser des mit — — — unterzeichneten Briefes ersuche ich, sich mir zu nennen, da der Aufnahme seiner Beiträge Nichts entgegensteht, als die Regel, daß kein Beitrag aufgenommen wird, dessen Einsender mir unbekannt ist. Der strengsten Verschwiegenheit von meiner Seite kann er versichert sein.

Der Redacteur der Mittheilungen.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. Oct. sind in der Old. Sem.

1. Copulirt: Hermann Otto Eiserbeck und Conrachine Christiane Johanne Bildstale.

2. Getraut: Leonhard Berthold Wilhelm Julius v. Galoffstein, August Felix Eberhard Siegbert von Martbille, Anna Maria Elisabeth Weichardt, Anton Carl Friedrich Detmers, Anton Wilhelm August Meyer, Anton Wilhelm Adolph Eiserbeck, Helene Margarethe Rücher, August Oltmann Ahlers, Heinrich Anton Carl August Abelbert Harms, Claus Hinrich Bohmüller, Zwei uneheliche Knaben.

3. Beerdigt: Margarethe Elisabeth Flor geb. Watermeyer 58 J. 11 M. Diedrich Jaspers 67 J. 6 M. Wübke Wiemlen geb. Hoers 78 J. 11 M. Mathilde Hermine Didejohanns 10 J. 7 M. Anna Köster, geb. Bremermann 26 J. 11 M. Ein todtgeborener Sohn derselben. Margarethe Köben 34 J. 11 M. Bernhard Christoph Kasten 24 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 23. Oktober.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Gardt.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Erntedankfest, Freitag, d. 28. Oct.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

Oldenburg.

Vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

№ 44.

Sonnabend, den 29. October.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Die eifersüchtige Frau.

Lustspiel von Kogebue.

Eine eifersüchtige Frau wird von ihrer Eifersucht curirt; d. h. wie Börene sagt, »sie schämt sich ihrer Gespenstersfurcht. Freilich nur so lange es hell ist, und mit der Nacht wird sie wohl wieder zu zittern anfangen. In dessen das geschieht hinter dem Vorhange.«

Freilich! Aber eben darum hat so ein Lustspiel keinen befriedigenden Schluß. Eingewurzelte Eifersucht ist die incurabelste aller chronischen Krankheiten; eine eifersüchtige Frau, die ihren Mann Jahrelang, wie hier, mit ihrer Scorpionenpeitsche gemartert hat, kann wohl in einem einzelnen Falle beschämt werden, aber geheilt? O wie schlecht verstehen sich diese Eifersüchtigspoeten auf das menschliche Herz. Und nun gar so ein Pinsel von Mann, der sich wie eine Gelenkpuppe erst durch einen soldatischen Bruder für ein Paar Stunden in eine energische Position stellen lassen muß, um seiner Pantuppe eben nur auf ein Paar Stunden die Spitze bieten zu können! Was ist der Besseres werth, als einen Pantoffel, wo möglich von Eichenholz, Hr. Blum spielte diesen weichlichen Gesellen etwas zu weichlich, und Mad. Grabowsky, seine eifersüchtige

Frau, fast mit zu viel Naturwahrheit. Diese Leidenschaft, die häßlichsie von allen kann auf der Bühne nicht genug in Schranken gehalten werden. Sie ist so schon widerwärtig genug.

Wer wollte leugnen, daß die Eifersucht es in ihren Neußerungen bis zum Lächerlichen treibt? Sehen wir aber genauer zu, so ist das Lächerliche hier ein falscher Ausdruck, in sofern es oft für das Komische genommen wird. Die Eifersucht kann lächerlich, d. h. abgeschmackt, werden, ihre Einfälle, Launen, können sich bis zum Tollen und Verrückten steigern, zu einem Wahnsinn, in dem Methode ist. Aber komisch ist wahre Eifersucht eben so wenig wie ihre Darstellung. Das Lachen ist hier kein freies, kein heiteres, befreundetes, es ist nicht das Lachen des Lustspiels. Diese Situationen sind herzbelemmend, peinigend, ängstigend. Die Eifersucht ist wesentlich tragisch. In der Tragödie kann sie sich zum Ungeheuern steigern, und poetisch werden, wie alle höchste Leidenschaft. Othello erschüttert uns bis in die tiefsten Tiefen. — Im Lustspiel, wo sie sich im Schlafrock und Neglige zeigt, wird sie gemein. Eine Frau gebildeter Stände, die ihrem Mann zutraut, daß er eine Maitresse unterhält, und ihn mit der Drohung verläßt: »Das soll die ganze Stadt erfahren!« — Vergleichen gehört vor die Polizei- und sonstige Behörden, nicht auf's Theater. Wie lange soll man diese Kogebue'sche Menschenpau noch auf den Brettern sehen, die die Welt bedenken!



Naupach's Schule des Lebens.

Aufgeführt

Oldenburg, den 23. October 1842.

„Ich möchte einen atheniensischen Schachspieler auf unserer Gallerie sehen; ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab auf's Parterre springen. Aber nicht darum, weil der atheniensische Schachspieler einen gebildeteren Geist hatte, als wir, sondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unsere wohlgeborenen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspieler aneeln.“

Börsen.

Gewisse Dinge lassen sich nicht kritisiren, weil sie unter der Kritik sind. Dieses neue Product Naupach's zeigt uns den edlen Iffidorus Hirsewenzel, der seine Unsterblichkeit übrigens durch Immermanns Münchhausen schwarz auf weiß und also sicher hat, auf dem ihm allein gemäßen Felde des Puppenspiels und Marionettentheaters glücklich angelangt. Man bleibt stets in der glücklichen Illusion, daß man es nicht mit lebendigen Menschen, sondern mit ledernen Puppen zu thun hat, und die Komik, welche aus dem Contrast der Leidenschaftlichkeit dieser agierenden Puppen, wie z. B. der »Prinzessina«, mit dem Sittet und seinen Motiven entsteht, ist wirklich belustigend. Man vergißt dabei alle Forderungen der Nützlichkeit und Kunst. Man vergißt, daß man im Theater, vor denselben Brettern sitzt, auf welchen die höchste Blüthe der Poesie, das Drama, die Stätte seiner Verwirklichung finden soll. Man vergißt Shakespeare und Calderon, Schiller und Göthe über die unendliche Unverschämtheit dieses Königl. Preuss. Hofrathes, welcher der deutschen Nation solche Suckkassenpoesie zu bieten wagt, und über die grandiose Naivität dieser höchst gebildeten deutschen Nation, die sich dergleichen für ihr gutes Geld verkaufen läßt. Man weiß nicht, soll man darüber weinen oder lachen, wenn man hört, daß dieses Naupach'sche Machwerk »auf allen deutschen Bühnen Glück, d. h. eine volle Kasse gemacht hat.« Aber Michel ist ein Philosoph, der in solcher Alternativen sich nicht lange besinnt. Was sollte er sich entseelen und in Zorn gerathen, wo er lachen kann und war es auch über sich selbst und seine eigene pergamentne Langmuth.

Als Volks- und Kinderkomödie ist das Stück aber höchlich zu empfehlen. Für diese Bildungsstufe hat die Pferde- oder Elephantentour, mit welcher hier eine eigensinnige Prinzessin bearbeitet und gebessert wird, nichts Anstößiges. Sie macht auch nicht einmal die Reflexion, daß alle die Prügeln, welche in dieser »Schule des Lebens« die Töchter erhält, von Rechtswegen ihrem durchlauchtigen Herrn Vater für seine himmelschreiend schlechte Erziehung zukommen. Wer also seine Kinder einmal in eine gute Puppenkomödie schicken, und nebenbei den unartigen und eigensinnigen eine gute Lehre geben will, der bitte die

Intendanz, und recht bald wieder mit dieser »Schule des Lebens« zu erfreuen. Freilich thäte es selbst dann Noth, das geradezu nichtswürdige und empörende Motiv der Verstoßung der Prinzessin zu ändern, um dessentwillen allein schon das Stück ausgepiffen zu werden verdient hätte.

Die Darsteller thaten selbst in dieser Misere mit lobenswerthem Eifer das Ihrige. Die Art und Weise, wie Hr. König als Narr Dem. Steffahn von der Bühne escomotirte, erregte allgemeine Heiterkeit.

Hayo *) der letzte Häuptling über Stadland.

I.

Hinter Wall und Graben lebte Hayo, der mächtige kriechliche Häuptling über Solzwarden, Rodenkirchen, Esenshamm und Abbehausen, **) Herr von Postenburg und Memmenburg ***) in stolzer Sicherheit auf seiner Burg Hayo'swärse. Sein einziger Sohn, der späterhin in der vaterländischen Geschichte durch seine Nachkommen so berühmte Graf Elimar I., hatte bereits das Tyrocinium vollendet, den Ritterschlag empfangen, und hielt sich meistentheils im Heerlager des Kaisers auf. Dabeim blühten dem Häuptlinge zwei liebliche Töchter, Mira und Emma. Nicht Waffenlärm und Schwerterklang beunruhigte ihn: die umwohnenden Häuptlinge waren zu schwach gegen den Mächtigen, die kampflustige, thatbegierige Jugendzeit lag hinter ihm. Sein einziges Bestreben ging dahin, sein schönes Besitztum, gesichert von Innen und Außen, seinem Sohne zu hinterlassen. Da ihm nicht unbekannt war, mit welchem Widerwillen Stadland seine Herrschaft trug, und daß es nie vergaß, wie es seinem Verfahren unterthan geworden, †)

*) Das Leben dieses Grafen fällt in die Mythenzeit unserer Geschichte; nur so viel ist wohl historisch anzunehmen: er war Häuptling über das jetzige Stadland, und wohnte zu Hayo'swärse, wo noch eine Anhöhe, auf welcher jetzt ein Zanfens Erben gehöriges Rotherhaus steht, die Stelle der ehemaligen Häuptlingsburg zeigt. Seine Gemahlin Mira war ein Gräflin-Oldenburgisches Fräulein, und sein Sohn Graf Elimar I., in welchem sich das kriechliche mit dem witterindische Blute vereinigte, wurde der Stammvater der nordischen Regentenhäuser. Nach Hayo war Stadland nie einem Häuptlinge unterthan.

**) Das jetzige Stadland.

***) Im Kirchspiel Eckwarden.

†) Alte Chroniken nennen die vor Hayo lebenden Grafen Siegfried, Otto und Johann, Herren von Ruffingen.

so befestigte er die nahe gelegene Knappenburg, Brunswarden und die Burgen in Nordosten *) noch mehr, so schwer den Untergebenen die Frohnen auch fielen; vor Allem suchte er seine Töchter benachbarten Grafen von Ansehn und Macht zu vermählen.

II.

Freiendengesänge und Minnelieder durchhallen des Hünptlings einsame Burg. Graf Adolf von Stotel hatte um Fräulein Rixa geworben, die Gunst der Dame, wie auch die Zustimmung des Vaters erhalten, und war mit einem Troß Reifiger auf der Burg angekommen, um die Braut heimzuführen. Hünptling Hajo hatte seine Unterthanen von der herannahenden Festlichkeit in Kenntniß gesetzt, auch die Angesehensten der Landschaft zur Theilnahme auf die Burg geladen, allein wenige nur erschienen, und auch an diesen bemerkte der ruhige Beobachter bald, daß ihr Herz nicht am Feste hing. Sie vermieden den Gebieter, dessen Troß und die fremden Gäste, verweilten meistens in den ihnen angewiesenen Zimmern, sprachen erstens Gefächts leise unter einander, und schwiegen, wenn ein Fremder ihnen nahe. Genau nahmen sie die Burgbefestigungen in Augenschein, und namentlich dann malte sich im Gesichte Ingrim. Der Abzug der Tochter ihres Gebieters schien ihnen gleichgültig, keinen Abschiedsgruß hörte man von ihnen, und als die Dame mit weinenden Augen ihren Zelter bestieg, unter Segenswünschen der Ihrigen die väterliche Burg verließ, begleiteten sie das junge Paar nur bis Rodenkirch und beerlaubten sich leichtsin.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über dramaturgische Studien, vulgo Recensionen.

Niemandem wird es einfallen, zu leugnen oder auch nur zu bezweifeln, daß eine Kritik, eine Kritik, wie sie sein soll, für jede Bühne, welche Fortschritte machen, so wie für jedes Publikum, das nicht ewig im Dunklen tappen, nicht ewig das Schlechte für gut, und umgekehrt, das Gute für schlecht nehmen will, ein höchst nöthiges und

*) Die Namen dieser Orter haben sich bis auf unsere Zeit in dortiger Gegend erhalten. In einem Hamm bei dem Dörschen-Burg, jetzt dem Hausmann Bunschen zu Rodenkirch oberhalb gebörend, sieht man eine Anhöhe, mit einem breiten Graben umgeben, welcher jetzt aber theilweise mit Erde angefüllt ist. Im Walde geht die Sage, daß dieser Hügel vormals eine Festung, und dann eine Freistätte für Verbrecher gewesen sei. Südlich von dieser Anhöhe liegt ein zweiter, ganz ähnlicher Hügel. Brunswarden, namentlich ein, Harkens's Erben gebörendes Haus, liegt ebenfalls erhöht. Die Knappenburg scheint größtentheils geredet zu sein; der Name Knappenburg beweist deutlich, das in der dortigen Gegend vormals Ritter wohnten.

wichtiges Erforderniß sei. Dank! also den Männern, welche in diesem Interesse wirken; Dank ihnen, recht herzlich Dank, wenn frei von allen Nebenab- und Rücksichten, das oben angedeutete Ziel, Belehrung des Schauspielers, Bildung des öffentlichen Urtheiles, ihr einziger Zweck ist! — Aber — der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach! — Mächtige diese Wahrheit stets von ihnen beherzigt, stets in ihrem ganzen Umfange erkannt werden; und das nicht allein in Beziehung auf sich selbst! Mächtigen sie bedenken, daß selbst jener reine, lautere Zweck, zu belehren und zu bilden, selbst die wissenschaftliche Befähigung, eine tüchtige Kritik zu schreiben, deren Untadelhaftigkeit noch lange nicht verbürgt; mächtigen sie bedenken, daß, wie der Schauspieler seine Individualität mit über die Bühne schleppen muß, und wie diese oft die schönsten Aussehen seines Geistes im Augenblicke der Entfaltung zertrübt, auch sie den schwachen Menschen mit seinen Vorurtheilen, seiner Vorliebe für dieses, seinem Widerwillen gegen jenes, seinem Geschmacke und seinen Gewohnheiten mit in ihren Sphäre nehmen müssen; nicht aber ihren kritischen Verstand allein in's Theater schicken und den ganzen übrigen geistigen und körperlichen Menschen zu Hause lassen können. —

Errare humanum est! also kann auch jeder Kritiker sich irren! Dieses Gefühl seiner menschlichen Schwäche muß ihn stets durchdringen; er darf sich selbst nicht für unfehlbar halten. Vor jedem Urtheile muß er gewissenhaft sich fragen: War dein Blick auch ungetrübt und klar? Macht dich nicht etwa eine Vorliebe für das Alte ungerath gegen das Neue? Zeigt der Vergleich des Neuen mit dem Alten dir nicht allein die Mängel, sondern auch die Vorzüge des Besteren? Ist dieser Tadel, jenes Lob wohl auch gerecht? Hast du die Rolle auch vom Schauspieler, das Darzustellende vom Darsteller gehörig geschieden? Hat die Rolle oder dieser dich entzückt? Hast Du die begleitenden Zufälligkeiten einer Darstellung auch gehörig gegen das Verdienst oder die Kräfte des Schauspielers abgewogen? — Ja, diese Fragen, und noch tausend mehr, müßt Ihr Euch stellen, Ihr Herren Kritiker, und habt Ihr alle Euch gewissenhaft beantwortet, so mißtraut dennoch dem facit; denkt: errare est humanum, und:

Audiat et altera pars! hört auch den Schauspieler; traut ihm doch zu, daß auch er über seinen Vorwurf nachgedacht; daß er weiß, warum er Etwas so und nicht anders macht; spricht nicht so apodiktisch: das war oder ist gut und das schlecht; sagt lieber: nach unsrer Meinung ist das so zu nehmen oder so; belegt Eure Ansicht, Eure Meinung gehörig mit Gründen, und stellt es so dem Schauspieler anheim, sich selbst zu sagen: oder Mann hat Recht; so belehrt Ihr, aber erbittert nicht, und so nur und nicht anders könnt Ihr Gutes wirken! —

Die Kritik soll ferner versöhnend, vermittelnd zwischen Kunst und Publikum sich stellen, nicht entzweind! Ge-



wiß ein höchst wesentliches und wichtiges Moment derselben! Sie soll immer wahr sein, und doch dabei stets human! Hier liegt der Grund, warum selbst bei dem besten Willen, wahr und unparteiisch zu sein; bei dem edlen Zwecke, die Kunst zu fördern und als Mittler zwischen ihr und dem Publikum aufzutreten, dennoch der Miß zwischen beiden oft nur vergrößert wird! Ein Amputationsmesser, in Gift getaucht, obwohl eine geübte Hand den Schnitt nach allen Regeln macht, wird die Wunde nur verschlimmern! —

Das Publikum nimmt jede Kunsterscheinung, wie sie ihm geboten wird. Unbekümmert um die Maschinerie, das Räderwerk, die Hebel, lobt oder tadelt es nur das, was es mit Augen sieht, mit Ohren hört; Sache des Kritikers dagegen ist es, die bewegenden, zu bewegenden und bewegten Kräfte genau zu prüfen, gegen einander abzuwägen und darüber zu wachen, daß in dem ganzen Kunstgebäude einem jeden Möbel sein Recht geschieht; daß nicht der Stiefelknecht in's Boudoir von Madame, der Lehnstuhl auf's Dach, die Fußbank auf den Nippstisch, nicht der Ofen in den Eiskeller gesetzt werde. Er darf nicht mit der Farbe rechten, wenn sie der Maler schlecht gemischt, in's schlechte Licht gestellt! —

Fürwahr! es ist nicht leicht, ein Kritiker in des Wortes gewichtigster Bedeutung zu sein. Den Beweis liefert uns die Geschichte, die deren nur wenige nennt! Das ausgebreitetste Wissen selbst befähigt nicht allein dazu, denn Niemand wird behaupten, daß ein großer Gelehrter auch nothwendigerweise ein großer Aesthetiker sein müsse; Gines aber ist so nöthig, als das Andere für den Kritiker!

Es sei erlaubt, hier zu der Frage abzuschweifen: Sollte nicht zuweilen der Gelehrte, den Aesthetiker und Kritiker sogar beeinträchtigen können? Sollte nicht dieses unablässige, oft einseitige Beschäftigen mit der Wissenschaft, dieses innige Vertrautsein mit dem Gediegensten im Bereiche der Literatur und Kunst, sollte das nicht unbewußt ein partiellisches Urtheil auf Kosten des nicht so Vollkommenen bewirken können? Sollte nicht z. B. die stete, höchst interessante Gesellschaft der Helden: Homer, Aristoteles, Sophokles, Socrates, Pheidias, und wie die altgriechischen Honorationen und Celebritäten alle heißen mögen, die Fehler und Gebrechen des weiland altgriechischen Bürgers Pöbels und übrigen Adels (d. h. Solcher, die entweder aus angeborener Dummheit oder erzogener Brutalität das Recht zu haben glaubten, den Uebrigen auf den Köpfen herum zu tanzen, denn unsern ehrwürdigen 16-, 22- oder gar 64jährigen Adel kannte man damals noch nicht), gar leicht vergessen oder wohl sogar ganz übersehen lassen? Sollte, auch wenn wir es unter gegebenen Umständen nicht bemerkt, in dem alten Hellas und dessen Tochterstädten nicht eben so gut spieß-

und pfahlbürgerliche Engherzigkeit, Weichlichkeit, Feigheit, Egoismus etc. zu finden gewesen sein, als in Wien, Oldenburg oder andern großen Städten der Jetztzeit? —

Schließlich noch Gines! De mortuis etc.! Jedes abgegangene Mitglied einer Bühne ist für die tadelnde Kritik ein mortuus, und ein Vergleich in diesem Sinne kann nur ein, dem Vergleichenden eben nicht günstiges Gefühl hervorrufen. —

Möchten diese »Gedanken« nicht mißverstanden, ihnen nicht kleinliche oder gar unedle Motive untergelegt werden; ihr einziger Zweck ist, Kunst und Kritik einander zu nähern in heilsamer Wechselwirkung; und so vielleicht zu verhüten, daß nicht etwa dieser oder jener Schauspieler erbittert denkt oder spricht: »Was kümmert mich der Rezensent, ich halte mich allein an's Publikum!«

Ein Freund wahrer Kritik!

Das öffentliche Geheimniß verbogener Schönheiten.

Inskription des Palastes werth! Stüdtlich, wer damit vertehrt.

NO! Dofernd Bacchi Amme LNO

Preis sie gebend bösem SENO Darff verb: ASINO! Zeus schelten? Rein! — Jedoch CASINO-reif nicht gelten Kann Es — des Berufs ermangelnd sich zu melben Dieser Burg für nur humane Helden.

LUDWIG.

* Spanisch: Sino oder Signo — Sternbild — Einfluß desselben auf Menschenschicksal. — Guttes oder böses Geschick.

Auflösung des Charade in Nr. 43: Pechkranz.

Kirchennachricht.

Vom 22. bis 25. Oct. sind in der Ob. Sem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Heinrich August Friedberg, Anna Helena Hilgen, Johann Anton Wessels, Friedrich Poppe, Johann Heinrich Gerhard Volckers.
3. Beerdigt: Heinrich Anton Christian Wesse 37 J. 9 M. Hermann Heinrich Bernhard Sille 10 J. 11 M. Margarethe Elisabeth Bormann geb. Kaiser 67 J. Heinrich Meinen Cas themann 20 J. 4 M. Johann Berend Gerhard Witting 45 J. 1 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 30. Oktober.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Solling aus Hatten.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

Mittheilungen

aus Oldenburg.

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

No. 45. Sonnabend, den 5. November.

1842.

Dramaturgische Studien.

von Dr. Adolf Stahr.

Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.

Ein französischer Stoff, von Herrn Angely, dem bekannten Königsstädtischen Aristophanes »freia« bearbeitet, Berliner Redeweise und Berlinische Figuren aus dem Alltagsleben den französischen Elementen substituirt. Immerhin. Das Lustspiel hat allen Grund, sich die Vortheile des individuell Provinziellen und typisch Lokalen nicht entgehen zu lassen. Es muß ihm vergönnt sein, selbst in das Besondere der mittlern und niedern Klassen hinauszusteigen. Denn hier, aber nicht in dem verflachten und nivellirten Leben der höhern Stände sprudelt noch eine reiche, frische Quelle von drastischem Witz und gutem Humor. Und so sind denn auch Hr. Liborius, der reiche Berliner Rentier und Hagelholz mit seinem alten »Brenneke« ein Paar Gefellen, denen es durchaus nicht an Komik und komischem Leben gebricht, und namentlich der letztere, von einem Jenke dargestellt, braucht nur aufzutreten, um seines Erfolges gewiß zu sein. Aber eine Posten — von fünf Akten, in denen ein und dasselbe Motiv sich ewig wiederholt! Das ist zu viel. Ein Genrebild mit lebensgroßen Figuren hebt sich selbst auf. Ein Scherz darf nicht die Ansprüche des Ernstes machen wollen. Dergleichen Poffen und Charakterbilder müssen sich in den Schranken eines engen Raumes halten, sie müssen flüchtig und geschwind an uns vorüberzischen, wenn wir befriedigt bleiben, wenn wir nicht hinter die innere Armuth kommen sollen. Diese wassersüchtige Aus-

dehnung schadet einem Stücke, wie das obige, anherordentlich, und macht zuletzt alle Bemühungen der Schauspielers zu nichts. Man sollte das Stück bei einer Wiederholung abkürzen.

Vorher ward »die schelmische Gräfin« von Zimmermann, gegeben. Ein kleines, liebenswürdiges Stück, in welchem das Motiv, daß eine junge Frau ihren, auf verliebten Holzwegen zu einer kleinen Bäuerin wandelnden Herrn Gemahl durch zarte Sorgfalt für seine Bequemlichkeiten beschämt, die sie ihm bis auf das krystallene Mundglas in der Hütte seiner »Nöse« aufstellen läßt, von sehr weiterer, komischer Wirkung ist. Ueberhaupt sucht das kleine Lustspiel hinsichtlich der Feinheit und Grazie, womit hier ein delikater, ja, genau genommen, offenbar ansichtiger Stoff behandelt und zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht ist, seines Gleichen. Auch die Verse sind fließender und sorgfältiger, als man sie von Zimmermann gewohnt ist, der auch selbst einmal in einer gelegentlichen Aeußerung gegen den Referenten, auf die Versifikation dieses Stückes einen gewissen Werth legte. Aber alle diese Vorzüge helfen dem Stücke nicht über den glatten Boden seines Inhaltes hinweg, wenn nicht ein äußerst feines, sicheres, maßvolles, charakteristisches Spiel der Darsteller zu Hülfe kommt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß Hr. Bluhm (als Graf) ganz im Gegentheile zu seiner neuen Rolle im Festen Ton diesmal etwas dehnte und retardirte, aber das weiß ich, daß eine solche »Nöse« wie gestern, daß eine feivole Grifette statt eines naiven Bauerwädchens dem Stück den Hals brechen muß. Will man es wieder geben, und eines bessern Erfolges gewiß sein, so müßte schon Mad. Moltke sich entschließen, einem Dichterverweke zu Liebe, jene kleine Rolle zu übernehmen.

Ueberhaupt lahnte gestern Abend auch die zweite Pöce bedeutend. Liborius war, wie es schien, in seiner Rolle nicht fest, und doch gehört grade zu einer Pöce, wie diese Angely'sche Reife auf gemeinschaftliche Kosten, namentlich bei ihrer ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung, ein wahrhaft rapides, scharf ineinander greifendes Spiel um die stets im Hinterhalte lauende Langerweile energisch zurückzuhalten. Zum Glück ersetzte Brenneke, als treuer Diener auch hier, was seinem Herrn mangelte vielfach. Seine Mimik namentlich war geradezu unübertrefflich, und sein stummes Spiel war oft bereedter, als das laute Reden aller Uebrigen ihm ihm her...

Ueber die Aufführung der Jungfrau von Orleans, und die rühmlichen, theilweise mit dem besten Erfolge gekrönten Anstrengungen unserer Bühne, dies vaterländische Meisterwerk auch in würdiger äußerer Gestalt vor uns erscheinen zu lassen, nächstens.

B e r i c h t i g u n g .

Zu der Kritik des Stücks die eifersüchtige Frau, in No. 44. v. M., muß es statt »Mad. Grabowsky« heißen, »Mad. Heuser.«

Die Schule des Lebens.

Schauspiel oder dramatisches Märchen in 5 Akten von Karpath.

Ein Werk, dessen Aufgabe zu sein scheint, sich selbst mit lächerlichem Hohn zu parodiren. War das die Absicht, so ist sie vortrefflich erreicht. War sie es nicht, so verdient das verückte Gebäude wenigstens genau analysirt und als ein Schreckbild charakterisirt zu werden, wie man Märchen nicht erfinden und dem Begriff Drama nicht hohnsprechen soll.

Personen:
Don Alfonso, König von Castilien. Isaura, seine Tochter. Isabella, seine Nichte. Der Graf, ihr Gemahl. Don Ramiro, König von Navarra. Donna Urcaca, seine Verwandte. Silbio, sein Kammerer. Pedrillo, sein Hofnarr. Gonfalo, Page. Leonore, Jose bei Isaura. Eine Schenkwirthin. Blas, ihr Sohn.

Erster Akt. Die erste Scene ist in Isaura's Schlafzimmer. Sie sitzt mit einigen Damen an der Arbeit, ennuyirt sich, und schickt sie fort. Als darauf ihre Jose mit dem Nachtleibe kommt, schlägt sie einen Wordlärm, daß es mit rothen, anstatt mit blauen Wändern besetzt sei. Entschuldigungen werden nicht gehört. Die ganze Nacht durch soll für sie gearbeitet werden. »Und weh' Euch, wenn ich morgen beim Erwachen nicht alles finde, wie ich es anbefohlen!« — Auf das Getöse kommt der Papa herein, fragt und erfährt, daß sie nicht mehr an dem Hof leben will, wo sie verlacht und verspottet wird und nicht einmal blaue Garnirung auf die Kleider haben könne. Da er sie in so günstiger

Stimmung findet, redet er ihr zu, es mit einem andern Hof, nämlich ihrem eigenen, zu versuchen und den König von Navarra zu heirathen. Gott bewahre! Lieber in's Kloster! Sie wird nie das Ideal finden, das sie in der Seele trägt! — Und kämen noch 11 mal 11 Prinzen (macht 121 — das heißt wie Freier begehren) alle wief' ich ab, bis jener kommt, den ich mir abgemalt! — Papa redet noch einige vergebliche Worte und will dann im Bock abgehen. Plötzlich hört er ein Geräusch, fährt zu und langt sich zu seinem Entsetzen den Pagen Gonfalo hinter den Bettvorhängen der Tochter heraus. — Erst will er den Pagen, dann die Tochter ermorden; die scheint von nichts zu wissen; alle schreien gefährlich durch einander. Isabella kommt dazu, erfährt den Gruel; der Page beruft sich auf die Gnade der Prinzess; Alfonso hält eine lange Rede, worin er der Tochter verkündet, daß er sie morgen verbrennen (!) lassen will, befehlt den Dienern, an den Thoren des Schlosses einen Holzstoß zu errichten, und läßt die Verbrecherin (much ado about nothing!) einsteilen für die Nacht in den Kerker einsperren. — Hier finden wir sie denn bei der Verwandlung an die Mauer angeschlossen; was natürlich zu einem langen Monolog Anlaß giebt. Sie fürchtet sich sehr vor dem Feuerode und erschrickt, wie sie sich einst einen Finger verbrannt; das habe schon sehr weh' gethan; wie schlimm es nun erst sein werde, wenn der ganze Leib in's Feuer müsse. Der Graf macht ihr einen Besuch im Gefängniß, wo er sie wie einen Fuchs an der Kette findet; versichert ihr, Troß aller Beteuerungen ihrer Unschuld, sie werde ganz gewiß verbrannt werden; und erbietet sich, ihr zur Flucht zu helfen. Sie nimmt es dankbar an. Er giebt ihr einen kleinen Beutel mit wenig Geld. Den nimmt sie auch an. Ferner giebt er ihr den schlauen Rath, sich zu verkleiden und in Niedrigkeit zu verbergen. Den Rath nimmt sie auch an — und der erste Akt ist aus.

Zweiter Akt.

Im zweiten finden wir sie als Schenk mädchen in einem Wirthshause, wo der Sohn der Wirthin sie mit seinen Bärtlichkeiten quält. Sie giebt ihm eine Ohrfeige; die Mutter kommt dazu und er bethuert ihr jetzt, sie bekomme keinen Ruß von ihm, wie sehr sie ihn auch bitte. Die Mama, welche in ihrem Gasthose eine gar strenge Klosterzucht zu führen scheint, hört mit Entsetzen, daß die freche Dirne ihren Blas verführen will, und jagt sie zum Hause hinaus. Ehe sie jedoch abzieht, muß sie noch ein paar Fremde bedienen — einen Mann, der sich Sando und den Goldschmidt des Königs von Navarra nennt, und den Hofnarren Pedrillo. Beide reden beim Wein von der entflohenen Prinzess und kramen allerlei philosophisch und witzig sein sollende Redensarten aus. Prinzess Kellnermadel fählt sich von den schönen Worten mächtig angezogen und als der Fremde ihr sagt, er wolle sie in's nahe Kloster bringen, geht sie mit ihm auf die Wanderschaft. In einem Dorfe, wo sie ausruhen, werden sie von Soldaten erwischt, die nach einem aus Castilien entflohenen Mädchen suchen. Der Offizier behauptet, das Signalement passe genau auf die wandernde Kellnerin, eine Belohnung von 200 Goldstücken sei dem verheißten, der sie wiederbringe — sie müsse mit fort. Sando will das nicht leiden. Um sie zu retten, giebt er sie für seine Braut aus. Der Hauptmann zweifelt, die Prinzess fürchtet sich noch immer vor dem Holzstoß; Pedrillo sagt, um zu beweisen, daß sie nicht jenes aus Castilien entflohenen Mädchen, sondern wirklich die Braut des Goldschmidts sei, dürfe dieser sich ja nur mit ihr trauen lassen. Da nun vorfächtiger Weise für den Hintergrund der Decoration eine Dorfkirche vorgeschrieben steht, so ist gar kein Hinderniß im Wege; der Hauptmann kennt den Pfarrer; sie marschiren in die Kirche und nachdem Pedrillo mit einem Soldaten einen im Shakespeare'stendenden Gene (so ist es wenigstens gemeint) ausgearbeiteten Dialog abgehaspelt hat, kommt das junge Paar fir getraut wieder angefliegen. Isaura ist in Wer-

zweiflung, daß die Königstochter eines Knechtes Weib geworden sei, und will nun durchaus in's Kloster. Aber Sancho demonstrieret ihr, daß sie jetzt seine Frau, er ihr Herr sei und sie ihm folgen müsse; er verspricht ihr, sie solle es recht gut bei ihm haben, er sei ein reicher Mann und könne alle Wünsche einer Frau befriedigen. Sie schreit zwar noch ein paarmal: »In's Kloster! in's Kloster!« und »Unmöglich! unmöglich!« Als er ihr aber vorstellt, sie könne es ja für's Erste einen Monat mit ihm versuchen, fängt sie an zu überlegen.

Nur einen Mond? Wie kann ich das versagen?

Du bist ein edler Freund — ich folge dir!

Prinzeß Kellnerin ist doch ein gutes, gefügiges Ding. Sie hätte sich ja noch ein paar Seiten lang sträuben und dadurch den Akt noch weiter ausspinnen können, der nun, dem Himmel sei Dank, zu Ende ist.

Dritter Akt.

Wie im zweiten Akt den Schenktisch des Wirthshauses, so hat sie im dritten den Laden des Goldschmidts zu besorgen. Wie dort die Wirthin, so ist auch hier eine böse Frau, Donna Uraca, die für des Goldschmidts Mutter gilt und die junge Meisterin ausschilt, daß sie ihr Fräulein so spät bekommen. Darüber giebt es ein Gezänk, welchem der herzukommende Sancho ein Ende macht, indem er seine Frau beredet, die Mama um Verzeihung zu bitten. Dann folgt ein Gespräch, worin Sancho ein ganzes Magazin voll edelster Gefinnungen im schönsten Lichte präsentirt. Als er fort ist, fängt Isaura (o schöne Märchens-Poesie!) an zu stricken, was sie den Mägden abgesehen hat und stellt dabei philosophische Betrachtungen an, wie langsam und mühsam sich das Schaffe, was wir in einer Stunde leicht zerflören (sie hat gewiß auf ihrer Wanderschaft viel Strümpfe verbraucht). — Als sie mit ihrem Monolog zu Ende ist, kommt ihre ehemalige Kammerfrau Leonore, welche ohne die Prinzeß zu erkennen, erzählt, sie werde einen Hauptmann von der Leibwache des Königs Ramiro heirathen, der mit der Gesandtschaft in Burgos gewesen sei. Sie erwähnt dabei der Prinzeß, die man habe braten wollen; verlangt Brautschaum zu sehen, findet den Preis von 20 Doublonen zu hoch, zankt sich mit der Goldschmidtsfrau, welche ihr die Thür weist, und wird endlich von Pedrillo, der als Gesell im Hause fungirt und der Meisterin die Cour macht, hinausgeworfen. Pedrillo meidet zugleich einen fremden Herrn an.

Isaura: Wer ist es denn?

Pedrillo: Du wirst ihn kennen sobald Du ihn erblickst. Darf er kommen?

Isaura: Wer's immer sei, zerstreuen wird es mich.

Der Herr tritt ein; er sieht dem Goldschmidt sehr ähnlich, doch untersteht er sich von ihm durch seinen Bart und durch dunkleres Haar. (Jetzt heißt es aufpassen, die Sache wird von nun an sehr verwickelt und geheimnißvoll.)

— Vergleib mir, schöne Frau, wenn unbekannt...

Isaura: O Gott! Mein hoher königlicher Herr!

Es ist niemand anders als König Ramiro, den Isaura, ohne ihn je zuvor gesehen zu haben, auch sogleich erkennt; weil ihr Mann erzählt hat, daß er ihm so ähnlich sehe. — Jetzt giebt es ein Hin- und Herziehen fein gebredelter Phrasen, nach welcher der König um die Erlaubniß bittet, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Zugestanden. Nachher im Monolog verwundert sie sich zwar etwas der gar großen Ähnlichkeit, vergißt es aber wieder in der Nöthigung, womit sie sich erinnert, wie er so zart von seiner gestorbenen Braut — nämlich von ihr selbst — gesprochen; und fängt doch an zu bebauern, daß sie ihn nicht zum Mann genommen.

Der Goldschmidtsladen hat guten Zuspruch; denn augenblicklich kommt wieder Nachfrage nach einem Perlenhalsband;

die Käuferin ist diesmal Gräfin Isabella, Isaura's Cousine. — Diese, nach einigem Staunen, erkennt die Prinzeß und redet sie plötzlich an:

Isaura!

Wehe mir!

Sa ja, Du bist es!

Kein Lügner hilfst. Wir haben Dich gesucht, Die Spur verfolgt und endlich Dich gefunden.

Die Gräfin schaudert, daß sie die Königstochter als Goldschmidts-Frau wiederfinde, macht ihr selbst ein abschüchliches Bild von ihrer geminen Situation; — ihr Vater vererbe nicht nur, sondern bereue sogar, und wolle sie nun, da ihre Unschuld erwiesen worden, auch nicht mehr verbrennen lassen; sie solle doch mitgehen und dem Goldschmidt entlaufen. — Isaura sträubt sich zwar ganz tapfer, acht Seiten lang; auf der neunten aber schlägt sie um. Nein, nein, ich bin entschlossen! Du hast Recht! — Bereite meine Flucht, ich folge bald! Die Gräfin geht jubelnd ab.

Gott sei dafür gelobt! Es ist gelungen! Cassiliens Edelstein auf's Neu' errungen!

Isaura hütet sich wohl, sogleich mitzugehen; sie hat noch erst einen Monolog zu halten, worin sie uns erzählt, wenn sie eines Standes mit dem Goldschmidt wäre, liebe sie gewiß nicht fort; — so aber sei die Pein nicht auszuhalten. Dann nimmt sie ihr Geschmeide ab (man ist nicht umsonst Goldschmidtsfrau; man trägt im Hause die köstlichsten Steine; nehmen sich ja auf einem schönen Dalse vortreflich aus — alles im Interesse des Mannes, um Käufer anzulocken) und packt es ein; nicht um es mitzunehmen — Gott bewahre! — sie ist, wenn auch eine wegelaufene Prinzeß, weggejagte Dienstmagd, und nun wieder wegelaufene Goldschmidtin — doch eine sehr ehrliche und respectable Person:

Ich will nichts mit mir nehmen! Ach, ich lasse

Den guten Sancho arm genug zurück!

Edle Seele! — Der gute Sancho kommt, wundert sich, die Frau beim Einpacken zu finden; sie ist anfangs etwas verlegen, dann aber faßt sie sich und erzählt ihm, wie sie fort müsse. Er will es nicht glauben, sie behauptet, daß heilige Pflichten sie zurückrufen.

D wie umwölbt

Sich plötzlich meiner Hoffnung heit'rer Himmel!

Wie kurz war des geräumten Glückes Tag.

Es fährt ein dunkler Weg zur lichten Höhe;

Und Du verläugnest selber diesen Weg.

Doch wie es immer sei, Du hast mein Wort —

Nicht halten werd' ich Dich!

Sie spricht nun noch vom Kampf mit Liebe und Dankbarkeit; von Schmerz und Fügung Gottes. — Er hält eine lange Rede über ihre schöne Seele, und wie sie sich bereits sehr gebessert habe. — Sie bedankt sich für alle guten Lehren, die er ihr gegeben. Er meint bescheiden, der liebe Gott habe das Beste dabei gethan. Sie versichert, daß sie ihn nie vergessen werde. Er befielt sich mit ihr ein Wiedersehen im Himmel. Da wird sie gerührt und — sagt: nein, sie wolle doch lieber bleiben. Er wird auch gerührt und lobt sie, daß sie der Verlockung zum Davonlaufen so heldenmüthig widerstanden.

Als eine Heldin stehst Du vor mir da!

Und lockend nahte die Versucherin

In dem Gewand der heiligen Pflicht, das Haupt

Umglänzt vom Heil'genschein der höhern Fügung

Und dennoch — dennoch hast Du sie besiegt!

Der Schafekopf hat bei allen diesen Heiligenscheinen gar nicht einmal nachgefragt, worin denn die Pflicht des Weglaufens bestehe?

Sie schließt das rührende Duett:
 Des Glanzes künstlich Glück, du lockst vergebens
 Der Höhen stumme Freuden fahret hin!
 Hier sprudelt mir der Quell des wahren Lebens!
 An diesem Herzen bin ich Königin!
 Umarmung — Und alles ist wieder gut.

(Schluß folgt.)

Conzert-Anzeige.

Es ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, auch in unserer Stadt ein musikalisches Fest veranstaltet zu sehen, wodurch eines der erhabenen Dratorien Händels in mehr als gewöhnlicher Vervollkommenheit zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht würde, und unsere Singakademie hat sich, zur größten Dankverpflichtung aller wahren Kunstfreunde, bereit erklärt, unter Hinzuziehung vieler ausgezeichneten auswärtiger und hiesiger musikalischer Talente:

Händel's Judas Makkabäus

in den herrlichen Räumen unserer Domkirche am 9. November, Abends 6 Uhr ausführen zu wollen.
 Zu diesem Behufe wird unser verehrter Musikdirektor, Herr W. L. Niem, die Gefälligkeit haben, die Leitung der ganzen Aufführung zu übernehmen, während das Madame Müller-Gerson, als vorzügliche Alt-Sängerin aus Braunschweig, und Herr Wurda, als erster Tenorsänger aus Hamburg, ihre Mitwirkung fest zugesagt haben.

Indem wir mit Freuden einem derartigen, seit länger denn zwanzig Jahren hier entbehrten musikalischen Genusse entgegensehen, wird die Bestimmung des Estrades „zum Besten des hiesigen Dombaus“ nicht minder geeignet erscheinen, die rege Theilnahme Aller zu erwecken und zu beleben, denen der schöne Sinn für das Höhere und Edlere inne wohnt.

Bremen, am 31. Octbr. 1842.

Das Comité
 des Bremischen musikalischen Vereins.

Hierbei N^o 38, 39 und 40 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Buchstabenräthsel.

Mit S.
 Schüler der eiteln Kunst produktiver Denkapparate,
 Hast Du den Meister besiegt, bist Du so klug, wie vorher.
 Mit R.
 Nicht philosophischer Dunst, im sicheren Wissen bedeutsam,
 Dien' ich Dir, wenn es beliebt, doch zum geselligen Spiel.
 Mit P.
 Wie sich die Fluctuation der Staatspeculanten bekundet,
 Zeig' ich mit ähnlichem Maas richtig des Wassers Potenz.
 Mit W.
 Was sich von selber versteht und selbst der Dummste begreift,
 Täuscht den Gewandtesten oft, kennt er das Gegentheil nicht.
 Mit G.
 Gold ist reeller Besiz und besser als windige Pläne,
 Doch bei günstigem Wind' bin ich viel werther als Gold.

Druckfehler im öffentlichen Geheimniß der vorigen Nummer.

1. Statt verbogener lies verborgener, Armer Port! Wieviel doch hat Sorgen er!
2. Lies drob statt der b; 's wird sonst zu herb.
3. Lies Er statt Es. Herr Beus ja is Sehr masculini generis.

Kirchennachricht.

Vom 29. Oct. bis 4. Nov. sind in der Dd. Gem.

1. Copulirt: Carl Wilhelm August Gramberg und Henriette Geher. Hermann Friedrich Pape und Henriette Marie Müller. Heinrich Müller und Alke Margrethe Bessels. Johann Anton Wehlau und Becke Margrethe Schnell.
2. Getauft: Friedrich Wilhelm Hermann Hegeler. Agnes Charlotte Henriette Elise Subling. Johanne Friederike Caroline Bachmann. Heinrich Julius August Brunten. Henriette Charlotte Elise Warns. Thalle Margarethe Eilers. Thalle Margarethe Sündermann. Johann Hinrich August Becker. Friedrich Wilhelm Hermann Hegeler. Ein unehelicher Knabe.
3. Beerdigt: Anna Magdalene Margarethe Pape, geb. Abbr. 69 J. Maria Busch 48 J. Bernhard Höpne 78 J. Hinrich Böben 33 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Reformationstese, den 6. November.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
 Vorm. (Anf. 9 1/2 Uhr) Herr Kirchenrath Böckel.
 Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Collaborator Kieken.

Schulz'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 46. Sonnabend, den 12. November, 1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Schiller's Jungfrau von Orleans.

Oldenburg, den 31. October 1842.

Das Unternehmen, Schiller's Jungfrau von Orleans auf unserer Bühne zur Darstellung zu bringen, konnte wohl mit Recht ein gewagtes heißen. Ein Stück, an dessen Aufführbarkeit überhaupt der Dichter selbst anfangs zweifelte, *) das später nur als eine Art Monopol der größten deutschen Bühnen betrachtet wurde, auf einer der kleinsten in's Leben zu rufen, mochte lange mit Recht bedenklich scheinen. Und doch war der Erfolg mit der Kühnheit. Das Haus — mit Ausnahme der Logen, — war gedrängt voll, die Theilnahme unabweislich, der Beifall laut genug für unsern Norden, und Alles in Allem genommen, sah man sich um die Thatfache bereichert, daß selbst die größten äußern Schwierigkeiten, die sich der Darstellung eines dramatischen Meisterwerkes auf einer kleinen Bühne entgegenstellen, für den guten Willen nicht unüberwindlich sind, und daß selbst bei sehr mangelhafter, ja zum Theil gänzlich verfehlter Darstellung der Hauptrolle, und bei unzureichender Vorbereitung noch immer unendlich viel Genuß für den Freund wahrer Poesie von der reichen Tafel des unsterblichen Dichters abfällt.

*) Hoffmeister, Schiller's Leben IV., p. 321.

Dem freilich — von der Darstellung der Johanna durch Mad. Gr. ist jenes eben ausgesprochene Urtheil wohl so ziemlich das allgemeine. Diese Darstellung stand soweit von der idealen Auffassung der Schiller'schen Jungfrau entfernt, wie etwa die Romantik in Brünser von Klüdesheim und Gaspard Spada Sporenklingenden und Panzerklingenden Andenkens von den idealen Gestalten des Schiller'schen Dichterverkes. Doch davon nachher.

Schiller's Jungfrau von Orleans gehört einer Epoche seines Entwicklungsganges an, deren poetische Weltanschauung von seinem dramatischen Ausgangspunkte weitab liegt. Während nämlich der Dichter in seinen Jugenddramen (Mäurer, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos) kühn das Panier der Freiheit aufpflanzte und in den verschiedenen Kreisen der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates die Idee der sittlichen Freiheit in seinen Helden aufzeigte, ohne die Handlungen der letzteren von etwas anderem als von ihrem Willen, ihrem durch ihr Pathos erfüllten Innern, abhängig zu machen, sehen wir ihn von diesem Boden der modernen protestantischen Tragödie in Wallenstein und Maria Stuart immer mehr zurückweichen, und denselben zuletzt in der Jungfrau von Orleans fast gänzlich aufgeben. Protestantismus und Romantik, Immanenz und Transcendenz, Freiheit und Glaube sind die Kategorien, die sich hier gegenüber stehen. Das protestantische Drama, das Drama der Freiheit, verlangt eine Handlung, deren Träger ihren Willen, ihre Zwecke, ihr Pathos als das ihrige und mit den Mitteln ihrer Willenskraft und ihrer Energie durchsetzen, Helden, die ihr Geschick in der Tragödie als die Folge ihrer Thaten hinnehmen. Das protestantische Drama fordert freie Menschen, menschlich han-



delud, fühlend, leidend wie wir, Menschen, mit deren Thun und Leiden wir sympathisiren können. Anders das romantische Drama, dessen Princip der Katholicismus, die Glaubens- und Wundertragödie. Und wenn Schiller's Jungfrau von Orleans nicht ganz dem Kreise dieser letztern, deren Vertreter Calderon zugesellt werden kann, wenn das protestantische Princip doch durch alle Nebel dieser Romantik hier und da leuchtend und strahlend, wie die Sonne durch schwere Wolkenmassen hindurchbricht — so ist es, weil Schiller, der Protestant, der Dichter der Freiheit es war, der diesen widerstrebenden Stoff unter die Herrschaft eines gewaltigen Geistes zu zwingen wußte.

Die Jungfrau von Orleans ist eine Wundertragödie. In ihr greift (transandirt) das Ueberirdische, die außerweltliche Macht selbst bestimmend und entscheidend in das Diesseits ein. Die Hirtenmagd, die »reine Jungfrau« ist nur das Gefäß, der Träger dieses göttlichen Willens und Waltens. Sie handelt nicht, weil und wie sie will, sondern wie und weil sie muß; nicht weil ihr Innerstes sie treibt, sondern weil sie durch den Befehl der erscheinenden Gottheit getrieben wird. Ihre Thaten — so groß und herrlich sie sind — sind nicht die ihren, und ihr Geschick ist eben darum kein tragisches im protestantischen Sinne des Wortes. Denn die Collision, der sie zum Opfer fällt, ist die Collision eines ihr von Außen aufgedrungenen Verufs, der Pflicht erbarmungsloser Vertilgung der Feinde Frankreichs, mit den innersten, ewigsten, absolut berechtigten Gefühlen ihres Herzens, ihres Geschlechts. Die Gottheit, die das Weib zum Erbarmen, zur Liebe schuf, zwingt eben dieses Weib zur Verlängernung dieser seiner höchsten Bestimmung durch einen Befehl, dem zu widerstehen Frevel ist.

Die Worte der erscheinenden Mutter Gottes zur Jungfrau:

»Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrlichste auf Erden
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht,
indgen gut katholisch sein. Aber ein ächt tragischer Conflict kann aus diesem Conditionalsage für uns nicht kommen, weil ihn unser Bewußtsein verwirft. Johanna ist eine gehorsame Dulderin, aber keine Heldin. Die Erscheinung der Himmelskönigin ruft der Bögern den in der dritten Nacht zu:

»Gehoriam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
Durch harten Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gebietet ist dort oben groß.«

»Vor solcher göttlichen Beglaubigung muß freilich«, wie der fromme Erzbischof sagt, »jeder Zweifel irdischer Klugheit schweigen.« Aber die Aesthetik der Tragödie hat Zweifel, die sich dadurch nicht beschwichtigen lassen.

Wir wissen, daß Schiller bei der Jungfrau von Orleans, wie bei den beiden andern, aus einer ähnlichen Weltanschauung hervorgegangenen Tragödien, den Neben- und Zweck hatte: dem Drama durch Verdrängung der gemeinen

Naturwahrheit Luft und Licht zu verschaffen (Briefw. zwischen Goethe und Schiller 3, S. 396). Beides that dem deutschen Drama Noth; und dieser Zweck weist jene Schiller'schen Dichtungen ihre nothwendige Stelle an in dem historischen Entwicklungsgange unserer dramatischen Literatur. Wenn aber dieser Zweck ihn dahin führte »den Inhalt nicht mehr als Hauptaugenmerk zu behandeln«, so kann darin nicht sowohl, mit einem neuen Kritiker, ein Fortschritt, als vielmehr ein Rückschritt gefunden werden. Der Gegenstand, der uns im Drama mächtig ergreift und erschüttert, soll kein »Spiel« sein, wenn er es auch sein könnte. Aber hierin liegt eben die Unmöglichkeit. Das Drama, mit dessen stofflicher Wirklichkeit wir nicht sympathisiren können, der tragische Character, der als »freies Spiel« der Poesie mit seinen Interessen, seinem Handeln und Wollen über alles Verhältniß zu uns hinaustritt, kann uns ästhetisch interessiren, aber er ergreift und erschüttert uns nicht. Diesen schwachen Punkt der Schiller'schen Jungfrau hat ein neuerer französischer Kritiker fein und richtig herausgehört, und Hoffmeister, der ihn zu widerlegen versucht*), hat zwar in meisterhafter Weise nachgewiesen, daß es der Schiller'schen Johanna nicht an Zügen lebhafter Individualität fehle, aber jenen Hauptpunkt hat er unwiderlegt gelassen, daß sie trotz dem allen keine tragische Figur im Sinne des modernen Bewußtseins ist. »Das Wunder ist des Glaubens liebste Kind.« Aber die spanische Poesie, die Poesie des Glaubens und des Wunders, das Drama des Katholicismus, hat es trotz seiner hunderte von trefflichen dramatischen Dichtern und trotz der tausende von dramatischen Werken, doch eben jenes Princip wegen, nicht zur wahren Tragödie, dem Gipfel aller Poesie, und der modernen insbesondere, gebracht. Diesen zu erreichen war dem Drama des Protestantismus und seinem Dichter Shakespeare aufbehalten. Und Schiller selbst — erreichte das Höchste, was der kurzen Lebensdauer dieses edelsten deutschen Genius zu erreichen vergönnt war, nur, indem er den Boden jener katholischen Romantik verließ, und im Tell sich dem Geiste der Freiheit in der Geschichte wieder zuwendend, zu dem Ausgangspunkte seiner Jugend zurückkehrte. Sehen wir nun von jener höchsten Forderung der Tragödie ab, so bleibt freilich die Jungfrau von Orleans ein poetisches Meisterstück, wie Schiller keines in solcher Vollendung geschaffen. Mit tief eindringendem, zum Theil unsäglich mühevollen Studium hatte er sich des historischen bemächtigt, das er zum Theil, wie er sich ausdrückte, erst »überwinden« mußte. Und wie denn jedes ächte Kunstwerk auch nach seinem eigenen Maße gemessen werden muß, so darf man dieses gewaltige Werk, wenn man einmal die künstliche Reproduktion einer untergegangenen Welt und Weltanschauung dem modernen Dichter zugiebt, in sich durchaus vollendet nennen. Wir verweisen in dieser

*) E. Hoffmeister. S. 340—41.

Beziehung auf die meisterhafte Entwicklung und Darlegung der Composition, welche Hoffmeister im vierten Bande seines mehrerwähnten Werkes gegeben hat, und beschränken uns hier darauf, den Charakter der Heldin in besonderer Beziehung zu ihrer dramatischen Darstellung zu betrachten.

Der wahre Künstler schafft den Charakter, den er darstellen will, indem er ihn als ein organisches Ganze ansieht und so aus sich selbst reproducirt. Dazu gehört vor allen Dingen Verständniß des Charakters und Einsicht in das Verhältniß desselben zu dem Ganzen des Kunstwerks, dem er angehört. Die Jungfrau von Orleans ist ein Sittungscharakter, in welchem eine sittliche Idee individuelles Leben erhalten hat. *) Rötischer hält die Darstellung solcher Charaktere, zu denen er Iphigenia, Julia, Desdemona, Imogen zählt, für die minder schwierige. Jede Darstellerin, meint er, werde sich mühelos (!) zu dieser Anschauung erheben, und in den genannten Gestalten Repräsentanten idealer Gemüthsrichtungen nicht Specialmenschen erblicken, — wie weit auch nachher die Leistung hinter der Anschauung zurückbleibe.

Aber das ist es ja eben! Wir sind geneigt den Satz umzukehren, und in solchen Charakteren gerade die schwierigsten Objecte der Darstellung zu erblicken. Charaktere von härterem Stoffe und größerer Wirklichkeit mögen freilich von gemeiner Auffassung leichter herabgezogen werden können; aber ihre Darstellung wird selbst einem reflectirenden, scharf beobachtenden Verstande, oder einem geschickten Copisten gelingen, während jenen idealen Gestalten nur der wahrhaft schöpferische Genius volles Leben zu verleihen vermag. Denn eben, weil sie Sittungsmenschen sind, ist die Aufgabe, sie zur leblichen Erscheinung zu bringen, ihnen individuelles Dasein zu schaffen, eine unendlich schwierigere. Hier verläßt den Künstler alle Erfahrung, alle Beobachtung, alle Hilfe der Wirklichkeit, die ihm dort zu statten kommt. Seine Darstellung muß hier ein völlig freies Schaffen werden, während er sich dort zur Nachahmung hingedrängt sieht. Das ist beiläufig auch der Grund, warum die großen tragischen Künstler höher stehen und seltener sind als ausgezeichnete Komiker.

Doch zurück zu Schillers Jungfrau. Die Entwicklung ihres Charakters im Stücke durchläuft verschiedene, bedeutend von einander gesonderte Phasen. Sie tritt uns in der ersten im Prolog entgegen. Schweigsam und verschlossen, streng und kalt schildert sie der Vater. Mit einer Art von geheimer Schen sehen die Ihrigen, mit Ehrfurcht, wie zu einer höhern »diesen Zeiten fremden« Erscheinung der liebende Raimond zu ihr hinauf. Ihr, den Naturmächten in Wald und Feld hingegebenes Wesen, ihre dämonische Natur erregt dem eigenen Vater Grauen. Ihm ist nicht geheuer bei der schwärmerischen Mystik dieser Tochter, die das »leicht aufzureizende Reich der Geister«

mit magischem Beginnen versucht. Allein Johanna ist bereits innerlich den Mächten der schwärmerischen Mystik so hingegeben, daß sie des Vaters Warnungen nicht einmal vernimmt. Sie weiß sich als die zur Rettung Frankreichs und seines Königs von der Gottheit Auserkorene. Die Königin des Himmels hat bereits zu ihr gesprochen, und in dieser Selbstgewißheit, ist jede irdisch ungläubige Rede für sie eitel Schall. Nur das Auftreten Bertrands mit dem Helm weckt sie auf aus ihrem brütenden Sinnen zur Theilnahme an der Gegenwart, die sie umgiebt. Nicht freudig überrascht, denn dies würde Zweifel an ihrer Berufung durch die Himmelkönigin voraussetzen, erblickt und ergreift sie den Helm. *) Sie weiß, daß er der ihre ist:

Mein ist der Helm und mir gehöret er zu.

Sie steht darin nur das sicher erwartete letzte Zeichen erfüllt. Ihre Fragen an Bertrand über den Zug des Ritters Vauducour sind kurz, scharf, bestimmt, und der erste Ausbruch ihrer begeisterten Prophezeiung

Nichts von Berträgen u. s. w.

so ergreifend er ist, so sehr er selbst den Vater bestürzt, ist doch mehr die gewißheitstrunkene Verzückung der fanatischen Prophetin, die sich als die Erwählte Gottes fühlt und weiß, als die Leidenschaft menschlicher Erregtheit. Es ist eine übermenschliche alttestamentarische Großheit in dieser Gestalt, in diesen Reden:

— Eine weiße Taube

Wird fliegen, und mit Adlerskühnheit diese Geier

Anfallen

Und diese frechen Insektwohner alle

Wie eine Heerde Lämmer vor sich jagen.

Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.

Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen

Durch eine zarte Jungfrau wird er sich

Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige.

Ihr Sieg wird leicht und mühelos sein, denn Gott selber ist es, der mit ihr, der durch sie streitet. Diese Gewißheit, diese Sicherheit giebt ihr eine Ruhe in der Verzückung der Begeisterung, an deren Ausdruck die neuliche Darstellung nicht von fern erinnerte.

So scheidet sie von ihrer geliebten Einsamkeit um dem Schauplatz ihrer Thaten zuzueilen. Aber dieses Scheiden erzeugt in ihr nicht die Empfindung tieferer Wehmuth, nicht jenen Scheidenschmerz, den die Darstellerinnen gewöhnlich in den Anfang jenes berühmten Monologs gedankenlos legen. Es ist schon ein höchst bedeutender, ein von dem tiefstimmigen Dichter meisterhaft angebrachter, leider aber meist übersehener Zug, daß in diesem Abschiedsmo- nologe Johanna mit keinem Worte, der Menschen, von denen sie scheidet, des Vaters, **) der Geschwister, der Bekannten erwähnt. Sie hat sich von allen diesen irdischen Banden seit jener Berufung längst losgerissen.

*) Dies ward in der Darstellung ganz verfehlt.

**) Daß nirgends der Mutter Johanna's erwähnt wird, ist gleichfalls nicht ohne psychologische Bedeutung für den Charakter der Jungfrau und seine Bildung.

*) Rötischer, Kunst der dram. Darst. S. 347.

Nur der stummen Natur, den Bergen und Triften, die sie durchzog, den Thieren, die sie weidete, gilt ihr Lebenswohl, durch das die selbige Freude über die ihr zu Theil gewordene Herrlichkeit überwiegend hindurchklingt. Es heißt daher im höchsten Grade den Charakter Johanna's mißverstehen, wenn man in die Worte:

In rauhes Erz sollst du die Glieder schüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünder Flamme eitter Erdenluft.

Die blüht kein lieblich Kind an deiner Brust u. s. f. wie es leider neulich geschah, den Ausdruck einer Empfindung legt, die sogar so weit geht, den Eindruck des Einzelnen durch eine ganz in das Particularste gehende, und sich den einzelnen Begriffen anschmiegende Tonmalerei hervorheben zu wollen. Man vergißt dabei, daß Johanna hier nur die Worte der erscheinenden Gottheit recitirt, daß sie von dem, was sie ihrer hohen Bestimmung opfern soll, von Männerliebe und Mutterfreuden kaum eine Vorstellung, geschweige denn ein tieferes Gefühl hat, und haben darf, und daß ein wech in Wehmuth hinschmelzendes:

Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Die blüht kein lieblich Kind an deiner Brust —
in Johanna's Munde ein Frevel gegen die Gottheit ist, die dergleichen eben als:

„Sünder Flamme eitter Erdenluft“ bezeichnet, und zugleich eine Abgeschmacktheit, wenn wir uns erinnern, daß es ja die Worte der Gottheit sind, die sie, sich zur Erhebung, in diesem Momente zurückruft. Also der Ton gehaltener, erhabener, selbstgemäßer, gottesfüller Entzückung, der nur in den letzten sechs Versen zum Heroismus der Begeisterung sich steigert, ist es, den wir wie im Prologe überhaupt, so besonders in dem Schlussmonologe vernehmen werden.

Die zweite Entwicklungsphase beginnt mit ihrem ersten Auftreten am Hofe des von höchster Noth bedrängten Königs. Was vorher nur im Glauben Gewißheit war, hat sich jetzt schon durch die That bestätigt. Johanna kommt als beglaubigte göttliche Heldin und Siegerin. Mit einer kleinen Schar hat sie ein zahlreiches Heer der Feinde geschlagen und vernichtet. Jedes Wort, das sie spricht, geht hervor, aus der wandellosten, bereits vor der Welt durch die That beglaubigten Gewißheit ihrer göttlichen Sendung. Sie erkennt den König, den sie nie gesehen, sie verkündet ihm den Inhalt seiner geheimsten Gebete. Ruhige Großheit und Sicherheit ist der Charakter von Allen, was sie spricht. Schlicht und einfach, dem „Hertenmädchen“ geziemend, ist die Erzählung ihrer Herkunft und ihrer Berufung. Klar und bestimmt die Bezeichnung des ihr aufbehaltenen Schwerts. Nicht der Prunk begeisterter Rede verleiht ihr die Hoheit und Majestät, vor der sich die Träger der weltlichen und geistlichen Macht beugen. Nein, es ist eben die Einfachheit und Schlichtheit

ihres Wesens, das im Gegensatz zu ihren göttlichen Thaten und Worten den Eindruck ihrer Erscheinung verstärkt, dieser Zauber milden jungfräulichen Gesichts, der den ungläubigen Dunois, den einzigen wahren Helden des Stückes, der eben deshalb in der Jungfrau nicht die Prophetin, nur die menschlich begeisterte Jungfrau sieht, *) zu den Worten zwingt:

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

Und so dürfte es denn als durchaus verkehrt zu bezeichnen sein, wollte man selbst in ihrer Rede an den Englischen Herold in jener Scene statt der erhabenen, gottesfüllen Ruhe und Hoheit, den Ausdruck menschlicher Leidenschaft und herrischen Zornes zur Anschauung bringen. Dieser erste Akt ist der Glanzpunkt in der Laufbahn der Jungfrau. Noch hat sie nur durch ihres Geistes Kraft, durch ihre bloße Erscheinung gesiegt. Kein Blut ist durch ihre Hand vergossen, wie denn auch die historische Johanna ihren Richten gegenüber bezugte, nie eines Menschen Blut vergossen zu haben. Aber in dieser fleckenlosen Keinheit konnte der Dichter seine Heldin nicht halten. Hier mußte es sich zeigen, daß der schwärmerische Glaube in seiner letzten Consequenz selbst das sanfte Weib, die zarte Jungfrau zum blutdürstigen Fanatismus fort reißt. Des Todes ist vor ihrem Arm, wen eine britische Mutter zeugte. Dies veranschaulicht die Scene mit Montgommery im zweiten Akte, in welchem der Charakter Johanna's in das dritte Stadium seiner Entwicklung tritt. „Ein Gespenst des Schreckens“ nennt sie gegen ihn sich selbst, das während durch der Feinde Reihen gehen muß, denn auch dazu treibt sie die „Götterstimme.“

Hier ist schon eine Spaltung eingetreten. Die leidenvolle Leidenschaft des Fanatismus bringt sie in Zwiespalt mit der erwachenden Stimme ihres innersten Wesens:

In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als brähe sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Keit des Gegners zu verlegen.

Und nur ihr Glaube an die heilige Jungfrau bewahrt ihr das Herz mit Unerbittlichkeit. Eben deshalb tritt denn auch erst hier die Erinnerung an die Thringen, an Vater und Schwester als Zeichen schmerzlich erwachender menschlicher Regung ein (Akt 2., Scene 7.), und die unmittelbar nach der erbarmungslosen Tödtung des Feindes folgende Scene der Liebe und Versöhnung setzt diesen Widerstreit, der sich im eignen Innersten regt, noch deutlicher ins Licht. In dieser Scene, in der sich Johanna den menschlich bewegenden eigensten Mächten ihres Innern vollständig hingiebt, tritt nun statt der erhabenen Prophetin die Innigkeit der holdesten Anmuth einer „Kindlichen“ Seele, einer menschlich denkenden und fühlenden Jungfrau entgegen. Mit Worten und Handlungen der Liebe und

*) Die, welche diesen Unglauben mit Dunois theilen, sind ihm verwandte Naturen, Falbot und Klonel.

Milde, der Gnade und Veröhnung beginnt auch ihr Auftreten im dritten Akte. Als Friedensgöttin, den Kranz statt des Helms auf dem Haupte tritt sie auf. Selbst die Sprache ihrer Prophezeiungen athmet Frieden und Milde. Aber gerade diese Umkehr zu ihrem eigensten innersten Wesen ist schon der Anfang ihres Falles. Diese tiefste Ruhe ist die Ruhe vor dem Ausbrechen des Sturmes. Die edelsten Herzen Frankreichs bieten ihr, von dem Zauber ihrer Anmuth und Hoheit hingerissen, ihre Liebe und ihre Hand und selbst der König redet ihrem Werben das Wort. Johanna verschmäht diese Anforderungen, die in den Augen der Gottgesandten Prophetin als »sündhafte Flammen eitlem Erdendünste« erscheinen müssen. Aber ach! dies Verschmähen, diese Zurückweisung, so heftig und entschieden sie dieselben auch ausspricht, sind schon nicht mehr unbefangen. Es ist die Pflicht, die strenge, harte, der sie gehorcht, sie kann jenen weichen Gefühlen, denen sie so eben ihr ganzes Herz erschloß, nicht mehr fremd sein. Darum »preßt und ängstigt sie diese Waffenspitze«. Sie fordert »Schlacht und Kampf« ihr Herz und seinen inneren Kampf zu überläufen. Diese ahnungsvolle Unruhe eines geheimen, innersten Erbanges im Gegensatz zu der früheren Ruhe und Sicherheit der ungetrübten Begeisterung soll Johanna auch in der Darstellung verständlich machen. Die gediegene Einheit ihres Wesens ist gebrochen, sie ist schon »geirrt« an ihrer hohen göttlichen Sendung, und dieses Schwanken diesen Zwiespalt verständlich macht uns denn auch äußerlich im folgenden Akte die Scene mit dem gespenstlichen schwarzen Ritter, der sie, wie sie selbst sagt »versuchen und verwirren will.« Ach, es sind nur die eignen schwankenden Gedanken, die eignen bangen Zweifel, die sich aus dem Abgrunde ihres zerspaltenen Innern gegen sie erheben, wie die Zaubererschwestern nur Macbeths eigne frevelhafte Gelüste verkörpern uns vor die Sinne führen.

So folgt denn auch unmittelbar nach dem Verschwinden der gespenstlichen Erscheinung die Katastrophe der Begegnung Johanna's mit Lionel. Hier tritt auf einmal das Göttliche mit dem Menschlichen, das Heroische mit dem Weiblichen, die Pflicht mit der Liebe in einem furchtbaren, tragischen Gegensatz; zwei Welten stoßen feindlich auf einander. Das fühlende Weib kann nicht erfüllen, was die Kriegerin Gottes verspricht. Diese Collision konnte nur in dem Bewußtsein eines protestantischen Dichters entstehen, und statt, wie gewisse Leute, über den Poeten zu witzeln der »Johanna's Schicksal an eine mehr oder minder befestigte Schnalle geknüpft habe«, sollte man vielmehr begreifen, daß das Zufällige, das hier nur ein innerlich schon Vorhandenes ans Licht bringt, ein gleichgültiges Mittel ist, dessen freilich als Mittel auch das Nothwendigste nicht entbehren kann.

Wie sagten, nur ein protestantischer Dichter konnte in dieser tiefen Weise das Tragische in Johanna's Schicksal dichten, deren historisches Geschick nur ein trauriges

ist. Denn das katholische Bewußtsein der romantischen Zeit weiß nichts von einer Berechtigung des Herzens, des Gefühls, des Menschlichen, gegenüber der absoluten Alleinherrschaft des Gottesgebotes außer uns. Die Transcendenz ist Tyrannin. Eine katholische Johanna konnte ihren Glauben, ihren Gehorsam auf dem Holzstoß besiegeln, aber nur Schillers Johanna vermag unser Herz zu rühren, »daß wir ihr (nach des Dichters Worte) als einem Vernunftwesen huldigen« und an ihre Seelenstärke glauben, indem sie menschlich unterlegend, sich selbst aus der Niederlage wiedergewinnt, und die bisher als äußerlich erschienene Vernunft zum Heroenthume durch eigene Kraft zum Eigenthume ihres Geistes, zu ihrer eignen innern Stimme macht. Erst als sie sich zur wehmüthvollen Anklage erhebt (Akt 4. Scene 1.) gegen die Macht, die diesen »furchtbaren Beruf« auf sie geladen, fühlen wir uns mit ihr auf gleichem Boden. Erst als sie in den tieferschütternden Worten:

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Ruh'n in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende uns
Die Unsterblichen, die Keinen
Die nicht fühlen die nicht weinen, u. s. w.

ihr menschlich fühlend Herz uns erschlossen, können wir einer tragischen Mühnung nicht widerstehen, die nicht sowohl Wirkung einer tragischen Handlung als der lyrischen Exposition ihrer Motive und ihres Seelenzustandes ist. Die Unseligkeit eines Seelenzustandes, in welchem das höchste Glück und die höchste Seligkeit der Liebe zum Unglück, zum Schuldbewußtsein, zum Verbrechen wird tritt in der ersten Scene des vierten Aktes mit erschütternder Macht hervor. Es sind zwei Weltanschauungen, die in einer Seele mit einander ringen. Johanna erliegt, und wie sie selbst sich aufgeben und verlassen muß, schießt sie sich von der Welt, von ihrem Volke, ihrem Könige verlassen, und die Anklage des Vaters, so schuldlos sie sich ihrem Wortlaut gegenüber weiß, treffen doch ihr eignes Bewußtsein um so tiefer, da der Dichter in die äußere Fassung und den Ausdruck dieser Anklagen, Mahnungen und Fragen einen Doppelsinn zu legen gewußt hat, dem sich die Unglücksseelige nicht entziehen kann. Erst als sie durch freiwillige Unterwerfung unter das härteste Geschick ihr Vergehen gesühnt hat, ist auch die Freiheit ihres Innern hergestellt.

In mir ist Friede, komme was da will
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt.

Zurückzukehren zu den Jähren, als niedere Magd ihnen zu dienen und »mit der strengsten Buße es zu sühnen, daß sie sich eitel über sie erhob,« ward ihr nicht vergönnt. Jetzt will sie ihr Geschick erfüllen. Sie weiß sich mit ihrem Gott und mit sich selbst veröhnt. Eine innere Stimme sagt ihr, daß ihr Ziel nahe sei. Es ist's. Nur die Strafe, den Mann wieder zu sehen, an den sich die Erinnerung ihres Fehltritts, ihres Frevels knüpft, erschüttert sie noch einmal bis zur Leidenschaft. Aber auch diese

letzte Prüfung überwindet sie. Sie sieht ihn wieder, und mit göttlicher Ruhe und Hohen begegnet sie, die nichts Irdisches mehr fesselt, seinem wilden Werben, und wahrhaft majestätisch erklingen die stolzen Worte der gefesselten Prophetin:

Du bist der Feind nur der verhaßte meines Volkes,
Nichts kann gemein sein zwischen mir und die
Nicht lieben kann ich dich. u. s. f.

Dieser höchste Sieg über sich selbst macht sie denn auch würdig, als Retterin ihres Volkes und mit ihm versöhnt, von ihm beweint ihre Laufbahn zu beschließen. In Banden blutiger Feinde, an der Schwelle des Todes, dem Geliebten gegenüber, der ihr Freiheit und Leben, Glück und Liebe bietet, hat sie nur ein Pathos, das Vaterland, und seine Rettung und Befreiung, und dieser Heroismus der ächt menschliche und darum auch göttliche — denn Er schuf den Menschen nach Seinem Bilde — führt die Heldenjungfrau zurück, aber gereinigt und verklärt zurück zu der Einheit mit ihrem Gotte, zu dem Bewußtsein ihrer göttlichen Sendung, von dem sie ausgegangen, und für die jetzt ihr Lebensblut verströmen darf.

Nach dieser Skizze mag man beurtheilen, in wiefern die neuliche Darstellung der Jungfrau durch Mad. G. gelungen oder mißlungen heißen dürfte. Hier nur noch ein paar Worte über die weitere Darstellung. Die Nebenrollen waren meist tüchtig; selbst die kleineren Partien (Raoul und der Soldat im Thurne) waren sorgfältig einstudirt und gelangen recht gut. Dunois und Lionel waren ächt heldenhafte Erscheinungen, die Scene Johanna's mit Lionel gelang dem letzteren meisterhaft. Der König (Fr. Heuser) dürfte anders zu besetzen sein. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Die Verkürzungen waren nicht alle zu loben, doch mag die Scene mit Montgommery noch immer eher als die zwischen Isabeau und dem Feldherrn wegbleiben können. Du Chatel darf aber nicht wieder vergessen, den Dunois am Schlusse des vierten Actes abzurufen, und die Jungfrau zu verbannen. Die Statisten müssen vermindert werden. Sie waren ungeübt und störten. Besser, man läßt der Phantasie den größten Raum, und symbolisirt nur Lager, Heer und Schlacht, als daß man der Illusion mit diesen geschminkten Klößen in's Gesicht schlägt, und die künstlerische Andacht stört. Die Leute, welche am leichtesten über dergleichen Störungen lachen, haben mehr Phantasie, als man ihnen gemeinlich zutraut. Freilich meinen wir nicht mit Tied, daß unsere Scenerie zu der Shakespear'schen Einfachheit und Noheit zurückkehren müsse. Wo große Mittel da sind, wie in Berlin, wo man im vierten Act an tausend Menschen auf die Bühne bringt, da brauche man sie, aber:

Mit Vielem hält man Haus
Mit Wen'gem kommt man aus!

Die Schule des Lebens.

Schauspiel oder dramatisches Märchen in 5 Acten
von Ruybach.

(Beschluss.)

Vierter Act.

Der königlichen Goldschmidtfrau scheint jedoch das Resultat des Umwendens auf der Schwelle und der wieder gewonnene Hausfriede auf die Länge nicht zu genügen; sie sucht ihren Mann zu bereben, er solle eine Stelle am Hofe annehmen. Er weigert sich, und um ihr zu zeigen, daß er den Hof kenne, den er keinesweges geringschätzen oder tadeln wolle, macht er eine höchst weise und langweilige Beschreibung des Hofwesens. Als sie nach Weiber-Art auf ihr erstes Wort zurückkommt, fragt er, ob nicht der König diesen Wunsch in ihr angeregt habe? Sie läugnet es nicht, und nun äußert der Goldschmidt einige Eifersucht gegen den König, der sein Haus schon oft mit seinem Besuche beehre. Nachdem er fort ist, und sie bei sich besprochen hat, daß allerdings seine Warnung ganz vernünftig sei, kommt Rama Uracca und sticht, daß der König immer nur in Abwesenheit ihres Sohns erscheine. Isaura kann das nicht leugnen, ihre Vertheidigung aber fängt schon wieder an einen Sankt zu ertzen; da stürzt Petrillo herein und erzählt in unseidlicher Breite: Meister Sancho sei im Schlosse verhaftet worden, er wisse nicht warum. Isaura eilt in den Pallast und erfährt dort: in dem neuen gestern erst zum Schatz abgelieferten Diadem seien falsche Steine entdeckt — auch habe er selbst schon bekannt, daß er die ächten Steine verkauft. Der König zu dem sie verlangt, kommt heraus; man wechselt einige galante Redensarten; als sie aber in dem Tone nicht fortfahren will, und der König fragt: was sie denn eigentlich verlange? — geht sie an die Vertheidigung ihres Mannes. Der König erzählt von den falschen Steinen; sie schwört, von Sancho sei ein Betrug unmöglich — Folgt ein spitzfindiges Erörterern, wo die Gränze zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit zu finden. — Sie verlangt Untersuchung. Er sagt das Urtheil sei schon gesprochen. Sie bittet um Gnade für den Mann. — Auf gewisse Bedingungen will der König sie gewähren. — Hier thut sich nun ein dritter Turnier-Plan auf für alle möglichen Tiraden über Tugend, Keuschheit, weibliche Ehre und Treue. — Auch thut Isaura ihr bestes, und spart die Redensarten nicht.

Laß fahren die unwürd'ge Hoffnung Herr!

Er: Das soll ich? Und was hoffst du denn von mir?

Sie: Wenn Sancho schuldlos ist, so fordert sie

Vom Könige Gerechtigkeit. Wenn schuldig,

So fleht sie zu dem Erdengott um Gnade.

Unheil'ig ist, was sich dazwischen drängt!

Er: Ich bin ein Mensch!

Sie: So leg die Krone nieder!

Darauf ward er gerührt. Dann sagt er sehr ernsthaft:

Du willst den Menschen nicht, du willst den König

Denn Gott in mir! — So sei es denn. Als Gott

Gewähr' ich Sancho's Freiheit deiner Tugend.

Als König werd' ich richten nach dem Recht;

und geht ab. — Jetzt kommt natürlich ein großer Monolog und noch dem Monolog ein Hauptmann, der ihr berichtet, das Urtheil sei gesprochen und Sancho's ganzes Vermögen confiscirt. Auf ihre Frage: ob dem Manne nichts geschehen? — antwortet er ausweichend. In seiner Statt übernimmt Sancho die Antwort: Er wird von der Wache hereingeführt eine Binde über die Augen.

Isaura: Die Binde! — Herr mein Gott! — Was soll die Binde?

Sancho: Geschick nicht, gutes Weib! Wir müssen's tragen,
Gedendet hat man mich, weil — sagte man
Ich mich am Glanz der Steine blenden ließ!
Das muß man gesehen, an den Höfen von Burgos und
Navarra wird prompte Lustig geübt. Dort will der König die
Tochter verbrennen lassen, weil sich ein Page in ihr Schlafsim-
mer geschlichen hat. Hier sieht man einem Goldschmidt die Augen
aus, weil er Juwelen unterschlägt.

Isaura schreit: Gebendet — und um mich! durch mein
Vergehen!

Dein Aug' erloschen, weil es mich gesehen!

Weil du in mir den Dämon dir erkoren!

Er: Ich halte Dich — und habe nichts verloren! —

Auf ein Paar Augen kommt es ihm nicht an!

Das nenn' ich einen generösen Mann!

Welche Großheit! Welche Resignation, welche Poesie in
diesen Scenen und Titaben! — Die Conversation Isaura's
mit dem König, und hinterher der Goldschmidt in seiner nagel-
neuen Blindheits-Maske so behaglich raisonnierend — es gäbe
mit dem gehörigen Pathos und Auf- und Nieder-Schwenken der
Arme, vorgetragen, eines der schönsten Stücke für ein Puppen-
spiel.

Fünfter Act.

Vermöge des königlichen Confiscations-Decrets sind der
Goldschmidt und seine Frau nun ganz bettelarm geworden. Wir
finden sie vor einem kleinen elenden Hause auf der Bank sitzend.
Sie spinnt und er predigt, daß man seinen Feinden verzeihen
müsse; Verlust am Gesicht und Vermögen sei nichts, und dafür
daß er sie nun nicht mehr sehen könne, schmecke ihm ihr Kuß
desto besser. Die Mutter, welche dazu kommt, ist milderem
Sinnes denn ehemals. Doch als eine erfahrene verständige
Frau, deren Gedanken mehr aufs Praktische gehen, beklagt sie,
daß nichts zu essen da sei, auch morgen nichts kommen werde;
von Isaura's Spinneret könne man nicht leben, zu verkaufen
sei auch nichts mehr und die Noth unerträglich. Das resig-
nirte Paar replicirt darauf mit den schönsten Phrasen von
Hoffnung auf bessere Zeiten; wobei der Goldschmidt jedoch nicht
läugnen kann, wie er sich in der Gegenwart herzlich nach einer
warmen Mahlzeit sehne. Darob ruft Isaura: »O Herr mein
Gott!« Wir erfahren nun des Breiteren, daß sie vergebens
bei den Leuten, welchen sie sonst wohl gethan, Unterstützung
gesucht.

Des Königs Jorn, der schimpfliche Verdacht,

Der auf mir ruht, verschliefet uns die Herzen.

Uracca: Der Undank thut's, der Menschen Schlestigkeit.

Er: Die Menschen sind nicht schlecht. Nur bei Bekannten

Muß du nicht Hülfe suchen; denn sie schämen

Der kleinen Gabe sich und wollen doch

Die größeren sparen. — Nein, bei fremden Menschen. —

Das ist ein Wort der Erleuchtung für Isaura. Sie be-
schließt sich aufs Betteln zu legen, und erzählt das ihrem blinden
Manne, der sie dann wie billig bewundert, und statt ihrer
dies angenehme Geschäft vollziehen will. Sie protestirt, er giebt
sich darein, geht ab, und sie macht sich nun resolut an die Vor-
übergehenden, wird aber derb ausgescholten und bekommt vor-
läufig nichts. Indem sie darüber reflectirt, tritt die Mutter
wieder herzu, die als eine sinnreiche und weisfluge Frau sich
etwas Besseres ausgedacht hat. Sie bringt zwei Töpfe mit,
und erzählt, es sei ein Fest am Hofe; bei solcher Gelegenheit
gehe die Nachbarin in die Hofküche um sich dort etwas Suppe
zu holen; da erhalte sie oft mehr als sie für einen Tag brau-
che, auch wenn sie bei gutem Appetit sei.

Isaura: Die Glückliche!

Mama proponirt nun, dasselbe zu versuchen. — Isaura
schreit empört: »Ins Schloß? Nein! Nein! Nichts von des Kö-
nigs Gnade!« — Als die Mama ihr aber durch ein kleines
Multiplications-Grempel demonstirt, daß in zwei Töpfe mehr
gehe, als in einen, ruft sie eben so pathetisch: »Wahr! gute
Mutter, Wahr! Ich gehe mit!« Die Nachbarin kommt auch
mit ihrem Topf und so marschiren die drei Weiber dann nach
der Hofküche. — (Nun aber kommt's!)

Verwandlung. Thronsaal im Schloß. Erleuchtung.

Hinter der Scene Musik. Auf der einen Seite Damen
und Herrn vom Hofe; auf der andern Bürger und
Frauen aus dem Volke. (Wundervoll arrangirt!) Zu
dieser letzten Partei schlagen sich Uracca und Isaura.

U.: Komm! komm! — der Koch hat Recht. Was sollen wir

So lange warten drunten bis er uns

Die Töpfe füllen kann? Es ist doch besser

Da heute jeder freien Zutritt hat,

Indessen hier dem Feste zuzuschauen.

I.: Was sehen wir denn hier?

U.: Ein Schauspiel, Liebe,

Wo im Vertaufe der Begebenheiten

Oftmals der Dinge wundersame Wendung

Uns freudig überrascht, ja bleibend freut

(Merkt du was, Spig?)

Drum laß uns Achtung geben, was geschieht.

Der König kommt, in glänzender Begleitung, worunter
auch der König von Castilien, der Graf, Gräfin Isabella und
Pebrillo. Seine Majestät, ein sehr leutseliger Herr, welcher
selbst den Bettelweibern den Zugang zum Festsaal öffnet, besteig-
gen den Thron und erzählen dem getreuen Volke, es sei heute
höchst Ihr Hochzeitstag.

Ihr meint, ich scherze?

Dem ist nicht also! — Nein!

(Welch göttliche Sprache! Welche
Gedankenfülle!)

Laßt uns das Fest mit einem Tanz beginnen

Und sehet zu — die ich zum ersten Tanze

Auffordern werde, die ist meine Braut!

Nach dieser Thron-Rede steigt er gerade auf Isaura los:

Ich bitt' um einen Tanz!

Das Volk und der Hof:

Das ist die Braut?!

Allgemeines Erschrecken.

Sie schilt ihn tüchtig aus, daß er zu ihrem Stende noch Spott

und Hohn gesell.

Er: Wie sollt' ich denn auch deiner Hoheit spotten?

Sie: Was sagst du Herr?

Er: Ich kenne dich Prinzessin

Isaura von Castilien! Bist du's nicht?

(Prinzessin liebst du mir?

O ja mon prince, ich liebe dir!)

Sie: Du irrst! du irrst! dich täuscht die Aehnlichkeit!

Er: Wenn du es läugnest, werd' ich Zeugen stellen —

Und gute Zeugen sind's.

Alfonso: Das hoffen wir!

Isaura: Herr Gott! Mein Vater!

Alfonso: Ja, geliebte Tochter!

Papa hat verziehen; erzählt ihre erste Ehe sei von der
Kirche aufgehoben, und bestiehlt nun, unverzüglich Er. Maj. den
König von Navarra zu nehmen. Sie kann aber nicht die Ehre
haben, weil sie ihren blinden Sancho nicht verlassen will.

Ich kann nichts Großes werden als ich bin,

Und darum will ich bleiben was ich bin,

Des armen edeln Sancho treues Weib.

Da mag der Teufel widerstehen! Ramiro hält sich nicht länger,

reißt den falschen Bart herunter und entdeckt ihr (nicht wahr,



wir haben es schon seit einiger Zeit geahndet?) das Ramiro und Sancho gewiß und wahrhaftig eine und dieselbe Person sei.

Erkennst du mich, o angebetet Weib?

Alfonso: Verzeihst du mir, daß ich zu deinem Heile

Dich in des Lebens strenge Schule gab?

Isaura: Ramiro! Sancho! bu! —

Pedriño: Die Schul' ist aus!

Sie fällt, wie sich's gehört, in Ohnmacht.

O Himmel, hat die Freude sie getödtet?

Nur eingeschlafert, um sie nicht zu tödten.

So wie dereinst wer treu und glaubendoll

Sein Schicksal legend in des Ew'gen Hände,

Auf Erden ausgeharrt bis zu Ende,

Des Lebens Krone dort empfangend soll

So schmücke hier dein schlummernd Haupt zum Lohne,

Geprüfter Tugend diese Königskrone! —

Wie es möglich war, daß Isaura nichts gemerkt habe? kann nur Einer fragen, der das Theater und Raupachs Stücke nicht kennt. Woran sollte sie denn wohl entdecken, daß Ramiro und Sancho eine Person? — Hatte der König doch einen falschen Bart vor! Und umgekleidet hat er sich auch jedesmal wenn er als Goldschmidt gekommen ist. — Aber daß die Blindheit erdichtet war, mußte sie doch bald merken? — Mein Himmel, Sancho trug ja eine Binde über die Augen! — Und wie konnte der König so lange den blinden Bettler spielen? Hatte er sonst nichts zu thun? — Nichts auf der Welt! Er mußte uns ja alle die schönen Redensarten declamiren. — Aber alle die andern Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten, Lächerlichkeiten, Dummheiten? — Die beweisen nur, daß Hr. Raupach ein feiner Kopf, ein tiefer Denker, ein unvergleichlicher Poet ist. — Sind nicht alle jene Dummheiten ein satyrisches Bild des Menschenlebens — und heißt das Stück nicht die Schule des Lebens?

Difficile est, satiram non scribere. Aber die Sache hat auch ihre ernsthafte Seite. Wenn wir in der Grisebis, diesem unwahren gehaltlosen wüßigen Drama, von Anfang an in die häßliche Lüge des grausamsten, frivolsten verzerrtesten Spiels, welches der rohe Uebermuth mit einem edeln Weibe treibt, eingeweiht, wenn wir recht eigentlich zu Mitwissern und Mitschuldigen des bis zum Ende unerbittlich ausgesponnenen und gesteigerten Firtelanges gestempelt worden; so treibt es der König Alfonso in dieser sogenannten Schule des Lebens fast noch ärger, indem eben so absichtlich wie jener Percival dort seine Frau, er hier seine Tochter vor unsern Augen durch alle die Pfafen dieser sogenannten albernen Erziehungs-Experimente durchhegt und endlich uns zumuthet, daß wir am Schluß noch obendrein von seiner Rechtfertigungs-Erklärung überrascht sein und das Abgeschmackteste was uns geboten ist, als etwas Versöhnendes gelten lassen sollen. Und wenn wir erleben, wie ein solches Gemengsel von schwacher Erfindung, leichtem Geschwäg und hohem Pathos auf allen deutschen Theatern als eine werthvolle Dichtung begrüßt wird, wie Schauspieler und Schauspielerinnen sich um die schön genannten Rollen dieser verrenten Haupt- und

Staats-Aktion reifen, wie der vom gesunden Geschmack dictirte Tadel wie die einfachen gerechten Forderungen an Wahrheit und Schönheit mit den nichts sagenden Reden von Interesse der Handlung und Wohlthut der Sprache beseitigt werden sollen — dann giebt dieses Beispiel gewiß einen traurig überzeugenden Beleg zu der sich täglich energischer aufdringenden Wahrnehmung, daß es wirklich schlimm um unsre dramatische Dichtung auszieht, und das deutsche Theater noch viel tiefer im Argen liegt, als man es auf den ersten Anblick hin glauben sollte.

Abendlieder

von
Wilhelm Laub.

1.

Liedeswehen.

Leise rauscht es in den Bäumen
Bei der Sterne Dämmerchein,
Gleich als jgg' ein süßes Träumen
In die grünen Wipfel ein.
Liebe weht vom Himmel nieder
Spielet in der Bäume Dach;
Mir im Herzen tönt es wieder
Und noch lange, lange nach.

Auflösung des Buchstabenräthfels in N^o 45:

Begel, Regel, Pegel, Regal, Segel.

Kirchennachricht.

Vom 5. bis 11. Nov. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt keine.
2. Getrafft: Margarethe Catharine Friederike Wragge Anna Gesina Heinemann. Anna Marie Friederike Meyer. Johann Diederich Sander. Catharine Elsette Luise Haverkamp. Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt keine.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 12. November.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Langreuter.

Morm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Schmedes.

Hierbei N^o 41 und 42 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

No 47.

Sonnabend, den 19. November.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

1. Der Sohn auf Reisen.

Lustspiel in 2 Akten von Feldmann.

2. Der Jugendfreund.

Lustspiel in 3 Akten, frei nach dem Französl. von F. von Holbein.

Diesmal trägt es N^o 1. das deutsche Original über N^o 2. den Abklatsch einer französ. Platte davon. Das deutsche Lustspiel ist ein kleines, harmloses, einfaches Genrebildchen, mit sehr komischen, gut benutzten Motiven. Julius will reisen und die Welt sehen, der Vater ist dagegen, die Mutter dafür, der Schulmeister, das gelehrte Drakel des kleinen Städtchens, wird von der reiselustigen Partei gewonnen, der Vater zwischen zwei Feuer genommen und überstimmt, gewährt die Erlaubniß. Julius soll reisen, und zwar noch heute, und Peter, der alte, treue, aber unendlich einfältige Diener des Hauses soll ihn begleiten. Wer ist froher als Julius! Mutter und Diener packen, Julius zieht die Reisefleider an, nur die alle Augenblicke erwartete Ankunft eines Bäschens, Louise, soll er noch abwarten, um ihr guten Tag und Adieu zugleich zu sagen. Um zwei Uhr kommt die Erwartete. Julius steht sie — und verliebt sich in sie binnen 10 Minuten dergestalt, daß er die Reise aufgeben will. Aber vergebens spiegelt er dem Vater vor, daß es ihm jetzt zu schwer falle

sein Vergnügen auf Kosten des Schmerzes der Eltern zu erkaufen. Dieser Edelmutz bewirkt beim Papa gerade das Gegentheil; auch bei der Mutter ist er nicht glücklicher; sie will, so sehr ihr der Abschied auch ans Herz geht, doch nicht vergebens sich mit dem Vater für die Reise gestritten haben. So muß er fort, und nach einer tragikomischen Abschiedsscene sehen wir ihn, von Vater und Mutter, Nichte und Nachbarn beglückwünscht, und seinem treuen Peter, der mit allerlei Packwerk, Schachteln und Vogelbauer auf den Bock klettert, auf die Seele gebunden, in den Wagen geschoben; der Wagenschlag fliegt hinter ihm zu, aber während im Abfahren der Vorhang fällt, springt der verliebte Held aus dem unbeachteten Schlage der andern Seite wieder hinaus, und erscheint im zweiten Akte in dem Zimmer des erschrockenen Bäschens. Liebesgeständniß, Verlegenheit, der Vater naht, Julius retirirt sich unter den Tisch, und kann schüßt ihn dort das Bäschen vor der drohenden Entdeckung. So geht es noch einige, durch die Rückkehr des verzweifelnden Peter besonders belebt, mitunter recht komische Scenen durch, bis denn zum Schluß der Schulmeister den verlorenen Sohn wiederfinden hilft und eine Verlobung Alles in Ordnung bringt.

Das kleine Stück ist, wie gesagt, gar so übel nicht, aber es hat einen Fehler, den der Verf. mit leichter Mühe ändern könnte. Der Nerv des Ganzen ist das schnelle Verlieben des reiselustigen Sohnes in das kaum 10 Minuten gesehene Bäschen (die Zeit des ganzen Stückes umfaßt nur ein Paar Stunden). Dies ist durchaus gegen alle Praxis, und lähmt das Interesse. Wie viel besser wäre es gewesen, die Sache so zu wenden, daß Julius von vorn herein in seine abwesende Cousine verliebt, und das Verlan-



gen, sie in der Residenz zu sehen, der Grund zu seiner Reiseschnelheit wäre, wenn dann im Augenblicke der auf vieles Bitten gewährten Reiserlaubnis die Cousine selbst, wie im Stücke, angefahren käme, und der weitere Verlauf sich nun um Vieles motivirter so fort entwickelte. Das Stück müßte dadurch gewinnen. Gespielt wurde es durchweg rasch und gut, Papa und Mama (Hr. Haake und Mdme. Schulz) waren ächte Lustspielfiguren. Peter (Hr. Jenke) höchst ergötzlich, und in der Kalbskopfszene von ausgezeichnete mimischer Kraft. Die übrigen gleichfalls zu loben.

Nr. 2. war ich zu Ende zu sehen verhindert. Was ich davon gesehen, gab mir den Beweis, daß die hiesige Darstellung dieses Stückes, welches unstreitig zu den bessern deutsch-französischen Lustspielen gehört, auch diesmal das früher ihm mit Recht gespendete Lob verdiente. Die Hauptrollen, von Mdme. Mollke, Hrn. Berninger und Hrn. Mollke gegeben, verdienten die allgemeine Anerkennung.

Sonntag den 13. November.

Einen Zug will er sich machen.

Possenspiel von Nestroy, dem Vater von Lumpack-vagabundus und Consorten. Was ist davon viel zu sagen? Im warmblütigen, lachlustigen, heitern Süden, in Wien, des großen Babel des Gemisses, dem Eden der Backhändl und des Wurstpraters, im Vaterlande Staberl's und der Raimund'schen Zauberscherze, die die idealisirte Spitze dieses ganzen Genre's bilden, — auf diesen Bühnen, wo solche Dinge fünfzigmal gespielt und halb improvisirt erneut werden (als ächte Reste der dramatischen Improvisationen aus den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts) — da muß man diese harmlosen dramatischen Eintagsfliegen sehen, um sie genießen und würdigen zu können. Hier in unserem kalten, besonnenen Norden sind sie Treibhausgewächse, denen Luft, Licht und Boden fremd ist. Unser Lachen ist nicht so harmlos und nicht so leicht gewonnen; wir verlangen einen gewissen Ernst in Plan und Inhalt selbst von den Erzeugnissen der lachenden Muse — und dann die Darsteller selbst! wie wenige stehen so mitten in Dialect und Volkston, in Leben, Sitten und Weise des Südens! Bei den meisten merkt man, daß diese Lebens-elemente eines solchen Scherzes theils nur halb, theils nicht einmal halb, mühsam angeeignet sind. Sie stehen selbst über den Erscheinungen die sie darstellen sollen, sie haben ein Bewußtsein davon, ein reflectirtes Verhältnis zu ihren Rollen, und die Folge davon ist — Absichtlichkeit, bei dem besten Willen, und ein puppenpielartiges Herunterziehen oder Herunterstinken. Ein überfülltes Haus freilich erzeugt schon eine lebhaftige Stimmung, die dergleichen drei Stunden lang (eben, allzu lange!) in der Schwebel halten hilft;

bet einem schwachbesetzten Hause würde sich die Sache anders machen.

Welch eine Fülle guter komischer Dinge stecken in dem Gedanken, ein altes 20 Jahre lang zwischen seinen Syrupfässern und Pfefferbüten, hinter Sollen und Haben versauertes Subject einmal hintenanschlagen und auf Abenteuer ausziehen zu lassen! und was könnte ein Poet daraus machen, wenn er nicht alle Forderungen der Kunst, wie Nestroy, ignorirte, und nicht mit der Wirkung des rein Zufälligen, Possenhaft-Albernen zufrieden wäre, wenn er aus diesen Figuren Menschen von individueller Gestaltung schüfe. — Doch bei alle dem ist uns solch ein Stück immer noch lieber als eine französische, von Theodor Hell verdeutschte Gespreiztheit und Immoralität. Kommt man auch eindrucklos und inhaltsleer nach Hause, so hat man doch hier und da gelacht, und sich nicht geärgert oder gar über Immoralitäten empört. Und obenein kann man etwas lernen: das nämlich, daß das Locale, Städtische, Provinzielle, Vaterländische der eigentliche Lebensboden des Lustspiels ist, von Aristophanes Zeiten her. Hier ist eigentlich die komische Wirkung unbeschreiblich leicht zu erreichen; jedes Wort, jeder Witz, jede Anspielung schlägt ein wie ein Blitz, sei sie auch noch so alltäglich und gering, und reißt unwiderstehlich zur Theilnahme, zum Lachen hin. Nun! wenn die Deutschen erst besser Spaß vertragen gelernt haben, so werden sie auch in ihren Komödien mehr Spaß haben. Aber das ist noch eine gute Weile hin. Wir sind wie zu so viel Dingen, auch dazu noch nicht reif. Als Gungl zum ersten und letzten Male mit Sumnermann zusammentraf, der ihn eben vorher in seinem Münchhausen komisch genug behandelt hatte, sagte er zu dem herrlichen Manne, dem sein Spott halbwege Leid that: »Wir dürfen in Deutschland uns über so wenig Menschen lustig machen, daß wir Schriftsteller es uns schon nachsehen müssen, wenn wir es über einander thun.«

Die Bekenntnisse.

Lustspiel in 4 Akten von Bauernfeld.

Dieses kleine Stück gehört zu den besten Produktionen des bekannten Wiener Lustspieldichters, und nicht leicht bin ich so befriedigt aus dem Theater gekommen als gestern, wo durch das höchst lebendige, rasch in einandergreifende Zusammenspiel aller Darstellenden, ganz besonders der Mdme. Mollke und der H. H. Heuser, Häser und Berninger, diese anmuthigen Wiener Leichtfertigkeiten so glatt und fließend dahin rollten wie eine zerprüngene Perlenkette über einen Mahagonytisch. Diese Bauernfeld'sche Welt ist zwar keine beste, aber doch immer eine Welt, deren flüchtiges, den Champagnerschäum des Gemisses leicht schlürfendes Treiben einem so zwischen den Lampen der Bretter wohl auf ein Paar Stunden unterhalten kann.

Ein Nefse, der humoristische Streiche macht, und ein Dunkel, der mit Freuden das Geld dazu hergiebt, Leute die

anf der Gottes Welt nichts zu thun haben, als sich nach Kräften zu amüsiren, die alles unter den Gesichtspunkt des Amüsirens stellen, dabei gutheilig und zu Zeiten sogar edelmüthig sind — wer könnte diesen heiteren, um das Licht des Augenblicks flatternden Eintagsfliegen gram sein! Ueberhaupt kann man leicht bemerken, daß überall, wo sich Bauernfeld streng in den Grenzen dieses Genres hält und nicht Miene macht ernsthaft zu werden (wie neulich in Ernst und Humor), wo er sich von Persiflage und Medifance fern hält, und sich um die Welt außer seinen Figuren nicht bekümmert, er immer etwas Gutes leistet. Und andern, die wir uns im Schweiße unseres Angesichts um die Existenz abarbeiten, die wir alles um uns her ernsthaft nehmen, kann es bisweilen ordentlich wohlthun, einmal in diesen Bauernfeldschen Weltzustand, in das Treiben und Leben dieser Barone, Grafen und sonstigen Particuliers von so und so zu blicken, die wie die Olympischen Götter in ewiger Heiterkeit leben, und wie die Phäaken beständig an der vollen Tafel des Lebens sitzen; denen Heirath und Ehe ein Spaß und das ganze Leben ein Carnaval, ein mardi gras ist, die nicht sorgen und sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken u. s. w., sondern die der himmlische Vater wie die Aeltern auf dem Felde kleidet und speiset ohne ihr Zutun. Der junge Baron Adolf von Zeinburg ist ein leiblicher Bruder von dem Humoristen in Ernst und Humor, aber er hat nicht das Duetto jenes Genies. Seine losen Streiche, die Verwickelungen die er stiftet, die Art wie er sie löset, heben ihn unendlich über seinen jüngern Bruder. Daß der alte Commerzienrath nach dem I. Acte ausgeschieden muß, thut uns leid; er paßt gar gut zu seinem improvisirten Schwiegersohne. Aber Hr. Bauernfeld konnte ihn leider nicht brauchen, da die Möglichkeit der Heirath bei den obschwebenden Verhältnissen sonst leicht zu einer Unmöglichkeit geworden wäre. Hier liegt freilich eine schwache Seite der Composition. Allein man vergißt das über den Verwickelungen, die sich in rascher Folge weiterentwickeln. Ginge man freilich der Sache tiefer auf den Grund, und betrachtete man einmal den Grund und Boden derjenigen Lebenssphäre, deren Spiegelbild und Kopie diese ganze Gattung von dramatischer Poesie uns darbietet, so ließen sich daran allerhand unerbauliche Betrachtungen knüpfen. Doch dazu findet sich wohl ein andermal Zeit und Gelegenheit.

Die Darstellung konnte, wie gesagt, für eine wohl gelungene gelten. Der wissenschaftliche Begründer der Kunst der dramatischen Darstellung, Nötscher, bemerkt mit Recht, daß die Aufgabe, die den Darstellern bei der Durchführung von Personen erwächst, die sich durch Geburt und Stellung in den Sphären der vornehmen modernen Welt bewegen, eine außerordentlich schwierige sei und daß dergleichen Stücke gar oft von Dilettanten aus den höhern Ständen besser als selbst von Bühnengewandten Schauspielern gespielt werden, welche, selbst bei spezifischem Talent für einzelne Fächer, in Haltung und Benehmen sich nicht

anf der Höhe der Civilisation befinden. (Nötscher, die Kunst der dram. Darstellung, Seite 229 ff.) Um so mehr hat die Kritik daher Leistungen wie die gekrönten anzuerkennen. Wollten wir neben vielem Guten eine Scene als vorzüglich gelungen hervorheben, so war es die, in welcher Hr. Heuser der jungen Wittve (Madme. Heuser) gegenüber sein Talent für dieses Genre von Darstellungen höchst erfreulich bewährte.

Rosmopolitisches Gespräch.

B. So vertieft? was treibst du denn für Studien?
A. Dramaturgische.
B. Lessing oder Börne?
A. Diesmal sind's nur die Mittheilungen; aber ein ganzer Bogen.

B. Was sehen; wahrhaftig! hoch im Bogen sprühen Quellen Wasserwogen!

A. Ich glaube, du schändest dem Teufel ein Ohr ab.
B. Was haben wir da? »Abendlieder, Wilhelm Raub, Hebebeugen« — da ist ja die ganze Minnesängerei auf einmal. — Was? noch immer klein gedruckt? lauter Schule des Lebens? — geh' doch; wie kann man sich mit dem Raupack abgeben? Laßt die Todten ruhen.

A. Ich weiß wohl, du giebst nicht viel auf unsere Tagesliteratur; ich auch nicht. Aber gut ist gut. Diesmal z. B. findest du von unserm Dramaturgen eine Entwicklung des Charakters der Jungfrau von Orleans, die wirklich meisterhaft ist.

B. Kann sein. Es wird wieder so eine Geschichte sein, wie neulich: viel von dem Stück und nichts von der Aufführung. Was thut man damit? Das hat man schon gelesen, oder man kann es anderswo eben so gut lesen.

A. Bitte um Verzeihung; dies ist gerade ein Vorzug unseres Dramaturgen. Manches, was er von dem Stück sagt, mag schon gesagt sein. Was ist nicht schon gesagt? Aber hier wird es praktisch; aus der Idee des Stückes ergiebt sich die Darstellung, und danach lassen sich die Leistungen messen. Das ist besonders diesmal bewundernswürdig. Hier, gleich was er vom Prolog sagt und dem Spiel desselben, kann nicht besser gesagt sein. Was hilft's, die Schauspieler zu betrieffen, zu sagen: dies muß so, das so sein? Man weiß, wie das geht; jeder hat seinen eignen Kopf und glaubt doch nur sich selbst. Mancher fühlte sich beleidigt obend'rein. Ist, wie hier, der Charakter entwickelt, so ergiebt sich die Kritik von selbst, und das Urtheil kann keinen kränken, da es nicht von einer Person ausgeht, sondern die Sache an sich es an die Hand giebt. Ueberdies ist es der würdigste Weg und zeitgemäß. Wir wollen überzeugt sein; überzeugt, sag' ich dir! Begriff! Begriff! Mit den Regeln und Machtprüchen ist es aus.

B. Du wirst ja ganz warm. Zeig' her — »irdischen Liebe widersteht« — »gut katholisch sein« — Alle Welt! was sollt' sie denn sein? was kann sie dafür, daß sie gut katholisch war? ohne dies hätte sie Frankreich nicht gerettet, und das hat sie doch nun einmal gethan.

A. Es ist ja vom Prinzip die Rede.
B. Ja so, Prinzip! Kommt nicht auch was vom Putschschlag der Zeit vor? Halt! was steht da? »tragisch im protestantischen Sinne des Wortes« — Was hat denn protestantisch und tragisch gemein? Was tragisch ist, haben wir ja von den blinden Heiden, den Griechen und Aristoteles gelernt. Geht die Kunst jetzt betteln beim Katechismus?

A. Wenn du da beliebige Brocken herausgreiffst, kannst du auch jeden beliebigen Unsinn hineintragen. Hier ist System; wenn du den Anfang nicht gelesen hast, kannst du dies nicht fassen; und doch ist es gerade sehr schön und wahr.

B. Du machst mich neugierig. Was steht denn da vorn? — Sieh' da! lauter Novitäten. Ich habe doch immer geglaubt, ein guter Protestant zu sein; aber das ist mir spanisch. Protestantismus und Romantik sind Gegensätze? — Das Eine betrifft den Glauben, das Andere die Literatur und Kunst. Das reim' Einer!

A. Das ist natürlich im weiteren Sinne gesagt. Abstrakt und einseitig aufgefaßt, ist das nicht zu verstehen; es will Spekulation genommen sein.

B. Das heißt: man kann daraus machen und drehen, was man will, nicht wahr?

A. Du kannst doch nicht läugnen, daß die Romantiker sich zum Katholicismus neigten?

B. Bravo! Alleweil, weißt Du, werden in England durch die Pusey'schen Lehren viele gute Aristokraten katholisch; also sind Protestantismus und Aristokratie sich entgegengesetzt?

A. Allerdings, die Demokratie ist von jeher protestantisch.

B. Gut; doch was steht hier weiter? Immanenz und Transcendenz — das versteh' ich nicht; das gehört in das philosophische Compendium. Aber Freiheit und Glaube — Hör', das wird auch wohl spekulativ zu verstehen sein. Wie ist das? Freiheit ist natürlich protestantisch.

A. Das versteht sich; das protestantische Drama ist das Drama der Freiheit.

B. Richtig, da steht's auch geschrieben. Also protestantisch und frei ist Eins; katholisch und Knecht, nicht?

A. So ist es. Luther hat uns befreit von den Banden des Pöpstthums, von Canonisten, Romanisten, Juristen.

B. Ja wohl, die Worte braucht er selbst oft. Aber auch vom Glauben? Hier steht nämlich als Gegensatz: Freiheit und Glaube. So kommt natürlich auf die eine Seite Katholicismus, Romantik, Knechtschaft, Glaube; auf die andere Seite: Protestantismus, Freiheit und — Unglaube oder Aberglaube. Was sagst Du dazu? Bekennst Du dich auch zu dem Protestantismus der Freiheit vom Glauben? Will sagen: Protestantismus des Unglaubens resp. Aberglaubens?

A. Jetzt kömmt du auf deine Lieblingsfährte. Guter Freund, hier ist von Unglauben gar nicht die Rede, sondern vom Wissen. Glauben und Wissen sind Gegensätze gewesen, so lange die Welt steht, und werden's auch bleiben.

B. Und doch glauben wir, was wir wissen, und wissen, was wir glauben. Uebrigens steht hier was von Glauben's und Wundertragödie. Das steht mir nicht darnach aus, als ob hier von Glauben und Wissen die Rede wäre. Hier handelt sich's offenbar um kirchliche Dogmen, die man sonst glaubte. Meinst du, ich rieche den Braten nicht? Damit sind wir freien, wir Protestanten längst fertig. Das hat höchstens noch historisches Interesse. Feuerbach hat ihn abgethan, die deutschen Jahrbücher haben ihn in's Grab gelegt, Gott hab' ihn selig, den Glauben. Punktum!

A. Da! ha! ha! Dich hätten sie brauchen können zum Demagogenerieher! Es braucht nur Einer einen Scherz zu machen, so schreist du gleich: Dalloh, Hegelei und junges Deutschland! Siehst du denn nicht, daß Du Alles bei Schnitzeln herausklaubst und verstümmelst? Es ist doch ganz natürlich, daß kein tragischer Conflict entstehen kann, wenn der Mensch, das Subjekt, ein willenloses Werkzeug einer höheren Macht ist. Da hört Alles auf.

B. Sehr wohl. Hier steht's auch: das protestantische Drama verlangt eine Handlung, deren Träger ihren Willen,

ihre Zwecke, ihr Pathos als das ihrige durchsetzen. Wie ist's nun mit der Jungfrau? Sie hat keinen andern Willen als den der heiligen Jungfrau; der ist auch ihr Wille, ihr Zweck. Sie wird unglücklich und namenlos etend, sobald ihr Eigenwillen flücht; sie wird erst verlobt und wahrhaft frei, als der göttliche Wille wieder der ihrige geworden ist. Ich möchte einen tragischen Conflict sehen, wo der Held nur seinen Willen durchsetzt. Wer bürgt ihm dafür, daß sein Wille nicht Eigensinn, Laune, Grille ist? ob er nicht mit diesem seinen Willen in's Tollhaus gehört? Da hört auch Alles auf.

A. Das zieht nicht, Bester. Wenn du nicht so hitzig wärst, so würdest du sehen, daß, was du eben von dem Charakter der Jungfrau sagst, von unserm Dramaturgen gerade vortrefflich entwickelt ist.

B. Desko schlimmer! Wie kann er dann hier zu Anfang solche Dinge behaupten?

A. Du willst doch nicht sagen, daß er sich widerspricht? Er hat das überlegt und bedacht, und du polterst hier so drein. Nimm Dich in Acht; er weiß wohl, was er sagt.

B. Einerteil. Der Dramaturg ist ein Mensch, so gut wie du und ich; er kann sich irren, wie wir. Ich behaupte, daß hier vorn eine völlige Confusion von Begriffen ist, und zwar, weil er Dinge hineingebracht hat, die nicht hinein gehören. Glaube oder Unglaube kann nie maßgebend, constitutiv für die Kunst sein. Einfluß kann er wohl darauf haben; aber das ist Alles.

A. Nun, jetzt wird's interessant. — Und womit, darf ich fragen, beweist du deine Behauptung?

B. Hör' zu: Freiheit und Protestantismus gehören zusammen und sind Eins, nicht wahr?

A. Allerdings.

B. Katholicismus und Glaube desgleichen.

A. Ja, so steht da.

B. Glaube heißt hier, wie du sagst, daß der Mensch unter einer Macht, unter einem Einflusse steht, nicht sein eigen ist.

A. Freilich, das ist der Sinn.

B. Der Freie, der Protestant folgt seinem eigenen Willen, verfolgt seine Zwecke.

A. Ja; aber Protestant ist nicht im kirchlichen Sinne gesagt.

B. Sei nur ruhig; den kirchlichen Sinn will ich dir schenken. Weiter, Shakespeare ist der Dichter dieser Freiheit, dieses Protestantismus, nicht wahr?

A. Das ist die Meinung.

B. Und Schiller, der zu Anfang das Panier der Freiheit aufpflanzte, ist in Wallenstein und Maria Stuart schon von diesem Prinzip abgewichen. Das heißt doch, wenn ich es recht verstehe, er hat sich nach der Seite der Unfreiheit, des Katholicismus, der Romantik geneigt, wovon die Jungfrau von Orleans der Gipfelpunkt ist.

A. Ganz recht; d. h. soweit Schiller überhaupt Romantiker sein konnte; denn Schiller war im Grunde überall Protestant. Das zeigt sich auch in der Jungfrau.

B. So meinte ich es auch. Wohlan, die Prämissen hätten wir gestellt. Nun sag' mir einmal, was verstehst du unter Romantik? Aber komm mir nicht mit Katholicismus oder Glauben; das wäre ja idem per idem. Verstehst du?

A. Romantik? ja, das ist weitläufig zu sagen. Uebrigens weiß es Jedermann.

B. Du hast Recht. Jeder Gebildete fühlt es und wird im concreten Falle zu sagen wissen: dies Stück, dies Gedicht ist romantisch, dieser Dichter ist Romantiker. Das ist denn eine große Menge und außerordentlich Verschiedenes. Da ist Mittelalter, Katholisches, Märchen, Phantastisches, Humoristisches,

(Hier zu einer Beilage.)

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierter Jahrgang.

N^o 48.

Sonnabend, den 26. November.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Goethe's Egmont.

Aufgeführt

Oldenburg, den 21. November 1842.

Goethe's Egmont ist, wie die meisten Goethe'schen Dramen, das Produkt sehr verschiedener Zeiten. Begonnen ward er schon in der Frankfurter Periode 1769—1775 neben Werther und Götz (Werk XXXI, S. 4)*. Seitdem hatte Goethe nur in abgerissenen Stunden daran weiter gearbeitet; beendet wurde das Werk in der ersten Gestalt im Januar und Februar d. J. 1782, (Briefe an und von Merk II, N. 87.); doch ohne daß es in derselben dem Dichter selbst genügt hätte. In einem Briefe v. 5. Mai 1782 an Frau von Voigts, Mäßer's Tochter, mit welchem er die Zusendung des Stückes begleitet, klagt er: »daß er seit jenen ersten Anfängen nicht so viel Mühe gefunden, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte.« (Miermer II, S. 143.) Er nahm es mit, als er nach Italien entfloh. Am 5. Juli 1787 schreibt er aus Rom: Egmont ist in Arbeit, und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem

Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist in's Reine und zur Reise; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.« Am 30. Juli: »Egmont rückt zu Ende. Der vierte Akt ist so gut wie fertig.« Er freut sich auf den Beifall der Freunde, und fühlt sich recht jung wieder bei seiner Arbeit an diesem Stücke. Am 11. August meldet er, das Stück sei fertig, und werde zu Ende des Monats abgehen können, wo er denn »mit Schmerzen« das Urtheil der Freunde erwarte. Am 6. September sendet er es ab, und zwei Monate später erfreut er sich des ersten beifälligen Wortes seiner Weimari'schen Freunde (W. XXXI, p. 139—141), und beantwortet einige ihrer Ausstellungen über das Verhältniß Klärchens zu Egmont.

Er fühlt es indeß bald selbst aus dem wenigen, was ihm die Freunde über Egmont schreiben, heraus, daß sie noch mehr gegen denselben auf dem Herzen haben: »D, wir wissen genug (schreibt er an Herder), daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können! es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst« — (S. 161). Die Ausstellungen bleiben denn auch nicht aus, und er beantwortete sie durch ein Zeugniß seiner Freundin Angelica, welches dann besonders auf die Rechtfertigung und Bedeutung der Erscheinung am Schlusse des Stückes gerichtet ist (S. 183—185).

Allein weit schärfer als die Weimari'schen Freunde traf unmittelbar nach Goethe's Rückkehr aus Italien Schil-

*) Nach Goethe's eigener, genauerer Angabe an einem andern Orte dichtete er das Werk in seiner ersten Gestalt im Jahre 1775. Siehe: Werk XXXI, p. 139. — Die lange Zwischenzeit, die zwischen dem ersten Entwurfe und der leztlichen Vollendung liegt, in welcher das Stück nicht gänzlich umgeschrieben wurde, hat sehr bemerkliche Spuren der verschiedenen Entwicklungsphasen zurückgelassen, durch welche der Dichter unterdessen hindurchgegangen war.

ler's Kritik (in der Allgem. Literaturzeitung 1788) das Gedicht. Schiller griff nicht das Einzelne, er griff das Ganze an. Man kann sagen, er lieb das Gedicht gelten, er bewunderte dessen Schönheiten, aber er verwarf die Tragödie.

Schon Aristoteles hat gesagt: »Die Hauptsache in der Tragödie sei die Handlung und der Zweck (τέλος), nicht der Charakter der Individuen, und diese handelten nicht um ihre Charaktere darzustellen, sondern diese würden um der Handlung willen mit einbegriffen.« *) »Daher,« fährt der Alte fort, »kann es eine Tragödie ohne Handlung nicht geben, wohl aber ohne individuelle Charaktere. Und wenn Jemand ineinemfort charakterschildernde Reden und wohl gemachte Gespräche und geistreiche Gedanken vortragen wollte, so wird er doch nicht das hervorbringen, was die Wirkung der Tragödie sein soll. Vielmehr wird dazu weit eher eine Tragödie im Stande sein, in welcher diese Stücke zwar weit unvollkommener sind, die aber eine rechte Fabel und Verknüpfung der Thaten darbietet. Dies Letztere sei der Grundbestandtheil und gleichsam die Seele der Tragödie.«

Ganz auf dem Boden dieser ewigen Sätze, die auch der philosophische Begründer der modernen Aesthetik anerkennen muß †), steht die Kritik Schiller's, ohne daß dieser damals von Aristoteles Poetik etwas wußte. Alles Charakteristische, alles was Aristoteles mit ἦθος ὑπόθεσις bezeichnet, findet Schiller im Egmont meisterhaft, aber die Seele der Tragödie fehlt. »Hier ist keine hervorragende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan; eine bloße Aneinanderreihung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich Alle beziehen ***). »Die Einheit des Stückes liegt in dem Menschen « †)

Und wer ist dieser? — Die Tragödie, sagt Aristoteles, — und das Wort wird wohl stehen bleiben, so lange Menschen über die höchsten Gesetze der Kunst denken, die Tragödie ist die Darstellung einer ernsten (σπουδαίας) Handlung, der Held einer Tragödie muß also ein σπουδαίος, ein ernster, ein großartiger Charakter sein ††). Ist dies der Egmont des Trauerspiels? Nein! er ist lebenswürdig menschlich, aber er ist kein Held, der sich mit ganzer Seele in ein großes Interesse, in einen großen Zweck versenkt, der aus seinem Pathos heraus handelt,

und durch dasselbe untergeht. Die Freiheit, für die er in seiner Todesstunde stirbt, erfüllt sein Leben und Handeln in der Tragödie nicht. Hätte sie's gethan, so wäre die Nührung, die uns bei seinem Ausgange ergreift, eine ächt tragische geworden; so aber fällt er als ein Opfer seines unbegründeten Selbstvertrauens, seiner Unvorsichtigkeit, ja, das Wort ist nicht zu streng, seines Leichtsinns, und sein Geschick erregt unser Mitleiden, aber bewirkt keine wahrhaft tragische Erhebung.

Auf diesen Punkt zielen, genau betrachtet, auch alle Ausstellungen in Schiller's Kritik, und ich wüßte auch nicht, daß es den Verteidigern Göthe's gelingen wäre, eine einzige derselben zu entkräften. Man müßte denn etwa die Phrase dafür gelten lassen wollen, welche Schiller's Kritik »mehr philosophisch, psychologisch, moralisch, als ästhetisch« findet, ein Ausspruch, den man als Erbstück der Romantiker bei einem Manne wie Hoffmeister zu finden bedauern muß †).

Die Hauptpunkte der Schiller'schen Kritik sind im Einzelnen folgende. Das Bestreben Göthe's, den Charakter Egmont's durch seine schöne Menschlichkeit unserm Herzen nahe zu bringen, habe ihn verleitet, ihm »nicht einmal so viel Größe und Ernst übrig zu lassen, als erfordert werde, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen;« denn seine Schwachheiten würden nicht durch große Handlungen aufgezogen, »seine Verdienste und Thaten wissen wir nur vom Hörensagen, seine Schwachheiten hingegen sehen wir mit unsern Augen.« **) Dieser Zug prägt sich am stärksten nach Draniens Scheiden aus: »Nein, guter Graf, ruft Schiller aus, Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt unser Mitleid zu verschonen.« Schiller rügt dann ferner noch die unndthige, durch Egmont's Liebesverhältniß herbeigeführte, und der Motivirung von Egmont's Handlungsweise schädliche Abweichung von der Historie. Der geschichtliche Egmont stürzt sich durch sein Bleiben in's Verderben, weil er das Geschick von Weib und Kindern nicht opfern will, der Göthe'sche allein durch leichtsinniges Selbstvertrauen ***). Ja, selbst das Liebesverhältniß, wie es sich namentlich im Betrachte des unglücklichen Brackenburg gestaltet, widerstrebt der strengen Sittlichkeit des idealen Dichters, der sich freilich dafür von den Genialitätsmännern der Romantik für einen moralisirenden Pedanten ansehen lassen muß. Endlich findet er die hohe sinnliche

*) Aristot. Poetic. cap. 6.

**) Hegel Aesthetik III, S. 506.

**) Schiller über Goethe's Egmont. Werke XII, S. 369. d. Ausg. v. 1838. 8.

†) Daran erkennt man die Einwirkung des in Göthe's Jugendzeit, namentlich von dem wilden Lenz, verfochtenen dramatischen Grundsatzes: fabula una est, si circa unum sit. S. Meine Abhandl.: Schaffpeare in Deutschland, in Prag Literaturhistor. Jahrbuch I, p. 32. ff.

††) Vergl. Schiller, S. 373.

*) Hoffmeister, Schiller's Leben Th. II, S. 293.

**) Schiller, S. 371–373. »Man kann hinzusetzen, daß die Mischung schwacher und mütter Charaktere, die Göthe immer eigen war, hier allzugroß ist, als daß sie nicht den in sehr zweideutiger Größe erscheinenden Helden heruntersetzen sollte.« Gerwinus V, p. 103.

***) Schiller, S. 373–375.

Wahrheit, die er an dieser Dichtung bewundert, durch die Erscheinung am Schlusse »muthwillig zerstört,« und er gesteht, daß er lieber einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen*).

Sehen wir hier, wie Schiller mit tiefem Verstande die schwachen Seiten des Dramas, als Tragödie betrachtet, zu treffen weiß, so bewundern wir auf der andern Seite die feine Auffassung alles dessen, worin diese Schöpfung Göthe's unübertroffen dasteht. In der That, nur der lächerliche Pedantismus eines Göthediener's kann in dieser meisterhaften Kritik »Ungerechtigkeit«, ja »Unverstand« erblicken, und sich nicht entblöden zu behaupten, daß Schiller »das geniale Motiv des symbolischen Traumes oder der Vision gänzlich verkennt,« ja nicht einmal »die symmetrische Aneinanderreihung der Scenen begriffen, sondern höchstens die plumpen Cäsuren des niederfallenden Vortrages in Sinn und Gehör gehabt habe.« Weider ist es ein Philologe, der diese Hohheiten wirklich zu Markte gebracht hat**).

Die dramatische Compositionsweise Göthe's ist bedingt durch das Verhältniß seiner Helden zu der sie umgebenden Objectivität, welche jenen gegenüber eigentlich nicht selbstständig wirkend, sondern nur mitwirkend ist***). Die Kunst der Göthe'schen Composition, sagt Ulrici sehr treffend, besteht in der wechselnden Mannigfaltigkeit, in der künstlerischen und psychologischen Zusammenordnung der Scenen zu dem Zwecke, den Geist und das Leben des Helden in mannigfaltigster Ausbreitung zu entwickeln, und in der Geschicklichkeit, dadurch zugleich die Individualität aller übrigen mitwirkenden Personen herauszustellen und in angemessenen Dissonanzen um den Helden zu gruppieren; in dieser Art dreht sie sich spiralförmig, selten und meist nur scheinbar abspringend, um die Darstellung des Hauptcharakters, und führt diesen gradlinig durch. Er beginnt mit einer Scene, in welcher einige mehr oder minder bedeutende Nebenpersonen durch ihre Ansichten, Urtheile und Erzählungen den Charakter des Helden einführen, seine Vergangenheit und zugleich die gegenwärtige Lage der Verhältnisse andeuten. »Nun erscheint der Held selbst, und giebt in einer mehr oder minder wichtigen Situation seine Sinnesart kund, zunächst jedoch meist nur im Allgemeinen, sodann, nachdem die bedeutendsten der Nebenpersonen hinzugezogen, und bald untereinander, bald dem Helden gegenüber sich für und wider ihn erklärt haben, mehr und mehr im Detail, und in Beziehung zu den obwaltenden Umständen, bis endlich unter jener und dieser Mitwirkung aus der vollständig entwickelten Individualität der Hauptperson ihr Schicksal hervorbricht.« †)

Bei der Kritik des Göthe'schen Egmont, wie überhaupt jedes einzelnen Kunstwerks, ist nun eine gedoppelte Be-

trachtungswiese möglich. Entweder nämlich kann man das Kunstwerk gleichsam unter seine eigene Gesetzmäßigkeit fassen, indem man unabhängig von Theorie und Begriff betrachtet, welches die Intention des Künstlers war, was er machen wollte, wie er sich die Aufgabe stellte, und wie er sie gelöst hat. Hält man bei dem Egmont diesen Gesichtspunkt allein fest, so wird man zugeben müssen, daß das Werk in sich vollendet, daß die Intention des Dichters vollkommen erreicht sei. Was uns Göthe im Egmont zeigen wollte, das hat er mit solcher Meisterschaft geleistet, daß hier kaum ein Zug fehlen, kaum ein Strich wegzumischen sein dürfte. In diesem Sinne kann man sagen, daß dieses Drama, daß das Göthe'sche Drama überhaupt, sein eignes Genre bilde, und verlangen dürfe nach dessen Gesetzen gerichtet zu werden. Aber dieser Standpunkt ist nicht der einzige, nicht der höchste. Jedes Kunstwerk hat zugleich seinen Begriff zu erfüllen, denn der Begriff ist sein innerstes Wesen, die lebendige Seele alles Individuellen. Je vollkommener es dem Begriffe seiner Gattung entspricht, desto vollendeter ist es selbst. Von diesem Standpunkte geht die Schiller'sche Kritik aus, und es ist derselbe Unverstand, der Theorie und Praxis, Begriff und Erscheinung dualistisch auseinanderhält, welcher meinen kann: Schiller und die Gleichgesinnten hätten nur für sich Recht, ihr Tadel treffe eigentlich das Göthe'sche Stück nicht, »denn es stamme aus eignen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem Kunstwerke selbst, welches ein Gesetz nicht anzuerkennen brauche, unter dem es nicht geboren sei.« †) Da hört denn freilich alle Kritik auf. Denn diese ebenso rohe als unklare Vorstellungswiese setzt gerade das, wodurch ein Kunstwerk das ist, was es ist, zu einem Zufälligen oder Unwesentlichen herab. Entweder aber giebt es einen Begriff der Tragödie, dem sich keine Dichtung, wenn sie Tragödie sein will, entziehen kann, oder — die Willkür des subjectiven Beliebens wird proclamirt, und die Vernunft der Sache als Nebensache behandelt. Freilich soll die Herrschaft des Begriffs in der Kritik nicht zur Tyrannei, und ein Kunstwerk darum noch nicht als solches negirt werden, weil es dem Begriffe nur unvollkommen entspricht. Vielmehr hat die Kritik das Maas zu ermitteln, in welchem sich das einzelne Kunstwerk seinem Begriffe nähert, und die unwiderlegliche Thatsache, daß z. B. nur wenige Tragödien dem Begriffe vollständig entsprechen, wird den philosophischen Kunstrichter ebensowenig zum abstracten Urtheiler machen, als ihn auf der andern Seite die höchste Virtuosität, mit welcher ein Künstler, ein Dichter seine subjective Auffassung, seine Weltansicht gestaltend darzustellen gewußt hat, gegen die Berechtigung jenes höheren Maasstabes verblenden wird.

Die wahre Kritik wird also auch bei der Beurtheilung unseres Kunstwerks beide Seiten vereinen, sie wird zu zeigen und anzuerkennen haben, daß dasselbe nach der einen

*) Schiller, S. 380.

**) Riemer, Mittheilungen über Göthe II, S. 551.

***) Vergl. Ulrici über Shakespeare, S. 584. ff.

†) Ulrici, a. a. O. S. 585.

*) Hoffmeister II, p. 294.



Seite ein in sich vollendetes lebensvolles Kunstwerk sei, und daß es dennoch die höchsten Forderungen der Tragödie, und namentlich der historischen Tragödie, nicht befriedigend erfülle.

Mitten in einer Weltlage, in einem Volke, in welchem sich von allen Seiten die drohenden Wetterwolken eines politischen Drakens zusammenziehen, der in einem vierzigjährigen blutigen Kriege jenem Weltzustande, jenem Volke nach unsäglichen Opfern eine neue politische Gestalt geben sollte, am Vorabende also einer Revolution, sehen wir Egmont auftreten. Jung und tapfer, großmüthig und ritterlich, freundlich und herablassend, durch glänzende Waffenthaten bewährt, ist er der Stolz, die Freude und die Hoffnung seines Volkes. Er liebt dieses Volk, er achtet es, *) er weiß, welche Gefahren ihm drohen; er weiß, daß Dranien und andere Fürsten auf Abwehr dieser Gefahren sinnen, daß das Volk auch auf ihn zählt. Aber mitten in dieser allgemeinen Aufregung isolirt er sich. Seine Theilnahme durch die That geht auf der einen Seite nicht über ein gewisses Zustimmien des partiellen Beschwichtigens und zum Friedenwirken, auf der andern nicht über einen halb lustigen politischen »Pastnachtschurz« hinaus. Sein hoher Rang, sein goldnes Vließ, seine Volksbeliebtheit, seine Dienste, die er dem spanischen Hause erwiesen, und endlich das Gefühl seiner Kraft, die strogende Fülle des Jugendmuthes, dies alles vereint sich, ihm ein Selbstvertrauen einzufößen, welches seiner Lebensansicht zu Statten kommt, die selbst das Grusle als einen Schurz zu nehmen, nur allzu geneigt ist. Es gemüthet uns bei seinem Anblick, als erblickten wir, um mit Schiller zu reden, einen Nachtwandler, der auf jäher Dachspitze wandelt. Dies Selbstvertrauen, welches den von einem vollen, erustien, tiefen Inhalt als seinem Pathos erfüllten Helden erst zum Helden macht, richtet ihn zu Grunde, thatlos zu Grunde, weil es bei ihm im Bunde mit der Halbeit des Handelns steht. Ein Held ist, wer in seinem Gegner den Gegner und damit die Nothwendigkeit des Entscheidungskampfes erkennt. Wer vermitteln will, wo die eisernen Spigen der Gegensätze aufeinander treffen, wer sich zwischen Freiheit und Knechtschaft stellt, weil er sie versöhnen zu können meint, ist ein Thor, vielleicht ein lebenswürdiger Thor, dessen Fall uns eine Thräne des Mitleids entlockt, aber kein Held einer Tragödie, welche den Kampf der Gegensätze zu zeigen und die Versöhnung derselben zu höherer Ein-

*) Ich kenne meine Landsleute (sagt er zu Alba). Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rüdrig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Irrthum zu verdienen, leicht zu erhalten. Starr und fest. Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken. Allein leider hat der Dichter diese Charakteristit nicht in Scene gesetzt. Der entsprechen etwa die Repräsentanten des Volkes in der Dichtung diesem Bilde? Ich glaube, daß ich hier in diesem Mangel Spuren des Einflusses der verschiednen, weit auseinander liegenden Zeiten finde, in denen Göthe den Egmont dichtete.

heit selbst über den Reichen ihrer Träger und Verfechter darzustellen hat.

Wie bei Hamlet, ist auch hier eine große Aufgabe auf ein Individuum gelegt, das ihr nicht gewachsen ist und darum zu Grunde geht. Aber Egmont arbeitet sich nicht, wie Hamlet, an dieser Aufgabe selbstqualerlich ab, er besseitigt sie, er wirft sie von sich. Jenem raubt das Bewußtsein seiner Aufgabe alle Lebensfreude und Lust. Diesem hilft die Lebenslust über das Bewußtsein seiner Aufgabe hinweg, ja, der Genuß am Leben, an Liebe und Liebeslust, am frischen Moment des unmittelbaren Daseins wied ihm nur noch gesteigert durch die drohende Gewitterschwüle um ihn her. Denn sein Pathos, wenn wir es so nennen dürfen, das, wofür er lebt, das, um dessentwillen allein ihm das Leben lebenswerth erscheint, wer kennt es nicht? es ist die Freiheit, aber wohlgemerkt, die Freiheit des Einzelnen, des Subjects, von aller Sorge und Vorsicht, von allem, was das Herz des Mannes im Leben preßt und die Stirn in Falten legt, diese Freiheit, die im Vollgefühl sinnlicher und geistiger Frische und Gesundheit mit dem Leben wie mit einem heitern, bunten Falschung spielt, eine Freiheit, um die sich der Epheu der Liebe süß schmeichelnd rankt, und die auf dem brausendenrosse der Jugend über die gemeinen Geminnisse der Erde mit ächter Reiterlust und Reiterfähigkeit dahin fliegt. Dieses egoistische Ideal seiner Freiheit, das er gegen seinen Dheim, gegen seinen Vertrauten, gegen Dranien, ja selbst im Kerker ausspricht, will er durchsetzen und behaupten, und er geht zu Grunde, weil diese Durchführung eine Unmöglichkeit ist. Nicht die List und Macht seines Gegners, nicht die ihn umgebenden Verhältnisse, nicht der Kampf der Principien in dem er mitten innen steht, nicht die Schwäche oder Gleichgültigkeit seines Volkes sind es, die ihn verderben, sondern sein Princip, nicht seine Thaten sind es, die ihn unter Alba's Mordbeil liefern, sondern seine Unthätigkeit, der Mangel aller That. Dies ist das Härteste, was man von dem Helden eines tragischen Gedichts sagen kann. Aber von Egmont muß es gesagt werden. Vergebens verschanzt er in der Unterredung mit Dranien diese Schwäche seines Characters hinter Gründen der Menschlichkeit und Klugheit. Sie zertreiben, wie Spreu im Winde, vor der überlegenden Gewalt des thatkräftigen Characters, der seine Zeit und die Aufgabe ihrer Fürsten und Helden begreift. Und das »Mittel«, durch welches er am Schlusse jener Scene diesen »fremden Tropfen« der Sorglichkeit aus seinem Mute zu werfen und die Nuzeln von seiner Stirn zu bannen sucht, — hat Schiller richtig bezeichnet. Auch beweiset die Zusammenkunft mit Alba im folgenden Akte, wie scharf und richtig Egmont selbst in gewissen Augenblicken, die Lage der Dinge erkennt, und so gewiß er Alba und seine Ansichten nicht erst von heut' und gestern kennt, so gewiß steigert dieser Akt, weit entfernt, Egmont als tragischen Helden zu heben, vielmehr noch das Gewicht des

ver
trick

Vorwurfs, welcher seine unbegreifliche Verblendung, das Kind seines Lichtsinnes, trifft.

Mit dieser Scene beginnt der Dichter einzulenken. Er fühlt, daß Egmont's Ausgang, soll er nicht aller tragischen Wirkung verlustig gehen, eines kräftigeren Motiv's, einer tieferen Begründung bedarf. In der Unterredung mit Alba ist Egmont Mann und Held in jedem Worte, das er spricht. Die rücksichtslose, stolze Kühnheit, mit der er hier seines Volkes Sache führt, hebt ihn in unserer Schätzung weit höher, als die frühere persönliche Lebenswürdigkeit. Nach dieser Unterredung, fühlen wir, ist jedes Band zwischen ihm und der Gegenpartei zerrissen, jetzt würde er, jetzt müßte er handelnd für seines Vaterlands Freiheit die entschiedene Partei ergreifen, und auch Alba ist in seinem Rechte, wenn er diesen gefährlichen Gegner nicht mehr entrinnen läßt, den ihm »Verblendung« in die Hand geliefert.

Am schlagendsten aber beweiset der Schluß selbst, wie tief der Dichter die Nothwendigkeit empfand, dem früher vorherrschenden Charakterinhalt, und der von uns entwickelten Lebensanschauung Egmont's ein gehaltvolles Pathos zu substituiren. Die vielgetadelte Erscheinung *) dient dabei gleichsam als der *deus ex machina*, indem durch sie Egmont's Tod als ein Opfer für Vaterland und Freiheit bezeichnet wird, und dieser Traumvorstellung gemäß, sind denn auch die letzten Worte gehalten, mit denen Egmont zum letzten Gange sich anschickt. Sie ist es, die Erscheinung »der göttlichen Freiheit« in der Geliebten Gestalt, die ihm die Zuversicht des Trostes giebt, den ihm sein Handeln in der Tragödie nicht oder nur sehr unvollkommen geben konnte:

»Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht,
und der ich mich jetzt leidend opfere.«

Wir müssen es uns hier versagen, die Stellung und das Verhältniß des Gedichtes zu Goethe's eigener Entwicklungsgeschichte, auf der einen, und zu der Geschichte der Weltbewegung seiner Zeit, auf der andern Seite zu betrachten **), sowie die innere Nothwendigkeit dieser Goethe'schen Auffassung der historischen Tragödie und des historischen Charakters aus des Dichters Individualität und seinem aus derselben hervorgehenden ablehnenden Verhältnisse zu dieser Dichtungsgattung zu begreifen. ***). Nur so viel sei bemerkt, daß das letzte, gründlich durchgeführte, nur Goethe's eigenes Urtheil bestätigen würde, der sich das Vermögen, eine »wahre Tragödie zu schreiben«, selbst ab-, und die Ueberzeugung aussprach: »daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne.« Er fühlte, »daß er nicht zum tragischen Dichter

geboren, da seine Natur conciliant sei, und ihn daher der reine tragische Fall nicht interessiren könne, da dieser von Hause aus unverföhnlich sein müsse. *) Allein dies Alles, sowie auch den Nachweis der Spalten und Fugen der verschiedenartigen, durch die Zeit soweit auseinander liegenden Bestandtheile des Ganzen, deren Spuz selbst die Meisterhand Goethe's nicht zu verwischen vermochte, müssen wir uns hier versagen, um noch für ein Paar Worte über die Darstellung Raum zu behalten.

Wir sahen überall redliches Streben und guten Willen, nirgends ganz Verfehltes und Schlechtes; ein gutes Zusammenspiel, die Volksscenen belebt und heiter, vor allem durch den prächtigen *Van sen*, (Herr Jenke) diese kostbare Mischung von Einsicht und Niederlichkeit, Muth, Frechheit und gutem Humor. Die gut ausgeführte Beethoven'sche Musik, der in den kurzen Zwischenscenen etwas mehr Geräuschlosigkeit zu wünschen gewesen wäre, unterstützte den idealen Eindruck des Ganzen. Die kleineren Rollen Ferdinand's, Brakenburg's Richard's u. a., waren fast durchweg zu loben. Von Machiavell hatten wir uns mehr versprochen; das Deklamatorisch-Pathetische schien uns hier nicht an seinem Orte, der seine, klare, kluge, durch und durch verständige, ruhige Politiker und Diener seiner Fürstin, trat nicht hervor. Silva, der Diener des gefürchteten, stolzen Alba, durfte, schien es, den Brief mit weniger Lebhaftigkeit der begleitenden Worte und mehr ehrfurchtsvoller Zurückhaltung überbringen. Uebrigens entsprach er, wie Gomez seiner Rolle. Aber mit der Auffassung und Darstellung Alba's, auf welche der Darsteller ein sichtbares Studium verwendet hatte, können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Die eiserne Strenge und Rauheit, der starre, eiserne Lakonismus dieses »eisernen Thurns, zu dem die Befehlsflügel haben muß«, das aus einem Gusse der ganzen Gestalt, schien uns nicht erreicht. Sollen wir aber von dem vielen Guten und Schönen das Gelingenste bezeichnen, so waren es für uns die Scenen zwischen Egmont und seinem Secretair, Klärchens Abschied von Brakenburg und vor Allem die Scene zwischen Egmont und Dranien, die von tief ergreifender Wirkung war. Auch die Regentin war im dritten Aufzuge zu loben, doch dürfte sie künftig das weinerliche des Tons noch mehr zurück, und dafür den Ausdruck gekränkter Stolz mehr hervortreten lassen.

Die Traumercheinung dauerte zu lange, und wurde dadurch zu materiell. Dergleichen muß rasch vorübergehen, wenn es wirken soll. Diese Erfahrung machte man auch im Jahre 1819 zu Berlin, und benutzte sie bei späteren Aufführungen **).

*) Briefwechsel mit Schiller Nr. 388, mit Zelter Nr. 826.

***) S. Fr. Schälze über die Aufführung von Egmont in Berlin am 20. Dec. 1819, in Nicolovius Schrift: Ueber Goethe (Leipzig 1828) I, p. 347, vgl. 348. Wir empfehlen die dortigen Andeutungen der Regie bei einer Wiederholung des Stückes.

*) J. B. v. Schiller, Herder, u. a. m.

**) Andeutungen darüber findet man bei Servinus: V, p. 103. ff. p. 487 ff.

***) Vgl. Schätzp. in Deutschland p. 37 ff. p. 42 ff.



Schließlich glauben wir den Wünschen vieler, an jenem Abende zufällig verhinderten, so wie auch mancher andern Kunstfreunde, zu entsprechen, wenn wir uns die Bitte erlauben, uns recht bald durch eine Wiederholung dieser, im Ganzen unserer Bühne zur Ehre gereichenden Darstellung zu erfreuen.

Aus einem Tagebuche im Kaukasus.

Der General von Nennenkampff mußte die von ihm bisher befehligte Division in Polen, die erste der Armee, dem General Fähsli übergeben, dessen Division im südlichen Daghestan er wieder zu übernehmen hatte. Er verließ demnach Pultusk zu Anfange Junius 1842, um sich zu dieser Division zu begeben, in dem Chanat Kubä (meist von Turkomanen bewohnt) in dem Hauptort desselben, gleichen Namens (480 Häuser). In Tiflis, durch die Gegenwart des Fürsten Tschernitschew, zwei Monate lang aufgehalten, traf er in Kubä wenige Tage nach der so unglücklichen, bekannten Schlacht ein, in der die von ihm zu übernehmende Division allein agirt und so viel gelitten hatte. Er hatte seine Bagage den großen Umweg machen lassen und nahm für seine Person den Fußsteig durch's Gebirge. Kubä liegt hoch im Gebirge und doch nah dem Caspischen Meere, wo der Kaukasus an die Küste desselben ausläuft. Er schreibt aus Kubä:

»Nach meiner Ueberfahrt über den Masan nahm ich, mit meinem Adjudanten, einem Bedienten, einem Koch, einem Reitknecht und zwei Packpferden, den Weg gerade durch's Gebirge und mußte im Dorfe Amabi, welches dem Sultan der Eliseischen Provinz gehört, Halt machen und den Bey, den mir der Sultan zur Beglückwünschung entsandte, empfangen. Ich habe die Freude gehabt, bei diesen freien Einwohnern viel Wohlhabenheit, offenes Wesen in allen Aeußerungen und Gastfreiheit, so wie rings die bewundernswürdigste, üppige Schönheit der Natur zu finden. Der Weg führte zuvörderst durch herrliche Waldgegenden und durch viele, von Bächen bewässerte Wiesen. Im nächsten Dorfe, wo ich meinen zurück gebliebenen Koch abwartete, bewirthete mich ein alter Tartar in seinem Hause mit weißen Melonen, Arbusen, prächtigen Kirschen und Gurken. Die Hitze an dem Tage stieg auf 34° Reaumur und die Einwohner selbst erinnerten sich nicht, jemals so große Hitze erlebt zu haben. Nachdem der vermiste Koch aufgefunden war und ich meinen Weg fortgesetzt hatte, begegnete mir abermals ein Abgesandter des Sultans, an der Spitze von zwanzig Begleitern, ein vornehmer Tartar. Die gegenseitigen stummen Complimente schienen kein Ende zu nehmen; wir hatten keine Dolmetscher. Zehn Werste weiter kam der Bruder des Sultans mit vierzig Begleitern

und auch ohne Dolmetscher. Alle waren sehr schöne, muntere Leute; die Gegend ein herrlicher Garten; dichter Schatten von Nuphäumen, wildem Wein und im Schatten eines Maulbeerbaumes hätte eine halbe Escadron Platz gehabt. Wo ich mit diesem zahlreichen Gefolge durch andere Ortschaften zog, lief alles Volk zusammen, brachte Früchte u. Endlich kam auch der schöne junge Sultan selbst, mit noch viel mehr prächtigem Gefolge und Dolmetschern; die Freude und Schmeicheleien waren die zärtlichsten, zumal alter Bekannter, die vieljährige Erinnerungen erneuerten; wir bekamen neue Pferde, leicht und schnell wie Rehe; es ging wie mit Vogelstuge 16 Werste, wo ich bei dem Metshott (Kirchhofe), zu Aller Verwunderung hielt, abfaß und am Grabe des Sultans den Winter nach stiller Betrachtung, die Treue und die Verdienste des Verstorbenen für unsere Regierung exaltirte. Die Freude darüber war so enthusiastisch, daß ich mich kaum zu retten wußte, vor allen Liebesdiensten. Die Zimmer, die mir der Sultan anwies, waren mit großem morgenländischen Luxus ausgestattet; die Teppiche und bunten Glasfenster waren prächtig. Die reichen Sammet-Polster waren eben so willkommen, wie die Abendkühle. Am Morgen, beim Kaffee, besuchte mich der freundliche Wirth und machte mit mir ein Bündniß, künftig bei allen Expeditionen nur unter mir zu dienen. Das war mir angenehm, denn er ist bei unserer Armee als ihr treuester und tapferster Bundesgenosß bekannt. Darauf führte er mir den Chan eines der mächtigsten Chanate zu, der russischer Seite ihm zum Gefangenen anvertraut war und den er sehr bemitleidete. Die Sache schien mir unbedeutend, vermuthlich vergessen; ich versprach dem, mit dem Wladimirorden gezeierten Alten, seine Angelegenheit in Erinnerung zu bringen, worauf ein Bote nach seinem Chanate abgesendet wurde, seine Kriegsmacht unter meinen Befehl zu stellen; er selbst wollte, sobald er frei sei, nicht von meiner Seite weichen. Ich erinnerte mich seiner auch von der Afatinischen Expedition her, wo er mit den Seinigen uns große Dienste geleistet hat. — Ich mußte den Tag, auch der rasenden Hitze wegen, bei dem freundlichen Sultan rasten, worauf Nachts bittere Kälte eintrat. Der Tag wurde mir wichtig, indem ich jetzt erst eine genaue Kenntniß der verwirren Verhältnisse so vieler kleinen Herrscher bekam, die uns dauernd feindlich und feundlich sind, Alle in nächster Beziehung zu Kubä stehen, was Alles mein Adjutant notiren mußte. Tages drauf, beim Frühstück, bei offenen Fenstern, von gedrängten Volkshaufen umstellt, brachte eine Deputation einen prächtigen, mit Gold verzierten Damascener-Säbel von venetianischer Arbeit, den mir der Sultan zum Geschenk sendete und gleich darauf selbst erschien. Ich gürtete den Säbel vor ihm, wobei das Volk draußen ein Beifallsgeschrei erhob. Ich gab dem Schatzmeister zwölf Ducaten. In Begleitung des Sultans reisste ich ab. Die ersten 18 Werste legte ich zurück durch Felsen-schluchten, in denen es unablässig aufwärts, steiler als das

Das der Jacobi-Kirche in Alga ging, nur daß die Natur von bezaubernder Schönheit war. Auf dem kaum 9 Zoll breiten Fußstege, am Rande unabschbarer Abgründe, auf Felsenklippen über dieselben, mußte ich die Augen schließen, um nicht toll zu werden. Ich bewunderte die hiesigen Pferde. Endlich kamen wir auf ein Wiesenstück, wo wir einen Augenblick ruheten und ich wirklich mit Vergnügen das Milchwasser und Schafffleisch genoss, daß die Landleute uns brachten. Es ging dann immer weiter aufwärts, die Vegetation ward immer ärmer, die Kälte nahm zu, der betäubende Lärm der Wasserfälle, deren Staub uns durchnäßte, ward unerträglich; endlich erreichten wir, inmitten tiefer Schneemassen, auf gefährlichem großen Plage, ein prächtiges Zelt, das der Sultan hatte aufschlagen lassen, die Mitte der heutigen langen Tagereise. Die Leute des Sultans bedienten uns flink. Thee in zierlichen Tassen, Suppe, Gemüse, Braten, Käse, Honig, Champagner und andere Weine und Obst restaurirten uns trefflich. Bald ging's nun weiter und nunmehr abwärts, zu Fuß, im tiefen Schnee, auf- und niederkletternd, ungläubliche Felsenstege, die Wolken tief unter uns, von einem Steinblock auf einen andern herabspringend, Dörfer wie Vogelnester hoch über und tief unter uns — ich darf nicht sagen, wie arg, Ihr hieltet's für Lügen. Tiefer unten ward's ebener, kamen große Thäler, wo wir aufsitzen konnten, eine andere Welt, warm und üppige Vegetation; das Volk lief von allen Seiten zusammen, theils schön und gut gekleidet, theils in Lumpen und schau; überraschend war die Erscheinung des Dorfes Salmütz, auf schroffen Felsen, ganz von schönen Häusern von Stein, manche fünf Stockwerke hoch. Hier war endlich unser Nachtlager, wo wir eben so splendid wie zuvor, bewirthet wurden. Doch bekam ich hier einen Offizier, mit sechs-zehn Mann Wache vom Sultan, der mich hier, im eigenen Gebiet, nicht sicher hielt. Tags darauf ging's an einen Berggücken hin, auf dessen anderer Seite feindliche Völkerschaften hauseten, bei denen Schamil (der berüchtigte Fanatiker) einen ansehnlichen Preis auf meinen Kopf gesetzt hatte. Die strenge Zucht des jungen Sultans gestattete ihm, uns überall ungestört durchzubringen, am schäumenden Samus hin, auf furchterlichen Felsensteigen, wo ein Untergebener des Sultans, Alga Ali, Gebieter von vier Dörfern, zugleich russischer Officier, mit dem Georgenkreuze vierter Classe geschmückt, ein schöner, junger, tapferer Mann, mit zahlreichem Gefolge, in drückender Hitze uns in's Dorf Lufitschach führte zum Mittagessen. Dann ging es durch viele verrätherische Dörfer, wo ich gewiß der Gegenwart des Sultans und seines Gefolges, wie seiner großen Umsicht, mein Leben verdanke. Wir kamen durch reiche Thäler, große Dörfer mit vielstöckigen steinernen Häusern, sehr bevölkert, wo man uns Barina, eine Art spirituisen Meths, brachte. Nachtlager im großen Dorfe Karaschal, wo, der unbegrenzten uns bewiesenen Gastfreundschaft ungeachtet, der Sultan die Wa-

chen verdoppelte, und wohl wissen mochte, was er that. Am Morgen sagte mir der brave, kluge junge Sultan: Nun kannst Du mich allenfalls entbehren, und ich muß nothwendig zurück; ich laß Dir meinen braven Neffen, Mahmud Alga, mit 18 zuverlässigen Reitern. Darauf trennten wir uns mit aufrichtiger Liebe und Treue, wie alte bewährte Freunde. Nun ging es über einen hohen Berg, wo die Felsenstege und Wasserfälle mir ärger als je zuvor schienen, und oben die Pferde bis an den Hals in den Schnee sanken. Wir waren so glücklich, einen leidlichern Umweg zu finden, sonst wären wir umgekommen. So betrat ich die Kasamütsche Provinz, wo in diesen blutigen Kriegen wahre und große Heldenthaten vorgefallen sind. Wir mußten so viel zu Fuß gehen, daß die Ermüdung mich zwang, mich wieder zu Pferde zu setzen, obgleich wieder Stellen kamen, wo ich gern abgestiegen wäre, aber neben den Füßen des Pferdes nicht Platz genug fand, die meinigen zu stellen. Später, auf der herrlichsten Blumen-Wiese, vom belebenden Sonnenstrahl erwärmt, rasteten wir ein paar Stunden, bis ein schon früh Vorausgeschickter uns benachrichtigte, er habe uns, 12 Werst weiter, im Dorfe Külle, ein Nachtlager angeordnet, dem wir erwartungsvoll entgegenzogen, denn wir waren Alle, ich und meine Leute, der ungeheuern Strapaz nicht gewohnt, mehr und weniger krank. Wir vermischten die luxuriöse Bewirthung unsers Sultans sehr. — In dem großen Thale, das wir betraten, fanden wir eine sehr zahlreiche Bevölkerung, die prächtigsten Felder, Korn, Weizen, wie ich ihn sonst nirgends sah, 12000 Familien, die immer 17,000 Mann in's Feld stellen. Die Abwesenheit der Mannschaft benutzte oft der schreckliche Schamil zu Mord und Plünderung und Geißeln zu holen. Am Morgen kam mir aus dem Lager von Kasamüts ein Officier mit 80 Mann Escorte entgegen, und führte mich in's Lager. Der Commandeur, Fürst Argantinsky, cilte mit allen militärischen Ehrenbezeugungen, Rapporten u. zu meinem Empfange herbei, und ich hatte hier zuerst die Freude, die Tapfern meiner Division zu begrüßen. In Jubel und Tischfreuden, mit Musik und den bewundernswürdigsten einheimischen Kunsttänzern machte der Tag einer frühen wohlthätigen Nachtruhe Platz. Am folgenden Tage begannen die gut gebahnten Wege, die für uns noch den Reiz der Neuigkeit hatten, und am 24. traf ich hier in Kuba ein.

M u s i k.

Wir hatten in der vergangenen Woche den seltenen Genuß, zwei der größten Virtuosen auf der Flöte zu hören. Der Kammermusikus Heinemeyer aus Hannover trug uns mit seinem Schüler, dem hiesigen Kapellmusikus Herrn Müller am 15. Novbr. ein Concertino

von Fürstena u mit ausgezeichnete r Reinheit und Präcision vor, wobei auch unser Müller rühmlichst erwähnt zu werden verdient, indem derselbe sich möglichst bemüht, seinen Meister zu erreichen. Ein Concertino für Eine Flöte, welches Herr Heinemeyer sodann nach eigener Composition spielte, gab uns neue Gelegenheit, seinen schönen Ton und seine eminente Fertigkeit zu bewundern.

Am Freitage gab unser lieber Landsmann Fürstena u ein Concert. Es war nicht so besucht, wie die Concerte, welche er vor Jahren im von Harten'schen Saale gab, wo z. B. seine Netto-Einnahme einmal über 200 Thlr. betrug. Ob der Patriotismus der Oldenburger abgenommen hat? oder? — Der wackre Künstler wurde jedoch herzlich empfangen, und trug mehrere Sachen eigener Composition theils mit seinem Sohne Moriz, theils allein vor. Er selbst gefiel am meisten in dem „Adagio und Variationen für die Flöte, über ein Thema aus Norma;“ aber der rauschende Flügelschlag der Zeit hatte auch unsern Fürstena u nicht unberührt gelassen, die jugendliche Frische war dahin. Wir empfanden dies um so mehr, da wir erst kurz vorher Heinemeyer gehört hatten. Dem Hrn. Fürstena u wollen wir wünschen, daß er in seinem Sohne sich selbst wieder jugendlich aufblühen sehe. Was wir von demselben gehört haben, erweckt diese Hoffnung. Herr Hofkapellmeister Bott hatte die Gefälligkeit, die beiden Duvertüren, die von Beethoven zum „Egmont“ und die von Mozart zur „Zauberflöte“, zu dirigiren, das genügt, um zu sagen, daß die Aufführung Nichts zu wünschen übrig ließ. Dennoch schien das Publikum das nicht gehörig anzuerkennen, was wir nur zu bedauern haben. In Salzburg, wo sich dieser große Dirigent einen bedeutenden Ruhm erworben, sind sogar die Damen so entzückt gewesen, daß sie sich die Malabaster-Hände roth applaudirt haben. Wie weit sind wir doch gegen Salzburg zurück!

Gegen Ende dieses Jahres wird uns Herr Organist Nothe noch einen großen musikalischen Genuß bereiten. Er wird in einem Concerte die schöne Cantate von Neukomm „der Ostermorgen“ zur Aufführung bringen, wobei ihn sehr viele Dilettanten freundlich unterstützen wollen. Wir danken Herrn Nothe für diese glückliche Wahl, und wünschen, daß seine Bemühung gehbrige Anerkennung finden möge. Das Concert wird im neuen Casino-Saale Statt finden und der Tag noch näher bestimmt werden.

Aphoristische Gedanken.

Wenn in der Liebe zwei Männer sich auf einem und denselben Felde begegnen, ohne sich zu entzweien, so kön-

nen wir für ihre Freundschaft haften, sie ist erprobt; allein vorher glaubet nicht daran.

In einem Alter, wo die Kunst, zu gefallen, nicht mehr ihr Glück macht, wird die geistreiche Frau wieder gut, einfach und nachsichtig.

Wenn die Schönheit so lange währet, als das Leben, welche Frau könnte sich entschließen, zu sterben?

Die Frau, welche sich die Liebe bezahlen läßt, verkauft das, was sie nicht hat; das ist ein Diebstahl, der ihr weit mehr Verachtung zuzieht, als Geld einbringt! Die Frau, welche die Liebe eines Mannes kauft, würdigt sich und ihren Verkäufer herab; das ist ein Markt, der wenig Nutzen und viel Schande einbringt.

Das Glück ist der Schlaf der Liebe, der Kummer ist ihr Erwachen.

Die Fliegen im Sommer, die Bedienten das ganze Jahr, sind zwei Geißeln, von denen man nicht gänzlich los werden kann.

Der Mann, der bloß von seiner Tapferkeit, die Frau, welche nur immer von ihrer Jugend redet, geben gerade Blöße dessen, was ihnen fehlt.

F . . . 8.

Kirchennachricht.

Vom 19. bis 25. Nov. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Adolph Ludwig Jacob Lüdke und Marie Elisabeth Müller. Heinrich Jacob Carl Müller und Friederike Auguste Adelheid Dröge. Johann Gerhard Behrens und Friederike Sophie Luise Pentel.

2. Getauft: Adele Johanne Wilhelmine Caroline Runge. Johanne Hermine Catharine Antonie Sonnewald. Johann Hermann Gerdes. Meta Hotes. Helene Barkemeyer. Friederike Sufine Louise Henriette Johanne Margarethe Caroline Grosse.

Beerdigt: Caroline Wilhelmine Marie Bertholdi 44 J. 2 M. Bertha Helene Hermine Schlömann 23 J. 3 M. Adolphine Luise Floriane Wilhelmine Hinrichs 6 J. 8 M. Anna Catharine Gesine Hake 6 J. Gerhard Ahlers 57 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Adventsontage den 27. November.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Collaborator Riefen.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 49. Sonnabend, den 3. December. **1842.**

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Ein Handbillet Friedrich's des Großen.

Lustspiel von Vogel.

Aufgeführt

Oldenburg, den 28. November 1842.

Eine Kritik im Feuilleton der Rhein. Zeitung nennt das Stück ein Popsstück. Mag sein. Aber das Stück hat allerhand gute Motive und ergötzliche Situationen, und endlich einen Schluß, der in seiner Art nicht besser sein kann. Man braucht nicht zu läugnen, daß von dem Verfasser die Komik fast durchweg mit der Lächerlichkeit verwechselt worden ist, man kann zugeben, daß das durchgehende Corporalstockwesen auf die Länge eintönig und hier und da langweilig wird, daß überhaupt bei einer Wiederholung Kürzungen nothwendig sind, daß ferner das Stück wie sein, im Greisenalter stehender Verfasser, dessen Muse die Routine der Theaterpraxis ist, außer unserer Zeit und ihrem Lustspiel steht, — und man wird darum doch keinen Anstand nehmen, das Stück für ein, in seiner Art gelungenes, zu erklären, bei dem man wohl mit gutem Gewissen ein paar Mal sich der Wohlthat eines herzlichen Lachens hingeben kann. Notabene: wenn es so, wie gestern gespielt wird. Denn diese Aufführung war, ganz abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe des Stückes selbst, ein Meisterstück, über dessen Gelingen wir unsere Freunde auszusprechen uns gedrungen fühlen. Wer etwas von der Sache versteht, wird die Behauptung nicht paradox

finden, daß dieses Stück einer guten Darstellung außerordentliche Schwierigkeiten bietet. Szenen, wie sie hier vorkamen, und von allen Mitspielern executirt wurden, dürften auf den jetzigen deutschen Bühnen nicht allzu häufig angetroffen werden. Und bedenkt man nun gar, daß unsere Schauspieler verhältnismäßig öfter spielen und sich viel mehr zumuthen müssen, als an den Bühnen, wo theils die Oper, mehr aber noch die Möglichkeit öfterer Wiederholungen, Ruhepunkte gewähren, so wird man um so eher geneigt sein, ihnen die volle Anerkennung für solche Leistungen, wie die gestrige, zu Theil werden zu lassen.

In nächster Woche haben wir die Darstellung eines neuen historischen Trauerspiels: Karl von Bourbon, von Prutz, dem Dichter des rheinischen Königsliedes, zu erwarten, welches, wie bereits öffentliche Blätter melden, in Weimar, trotz einer nicht günstigen Besetzung vieler Rollen, nicht nur mit entschiedenem Beifalle aufgeführt, sondern auch sogleich, trotz der Kleinheit des Ortes, am folgenden Tage mit noch erhöhterem Beifalle und noch vollere Haus wiederholt worden ist. Leider verhindert uns Mangel an Zeit, schon jetzt aus dem vorliegenden Stücke eine Uebersicht der Handlung und ihres stets sich steigenden Fortschrittes zu geben, und den tragischen Grundgedanken in seiner Kraft hervorzuheben. Soviel dürfte sich indessen schon hier versichern lassen, daß dieses dramatische Erstlingswerk des jungen Dichters (Prutz zählt noch nicht 27 Jahre), zu schönen Erwartungen berechtigt.

Hayo, der letzte Häuptling über Stadland.

(Fortsetzung.)

Des stillbildenden Fräuleins Wange bleichte, selten sah man sie. Ganz anders aber war es bei dem Häuptling, in welchem die edlen sanften Gefühle schon lange erstickt waren. Man bemerkte an ihm kein Zeichen der Betrübniß, als die entseelte Hülle seiner Gemahlin der Erde übergeben wurde. Sogar die Tochter, welche sich von dem Sarge der geliebten Mutter nicht trennen konnte, trieb sein finster gebietender Blick fort, denn längst war ihr sein Wille Befehl. Wie in einem Wüthrich umgewandelt, erschien der Häuptling, als er den Schmerz um die Gemahlin allmählig aus seinem Herzen verjagt hatte. Taub war er gegen das Flehen der Gattinnen und Kinder, welche knieend um Aufhebung der Gefangenschaft ihrer Gatten und Väter baten. Mit Peitschenhieben ließ er sie zum Burghore hinaus treiben, und rief zornentbraunt: »gehörchen sollen die Hunde!«

Die Unterthanen mußten eine solche Behandlung nur immer mehr noch empören, dem Trog und der Härte setzten sie Widerseßlichkeit entgegen. Die Abgaben liefen spärlich ein, dieselben heizutreiben, war vergebens; denn eher steckte der stolze Stadländer seine Habe in Brand, als er sie dem Häuptling überließ.

»Mordet nicht Eurer Tochter Glück,« schloß der Junker von Nughorn. Er hatte um Fräulein Emma den Häuptling gebeten, war aber von diesem mit der Erklärung zurückgewiesen, daß Emma dem Junker Fulf, Commandanten der Knappenburg, einem Günstling des Häuptlings, bestimmt sei. Daß Emma diesen Feigling tief aus dem Herzen verabscheute und dessen Gegenwart ihr unerträglich war, das bekümmerte den harten Vater nicht. Als indeß der Junker von Nughorn mit Bitten nicht nachließ, der Häuptling, leidenschaftlich wie er war, in Wuth gerieth, des Junkers Namen einen gemeinen nannte, mit thätlicher Abweisung seiner Zudringlichkeit drohte, da brausete auch des Junkers verletzter Stolz heftig auf. Er warf auf den Häuptling einen verächtlichen, aber vielsagenden Blick, eilte hinunter in den Burghof, schwang sich auf sein Pferd und befahl auch den Seinen, aufzustehen. Dann sprengte er davon, aber im Burghore rief er dem Burgwart zu: »Sage Deinem Herrn, die Sonne werde nächstens ein blutiges Werk bescheinen!« Tiefbeleidigt stand er, der Stolz der Stadländer, der oft so müthige Vertheidiger ihrer Rechte, bald darauf in einer Versammlung des Adels dieses Landes; nur mit Blut konnte seine Schmach abgewaschen werden.

Fräulein Emma rang die Hände: sie kannte den Geliebten zu gut, um zu zweifeln, daß er blutige Rache an seinem Beleidiger nehmen werde. Knieend bat sie den Vater, sie nicht einem Manne zu verbinden, den sie im Herzen verabscheute, aber er stieß die Weinende zurück: »Nicht Dein Wille ist hier Gesetz, sondern der meinige,« rief er ihr zu, »theuer soll der Junker von Nughorn mir die Frechheit bezahlen, daß er seine Augen zu Dir aufzuheben wagte.«

VI.

So eben meldete der Burgwart die Ankunft des Junkers Fulf, Commandanten der Knappenburg. »Laß ihn eintreten!« gebot der Häuptling, und Fulf trat ein, auf dessen Gesicht sich deutlich die Angst der verwichenen Nacht malte. Auf einen Wink des Gebieters entfernte sich die Dienerschaft, und Fulf berichtete nun mit ängstlichen, leisen Worten seinem Herrn, wie er in der Nacht verdächtige Leute die Burg habe unschleichen sehen, dieselben aber durch die Armbrustschützen vertrieben habe. Als er am Morgen die in der Nähe Wohnenden befragt, habe er selbst durch Drohungen Nichts herausbringen können, als daß in der Nacht ein Troß Reissiger von Hahnenknoy her gegen die Burg gezogen, in der Nähe derselben abgesehen, aber bald darauf in gestrecktem Galopp zurückgekommen sei, und dann sich nach verschiedenen Seiten hin zerstreut habe. Erkennt habe man keinen, wenigstens hätten die Knappen Niemand mit Bestimmtheit zu nennen gewußt, wenn sie auch glaubten, die Junker von Nughorn und Lübben *) unter den ersten der Verkappten bemerkt zu haben. Der Häuptling staunte anfangs, fahte sich jedoch, gab dem Junker Verhaltungsbefehle, und geleitete ihn mit den Worten: »Thut Eure Schuldigkeit Junker! Fräulein Emma ist die Gatte,« in den Burghof.

Geradesweges von da ging er in des Fräuleins Emma Zimmer. »Laß Deinen Junker von Nughorn fahren, Mädchen,« redete er sie an, »Bauernadel paßt sich nicht für eines Grafen Tochter; und nie soll er Dich aus meinen Händen empfangen.« — »So will ich lieber den Schleier nehmen, als daß ich dem Junker Fulf zum Altare folge,« entgegnete, sich erhebend, Emma mit fester Stimme dem Hartherzigen, und entfernte sich durch eine Seitenthür.

(Schluß folgt.)

*) Die Familie Lübben, aus welcher später Dido und Gerold zu Bremen auf dem Schaffot endeten, wohnte zu Düddingen, wo man vor wenig Jahren noch den Platz sehen konnte, auf welchem ihre Burg gestanden; jetzt ist die Anhöhe abgetragen.

»Ob der Patriotismus der Oldenburger abgenommen hat? — oder?« — Was der Tausend! Der Patriotismus der Oldenburger hat abgenommen? Woran sehen wir das? Doch gewiß nicht z. B. an den neuen Blättern für Stadt und Land: sie wollen heimatliche Interessen besprechen; — doch nicht an der gleichfalls neu gegründeten juristischen Zeitschrift: sie hat das vaterländische Recht zu cultiviren, zum hauptsächlichsten Zweck! Nein! Wir sehen es daran, daß das Concert unseres Landmanns Fürstena u neulich nicht so vielen Besuches sich erfreute, als solchen seine in früheren Zeiten hier veranstalteten Concerte hatten. So steht es beschrieben in der vorigen Nummer der Mittheilungen, Seite 206. — Pardon! Sie behaupten das ja nicht unbedingt. Sie sagen: »hat der Patriotismus abgenommen? oder?« — Was soll das heißen? Wir sehen es aus Ihrem Folgenden. Sie sagen metaphorisch: »der rauschende (!) Hügel schlag der Zeit hatte (!) auch unsern Fürstena u nicht unberührt gelassen«, d. h. simpel weg: Fürstena u ist alt und stumpf geworden. Aber das wußte man ja doch noch nicht, ehe man in das Concert hineinging! Und selbst hätte man es gewußt (es ist noch die Frage, ob es überhaupt wahr ist!), man hätte nach Ihrer Ansicht aus Patriotismus hineingehen müssen. Es ist ein schlechter Patriotismus, in das Concert eines Landmanns zu gehen, um sich musicalisch zu erfreuen, also aus rein egoistischen Gründen.

Wir nun, was unsere Meinung anlangt, halten es für ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß das Publicum den jetzigen Virtuosen, doch nein! der heutigestags modernen Musik in den Concerten derselben, seine Theilnahme immer mehr und mehr entzieht. Alle Tüchtigen arbeiten daran, das Publicum zu überzeugen und zu belehren, daß es eine andere und bessere Musik giebt, als die Virtuosen in ihren Concerten aufzutischen pflegen, und das Publicum hat angefangen das einzusehen. Wir waren nun schon im Begriffe von unserer Stadt Oldenburg anzunehmen, daß ihre musicalische Bildung gleichfalls hier einen Beweis guten Fortschreitens gegeben hätte. Da sagen Sie: »Wie weit sind wir doch gegen Salzburg zurück!« Sie motiviren diese Ihre Exclamation dadurch, daß Sie referiren, man habe die beiden Duvertüren in diesem Fürstena u'schen Concert, da sie doch der Herr Hofcapellmeister Pott dirigirt habe, was genüge, »zu sagen, daß die Aufführung nichts zu wünschen übrig ließe«, nicht gebührend beklatscht, und in Salzburg haben, als dieser »große Dirigent« dirigirt habe, sogar die Damen ihre Abaster-Hände sich roth applaudirt. So steht dies allerdings fast wörtlich in der Relation über das Salzburger Mozarts-Fest in einer der letzten Nummern der Leipziger allgem. music. Zeitung. Nun erinnern wir uns,

daß in frühern Zeiten auch hier, was Pott dirigirte, ungeheuer beklatscht wurde. Daraus folgt, daß Sie annehmen müssen, wir hätten einen bedeutenden Rückschritt gemacht. Das ist hart! Sollte die acht oder neunjährige hiesige Wirksamkeit des Hofcapellmeisters Pott, von der man sich ja doch anfangs Wunderdinge versprach, nichts anderes zu bewirken im Stande gewesen sein, als einen so ungeheuer großen Rückschritt? Sie werden mir, bei Ihrer Bereitwilligkeit, die Verdienste des Herrn Hofcapellmeisters anzuerkennen, nicht widersprechen dürfen, wenn ich sage, es ist diesem Factum nach auch möglich, anzunehmen, daß wir vorwärts gekommen, und nun um so viel, als wir vorwärts kamen, vor Salzburg voraus sind, wofern Sie mich geneigt fänden, Ihnen zuzugeben, der Herr Hofcapellmeister Pott habe uns so weit gebracht, daß wir, da nämlich nichts vollkommen in der Welt ist, also auch die Leistungen Pott's nicht, ich sage, daß wir im Stande sind, jetzt Ansprüche zu machen, die selbst Herr Hofcapellmeister Pott nicht mehr zu befriedigen im Stande ist.

»Wie weit sind wir doch gegen Salzburg zurück!« Wahrhaftig, das ist hart, sehr hart, gegen unser Publicum sowohl, als gegen Pott. »Gegen Salzburg!« Es ist bekannt, daß Wien und seine Umgegend, nach unseren nördlichen, etwas bedeutungsvolleren Begriffen, auf einer unendlich niederen Stufe musicalischer Bildung stehen. Und nun heißt es: »Wie weit sind wir doch gegen Salzburg zurück!« »Gegen Salzburg!« Es ist hart! Salzburg, dessen musicalischer Referent der obbemeldeten Leipz. allgem. music. Zeitung nicht weiß, daß das kleine, aber sehr bedeutungsvolle Instrumentalsolo vor dem Tuba mirum in Mozarts weltberühmten Requiem von der Posaune, und nicht vom Fagott, geblasen werden muß. Wahrhaftig, es ist zu hart!

Wir bitten freundlich, lassen Sie uns künftig ungeschoren. Wir sind uns eines redlichen Strebens, und auch so ziemlich des rechten Weges bewußt. Und nun mögten wir gegen Ihre Beleidigungen sicher sein, und Ihren spöttischen Hohn uns erspart sehen, wenn auch nur um einiger Schwachen willen, daß sie nicht irre werden.

Begnügen Sie sich, wenn's beliebt, mit den Ankündigungen vielversprechender Concerte. Apropos! Sie rühmen da den Ostermorgen von Neukomm. Kennen Sie dies Werk? — Ich meine nur, weil Sie doch die Duvertüre zur Entführung mit der zur Zauberflöte verwechseln. Nun! Ist auch nicht nöthig. Man sagt manches auf guten Glauben, und der Lieb' und Freundschaft wegen, oder weil man aus beliebigen Gründen für einen Concertgeber oder dessen Concert sich interessirt. In Ankündigungen ist dergleichen auch nicht für eine Kritik zu nehmen. Aber in einer Kritik aus Lieb' und Freundschaft, oder auch aus Haß und Feindschaft gegen eine bestimmte Person sich an der Kunst verübenden, das ist vom

großen Uebel. Und doch geschieht auch dieses so häufig! Es giebt so manche, die entweder gar nicht schreiben, oder nur, weil sie aus persönlichen Rücksichten jemanden herausgestrichen, oder auch heruntergemacht wissen möchten Sie schreiben also, so oft sie schreiben, nie im Interesse der Kunst. Es hat aber einer, der wirklich im Interesse der Kunst schreibt, und schreiben will, genug zu thun, daß er sich von dem Einflusse etwaiger persönlicher besonderer Ab- oder Zuneigung frei hält. — Was übrigens besagten Ostermorgen betrifft, so wollen wir hiemit dieses Werk, das wir nicht kennen, keineswegs verdächtigt haben; aber nach Ihrem Gewährsmann, dem Referenten der Leipz. allgem. music. Zeitung ist Neukomm — nun, was soll man kurz sagen? — gegen Pott wenigstens ein Pfuscher.

Etwas aus unserer Zeit.

Ein hiesiger achtbarer Bürger und Professionist wechselte im vorjährigen Herbst seine Wohnung. Die Frau desselben sieht die erste Woche nach ihrem Anzuge täglich ein kleines vierjähriges Mädchen, mit bloßen Füßen und in zerlumpter Kleidung, auf der Straße; oft mit einem Stücke erdettelten Brodes sich neben einem großen Hund legend, und ihre in der nassen Herbstwitterung erstarrten Füße an denselben erwärmend. Auf ihre Nachfrage erzählt die Frau, daß dieses Kind keinen Vater habe, der es anerkenne, daß die unverheirathete Mutter es so mißhandele, daß man es nur mit derselben drohen könne, und daß eine arme alte Großmutter es zu sich genommen habe, sich aber am Tage wenig um dasselbe bekümmere.

Darmherziger, wie manche Wohlthätigkeits-Anstalt, die nur legitime Kinder aufnimmt, zieht die Frau die Kleine an sich, läßt sie an ihrem Tische essen und behält sie des Tages über bei sich. Noch mehr. In dem verwahrlosten Kinde haben sich Unarten entwickelt, schmutzige Reden gehen oft aus dessen Munde; diesem versucht die umsichtige Frau mit jener Strenge zu steuern, der die Liebe stets zur Seite stehen muß — und es gelingt.

Als ich dieses Frühjahr wegen einer Arbeit in jenes Haus kam, sah ich zuerst die Kleine. Ihr freundliches, munteres Wesen, so wie meine Neigung, mit Kindern zu verkehren, veranlaßten ein Gespräch mit ihrer Wohlthäterin, in dem ich einen Theil dessen erfuhr, welches mich veranlaßte, diese Zeilen nieder zu schreiben.

Die herzliche Freude der Frau an dem Kinde, ihre einfache Erzählung ohne alle Ostentation, ließen mich den Grund erkennen, aus dem allein ein Werk der Liebe hervorgehen kann. — Mit Vergnügen sah ich im Verlaufe dieses Sommers das Kind einige Male wieder; besonders vor einigen Wochen in einem ganz neuen, mit für den Winter berechneten Anzuge. Es machte mich auf jedes Stück desselben aufmerksam, vom blanken Schuh bis zum Bande, das ihr Haar zusammen hielt, und war sehr glücklich.

Die Frau, die solches gethan, entbehrt in ihrer bedeutenden Haushaltung der Magd. Raslos thätig zu schaffen, was zum Besten ihres Hauses diene, in dem eine freundliche Ordnung einen wohlthuend anspricht, verläßt sie dieses selten — nie um sich außer denselben Vergnügungen zu suchen. Die Mittheilungen kennt sie nicht; darum brauche ich nicht zu fürchten, sie durch meine Erzählung zu verlegen, und damit dieses nicht geschehe, bitte ich Euch, lieber Leser oder freundliche Leserin, die Ihr vielleicht in dieser Schilderung die wackere Frau erkennt oder errathet — schweig! aber wenn Ihr es vermögt, so geht hin und thut ein Gleiches.

Kirchennachricht.

Vom 26. Nov. bis 2. Dec. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Maximilian Heinrich Rüder und Elisabeth Johanne Bigelius. Heinrich Anton Friedrich Prieste und Wilhelmine Christiane Elisabeth Kullmann. Hinrich Bruns und Margarethe Schelling. Dietrich Willers und Gesche Helene Wahnbeck. Berend Hinrich Berge und Catharine Margrethe Binges.

2. Getauft: Henning Rudolph Ferdinand Lehmann. Paul Friedrich August Pott. Konstantin Friedrich Peter Pott. Carl Friedrich Emil Lüdt. Johanne Marie Louise Uster. Adolph Matthias Gerhard Müller. Friedrich Martin Wilhelm Andre. Julie Pauline Sabine Bluhm. Anna Sophia Maria Bischof. Anna Gerhardine Margarethe Buscher. Friederich Bruns. Johann Ludwig Propold Mohrmann. Johann Friedrich Hermann Schutz. Ein unehelicher Knabe.

3. Beerdigt. Georg Wilhelm Schlömann 26 J. 2 M. Johann Hinrich Gerhard Christoph Sillje 49 J. 10 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Adventsontage den 27. November.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Bavelmann.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Waltrath.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 43, 44 und 45 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 50.

Sonnabend, den 10. December.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Karl von Bourbon.

Trauerspiel in fünf Akten von A. C. Prüg.

Ausgeführt

Oldenburg, den 8. December 1842.

Karl III. Herzog von Bourbon, Comestable und erster Reichsfeldherr von Frankreich, Prinz von Gebliät, und Nachkomme Ludwig's des Heiligen, ist ein Name, mit dem sich die Erinnerung an den höchsten Gipfelpunkt des Ritterthums und kriegerischer Heldengröße in der Geschichte Frankreichs verknüpft, während der tragische Niedergang dieses leuchtenden Gestirns zugleich einen finstern Schatten auf die historische Gestalt des Helden wirft. Zweitgeborener Sohn Gilbert's von Bourbon, Vicekönigs von Neapel und einer Fürstin von Gonzaga, war er durch die väterliche Erbschaft der Grafschaft Montpensier und durch die Heirath mit der Herzogin Susanne von Bourbon-Vaujeu, der einzigen Erbin der zweiten Hauptlinie seines Stammes, der mächtigste Fürst Frankreichs, dessen Reichthum an Besitzungen und Einkünften selbst den Glanz des Königthrones überstrahlte. Moulins, die Hauptstadt des Herzogthums Bourbon, sah einen Hof in seinen Mauern, der aus den Vornehmsten des Landes gebildet, den mächtigen Vasallen als regierenden Fürsten erscheinen ließ. Aber mehr als Macht und Glanz des Besitzes zeichneten Karl'n von Bourbon ein ritterlicher Sinn, und jene kriegerischen Tugenden aus, die im Bunde mit Freundlichkeit und Milde, sittlicher

Strenge und Gerechtigkeit, ihm die Herzen nicht nur seiner Unterthanen, sondern ganz Frankreich's gewannen. Von früh auf zum Krieger gebildet, legte er in dem Feldzuge Ludwig's XII. gegen Genua (1507) und Venedig (1509) den Grund zu seinem späteren Kriegsruhm. Die Geschichtschreiber jener Zeit rühmen an dem, damals kaum achtzehnjährigen Jünglinge, vor allen andern Großen »seine Wissbegierde und seinen Eifer, sich hervorzuthun.« In der Schule der Latremouille, Bayard, Ludwig d'Ars, La Palisse, d'Aligre, Chaumont, Tribulzio und zahlreicher anderer ausgezeichneten Feldherren und glänzenden Krieger, deren Waffenbruder er ward, bildete er sich zum vollkommenen Ritter und Feldherren aus. Seine Tapferkeit entschied nach des ganzen Heeres einstimmigem Urtheile den Sieg bei Agnadello. Aber die Eifersucht Ludwig's XII., der durch ihn den Ruhm seines Lieblinges, des Herzogs Gaston de Foix, gefährdet sah, wußte ihn bald vom Kriegsschauplatz zu entfernen. Doch nach dem Tode des Letzteren berief ihn der König wieder in seinen Dienst, und vertraute ihm 1512 den Krieg gegen die Spanier und 1514 die Vertheidigung des wehrlosen Burgund's gegen die Engländer. Sein Ruhm als erster Feldherr und Krieger Frankreich's, war schon unbestritten, als der junge feurige Franz I., der unter Bourbon's Leitung seine ersten Sporen verdient hatte, den Thron Frankreich's (1515) bestieg. Obgleich schon damals nicht ohne Eifersucht auf Bourbon's Größe und Waffenruhm, erhob er dennoch, beides anerkennend, durch die Würde eines Comestable den 26jährigen Helden zum ersten Beamten des Reiches. Als solcher war er es, der den kriegerischen Geist der Nation und die Disciplin des Heeres durch Gesetze und Anordnungen, die noch vor-

handen sind, neu begründete, und von den Soldaten, die ihn vergötterten, doch wegen der Strenge, mit der er auf Gehorsam hielt, bald mehr als der Feind gefürchtet ward. Als bald nach seiner Thronbesteigung Franz I. mit acht königl. Prinzen, vier Marschällen und dem ganzen Adel Frankreich's, seinen Kriegszug nach Italien antrat, führte Bourbon den Vortrab des Heeres, drang mit Umgehung der von den Schweizern besetzten Alpenpässe auf einem neuen Wege in Italien ein, so unerwartet den Feinden, daß der spanische Feldherr Prosper Colonna, von ihm zu Villa Franca bei der Mittagstafel überrascht und aufgehoben ward. Seine Kriegserfahrung und Tapferkeit entschied den Sieg der zweitägigen Schlacht bei Marignano, in welcher der Ruhm der schweizerischen Unbesiegbarkeit dahin sank. Er eroberte Mailand und rettete die Stadt von Plünderung und Vernichtung allein durch die Strenge seiner Mannszucht. Zum Statthalter von Mailand und der Lombardie ernannt, erwarb er sich nicht nur den Ruhm strenger Gerechtigkeit und weiser Umsicht und Menschlichkeit durch seine Landesverwaltung, sondern behauptete auch zum ersten Male diese neue Besingung Frankreich's siegreich gegen die Angriffe überlegener Feinde. Schon trug er sich mit Plänen, durch Eroberung Neapel's die Herrschaft Frankreich's über ganz Italien auszudehnen, als ihn Franz der I. von seinem Posten abrief.

Hier ist die Verzählung, in welche der Dichter des Trauerspiels Karl von Bourbon den Anfang seines Werkes eingefügt hat. Diese Zeit und diese Thaten liegen hinter demselben. Bourbon ist von dem Schauplatz seines Ruhmes abberufen. Es ist die Königin Mutter, die schlaue, ränkevolle, eitle und wollüstige Louise von Savoyen, welche, getränkt durch den Connetable, der ihre Hand ausgeschlagen, die Eifersucht des Königs auf seinen ihn verdunkelnden Vasallen aufgestachelt und ihn zu dem Entschlusse bewogen hat, den Allzumächtigen die Hand, welche über ihm schwebte, fühlen zu lassen. Sie hegt dabei zugleich im geheimsten Innern ihrer Seele die Hoffnung, daß diese Demüthigung den stolzen Mann ihren Wünschen geneigter machen werde. (S. Akt II, Sc. 1). Alles begünstigt scheinbar ihren Plan. Der schwer getränkte Connetable hat sich stolz nach seiner Residenz Monlins zurückgezogen, wo er in schweigendem Troge in allem Glanz und aller Pracht, umgeben von den Edlen und Rittern seines Herzogthums, Hof hält. Eine meisterhafte Scene exponirt in kurzen und schlagenden Zügen die Lage und das Verhältniß der beiden Fürsten. Der König, von Bourbon zur Taufe seines Sohnes geladen, sieht sich nicht einem gedemüthigten Vasallen, sondern einem seines Werthes sich bewußten Fürsten gegenüber, der den ersten seine Macht und seinen Reichthum fühlen läßt, und empört durch die ihm angethane Kränkung, zu der sich neue Praktiken der Königin Mutter gesellen, seine Verachtung dieser Ränke nur schlecht verhehlt. Die gegenseitige Erbitterung kommt zum Ausbruch, der König verläßt im Zorn das Schloß des Herzogs.

(Schluß folgt.)

Hayo, der letzte Häuptling über Stadland.

(Beschluß.)

VII.

Die Unterthanen mieden des Gebieters Dienerschaft und Gewappnete; die Vieder *) der von der Arbeit heimkehrenden Arbeiter verstummten, sobald ein Diener des Häuptlings sich sehen ließ. Bedeutungslos schweigend sahen sie dieselben an und gingen weiter. Später des Häuptlings durchstreifen zur Abendzeit die Gegend, durchsuchten scharf die einzeln liegenden Bauernhöfe, hielten jeden, auch nur anscheinend Verdächtigen an, brachten den Burg-Commandanten Verhaltungsbefehle, und berichteten sodann ihrem Herrn, daß keine Gefahr zu fürchten sei. Die kleine Landschaft schien wie ausgestorben, die Besatzung von Hayenswärfe schloß sammt ihrem Gebieter, ruhig ein, nicht ahnend, wie schrecklich sie wieder geweckt werden sollte. Die seit lange vorbereitete Verschwörung hatte alle Stadländer zu Wissenden und Theilnehmern; der Ausbruch war verabredet, die Rollen waren gehörig vertheilt. Zur Abendzeit hatte Junker von Nughorn bei Genssham in die Seinen versammelt; die waffenfähige Mannschaft von Abbehausen war zu ihm gestoßen; von Gölzwarden und Rodenkirchen kamen Botschaften, daß die Verschwornen heranrückten und die weiteren Befehle des Anführers erwarteten. In der größten Stille ging bei Anbruch der Nacht der Junker von Nughorn vorwärts, nachdem zuvor noch die versammelte Mannschaft geschworen, Gut und Blut daran zu setzen und bis das Ziel errungen sei, ihm in Kampf und Tod zu folgen. Im Sturmschritt griffen die Verschwornen die Burgen im Nordosten an, sie wurden erliegen und in Brand gesetzt, ehe noch die Burgmänner der Feinde Ankunft gewahrten. Zu gleicher Zeit stiegen auch von Brunswarden und der Knappenburg Feuersäulen auf, als Zeichen, daß auch dort die Verbündeten thätig gewesen, und vernichtet waren in wenig Stunden diese Werkzeuge der Zwingherrschaft. Noch galt es aber einen harten Kampf. Hayenswärfe war mit einem tiefen, breiten Graben umgeben, hohe Bollwerke schlossen die eigentliche Burg ein, und soviel man von Kundschaftern erfahren hatte, war diese auf Angriff und Belagerung vorbereitet. Nahe vor Hayenswärfe sammelten sich alle Verschwornen und an der Spitze der Junker von Nughorn, ging der Zug gegen des Häuptlings letzten festen Platz. Mit Burgeschloß und weitgeschleuder-

*) Die Behauptung, daß den Friesen Gesang unbekannt gewesen, ermanget durchaus aller historischen Grundlage. Die Friesen hatten Schlachtgesänge, deren einer noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Ostfriesland bekannt ist; auch gesellige Lieder besaßen sie, die theilweise noch jetzt im Munde des Volkes leben.

ten Steinen würde er empfangen, aber man fürchte nur mit noch mehr gereizter Wuth; die Feste vermochte nicht zu widerstehen, sie ward erstiegen, Feuerbrände kamen den Anstrengungen der Arme zu Hilfe, bald lag sie in Trümmern und Stadland war wieder frei. Kaum konnte Hayo, als er den Widerstand vergeblich sah, mit wenigen Getreuen da sich durchschlagen, wo am wenigsten die Belagerer andrangen, und auf schnellen Rossen dem empörten Lande entziehen. *) Fräulein Emma mitzunehmen, erlaubte ihm nicht die Zeit, und der Junker von Ruhhorn behandelte die schöne Gefangene so schonend, daß sie nie wieder seine Verräth zu verlassen wünschte.

Pädagogisches.

Socrates in Platon's Kriton führt die Athener Gesetze redend ein, und läßt sie an ihn selbst die Frage thun: Was sagst du von den Gesetzen über Erziehung und Unterricht, nach denen auch du erzogen bist? Ist es etwa nicht gut geboten von denen unter uns, die hiezu bestellt sind, daß wir deinem Vater aufgeben dich in der Musik und Gymnastik unterrichten zu lassen? — Allerdings gut! meint Socrates, würde er sagen müssen. — Nun fragen wir alle diejenigen, die da meinen, eine wahre und tüchtige Bildung sei ohne die Bekanntschaft mit den Alten nicht zu erreichen, (und ihrer sind nicht wenige! wie wir denn sehen, daß allenthalben das Studium der Alten das Mittel ist, wodurch man die pädagogischen Zwecke zu erreichen trachtet), nun fragen wir: Warum preist und leßt ihr die Alten? Nur weil sie griechisch oder lateinisch schreiben? Oder weil ihr für schön, richtig, wahr und groß haltet, was sie sagen, und nun auch Euren Jünglingen diesen Glauben beibringen möchtet, damit auch sie einft, was die Alten lehren, für schön, richtig, wahr und groß halten; auf daß Generation auf Generation sich daran ergötzt, und sagt: Ja die Alten! das waren Leute! — Oder aber, leßt ihr sie, um für das Leben aus ihnen zu lernen?! Wohl! Bei den Alten waren die ersten und vornehmsten Unterrichtsgegenstände Musik und Gymnastik. Um nicht zu sagen: die einzigen! Wir wissen nämlich, daß der Begriff Musik bei den Alten etwas weiter war: es gehörte, außer der Tonkunst, auch

*) Dem Zeugnis alter Chroniken zufolge, flüchtete Hayo, von seinen Untertanen vertrieben, zu seinem Schwager, dem Grafen Wilhelm zu Bruchhausen, in dessen Lande er eine Hayenburg sich erbaute, und um diese nach und nach eine Grafschaft bildete, die nach einer Vererbung seines Namens Hayo späterhin Hoya genannt wurde.

dazu Dichtkunst und Redekunst, gewissermaßen auch die Grammatik; ihr Gegenstand war überhaupt alles das, was die feinere humane Bildung giebt, und dazu gehörte aber ganz besonders auch die Tonkunst. Und solcher Unterricht hat solche Männer gebildet! — Nun frag' ich, wie steht es denn mit diesen Dingen jetzt bei uns? — Aber o weh! Gymnastik wird so viel wie gar nicht getrieben, und Musik, daß Gott erbarm! Ja, ein bißchen Tasten anschlagen wird gelehrt, um in Thee- und Familienzirkeln sich angenehm und talentvoll beweisen zu können. Ist das Musik? Ist dann die Musik, wie sie es bei den Alten war, und jetzt noch viel mehr sein könnte, ein so wichtiger Hebel für die pädagogischen Zwecke? Oder ist dergleichen Musiktreiberei nicht vielmehr im Gegentheil, da man den Kindern ein Mittel in die Hand giebt, ihrer Steltheit zu fröhnen, und sie auf Narrendinge Gewicht legen lehrt, ein Ding, das alle Pädagogik zu Schanden zu machen im Stande ist?! Nein, dergleichen Tonkünsterei ist keine Musik. Und so wichtig aber die Musik für pädagogische Zwecke ist, so verderblich ist eben diese Tonkünsterei. Darum sollten nur wissenschaftlich gebildete Männer den musikalischen Unterricht geben; Männer, die mehr zu wollen im Stande sind, als den Kindern eine beliebige Geschicklichkeit beibringen: ihnen liegt in dem Ganzen der Erziehung nicht eben der kleinste Theil zu verrichten ob! *) — So sollte man aber auch die Gymnastik für mehr halten, als daß sie zweckmäßig sei, zweimal wöchentlich eine Stunde unserer sonst immer die ganzen Tage lang in krummer Stellung und in unreiner

*) »Es ist der wohlthätige Einfluß der Musik auf die sittliche Ausbildung der Völker zu oft und mit zu bedeutenden Worten von großen Philosophen und Staatsmännern der alten und neuen Zeiten anerkannt und geschildert worden, als daß wir noch nöthig haben sollten, hier weiter darauf einzugehn. Trotz dessen aber hat das gewöhnliche Vorurtheil, wodurch dieser Kunst kein anderer Zweck, als der einer geistigen Zerkreung gegeben wird, fortwährend seine Herrschaft über die öffentliche Meinung behauptet.« Man sehe Kuranda's Grenzboten 1842 Nr. 9, S. 218. — Uebrigens ist dieser ganze Aufsatz: »Der Musikunterricht in Elementarschulen in Deutschland und Frankreich«, S. 209 bis 234, lesenswerth, wenn gleich die Meinung des Verfassers von Deutschland, Frankreich gegenüber, etwas zu günstig ist. Unser äußerster Norden zum mindesten, verdient nicht die Ehre, Frankreich zum Muster aufgestellt zu werden. Man wird mir einwenden: auch hier wird in den Elementarschulen Singen gelehrt. Ja, aber wie?! Ich habe selbst gehört, daß ein hiesiger Lehrer seine Schüler zweifelmäßig singen ließ, nämlich: »Heil unserm Fürsten Heil! und zwar im zweiten Theile dieses Liedes folgendermaßen:
ddd deh ecc cha und nun h c hag (!) hed
hhh, hag, aaa, agfis, und nun g fis edc (!) gah
u. s. w. Jeder Musikverständige weiß, daß das die fürchterlichsten Quinten sind. Wer aber nicht weiß, was er sich hierunter denken soll, der gehe an's Clavier, und schlage nach dem Jedermann bekannnten Rhythmus genannter Melodie die untereinanderstehenden Töne gleichzeitig an!

Stubenluft höchst unnatürlich bei den Büchern sich geistig abzulenden Jugend zu einiger körperlichen Motion Gelegenheit zu geben.

Lückenbüßer.

Ein Richter von Texas hielt an einen zum Tode verurtheilten Mörder, John Jones, folgende humane Rede: John, die Sache verhält sich so: der Hof hatte nicht die Absicht, Euch vor dem Frühlinge aufzuhängen zu lassen; aber das Wetter ist sehr kalt und unglücklicher Weise ist Euer Gefängniß sehr schlecht; die meisten Scheiben in den Fenstern sind zerbrochen und die Kammer ist in einem so schlechten Zustande, daß man kein Feuer anmachen kann; auch ist die Zahl der Gefangenen so groß, daß man Euch nur Eine Decke zu geben im Stande ist. — Ihr werdet Euch also bis zum Frühlinge sehr unbehaglich finden. — In Betracht dieser Umstände und wünschend, Eure Leiden so viel als möglich abzukürzen, verordnet der Hof in seinem Gefühle der Humanität und des Mitleidens, daß Ihr morgen nach dem Frühstücke aufgehängt werdet. — John dankte für das wahrhaft rührende Mitleiden des edlen Richters.

Eine alte Geschichte.

In Holland, in einer kleinen Stadt, etablirte sich ein junger Seifensieder, und zwar ganz in der Nähe eines alten. Um nun nicht allein sich neue Kunden zu erwerben, sondern auch wo möglich dem Nachbar die feinigsten zu entziehen, ließ er sich ein Schild mit der pomphaftesten Inschrift malen. Nicht genug, daß er darin seine Seife als die vorzüglichste in der Welt pries, leugnete er geradezu, daß es in der lieben Vaterstadt überhaupt einen Seifensieder gebe. Da ließ der alte Nachbar unter seinem Schild schreiben:

Help God in genaden!
Hier word ook zeepe gezaden.

Aphoristische Gedanken.

Derjenige, der immer von sich selbst spricht, hätte er auch die schönsten Handlungen verübt, interessiert Niemanden.

Die Armen lassen den Reichen wenige edle Eigenschaften wiederfahren.

Die Reichen finden an den Armen wenig Verdienst, weil, wie sie sagen, sie aus der Noth eine Tugend machen, und an ihnen der Neid Alles verdirbt.

F . . . s.

Buchstabenräthsel.

Er: Wie freu' ich mich nicht Deiner Liebe,
Doch weh', wenn sie nicht stets mir bliebe!
Damit ich nun vor einem Wörtchen nicht muß beben,
So mußt Du dieses Wort ohn' seinen Kopf mir geben.
Sie: Ich will Dir ew'ge Liebe schwören,
Doch mußt Du auch ein Wörtchen hören.
Ist dieses kleine Wort nicht Deinem Herzen eigen,
So wird kopflos das Wort in meinem sich erzeugen.

Sh. Dicks.

Kirchennachricht.

Vom 3. bis 9. Dec. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Friedrich Christian Stute und Helene Catharine Peters.

2. Getauft: Anna Mathilde Hermine Bendel. Carl Ernst Julius Hoting. Caecilie Kepp. Metta Maria Johanna Stolting. Zwei uneheliche Mädchen.

3. Beerdigt: Henriette Sophie Lucie Michaelsen, geb. Hansmann 64 J. 1 M. Sophie Dorothee Hoting, geb. Schröder 44 J. 2 M. Elisabeth Margrethe Mente, geb. Voat 48 J. 11 M. Anna Maria Charlotte Rosentreter 52 J. 6 M. Gerhard August Michael Winkler 6 J. 5 M. Eilert Diederich Bruns 5 J. Jürgen Deltjen 40 J. Eine ungetaufte Tochter des Johann Mühle zu Bornhorst 6 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 11. December.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Ramsauer.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei № 46 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Achter Jahrgang.

N^o 51.

Sonnabend, den 17. December.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Karl von Bourbon.

Trauerspiel in fünf Akten von R. C. Prug.

(Beschluss.)

Aber in demselben Augenblicke, in welchem die Spannung zwischen beiden Fürsten den höchsten Grad erreicht zu haben scheint, bereitet sich eine Ausgleichung und Versöhnung vor. In ihrer Todesstunde beschwört die Herzogin von Bourbon ihren Gemahl, den sie hingebend und — unerwidert geliebt und den sie so eben zum unbeschränkten Erben ihrer Lande und Reichthümer eingesetzt, sich mit dem Könige zu versöhnen. Es ist der einzige Lohn, den sie für ihre Lieb' und Treue in Anspruch nimmt, der einzige Trost in ihrer Sterbestunde gegen die bangen Ahnungen über ihres Gemahles Geschick. Der Kampf der Liebe gegen ein starres, an seinem Höchsten, an der Ehre verwundetes Herz, endet mit dem Siege der ersteren. Bourbon, in seinem Tiefsten erschüttert, gelobt ihr die Erfüllung ihres Wunsches. Ihre Liebe hat all das Gefühl, dessen dies starre Herz fähig, in ihm erweckt. Die Schauer der Todesstunde einer edlen Seele, das Gefühl des Verlustes eines Wesens, dessen Werth nie ganz erkannt und gewürdigt zu haben er jetzt zu spät sich sagen muß, bezwingen seinen stolzen Sinn, und die erschütternde Scene endet mit einem Monologe, der in wenig Zeilen, unterstützt durch das meisterhafte Spiel des Darstellers, eine ganze Welt von Gefühlen ausdrückt:

(Die Herzogin wird hinausgetragen.)

Fahr' wohl! — Sie hat mich sehr geliebt! — Ich wollte
Ich wär' ein and'rer als ich bin, so hätt' ich
Sie mehr geliebt. Nun geht sie auch dahin.
Und ich kann nicht gut machen meine Schuld. —
Sie war ein gutes Weib. Ich will ihr folgen:
Ausreisen will ich aus der stolzen Brust
Die Kessel Hochmuth, die emporgewuchert
Zwischen dem Könige und mir — wir woll'n
Ein Herz sein wieder und ein Schwert wie eh'mals.
Ich will an Hof und mich mit ihm versöhnen,
Wir wollen Freunde sein. — O sie war gut.

In dieser Stimmung trifft ihn die Todesbotschaft seines Weibes, die den ersten Akt beschließt. Bourbon geht nach Paris an den Hof des Königs, in demselben Augenblicke, wo sich dort Alles zu seinem Untergange verschwört. Der König, durch jenen Auftritt in Moulins noch heftiger gereizt, und durch die Einflüsterungen seiner Mutter Louise von Savoyen, die den Connetable erniedrigt sehen will, um ihn durch ihre Hand wieder aufzurichten, sowie durch seine übrigen auf den Ruhm und die Macht Bourbons neidischen Umgebungen aufgeschwelt, empfängt ihn kalt und frostig. Bourbon sieht seine Annäherung, die Sprache eines warmen, überströmenden Herzens, unerwidert, ja verhöhnt, und eben in dem Augenblicke, wo er vergessend und vergehend dem Blutsverwandten und Waffenbruder naht, ist dieser entschlossen, ihn die ganze Schwere seiner ahnherlichen Gewalt fühlen zu lassen, und ihn vollends zu demüthigen. Das Kronschwert soll er fürder nicht mehr führen, es wird dem elenden Admiral Bonniwet, einem eiteln Emporkömmlinge gegeben, der fortan den Vortrab der Heere Frankreich's führen soll. Noch mehr: die Stadthalterschaft von Mailand, von Mailand, seinem Ehrenwerke, wird ihm



entrißen, und seinem Feinde und Neider, dem Hölfling Sautrec überantwortet. Im Innersten empöret ruft er aus:

Mein armes Mailand! mein! ich sage mein!
Und hab' ein Recht, es mein zu nennen.
Ja, blickt mich an! 's ist bitter, —
Wenn ihr n'en Mann, wie ich bin, zwingen wollt,
Der eig'ne Herold seines Ruhms zu werden
Und in das schlummernde Gedächtnis Euch
Zurückzurufen, was ich that für Euch.
Mailand war mein; ich habe oft genug
Mein rothes Blut für Mailand hingepflegt,
Wer mir mein Mailand nimmt, greift in mein Blut!

Alein noch nicht genug. Da er auf's Neue die Hand der Königin Mutter verschmäh't, so bringt diese, rachegeleitet es dahin, daß in einem schmähtlichen Prozesse ihm auch die reiche Erbschaft seiner Frau entzogen wird. Durch diesen Schurkenstreich, der von dem schlauen Kanzler Duprat meisterhaft eingeleitet und dem feilen Parlamente insinuiert wird, sieht sich Bourbon zum Bettler gemacht. Bourbon wankt, aber noch fällt er nicht. Erst als der wollüstige König Franz, was ihm ein Leichtes, in das Heiligthum seiner Liebe eingreift, und Dianen von Foix, die vor des Königs Nachstellungen sich zu Bourbon geflüchtet, durch alle Künste der List ihm entrißt, erst da sind alle Bande gesprengt: Bourbon unterhandelt durch den schlauen Adrian von Croix mit Kaiser Karl V., der ihm die Hand seiner Schwester und ein eigenes Königreich für ein Bündniß mit ihm gegen den König Franz bietet, wird verrathen, in seinem Schlosse überfallen, und entkommt, von einem einzigen Ritter begleitet, in einer stürmischen, finstern Nacht zur Burg Adrian's von Croix.

So weit die Exposition, in deren acht dramatischer Behandlung Ruch auf Ruch die Spannung und der Fortschritt stets sich steigern; nirgends Nebenfiguren, wie dem so sein muß im historischen Gemälde. Alle Charaktere mit markigem Pinsel gezeichnet, die Sprache voll Adel und Kraft, und voll feinker charakteristischer Nuancirung, legt sich um die Gestalten wie ein nasses Gewand. Doch — zurück zu dem weiteren Gange der Handlung.

Wir sahen, wie in dem sittlichen Konflikte der tragischen Interessen die eine Seite genugsam hervorgehoben wurde, um das in der Tiefe seiner Person gekränkte Subject scheinbar zur Reaction, zur Rache zu berechtigen. Alles brängt darauf hin, und Kunstreich wird es als des Helden Thun gelehrt. Den Schlüssel zu diesem stolzen, ehrgeizigen und in seinem Stöße und bei gekränkter Ehre des Keufersten fähigen Charakters, geben die historisch überlieferten, auch vom Dichter benutzten Worte: »Nicht drei Königreiche könnten seine Treue erschüttern, wohl aber eine Ehrentränkung.«

Aber, — er verräth den König und damit sein Vaterland, Frankreich. Er verräth das Allgemeine, das gegen seine, noch so tief gekränkte Person das höher berechnete ist. Und nun läßt der Dichter die ganze Schwere des vaterlandsverrätherischen Schrittes auf das Haupt des Helden herindringen. Kaiser Karl V., sein Bundesgenoss, bezeigt ihm Kälte, von der Hand Leonorens von Portugal und dem eigenen Scepter, den Bourbon nach früheren Unterhandlungen erhalten sollte, ist jetzt nicht mehr die Rede. Erst soll er durch einen Sieg über seinen alten Herrn beweisen, daß er es redlich mit dem neuen Verbündeten meine. Da rafft der Held sich auf. In seinem Innersten zwar fühlt er sich schon jetzt durch seine That gebrochen, aber eben, weil er fühlt und weiß, daß Herstellung des Aufgegebenen, das Ausöhnung mit Franz unmöglich ist, ergiebt er sich ganz dem Dämon, der ihm vorpiegelt, nur ein eignes Königreich, nur der Purpur als Preis, könne seiner That den Makel abstreifen, den er an ihr hätten fühlt. In dieser dämonisch finstern Stimmung verwirft er alle Anerbietungen zu Frieden und Veröhnung, die ihm der hart von Feinden bedrängte Franz machen läßt. Ja selbst für Diana'n, die vom Könige gesandt, doch eigentlich

im Auftrage des eigenen Herzens, das noch immer fest am Connetable hängt, den Helden beschwört, nicht zum Verräther an seinem Vaterlande und an seinem eigenen Helbenruhm zu werden, hat er in der Verblendung seiner Leidenschaft nur noch das rauhe: »Es ist zu spät!« Sie verläßt ihn mit ihrem Fluche im Namen des verrathenen Vaterlandes. Und furchtbar geht dieser Fluch in Erfüllung. Die Entscheidungsschlacht von Pavia vernichtet Frankreich's Heer, und liefert den König besieg in Bourbon's Hand. Welch ein Gipfel des Glück! Aber sein Boden ist trügerisch, ist ein Abarund. Auf dem Schlachtfelde sieht er sich von dem besiegten Könige, durch dessen Verachtung mitten unter seinen eigenen Kriegern, tödtlich getroffen und gedemüthigt. Der gefangene König erwiedert ihm auf seine Anforderung sich ihm zu ergeben:

Ich kenne keinen Herzog von Bourbon —
Ist hier nicht wo ein gut katholischer Christ
Und Gelmann von altem reinen Blute,
Daß ich an ihn mein Schwert kann geben?

Nicht sein Gefangener wird Franz, sondern des Kaisers, der den Siegespreis an sich rafft. Auch von dieser Seite sieht sich also Bourbon verlassen und um die Frucht seiner schweren Thaten betrogen. Da bricht er auch mit dem Kaiser, der ihm schon thätlich die Verbindung aufgefändigt. Auf seine eigenen Füße will er sich stellen, Italien sich als eigen Königreich und Rom zum Herrscherthron erobern:

Darum dem Teufel mich verschrieben? darum?!
Den König erst verricht ich; nun verräth
Der Kaiser mich — — —

Was! soll ich dasfehn, ein geprellter Aff,
Verlaßt, verhöhnt, um meinen Preis betrogen?
Das nicht! das nicht! und ging' es um den Tod
Und meiner Seele ganze Seeligkeit! —
Ist dieser Boden von Italien

Nicht herrenlos, die Beute zweier Kämpfer,
Von denen keiner größres Recht als ich?

Auf, auf nach Rom! — — —

— Ich will nach Rom zieh'n und
Auf's Kapitol, die alte Burg der Welt,
Mein schwarz und gelbes Banner pflanzen — oder
Am Walle Rom's renn' ich den Schadel ein.
Nur vorwärts! vorwärts! O das ist 'ne Jagd,
In der der Teufel mich zur Hölle heht. —

Aber schon sind seine Augenblicke gezählt. Von dem vergifteten Schwerte eines gemeinen Lanzenknechts, des Bruders der Diana von Foix, der seine Schwester durch Bourbon verführt wähnt, und den er einst selbst mit allzugroßer Strenge aus seinen Diensten schimpflich gejagt, fällt er im Augenblicke seines Ausbruches gen Rom; und erst jetzt erscheint Diana, seinen brechenden Augen Frieden und Vergebung verständigend.

Soweit in groben und hastigen Umrissen unsere Exposition des Ganzen. Jetzt einige Bemerkungen und Andeutungen über Einzelnes in Personen und Charakteren, über die Handlung und ihre Motivirung, über die Intention und ihre Ausführung, kurz, über eine Menge von Dingen, über welche an diese Orte ausreichend zu handeln bei dem vielfältigen »Für« und »Wider«, welches sich hier erheben kann, unmöglich scheint.

Wir kehren zum Anfang zurück. Hier begegnen wir gleich einem Mißstande. Die Gesichte Bourbon's bis zu dem Punkte, wo das Stück beginnt, fehlt wesentlich. Der Dichter verlannt, daß wir sie wissen sollen, aber das ist zu viel verlangt. Wir sehen Bourbon, mit dem Könige gespannt, bittere Stachelreden wechseln, wir sehen den schlecht verhehlten Groll des Einen und die beleidigte Oberherrlichkeit des Anderen, aber wir erfahren den Grund nicht, oder nicht gründlich genug. Das in medias res rapere ist hier offenbar übertrieben. Doch lassen wir dies und wenden uns zur Charakteristik der einzelnen Personen. Voran geht Bourbon.

Der mächtigste Reichsvasall, des Königs Better, einst sein Freund und Meister im Waffenhandwerk, ihm an Alter, Kriegsrühm eben so überlegen, wie an strenger Sittlichkeit und ritterlicher Ehrenhaftigkeit, dabei stolz, nach Herrschaft strebend, jede Schranke schwer empfindend, steht er schon von selbst in einem collidirenden Verhältnisse zu dem Könige, seinem Lehnsherrn. Bourbon ist kein Unterthan; das Verhältniß eines mächtigen Vasallen zu seinem Lehnsherrn war eigentlich durch kein anderes substantielles Band, als durch das der Ehre zu einem Verhältniß der Treue gesetzt. So lange diese Ehre vom Könige unangefastet, sein hoher Werth als Feldherr und Krieger anerkannt blieb, fügte der Stolz und das Bewußtsein eigener Herrscher-gewalt, sich unter dem Gelege der Treue. Es ist, wie schon bemerkt, ein historisch überliefertes Wort, das der Dichter ihn sagen läßt (Akt 3, Scene 3.):

Drei Königreiche durft man mir bieten,
Die Welt dazu, sie (die Treue) hätte nicht gewant,
Wer aber mir an meine Ehre greift,
Der soll mich ehelos finden. —

Da geschieht, was endlich geschehen mußte. Dem König wird der Mächtige allzumächtig. Die Feinde und Reider, und eben so sehr die Verschiedenheit der eigenen Sinnesart führen den Bruch herbei. Es kann zugegeben werden, daß jene zahlreichen Kränkungen und Beleidigungen, die den Connetable der Geschichte zum Abfall brachten, hier mit allzugroßer Kürze in die engen Grenzen einer einzigen Scene zusammengedrängt sind. Aber man bedenke auf der andern Seite, daß gerade diese Kränkungen ein stolzes Herz um so tödtlicher treffen müssen, als es sich eben vorher selbst überwunden und zum Vergeben und Vergessen bereitet hatte. Auch faßt er den Entschluß zum Abfall nicht sogleich nach jener Scene, er will nur den Weg zur Rache sich offen halten (Akt 2, Scene 2.):

Es ist nicht gewiß — allein es könnte sein, —
Ich weiß nicht — doch vielleicht — es könnte sein.

Und erst als er die Geliebte verloren, und sich selbst durch die Praktiken der Königin Mutter und ihres Kanzlers, am Rande des Abgrundes sieht, als die Aussicht durch jene Rechtsverdringung vom reichsten und mächtigsten Fürsten Frankreich's, um dessen Freundschaft Kaiser und Könige werben, zum besitzlosen Edelmann herabzusinken, vor ihn tritt, erst da entschließt er sich zum Aeußersten. Er will ein eigenes Heer in seinen Landen werben, und den König auf seinem Zuge nach Italien überfallen und gefangen nehmen.

Bourbon ist ein abgeschlossener, strenger und spröder Charakter, er ist schroff und hart selbst gegen die, die er liebt, wenn es gilt, seinem Stolge ein Opfer zu bringen. Diana fällt nicht ohne seine Schuld. Das Verlangen, daß sie freiwillig und offen sich ihm zuwende, ist eben so bezeichnend für ihn, als die Erfüllung desselben dem weiblichen Herzen unmöglich ist. Und bitter wird ihm heimgegeben, was er hier gefehlt. Selbst Frankreich, des Vaterlandes, denkt er nicht vor seiner That, nur an sich, nur an seinen Beleidiger, nur an die Person des Königs. — So steht er in der Mitte zwischen Shakespeares Macbeth und Schiller's Wallenstein, der, wenn mir recht ist, sich auch einmal auf ihn beruft. Auch Bourbon wie Wallenstein kann sagen:

Hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden,

So steht der Fall. Nichts andres bleibt mir übrig. Daß es so ist, das soll uns ein gewichtiger Zeuge erhärten. Der König selbst, ein treues Abbild des historischen Franz I., leichtsinnig und tapfer, eine Mischung von Sittenlosigkeit und Ritterthum, wie nimmt er den Abfall des schwer getränkten einstigen Freundes auf? Das Aeußerste ist geschehen, die Beweise des Verraths sind in seiner Hand. Dieses Aeußerste hat er nicht geahnt, nicht gewollt, nicht für möglich gehalten! So hoch stand ihm Bourbon in seiner Achtung! Er überhäuft seine Mutter mit Vorwürfen:

Er wuchs zu hoch, sein Wipfel ward zu dicht,
Abkumpfen wollt' ich ihn, nun hat ein Drache
In die gelöststen Burzen seine Brut
Gelegt!

Jetzt erwacht sein Gewissen. Er sieht nicht mehr den stolzen übermächtigen, ihn verdunkelnden Vasallen, er sieht den einfluss-matigen Freund und Waffenbruder, den Heiden Frankreich's, den er selbst zum Abfall getrieben. Er sendet Bonniwet, ihn zu verhaften, und ruft diesem zu (Akt 3, Scene 2):

Doch mäß'ge dich, mein Freund,
Behandle ihn durchaus, wie 's seinem Range
Und seinem einstigen Verdienst geziemt.
Ach Bonniwet, du fähst das nicht, wie bitter
Von solchem Manne solche That mich kränkt!
Ein solcher Ritter, solch ein Held und — Freund!
Die Tugend, schien's, wetteiferte in ihm
Sich selbst zu überbieten, und sein Ruhm
Obwohl so groß, daß ich ihn selbst beneidet
War doch geringer noch als sein Verdienst. —
O mein Bourbon, o, in wie mancher Schlacht
Hast du mit deinem Leibe mich gedeckt!
Jetzt erst gedenk' ich's dir, da es zu spät,
Und da der Schlag gefallen, der dein Schild
Auf immerdar in schände Trümmer schlägt.
Ich war der Hammer, der dich schlug; ich war
Der grimme Stahl, der nicht ermüdete,
Bis er dies Feuer, das unselige
Mit gier'gem Schlag aus dir herausgepreßt!
Es thut mir weh', unglücklich weh' um ihn,
Denn wer darf sagen, daß er sicher steht,
Nach einer solchen Tugend solchem Sturz.

Und eben diese Selbstanklage wiederholt er im vierten Akte (Sc. 3, gegen Dürpat. Er will ihn retten —

Ich bin's ihm schuldig, denn ich selber trage
An seiner Schuld mein wohl gemess'nes Theil. —
Nicht Feigheit ist es, nicht die Ueberzahl
Krauthiger Feinde, was mein Herz bewegt.
's ist Gram um ihn, der einst mein Bruder war,
Der manchen Vorbeer flocht um meine Stirn,
Und welcher nun auf seine eignen Stirne
Das Brandmal will des Land'sverrätbers drücken.
Ich muß ihn retten, um der Ritterschaft,
Um Frankreich's willen!

So sehen wir also die Schuld getheilt, und in der Art, wie diese Theilung zur Darstellung gebracht ist, liegt neben der Motivirung und Milderung der Schuld zugleich die Erhebung des Charakters des Königs selbst, der eben hier die edlere Seite seines Wesens zeigt. Daß Bourbon dennoch nicht umkehrt, nicht umkehren kann, daß er das einmal Begonnene zum Ziele führen muß, das ist die Nothwendigkeit seiner That und seines Charakters.

Wie wenden uns zu dem Charakter Diana's von Foix. Diana bewundert, verehrt, liebt den Bourbon. Sein starrs Behaupten seines Stolzes in jener Scene vor der Königin Mutter, läßt sie übersehen, daß auch Bourbon sie liebt, liebt, wie ein so stolzer Sinn nur lieben kann. Aber auch sie ist stolz und leidenschaftlich. Sie achtet sich verschmäht, von ihm verachtet, ihre Liebe unerwidert. Verzweiflung, als sie alle ihre Briefe und Boten von Bourbon unerwidert zurückgesendet sah, hat sie den Liebeswerben des Königs sich in einem unbewachten Augenblicke ergeben lassen. Der König selbst gesteht dies, er gesteht, daß sie ihn nie geliebt, daß sie ihn nach dem ersten Erwaden aus dem Sinnetaumel gehaßt, daß »ihm nie ein Lächeln, kein Neigen ihres Hauptes, kein Verzeihen zu Theil ward.« In dumpfen Brüsten verharret sie in ihrem Zustande, und erst bei der Aussicht den noch immer geliebten Mann als Lebende zurück-

zurufen zu seinem Vaterlande, seiner Pflicht, sehen wir sie erwachen. Zu spät! zu spät für sie, zu spät für ihn.— Gegen diesen Character lassen sich viele Ausstellungen machen, sind jedoch schon viele gemacht worden. Er ist menschlich wahr, und doch — es ist ein Etwas darin, was uns gegen ihre Erscheinung als Trägerin der höchsten Interessen, als Repräsentantin des Vaterlandes einnimmt. Daß sie am Hofe blieb, daß sie die Ehren und Huldigungen dessen annahm, den sie haßte, daß sie der Sünde äussern Lohn, und wäre es auch nur in dumpfer Verzweiflung, erträgt, ist ein Punkt, über den Niemand leicht sich beruhigen kann.

Noch mehr wird man gegen die Gestalt der Mutter Dianens haben. Sie ist widerwärtig häßlich, tiefgemein, und die Rückkehr der Tochter in ihre Arme, so vortrefflich bei einer andern Mutter gerade dieser Ausgang des Conflites wäre, hier fast unbegreiflich, ja unmöglich.

Läßt sich dies, lassen sich viele andere Fehler und Mängel des Stückes, wie der ungestüme Wechsel von Zeit und Ort, der hastige, oft fast wildeilende Gang, der Mangel an Entfaltung in den Hauptcharakteren, namentlich des Helden, der Mangel an wahrer befriedigender Lösung am Ende, läßt sich, sage ich, dies Alles ändern? Ich glaube nicht. Denn gerade in seiner Schwäche hat dies Stück auch seine Stärke. Diese Menschen sind nicht die vollkommenen Träger großer, im höchsten Sinne tragischer Interessen. Aber sie sind Menschen von Fleisch und Blut, die man nicht ändern kann, ohne sie zu zerstören. Dasselbe gilt von dem ganzen Stücke. Es ist ein erster Wurf, die Intention ist nicht erreicht, der Stoff nicht vollständig bewältigt, wir verlassen das Stück nicht mit völlig befeuertem Brust, diese Welt entbehrt jenes idealen Hauches, der über dem Wallenstein des größten deutschen tragischen Dichters schwebt, und dennoch — nun? — und dennoch ist es ein Drama, dem aus der Periode nach Schiller kaum ein zweites an die Seite zu stellen, geschweige denn überzuordnen sein dürfte. Und ist es wirklich der Anfang in der Laufbahn des jugendlichen Dichters, schreitet er in dem Maße über sich selbst hinaus bei jeder neuen Production, wie er hier begonnen, so hat sich die deutsche Bühne des Größesten von ihm zu versehen.

Ich sage nichts von der Darstellung auf unserer Bühne, weil ich glaube, das Urtheil über ihre Trefflichkeit war ungetheilt. Daß die Charaktere so, wie der Dichter es wollte, zur Anschauung gebracht wurden, dafür glaube ich bürgen zu können, da hierüber seine eignen Angaben als maßgebend angewendet werden könnten. Ich schließe mit den Worten eines Freundes, des Hrn. Freier, der der Aufführung nicht beigewohnt, und dem ich das Stück zu lesen gegeben. »Als sie mir (schreibt er) das Buch gegeben hatten, nahm ich es gleich nach Tisch, und sah hinein, wie man in ein Buch hineinsieht, ohne es lesen zu wollen; und da — hab' ich es nicht eher aus der Hand gelegt, als bis es hieß: »Frankreich vergiebt dir! stirb!« Nachdem er hierauf den Eindruck, den ihm das Ganze gemacht, ausgesprochen, und dabei vorzugsweise alle Schwächen in der Composition und Behandlung der Charaktere scharf hervorgehoben, Schwächen, die wir theilweise in unserer Darstellung selbst berührt haben, und

andere, die sich durch die, dem Schreibenden unbekanntem Aenderungen des Dichters erebigen, sagt er zum Schluß:

»Und also ist es schlecht? Stille, ich bin noch nicht fertig. Es ist eine Thatsache, daß Leser, Zuschauer und Schauspieler sich für das Stück begeistert haben; es ist die allgemeine Stimme, daß unsere Schauspieler nie so gut gespielt haben, sie haben, sagt man, ihre Rollen nicht gespielt, sondern gelebt; es wird mit Leidenschaft für und gegen das Stück gestritten. Das weiß ich alles. Ich denke auch von Pruz viel zu hoch, als daß ich nicht glauben sollte, er kenne die Fehler seiner Tragödie so gut wie ich und jeder andere, und dennoch hat er es auf die Bühne gebracht, ja er hat es mit großer Sorgfalt für die Bühne bearbeitet. Es muß denn doch seine großen Vorzüge haben; und die hat es auch. Es hat einen herrlichen Schwung der Rede, einen Schwung, wie wir ihn aus so manchen Liedern des Dichters kennen, einen Schwung, der unwiderstehlich fortreißt. Diese Gewalt der Rede ist es einerseits, andererseits ist es gerade die Schwäche des Stückes, was seine Stärke ist. Das Stück hat Handlung. In der Handlung keine Entwicklung, aber der Ungestüm, der Drang, die gewaltige Eile ist es, die uns wie die Rede fortreißt, wir wollen weiter und weiter, mag es werden wie es will, wir müssen durch.«

Nachschrift. Die Rolle des Bayard (Hr. Berninger) ward bei der Darstellung weggelassen, weil der Dichter selbst nach der ersten Aufführung in Weimar sie bei der zweiten gestrichen und ihre Weglassung auch hier brieflich verlangt hatte.

Kirchennachricht.

Vom 10. bis 16. Dec. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Johann Kaiser und Helene Sophie Friederike Bachmann.
2. Getrafft: Sophie Wilhelmine Friederike Detken. Johann Hinrich Kücher. Anna Meta Mohrmann. Zwei uneheliche Mädchen.
3. Beerdigt: Anna Adelheid Gröning 60 J. 1 M. Friedrich auf der Heide 50 J. Margrethe Henriette Kriete 18 J. Gerd Dehtrich Helmerichs 49 J. 2 M. Lena Pophanken 84 J. Harm Hinrich Martens 64 J. 7 M. Gerhard Hagelmann 76 J. 11 M. Gesche Margrethe Böhlen 24 J. 9 M. Helene Bragge 66 J. 3 M. Thalka Margrethe Eilers 1 J. Ein todtgeborener Knabe.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, den 18. December.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei № 47 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

No. 52.

Sonnabend, den 24. December.

1842.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Vater der Debutantin.

Posse in 5 Abtheilungen.

Aufgeführt

Oldenburg, den 11. December 1842.

Aus dem Französischen der Herren Bayard und Theaulon.

Zugestuft von Th. Hell.

Das Bühnenleben hinter den Coulissen, mit allen seinen kleinen Mänken und Kabalen, und dem ganzen buntgeschminkten Mikrokosmos dieser Scheinwelt, von der komischen, oder besser, possenhafte Seite betrachtet. Ein alter überspannter und trotz seiner Jahre für die Kunst, die ihm stets Stiefmutter war, engagirter »Komödiant«, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es die Schauspieler selbst gebrauchen, bringt es durch allerlei Kniffe und Puffe, die er mit Bückler'scher Unverschämtheit durchzuführen weiß, dahin, daß seine einzige Tochter Athanasia (im Context von ihm »Masea apostrophirt) in einer Hauptrolle der prima donna des Theaters gegen den Willen dieser omnipotenten Beherrscherin des Bühnenolympus auftritt, särmlich applaudirt, und engagirt wird. Die Art, wie er dies durchsetzt, die barocken Sprünge seines erfindertischen Geistes, mit denen der Schalk allen Beteiligten, dem Bühnendichter, dem Theaterrecensenten, dem Direktor und der prima donna eine Nase zu drehen und sie für seinen Plan einzunehmen weiß, ist durchaus komisch, und das treffliche Spiel unseres Jenke hilft uns über all die Lockerheit der Composition

und des Plans, so wie über die Longueurs der Ausführung, heiter hinweg. Denn freilich Poesie ist in diesen Paris=Dresdener Fabrikarbeiten nicht zu suchen, und selbst die Beziehungen auf lebende Personen, die z. B. in Berlin zweifelsohne ihre Wirkung machen, gehn hier verloren. Denn wie wenige wissen hier in Oldenburg, daß der Bühnendichter und Gutsbesitzer Professor Spinne Hr. Prof. Dr. Ernst Ranpach, jetzt Tied's Bruder im Geheimen Hofrath ist, und daß der Recensent Aqua-Marin Hr. in Berlin, und daß endlich unter den beiden Rivalinnen die Damen Löwe (oder Fafmann) und Fräulein Stuch zu suchen sind, zwischen denen auf der Berliner Hofbühne derselbe skandalöse Austritt, wie hier im Spiel, in natura statt gefunden hat. Und doch erheitert uns das Stück, und thut seine komische Wirkung; warum? — Dies warum ist lehrreich — weil hier ein ganzer Stand alle Verhältnisse seines Lebens und seiner Wirksamkeit der Kritik der Komödie Preis giebt, und weil dieser Stand die Agirenden selbst sind, die uns mit Bewußtsein und auf künstlerischem Wege einen Einblick in dieses bunte Getreibe von Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten, Mänken und Schlichen, Puffen und Kniffen gewähren, und die Widerwärtigkeit des natürlichen Colorits dieser Dinge durch den künstlichen Schein solcher Abspiegelung mildern. Steht erst unser ganzes Leben auf derselben Stufe der Freiheit, so wird ihm auch der deutsche Aristophenes nicht fehlen, der den reichen Thorheitschacht unserer socialen Verhältnisse ausbeuten und durch die heitere Kunst unsere Narheiten und Schwächen verewigen wird. Aber so lange wir auch hier gegen die leiseste Zugluft der Desseentlichkeit uns in den dicken Pelz des Geheimnisses wickeln, und so lange unsere komischsten



Zeitthorheiten sacrosanct wie die majestas tribunitia sind — so lange werden die Schauspieler keine Revange nehmen können. Nun, wer weiß, — »was lange währt« soll ja »gut werden«, und noch ist nicht aller Tage Abend.

Die Darstellung war gelungen zu nennen, obgleich man bemerken wollte, daß nicht Alles in dem Bezuge zwischen der Ober- und Unterwelt der Bretter in der nöthigen Ordnung sei. Zu loben war besonders, daß Niemand von den Darstellern seine Rolle outrirte, was hier gerade als eine schwer zu vermeidende Klippe gelten konnte.

Die Mißverständnisse.

Lustspiel in einem Akt, von A. v. Steigentesch.
Aufgeführt

Oldenburg, den 13. December 1842.

Man kann es all den kleinen heitern und gefälligen Lustspielen des Hrn. v. Steigentesch, die sich schon zu Anfang dieses Jahrhunderts bei dem deutschen Theaterpublikum einschmeichelten, leicht ansehen, daß ihr Verfasser sich von dem, damaliger Zeit in Wien begünstigten spanischen Intriguedrama besonders angezogen fühlte. Und in der That, diese zierliche Leichtigkeit des Dialogs, diese Feinheit der Verwickelungen und Intriquen, dieses gauklerartige Heraus-spinnen der anmuthigsten Scenen aus einer Bagatelle, einem Nichts, dieser anmuthige Scherz, dieser spielende Witz finden sich in solcher Virtuosität bei keinem unserer deutschen Lustspieldichter. Freilich ist sein Genre klein, aber in diesem Genre ist er groß, und schwerlich wird Cervinus viel Beistimmung finden, wenn er diesen Dramatiker »langweilige«, »feine Verwicklung gering und seine Charaktere noch geringere« nennt. Für die gegentheilige Ansicht will ich hier nur zwei Kunsttrichter vorführen, die um so gewichtiger sind, auf je verschiedenen Standpunkten sie sich sonst befinden, Goethe und — Börne.

Daß übrigens die Sujets und ihre Behandlung nirgends tiefere wesentliche Interessen berühren, daß sie sich durchaus in der Sphäre des Verstandes halten, daß das Lachen und die Heiterkeit nur auf diesem Wege witziger Combination, und feingeschürzter Verwicklung von Erscheinungen, die sich auf der Oberfläche des Lebens bewegen, erzielt wird, ist schon durch des Dichters Vorliebe für jene spanische Intriguenkomödie bedingt. Nur freilich konnte ihm nicht gelingen, was den Spaniern Nationalcharakter und Nationalleben so leicht machte, nämlich sich für diese Schöpfungen seines witzigen Poetisirens eine eigene ideale Welt zu erschaffen, die doch wiederum nur eine Rückspiegelung der wirklichen gewesen wäre. Seine Stände und Charaktermasken gehören sämmtlich der Prosa einer Wirklichkeit an, wie sie uns alle Tage umgiebt. Diesen Boden einer rein prosaischen Natürlichkeit hat er mit den Schröder, Jffland und Kogebne gemein, aber in der Feinheit und Sorgfalt der Bearbeitung desselben, steht er hoch über allen

dreien. Freilich, kernige Naturfeische und durchschlagenden Humor dürfen wir in dieser Freischauersphäre des feinen, französisch-gelbildeten Welttons nicht suchen, so wenig als man den würzigen Duft der Walderdbeere, des Produktes von Sonnenwärme und Frühlingsthaue, von dem künstlichen Erzeugnisse des Gewächshauses verlangen kann.

Shakspeare's Romeo und Julie.

Aufgeführt

Oldenburg, den 15. Dec. 1842.

Wir können uns einer ausführlichen Darlegung der Composition dieses unsterblichen Werks überhoben halten, da dasselbe ganz neuerlich durch Rößcher's tiefstnimmige Entwicklung bis in seine geheimsten Fäden und Fibern der Erkenntniß erschlossen ist. *) Auf diese Entwicklung verweisen wir daher unsere Leser um so lieber, da sie nebenher auch die Charakteren in besonderer Beziehung auf die dramatische Darstellung ausführlich und erschöpfend behandelt.

Aber unverzeihlich ist es, daß man noch immer auf den deutschen Bühnen dies Meisterwerk in so schmählich verstümmelter Gestalt uns vorführt. Wozu bei mangelndem Personal die Unmöglichkeit der Besetzung zwingt, können größere Bühnen doch nicht für sich anführen. Aber auch bei uns könnte man Shakspeare'n noch vieles wieder geben, und wenn wir in Nestroy'schen Possen bis gegen 1/11 Uhr ausdauern, so wird eine gleiche Zeit doch wohl auch für Romeo und Julie in Anspruch zu nehmen sein. Es wäre wahrhaftig ein Verdienst, wenn unsere Regie hier den deutschen Bühnen mit einem guten Beispiele voran ginge, und namentlich manche komische Straßen- und Hausseenen und so vieles andere wieder lebendig machte; auf die einzelnen Worte kommt es dabei nicht an, und daß gewisse Dinge wegzfallen müssen, ist eben so außer Frage.

Hier nur noch ein paar Neußerlichkeiten. 1) Unsere meisten Schauspieler tragen die Schminke zu stark auf. Das Haus ist so klein, daß diese Zinnobergesichter selbst schwachen Augen unangenehm werden. Namentlich hatte Bruder Lorenzo bei seiner Gesichtsmaske des Guten gar zu viel gethan. Ein Paar Freunde haben mir versprochen, über diesen Gegenstand einmal ausführlicher sich vernehmen zu lassen. 2) Alle Schauspieler sollten Rechtunterricht nehmen, um die Scheingefechte der Bühne mehr zu veredeln. 3) Die erste Scene zwischen Romeo und Julie dürfte weniger abgerissen und die Weise des Auftretens mehr dahin zu motiviren sein, daß sie als Fortsetzung einer ersten vorhergegangenen Anknüpfung in dem Ballsaale erscheint.

Das Stück war fast in allen Hauptrollen (Romeo, Mercutio, Tybalt, Lorenzo und Paris), die H. H. Häser,

*) Man s. Abhandlungen zur Philosophie der Kunst von Rößcher. Vierte Abtheilung, enthaltend Romeo und Julie, und den Kaufmann von Venedig. Berl. 1842.

Wahn, König, Mäde und Heuser) neu besetzt, und konnte so für eine neue Vorstellung gelten. Und wenn dies Meisterwerk, (wie alle größten dramatischen Kunstwerke) so lange es geschaffen ist, wohl nie ganz vollständig durch die Darstellung in's Leben gerufen worden ist, so dürfte man doch unsern Darstellern das Zeugniß nicht versagen, daß sie wenigstens das Ihrige redlich gethan, um uns einen Abglanz dieser zaubervollen Schönheit vor das leibliche Auge zu führen. Im Einzelnen freilich fehlte es nicht an Stoff zu Ausstellungen, die sich indessen theilweise bei einer zweiten Aufführung beseitigen lassen.

Hiermit aber will ich für 1842 meine kleinen dramaturgischen Beiträge schließen. Ob ich sie überhaupt fortsetzen werde — möchte ich aus mehr als einem Grunde bezweifeln. Der Aufwand von Mühe und Zeit — und beides kosteten sie mir in vielleicht höherem Maße, als Mancher glauben dürfte — steht sehr wahrscheinlich in keinem Verhältnisse mit der Wirkung und dem Nutzen, den sie vielleicht haben konnten, oder den ich, richtiger gesagt, in manchen Augenblicken davon zu hoffen, sanguinisch genug war. Indessen Einem sind sie wenigstens förderlich und nützlich gewesen, nämlich dem Verfasser selbst, der seit einer Reihe von Jahren dem Studium der dramatischen Poesie und dem wissenschaftlichen Erkennen und Begreifen ihrer geschichtlichen Entwicklung seine liebsten Aufstunder zugewendet hat.

Namentlich hat die dramaturgische Kritik sobald sie, was freilich praktisch sehr wichtig, auf die Leistungen des einzelnen Darstellers eingeht, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und zwar um so mehr, je kleiner der Ort und je beschränkter dadurch das Terrain ist. In dieser Hinsicht muß ich der brieflichen Aeußerung eines Mannes beipflichten, der dramatischer Dichter und Dramaturg in einer Person, und in letzterer Eigenschaft vielleicht noch bedeutender als in der ersteren ist. Die *Humorist. Blätter* hatten zu Anfang dieses Jahres ein Paar kleine dramaturgische Aufsätze von mir gebracht. *Guglow*, der sie mit Interesse gelesen, erkundigte sich als die Fortsetzung nicht erfolgte, nach dem Grunde, warum die dramaturgische Kritik in Oldenburg rückgängig geworden, indem er mir die Ehre erzeigte, mich zu derselben für besonders befähigt zu halten, obgleich ich seinen *Paktul* in den deutschen Jahrb. einer scharfen Kritik unterworfen hatte, ein Umstand, den ich deshalb anführe, weil er jenem Autor zur Ehre gereicht. »Im Grunde indessen«, setzt er hinzu, »eignet sich ein so kleines Terrain wohl nicht für Kritik. Will man wahr sein und streng, so stört das den Hausfrieden, auf den innerhalb so engezogener Grenzen doch viel ankommt. Will man nur Alles schön und trefflich finden, so nügt es nicht und macht eine Bühne nur nach Außen lächerlich.«

Leßting, der doch in diesen Dingen einige Erfahrung hatte, bemerkt über das Verhältniß des »Schauspielers« im Allgemeinen zur Kritik: »Gelobt wird er sich

nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen.« Und so weit meine Kenntniß der deutschen Dramaturgie, die diesen Namen verdient, reicht, wüßte ich keinen Kritiker zu nennen, mit dem die Kritiker zufrieden gewesen wären; und selbst die Voraussetzung der Redlichkeit und allein auf die Sache gerichteten Unparteilichkeit, dürfte zu den seltenen Ausnahmen zu zählen sein. Dies soll für Niemanden ein Vorwurf sein, denn daß es so ist, liegt am Ende in der menschlichen Natur selbst. Und somit wünsche ich unserer Bühne zum neuen Jahre die aufmunternde Theilnahme des Publikums, welche ihre Bestrebungen, ihr Fleiß und Eifer und ihre ganze Haltung unbezweifelt verdienen.

Novellette vom Coliseum.

Nach dem Englischen von Hedwig Hülle.

Einige Augenblicke vergingen, ehe eine neue Gestalt sich in der Arena zeigte. Die getödteten Thiere waren fortgeschafft, und der königliche Schauspieler nahm einige Erfrischung nach seiner Anstrengung. Endlich führte eine neue Ankündigung den Löwen herein. Ich weiß nicht, welche übernatürliche Majestät, welches seltsame Grauen dieses Thier umgiebt. Seine erhabene Stirn glüht der Jupiters in Wuth, aber mit der Macht und Größe dieses Gottes vereint er die brennende Ruhelosigkeit, die erbarmungslose und feurige Qual und Verzweiflung irgend eines Dämons, welcher für Jahrhunderte in den tiefen Regionen der Hölle geschmachtet hat. Das ungeheure Thier war von einer furchtbaren Gestalt. Futter war ihm lange Zeit vorenthalten worden, um seine Eier nagender und verzweiflungsvoller zu machen. Als er langsam umherschritt, nach mehreren erfolglosen Sprüngen gegen die Zuschauer (von denen jeder ein erneutes Geschrei hervorrief und einen Stoß zurück in der Menge auf der ersten Gallerie veranlaßte, als ob die mächtige Wuth das Geschöpf hätte beschwingen können) stand er im Mittelpunct still und stieß, seine böshafte und brennenden Augen umherwerfend, ein entsetzliches Gebrüll aus, welches das ganze Gebäude erschütterte.

In diesem Augenblicke traf es sich, daß ein Streit entstand auf einer der Bänke, welcher die Gesellschaft störte. Der Zwiespalt betraf das Recht des Vorrangs im Sitzen, und erreichte zuletzt eine solche Höhe, daß die Streitenden außer sich waren, vor Wuth, und durchaus die Folgen nicht bedachten. Endlich, als ein blankes Schwert in der Luft blühte, über der Scene des Kampfes, übertönte ein Ausbruch des Unwillens von allen Seiten beinahe das Gebrüll des Löwen, und ein Centurione ergriff den erhobenen Arm des Jünglings, welcher, uneingedenk der Kaiserlichen

Gegenwart, versucht hatte, seinem Feinde den Todesstreich zu geben. Der Lärm eines so bedeutenden Tumults ist nicht leicht gedämpft. Tausend verschiedene Ausrufungen zerrissen die Luft. Während einer Pause der Bewegung, verlangte der Präfect der Stadt auf den Befehl des Kaisers den Namen des Beleidigers und die Ursache des Streites zu wissen, und die Stimme des Centurionen gab laut die Antwort, daß der Angreifer der Sohn eines Senatoren sei.

»Es ist der Wille des Kaisers,« rief der Präfect, »daß der Gefangene selbst antworten und sich verteidigen soll, wenn er sich verteidigen kann. Laßt ihn sprechen zu seiner Vertbeidigung.«

Ein hoher und schöner Jüngling erhob sich und sagte mit fester Stimme aber voll kühner Leidenschaft: »Wessen bin ich angeklagt? Ich habe nur Beleidigung mit Beleidigung erwidert und Schlag mit Schlag.«

»Du bist angeklagt der Unbescheidenheit und des Auftrubs in der Kaiserlichen Gegenwart.«

»Wer sie auch vorbringt, die Anklage ist falsch,« war die verwegene Erwiederung.

»Wie aber, wenn der Kaiser selbst Dein Ankläger ist?«

Ein augenblickliches Schweigen erfolgte. Ganz Rom kannte den Haß des Commodus gegen die Senatoren, ihre Familien und Angehörige. Selbst der Edwe mit seinem ungeheuern Rachen, langsam die Arena durchschreitend, war vergessen.

»Der Kaiser wiederholt es Dir, Lucius Codrus, wie, wenn er selbst Dein Ankläger wäre?«

»Die Wahrheit ist unbeweglich,« erwiderte der unverschämte Knabe. »Lüge bleibt immer Lüge.«

(Schluß folgt.)

Singverein.

Außerordentliche Versammlung Freitag, den 30. December 1842, im großen Casinosaale.

Programm.

Der 95te Psalm von Mendelssohn.

Zwei deutsche Volkslieder, eingerichtet für gemischten kleinen Chor.

Lieder von Beethoven, Mendelssohn und Fr. Schubert (Erlkönig).

Introduction aus Don Juan, von Mozart.

Quartett von Spohr (Männerstimmen).

Terzett aus Fidelio, von Beethoven.

Duett aus Wilhelm Tell, von Rossini.

Lieder von Lindblad (der Postillon), Krebs und Löwe (der Mailäfer, eine Humoreske).

Zigeunerlied für gemischten kleinen Chor, von Rob. Schumann.

Schlussschor des ersten Theils der Schöpfung von J. Haydn.

Die Fremdenkarten werden die verehrlichen Mitglieder ersucht, in der letzten ordentlichen Versammlung vom Directorium entgegen zu nehmen, oder am Freitag bei'm Mitdirector, Advocat Hoffmann, abholen lassen zu wollen.

Conzert-Anzeige.

Der berühmte Virtuos Herr Ernst — gewiß Einer der größten Geiger — wird hier in diesen Tagen im neuen Casino-Saale ein Concert geben.

Der Tag wird noch näher durch das Programm bestimmt werden.

Auflösung des Buchstabenräthsels in N^o 50.

Leib, Eid, Treue, Neue.

Kirchennachricht.

Vom 17. bis 23. Dec. sind in der Dld. Gem.

1. Copulirt keine.

2. Getauft: Conrad Friedrich Ernst Hapfen, Wilhelm Heinrich Gustav Corßen, Friederike Wilhelmine Gerbardine Corßen, Carl Anton Claus Reiners, Joseph Heinrich Pehl, Rebecke Margarethe Gerdes, Catharine Margarethe Martens.

3. Beerdigt: Gesine Margarethe Mehrens, geb. Eilers 66 J. 6 M. Anna Elisabeth Müller, geb. v. Parten 70 J. 1 M. Helene Bragge, geb. Rastbe 66 J. 3 M. Johann Hinrich Kücher 7 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Weihnachtstage.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Ordnung.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am zweiten Weihnachtstage.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Ordnung.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Hierbei N^o 48 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulze'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Straßerfan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Ächter Jahrgang.

N^o 53.

Sonnabend, den 31. December.

1842.

Es dürfte nicht unbedeutend sein, dem Publikum anzuzeigen, daß auch die

Mittheilungen aus Oldenburg

im künftigen Jahre fortbestehen werden. — Wie sie seit acht Jahren sich bestrebt haben »ein vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur« zu sein, so werden sie auch fortfahren, kein Parteiblatt, sondern ein Organ der öffentlichen Meinung zu bleiben, in welchem Jedermann, ohne Unterschied, seine Ansichten über die erwähnten Gegenstände offen darlegen kann, wenn nur die Sprache anständig ist und persönliche Beleidigungen fern bleiben. —

Indem daher die Verlags-handlung bittet, auch in Zukunft die Beiträge, welche der Tendenz dieses Blattes angemessen sind, ihr zugehen zu lassen und sich der Aufnahme derselben versichert zu halten, verspricht sie, in Verbindung mit der Redaction, auch ihrerseits Alles anzuwenden, um für eine angenehme und abwechselnde Unterhaltung ihrer Leser zu sorgen. —

Daß auch die »Kirchennachrichten« regelmäßig, wie bisher, gegeben werden, dürfte, möglichen Irrthümern vorzubeugen, noch besonders zu bemerken sein.

Das Blatt erscheint an jedem Sonnabend, für gewöhnlich, in einem halben Bogen in gr. 4to und ist der Preis des ganzen Jahrgangs für die Stadt 1 Rthlr. Gold; auswärtige Wohnende wollen ihre Bestellungen den ihnen zunächst gelegenen Postämtern übergeben, welche im ganzen Großherzogthum für einen Aufschlag von 24 Grote Gold die regelmäßige Beforgung beschaffen werden.

Schulze'sche Buchhandlung.

An die Herrenknechte.

Wenn ihr mit steten Blicken die schöne Welt durchschleicht
Und willig euren Rücken, zur Füße Schemel beugt,
Wenn ihr das schöne Leben verkauft für eit'les Gold:
Dann möge nie euch lächeln die Freiheit lieblich, hold.

Ihr werdet spöttelnd fragen: was wohl die Freiheit sei,
Für die man sollte wagen die gold'ne Höferei:
Was giebt sie uns für Freuden und was für Hochgenuß?
Was bietet sie für Würden und welchen Ueberfluß?

»Seht, wie die Lerche singend aufsteigt zum Wolkenthron
Das weite Thal durchfliegend mit ihrem Silberton,
Sie kennt der Freiheit Freuden und deren Hochgenuß,
Sie kennt auch Fürstenthronen und reichen Ueberfluß.«

»Es lächelt ihr die Sonne, der Fürstin größte Zu
Sie schweigt in seel'ger Wonne und fliegt den Wolken zu,
Und Ueberfluß von Liebren, voll Fröhlichkeit durchglüht
Entströmen ihrer Rehte, wenn sie gen Himmel zieht.«

»Seht, wie die Rose duftend in Morgentlüften schwankt,
Wie um die alte Ulme das Epheu aufwärts rankt,
Wie sich der Käfer fröhlich von Blüth' zu Blüthe schwingt
Und leise vor sich summend ein Lied der Freiheit singt.«

»Kennt ihr an diesen Dingen noch nicht was Freiheit sei,
Verdammt sollt ihr dann werden zu ew'ger Slaverei,
Behängt mit Fürstketten, mit Stern und Ordensband,
Seid aus der Freiheit Landen ihr immerdar verbannt.«

S. M.

Novellette vom Coliseum.

Nach dem Englischen von Hedwig Hille.

(B e s c h l u ß.)

Ein tiefes Gemurmel lief durch die Menge. »O Jupiter! O Mercur! Hercules schüge ihn! Er ist rasend!« tönte es von hundert Rippen. Es trat eine momentane Pause ein.

»Frage ihn«, rief eine schrillende Stimme von der höchsten Gallerie, »ob er nicht verwandt sei mit der Familie der Antonine?«

Diese Familie wird dem Geschichtskundigen erinnertlich sein als ganz besonders von Commodus zum Opfer an-
gesehen.

Diese Frage wurde auf des Kaisers Befehl von dem Präfecten gethan.

»Ich bin,« rief der Jüngling, »der letzte Spross dieser beleidigten Familie.«

Die Gegenwart des Kaisers, und das brutale Vergnügen, welches sie gerade in Anspruch nahm, schien die Zuschauer zu beleben mit dem vereinten Geiste erbarmungsloser Grausamkeit. Diefelben Römer, welche, außer den Mauern des Coliseums, und in der Abwesenheit ihres grausamen Monarchen, seine Verfolgung der Antonine verwünscht haben würden, schmeichelten jetzt seiner Günst durch lautes Gemurmel des Verdrusses und der Rache. Mannichsches Geschrei brach wieder vereint hervor von dem ungeheuren Abhang von Gesichtern.

»Zum Weile — zum Weile mit dem letzten der Antonine!« riefen Viele, während Andere schriem: »Zum Tarpeischen Felsen!«

Endlich schrie dieselbe heifere Stimme desjenigen, welcher seine Verwandtschaft mit Arius Antoninus aufgedeckt hatte, über dem allgemeinen Tumult: »Der Löwe — der Löwe! Werft ihn über den Balcon in die Arena! Ein vereinter Ruf des Beifalls, — die Damen lehnten sich mit dem Lächeln des Entzückens vorwärts und mit ihren Händen Zeichen des Beifalls winkend, legten sie ihre Anerkennung der Eigenthümlichkeit an den Tag.

Nach einer Pause, während welcher der Kaiser sich unterhielt mit einigen von seinen Officieren, die auf seine Plattform herabgestiegen waren, wurde bekannt gemacht, daß der unverkämte Verbrecher dem Löwen vorgeworfen werden solle, daß aber die kaiserliche Gnade, um ihn nicht in die äußerste Verdamnüß zu werfen, sich herablassen wolle, das königliche Thier durch einen Pfeil zu zerstören, ehe es seinen Raub in Stücke zerrissen habe.

Theon, ein griechischer Sklave, welcher selbst dem Löwen vorgeworfen werden sollte, und welcher auf einer andern Plattform stand, bereit zum Sprunge, empfing lustige Glückwünsche seiner Freunde. Während dessen wurde Codrus, welcher Niemand anders war, als unser junger Roué,

der so fröhlich mit seinem Freunde Silvius das Amphitheater betreten hatte, vor Commodus beschieden. Selbst, wenn der Kaiser versuchte, durch einen zeitigen Pfeil ein menschliches Opfer aus dem Rachen des Löwen zu retten, ging er eine schwere Wette ein. Er hatte den Löwen selbst in Augenschein genommen, hatte zuversichtlich erkannt, daß keine menschliche Hand ihn wenigstens von einem blutigen Kampf mit demselben befreien könne. Dieser Codrus war ein hitziger Jüngling, dessen Leidenschaft ihn oft die Grenzen der Vernunft überschreiten ließ. Der nahe Anblick der Arena und des Löwen kühlte seinen Muth und überwältigte ihn fast mit Entsetzen. Bläß, zitternd, hinstinkend wurde er vor den Kaiser gebracht, der ihn mit einem wilden Lächeln empfing.

»So, Codrus, Du bist also der letzte der Antoninen? Ich würde Dich erhalten haben, armer Knabe, doch Du mußt Dich nothwendig in die Höhle des Löwen wagen. Aber erhebe Dein Haupt. Stirb wie Deine Vorfahren — wie ein Römer; denn Du mußt sterben. Was, Wube, knieest Du? Hinweg mit Dir!«

»Ich war wahnsinnig,« schrie Codrus; denn er hörte den Löwen dicht hinter seinem Rücken brüllen. »Ich war wahnsinnig, edler Kaiser; mein Leben! Mein Leben! Mein Leben!«

»Schande Deiner Feigheit, Hund von einem Selaven. Du verdienst den Tod, wenn auch nur um Deines verzagten Herzens willen. Aber fort von meinen Füßen! Willst Du Narr weg von meinen Füßen? Ich sage Dir, es ist nur ein Spaß, Codrus, es ist nur ein Spaß; ich will Dich retten, Knabe. Bei'm unsterblichen Jupiter! Du bist so sicher wie in Deinem eignen Palast. Nieder mit Dir, Wube!«

»O großer Herrscher! ich bin jung!«

»Ich sage Dir, du unglücklicher Wube, klammere Dich nicht länger an meine Füße. Komm, die Zeit eilt; das ganze Theater wartet; horch, wie sie rufen und schreien! sie harren ungeduldig auf ihre Spiele. Komm, Du, welcher so verwegene war und so hochmüthig im Particus, laß sehen, wie Du dich aufführst in der Arena. Sieh' nur! das ungeheuerere Thier hat sich gerade niedergelegt, so weit von uns wie möglich. Bei'm Mercur! ich glaube, Ihr fürchtet euch vor einander. Nun denn — hinaus mit ihm in die Arena!«

»Um Jupiters willen!« schrie Codrus, sich an den Centurionen klammernd, der ihn ergriffen hatte, um ihn hinwegzuführen

»Höre«, schrie der Kaiser ihm zu, »wenn Du in der Arena bist, krümme Dich nicht hier mehr zu meinen Füßen, sonst bist Du gleich verloren. Ich kann nicht niederschicken; nimm Deinen Platz ruhig in der Mitte; hörst Du? Schlagt den Buben, bis er antwortet.«

Als Codrus den Schlag empfing, schien er seinen Muth zu sammeln.

»Kaiser«, rief er, »erlaube mir wenigstens eine Waffe.«

»Nein!«

»Einen einzigen Pfeil nur!«

»Ich sage, nein!«

»Nur Deine Keule!«

»Nichts! — Entkleidet ihn und reißt ihn vorwärts!«

Als die Officiere im Begriff waren, zu gehorchen, sprang das unglückselige Schlachtopfer, blaß wie der Tod, mit fast aus ihren Höhlen getretenen Augen, auf den Tyrannen los, die Zähne wild fleischend.

»Bei dem Gott Hermes! will der wüthende Bube seinen Kaiser schlagen? — Reißt ihn fort, sage ich!«

Und Codrus ward buchstäblich in die Arena geworfen. Er sprang auf seine Füße und schlug die Hände zusammen. Er warf einen Blick umher. Das Ungeheuer war zweihundert Schritte entfernt, und hatte sein menschliches Schlachtopfer noch nicht erblickt. Codrus blieb bewegungslos stehen. Noch einmal sah er umher auf den mächtigen Kreis seiner Mitgeschöpfe, in Reihen über einander aufgestellt, eine unendliche Mauer von Köpfen, und alle begierig auf den Anblick, daß ein Löwe sein Fleisch zerreißen und seine Knochen zerbrechen werde.

Ein kleiner Pfeil von Commodus, abgeschossen, nicht das Thier zu beleidigen, sondern bloß um es aufzuschrecken, machte, daß der Löwe emporstürzte und brüllte, und dann sah er, als er sich wendete, den unbewaffneten, hilflosen jungen Menschen in seiner vollen Gewalt. Bei dem Anblick schüttelte er seine zottige Mähne, — er schlug seine ungeheuren Seiten mit seinem Schwanz — seine Augen brannten wie glühende Kohlen. Mit einem tiefen, schrecklichen Knurren schritt er zuerst langsam, als ob er argwöhnte, daß entweder sein Schlachtopfer bewaffnet sei, oder daß eine Mauer von Planken oder Netzen es vor seiner Wuth schütze. Schritt vor Schritt näherte er sich — sein Schweif bewegte sich schneller, mit der schnell erweckten Freude einer Katze, die auf eine Maus zuspringt — sein Knurren verstärkte sich zu einem Gebrüll.

»Jetzt, Commodus!« schrie Codrus. Ein tiefes Gelächter des Kaisers hörte man durch den ganzen Raum. Weiter und weiter, Schritt vor Schritt ging das gigantische Thier vorwärts. Sein mächtiger Rachen that sich auf, er zerriß den Boden mit seiner Zunge — er erschütterte selbst das Fundament des Amphitheaters mit seinem immer steigenden Gebrüll; glühende Gesichter lehnten sich über die Brüstungen, und öftere Ausrufungen des Ergötzens ertönten von Lippen, so schön wie Rosenknospen.

»O ihr Götter! O Commodus!« schrie die jetzt gedämpfte Stimme des Codrus, als der Löwe ihm näher kam, und er stand wie eine Bildsäule; denn der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt.

»O Commodus! Deinen Pfeil! Deinen Pfeil sende jetzt! Er will springen und mich zerreißen!« und als seine Stimme ihm ganz versagte, sank der Unglückliche seitwärts nieder auf den Ellbogen.

»Noch nicht! jetzt noch nicht!« flüsterte die süße Stimme einer römischen Dame — eine bedeutende Kunst-richterin über die eleganten Vergnügungen des Tages.

In demselben Augenblick ertönte ringsum ein Freuden-schrei, plötzlich und ohrbetäubend: der Pfeil des Kaisers war zu seinem Ziele geeilt, und zitterte in der breiten Brust des Löwen; aber dieser, ihn nicht mehr achtend als eine Flaumfeder, war mit einem Hauptsprunge brüllend auf seinen Raub gestürzt; schon waren seine haarigen Klauen und sein Rachen geröthet — der Kopf des armen Codrus war verschwunden — seine Glieder vom Kumpf gerissen und seine Eingeweide hatten große Spuren von Blut auf dem schneeweißen Sande gelassen. — Ein Pfeil von besserem Erfolge hatte dann auch den Löwen zitternd nieder geworfen, er rollte sich auf dem Boden umher — und biß die Erde. Ein dritter tödtete ihn völlig; und in wenigen Augenblicken hatten Sklaven den Leichnam des Codrus und den todtten Waldeskönig fortgeschafft und den weißen Sand wieder ausgebreitet, daß keine Spur von dem Vorfall nachbleibe.

»Frieden dem Letzten der Antonine!« rief die heisere Stimme von der Gallerie; und ein allgemeines Gelächter, und ein Schall gutmüthigen Beifalls, belohnte den Wig des ungesesehenen Sprechers, und kündigt die herzlichsten Genugthuungen an, welche die Zuschauer aus ihren Morgenvergüngen gezogen hatten.

Ein zweiter Gladiator wurde zu einem andern Löwen hineingelassen, aber das Thier fiel von dem ersten Pfeil des Monarchen; und als ob er nun zufrieden sei mit seiner an den Tag gelegten Geschicklichkeit, war das Vergnügen zu Ende.

Das Amphitheater hatte seine Tausende ausgeworfen, der Letzte des langen Kaiserlichen Zuges war in den Palaß verschwunden, und Commodus bereitete sich, seiner üppigen Ruhe zu genießen nach einem üppigen Mahle. Er entließ sein ganzes Gefolge und blieb allein mit seinem Liebling Marcia.

»Wahrlich, mein Commodus«, sagte das Mädchen, »heute hast Du Dich selbst übertroffen. Die Nachwelt wird mit mehr Entzücken davon sprechen als von langjährigen Regierungen anderer Kaiser.«

»Schmeichlerin — schöne Schmeichlerin!«

Sie waren allein.

»Was ist es, o Commodus, woher kommt es, daß ich Dich mit jedem Tage inniger, heißer anbeite? — Du beschäftigst ausschließlich meine ganze Einbildungskraft. Selbst wenn ich in der Natur umherschaue, zum blauen Himmel voll schwimmender Wolken; zu den Bergen, mit silbernem Schnee bedeckt; auf die breiten, grünen Gefilde und strömenden Flüsse; Alles gehört Commodus!«

»Süßes Kind, inniges und zärtliches Mädchen, küsse mich noch einmal. Ich glaube, Marcia, wenn ich irgend

einen Gegenstand auf der Erde kindisch liebe, so bist Du es.«

Sie näherte sich ihm und legte ihre Wange an seine Brust.

»Laß mich Deine feuchte Stirn kühlen. Ach! wie göttergleich Du mir erscheinst, Commodus. Ach, wer als Du wurde je geboren, ein Kaiser zu sein?«

»Schönes, zerbrechliches Wesen; wenn ich Dich in meine Arme schließe, Marcia, so erweckst Du in mir theils sanfte — theils knabenhafte Gefühle!«

»Liebe, Liebe, Commodus. Ist es nicht Liebe? Und doch, wie kannst Du, mit der Welt auf Deinen Schultern, Zeit haben, eine so niedere Blume wie ich zu lieben?«

»Still! Still! laß mich Deine Thränen wegzulassen; aber da diese Thränentropfen, meine schöne Marcia, nicht hinreichen, meinen Durst genugsam zu löschen, reiche mir jenen goldenen Becher her. Meine Lippen sind trocken. Fülle den Becher mit, theures Mädchen.«

Sie kniete zärtlich und erhob den Becher an seine Lippen. Er leerte ihn in einem vollen Zuge.

»Ha! wie verbreitet er ein tiefes Entzücken durch meine Adern! Unsterblicher Wein! Ich preise die großen Götter, den Freudenbringer Bacchus für solch eine Gabe!«

»Du bist sehr müde.«

»Ich bin es.«

»Deine Augen sind schwer. Genieße der Ruhe.«

Der Despot lehnte sein Haupt zurück, an der Seite seiner besten Freundin. Sie legte ihre, von blauen Adern verschönte Hand auf seine Stirn. Sie küßte sanft seine geschlossenen Augenlider. Gepflegt von ihren Schmeicheleien, schlief der Monarch. Als seine schweren Athemzüge seinen tiefen Schlaf verkündigten, ließ das Mädchen ihn langsam und leise los. Sein Haupt sank ganz auf's Lager zurück. Einen Augenblick stand Marcia in einer Stellung, die von großer Bewegung zeugte. Sie neigte ihr Haupt zu ihm hin. Abgestumpft durch sein Bankett, lag er, mit aufgelösten Gliedern und erschlafften Zügen da, wie ein todter Körper. Ihr Gesicht hatte sich verändert; ihre Augen starrten; ihre Lippen standen halb geöffnet, als fürchtete sie ihre eigenen Athemzüge. Dann schlich sie blaß und geräuschlos zur Thüre, welche sie leise öffnete. Drei Gestalten traten herein, Vactus, Celestus und noch Einer. Der Letzte war derjenige Slave, welcher dem zweiten Bösen des Amphitheaters vorgeworfen worden war.

»Hat er es ausgetrunken?« fragte Vactus.

»Jeden Tropfen.«

»Aber, damit er nicht erwachen sollte, und in seiner Verzweiflung uns seiner Wuth opfern, habe ich einen seiner besten Freunde mitgebracht.«

Er lächelte und deutete auf den Slaven. Marcia blickte einen Augenblick ihren schlafenden Geliebten an und sagte dann mit leiser Stimme:

»Ist der Slave stark und kräftig?«

Der Gladiator antwortete durch die Emporhebung seiner musclosen Arme.

»Nun, dann schnell im Namen Jupiters! Vactus, — die Thür. Celestus — seine Füße! Ich will seinen Kopf halten. Nun, Slave, bei Deinem Leben! — Ha! ihr Götter! Er erwacht!«

Ein Augenblick verging. — Ein Kampf wie der eines Stiers, der gebunden unter dem Knie des Schlachters stöhnt. — Keine Stimme unterbrach die Grabesstille. — Ein blau-schwarzes und verzerrtes Antlitz hing von dem carmoisrothen Ruhebett nieder. — In eine verborgene Ecke eines anstößenden Zimmers wurde ein Sack mit einer schweren Bürde geworfen, achlos, als ob es Sand oder Erde gewesen sei. — Für einen Moment war die Erde, abgleich sie es nicht wußte, frei.

Kirchennachricht.

Vom 24. bis 31. Dec. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Ditmann Dieks und Amuth Wiemken. Arend Schnitker und Anna Margarethe Pibeter. Gerd Christoph Mahlstedt und Catharine Bakenhus. Ahlert Harms und Dorothee Schlingmann.

2. Getauft: Helene Friederike Gessine Schlag. Hermann Hinrich Martin Meyer. Anna Catharine Albers. Anna Catharine Ahlers. Johann Diederich von Neeken. Ein uneheliches Mädchen.

3. Beerdigt: Anna Maria Börner 34 J. 10 M. Johanne Sophie Elisabeth Harms 59 J. 7 M. Hermann Gerhard Uthhorn 23 J. 11 M. Carl Dietmann 20 J. August Heinrich Gerhard Willers 8 J. Carl Ernst Julius Foting 1 M. 8 J. Johann Grummer 61 J. Ein ungetaufter Sohn des Klempners Fortmann 15 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Neujahrstage 1843.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Hierbei N^o 49 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzischen Buchhandlung.

Redaction: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.



